Flausblætter

Hausblätter.

Herausgegeben

von

F. W. Hackländer und Edmund Hoefer.

1858.

Vierter Band.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Inhalt des vierten Bandes.

Anfang und Ende.

Novelle

von

Paul Heyse.

In der tiefen Fensternische des lichterhellen Saals brannte nur eine einzelne Kerze auf silbernem Leuchter, den eine geflügelte Figur mit beiden Armen emporhielt. Der bescheidene Glanz wurde noch gedämpft durch schattige Gewächse mit breiten Blättern und den letzten Blüthen des Jahres, und eine schlanke Palme überwölbte zierlich mit ihren leichten Zweigen den Eingang in die dämmerige Laube. Zwei Sessel standen darin traulich einander gegenüber. Aber der eine war leer. In dem andern ruhte eine schlanke Frauengestalt, das Haupt auf die Hand gestützt, die Augen geschlossen. Wer sie im Verdacht hatte, daß sie sich aus der muntern Gesellschaft in dies grüne Versteck zurückgezogen habe, um nur desto mehr bemerkt und aufgesucht zu werden, that ihr Unrecht. Sie dachte durchaus nicht daran, wie zart das Helldunkel der Palme über ihre schöne Stirne fiel, wie weich und mondscheinhaft der Schein der Kerze in den Ringen ihres schwarzen Haares spielte. Noch auch benutzte sie, während am andern Ende des Saals eine sanfte Mädchenstimme zum Klaviere sang, die verstohlene Einsamkeit dazu, Gedanken nachzuhängen, wie sie wohl in der Sommerblüthe des Lebens hinter geschlossenen Augenlidern ihr Wesen treiben. Denn, um es kurz zu sagen: die Musik, der sie anfangs mit halbem Ohr gefolgt war, hatte sie endlich wie ein müdes Kind in Schlaf versenkt.

Auch erwachte sie nicht, als das Lied zu Ende war, die alten Herren ihr aufmunterndes Bravo riefen, der Stuhl am Klavier gerückt wurde und die unterbrochenen Gespräche mit neuer Lebhaftigkeit durch den Saal schwirrten. Niemand kam sie zu stören. Denn sie war fremd in diesem Kreise, und

überdies lag ein Zug von gehaltenem Ernst auf ihrem Gesicht, der neuen Bekanntschaften nicht gerade entgegen kam. Es war ihr Schicksal, für stolz zu gelten, und sie wußte es. Daß sie nichts that, den irrigen Glauben zu zerstören, entsprang mehr aus Bequemlichkeit, als aus Geringschätzung.

Eine bekannte Stimme, die ihren Namen nannte, drang durch ihren Schlaf. Als sie verwirrt die Augen aufschlug, stand der Hausherr vor ihr, einen Fremden an der Hand haltend, dessen hohe Stirn an die Palmenzweige stieß. „Erlauben Sie mir, Ihre Meditation zu stören, Frau Eugenie?" sagte der Wirth lächelnd. „Ich bringe Ihnen meinen Freund und Vetter Valentin, der seit einigen Stunden unser Gast und erst seit einigen Wochen wieder im deutschen Vaterlande ist. Nun aber werden wir ihn festhalten, denk' ich, und wer könnte uns besser dabei unterstützen, als die deutschen Frauen." —

Er hatte längst wieder den Rücken gewandt, und die Beiden verharrten noch ohne ein Wort der Begrüßung einander gegenüber. Die Augen des Mannes waren auf die rothe Rose im Haar der schönen Frau gesenkt, und nur das Schwanken des Palmenzweiges ihm zu Häupten verrieth, daß Blut in seinen Adern klopfte. Eugeniens Gesicht sah ernsthaft zu ihm auf, wie man einem Räthsel nachsinnt. Oder hatte der Schlaf seinen Schleier noch nicht ganz von ihren Augen genommen? Wenn dies Begegnen nur ein Traum war, so träumte sie ihn freilich nicht zum erstenmal. Aber haben Träume die Macht, bekannte Züge zu verwandeln, wie es die Jahre thun, Locken zu kürzen und jene Falten in die Stirn zu graben, welche sie dort über den starken Brauen des Mannes im ersten Aufblick erkannt hatte?

Je länger er sie auf seine Anrede warten ließ, desto röther glühten ihr die Wangen. Ein paarmal öffnete sie die Lippen, schwieg aber und senkte die Augen. Ihr Fächer glitt auf den Teppich nieder. Er ließ ihn liegen.

„Frau Eugenie," sagte er endlich, — „erlauben Sie auch mir, Sie so zu nennen. Ich trete eben erst ins Haus und habe es wahrlich versäumt, meinen Gastfreund nach dem Namen Ihres Gemahls zu fragen. Wie wunderbar trifft man sich im Leben wieder! Ich muß über meine Ahnungslosigkeit staunen, daß mir dies Wiedersehen durch kein Vorzeichen des Himmels oder der Erde angekündigt worden ist." — „Eine besondere Veranlassung hat mich hieher geführt," erwiderte sie rasch. „Ich will meinen Sohn in eine Schule bringen, und man sagte mir, daß er in dieser Stadt am besten aufgehoben sein würde. Die vorige Nacht habe ich im Postwagen völlig

ohne Schlaf zugebracht, und ich darf Ihnen wohl gestehen, daß eben, als Sie kamen, die schwache Natur gegen alle Schicklichkeit das Versäumte nachzuholen im Begriff war. Ich sage es Ihnen, weil es einen alten Freund befremden muß, so zerstreut und wenig herzlich begrüßt worden zu sein."

Sie bot ihm jetzt die Hand. „Ich danke Ihnen," versetzte er, und sein Wesen hellte sich auf, „ich danke Ihnen, daß Sie mir mein geringes Anrecht auf Ihre Freundschaft bewahrt haben. Fahren Sie nun fort, mich auf dem alten Fuß zu behandeln, und genießen Sie weiter die Ruhe, die ich Ihnen leider gestört habe. Ich werde sorgen, daß niemand wieder in diese Laube eindringe und, wenn Sie es wünschen, selbst am Eingang bei der Palme Wache stehen."

Sie lachte. „Nein," sprach sie, „so ist es nicht gemeint. Nur für das Gespräch mit wildfremden Menschen bin ich zu müde. Wenn Sie mit meinem guten Willen vorlieb nehmen wollen, so setzen Sie sich zu mir und erzählen mir, wie es Ihnen geht und ergangen ist." — „Sie werden am besten selbst urtheilen, wie es mir ergangen sein muß, wenn ich Ihnen im tiefsten Geheimniß vertraue, wie es mir in diesem Augenblicke geht. Mein Freund hat mich zu sich eingeladen, um mich auf irgend eine Art zu verheirathen. Was sagen Sie dazu? Er hält es für seine Pflicht. Wie weit muß es mit einem Menschen gekommen sein, dessen Freunde es für ihre Pflicht halten, ihn unschädlich zu machen!"

„Sie erschrecken mich," erwiderte sie lächelnd. „Als ich Sie kannte, waren Sie, wenn auch immerhin nicht ganz ungefährlich, doch weit davon entfernt, so viel Unheil anzustiften, daß man im Interesse der öffentlichen Sicherheit nöthig gehabt hätte, Sie in Fesseln zu legen."

„Sie spotten, Frau Eugenie. O diese Ihre Kunst, wie wohlbekannt ist sie mir! Aber diesmal treffen mich Ihre Pfeile nicht. Für niemand fürchtet mein edler Vetter Unheil von mir, als für mich selbst. Er ist des Glaubens, wenn ich fortführe, auf dem alten Raubschloß, das ich mir gekauft, einsam zu hausen, Grillen und Hasen zu jagen und der Landwirthschaft meiner Bauern mit Rezepten aufzuhelfen, von denen ich selbst nichts verstehe, so würde das Restchen gesunder Vernunft, das er so gütig ist bei mir vorauszusetzen, eines schönen Tags in Rauch aufgegangen sein. Sie sehen, er denkt mich homöopathisch zu behandeln, eine Thorheit durch die andere zu heilen. Vielleicht hat er recht, und wenn man bewiesen hat, daß man selbst nicht im Stande ist, sein Leben vernünftig einzurichten, muß

man ja wohl dankbar stillhalten, wenn sich ein guter Freund die Mühe gibt. Zuweilen denke ich freilich, daß es zu spät sein möchte."

„Zu spät? Ich kann nachrechnen. Vierzehn Jahre ist es, daß wir uns nicht gesehen. Wenn Sie sich damals nicht jünger machten, als Sie waren, so halten Sie jetzt kaum an den Jahren, die man die besten nennt."

„Ich mich jünger machen? Lieber Himmel, eher das Umgekehrte wäre in meinem Interesse gewesen. Woran erinnern Sie mich, Eugenie!"

„Und ist sie schön, jung, liebenswürdig, Ihre Braut?" lenkte sie rasch wieder ein. „Ich würde mir diese Frage, die einen Zweifel einschließt, ersparen, wenn Sie nicht einem Freunde Vollmacht gegeben hätten, über Ihr Herz zu verfügen. Und in solchen Dingen sind Freunde nicht immer zuverläßig." — „Sie thun unserm vortrefflichen Wirth großes Unrecht," versetzte er lachend. „Nicht nur fehlt keine jener drei Kardinaltugenden, sondern eine jede ist sogar dreimal vorhanden." — „Dreimal?" — „Ich meine in drei verschiedenen Exemplaren, unter denen mir Aermsten die Wahl schwer werden soll, wie mir gedroht wird." — „Und alle drei sind sterblich in Sie verliebt? Da muß es ja jedenfalls ein Doppelunglück geben!" — „Fürchten Sie nichts. Bis zu dieser Stunde weiß keine meiner Auserwählten, daß ich überhaupt auf der Welt bin. Ihr Vater —." — „Drei Schwestern also?"

„Ja, eine blonde, eine braune und eine schwarzlockige. Sie sehen, da ist kein Entrinnen, für jede Laune des Geschmacks ist gesorgt. Morgen mit dem Frühsten nimmt mich mein unbarmherziger Seelenverkäufer in seinen Wagen und liefert mich meinem Verhängniß aus. Sie wohnen in L., vier kleine Stunden von hier, und ein Pferdehandel soll den Vorwand herleihen. Ihr Vater, der in dem Städtchen als Arzt lebt, hat einen prächtigen Schimmel von reinem arabischem Blut im Stall." — „Sie ziehen aus wie weiland Saul, der Sohn des Kis. Mögen Sie, wie er, mit einem Königreich heimkehren!" —

„Wenn Sie wüßten," sagte er nachdenklich, „wie wenig mich nach der Herrschaft gelüstet! Denn gibt es einen größeren Sklaven, als ein König? Heute bin ich noch frei, und so nehme ich mir denn die Freiheit, mich zu Ihnen zu setzen und an vergangene schöne Tage zu denken, wo ich freilich auch in Banden lag, aber in Zauberbanden."

Sie schwieg, während er sich in den Lehnstuhl warf und ihn dergestalt gegen den Saal hinschob, daß er nichts von der Gesellschaft sah, nur die

Pflanzen am Fenster und die Kerze und das Gesicht der schönen Frau. Indessen hatte sich die Hausfrau ans Klavier gesetzt, um einen Tanz zu spielen, und bald zitterte der schlanke Wipfel der Palme von dem Wirbelwind der vorüberfliegenden Paare. Eugenie sah still in das muntere Treiben hinein, ihre Linke spielte mit der goldenen Kette, ihre Rechte hielt den schönen Blumenstrauß nachläßig im Schooß. Valentin betrachtete sie. Als sie es bemerkte, hob sie den Strauß auf und vergrub das halbe Gesicht darein.

„Sie finden es unbescheiden," bemerkte er, „daß ich mich Ihnen gegenüber setze, wie einem Bilde. Aber darf es mich nicht wundern, daß alle Farben noch so ganz frisch mich anleuchten, wie vor so manchen Jahren? Wenn ich mich auf einen Augenblick des Gedankens entschlage, daß ich vierzehn Jahre älter geworden bin und morgen verheirathet werden soll, so kann ich mich völlig in die Täuschung einspinnen, als säße ich wieder wie so oft in dem Gewächshaus Ihrer Eltern und hätte eben das Buch weggelegt, aus dem ich Ihnen vorgelesen, und Sie sähen nun durch die Scheiben dem Spiel der Mücken über dem Weiher zu, oder dem Fall der Blätter. Aber nur die Jugend bringt uns solche Stunden verzückter Dumpfheit, völligen Aufgehens unsrer Seele in die Seele der Natur, wo wir aller Fesseln unseres Ich entledigt werden, um uns nur desto tiefer an die Elemente, einer Pflanze gleich, gebunden zu fühlen. Zuweilen wenn ich nach solchen Abenden allein den weiten Heimweg antrat, trug mich das Nachgefühl jener Momente durch die lange Pappelallee so seltsam schwankend dahin, wie eine Feder, ein Blatt, das von der Luft bewegt wird. Wir nennen das in späteren Jahren Sentimentalität. Aber ich kann noch heute nicht darüber lächeln."

„Wenn ich es damals that," sagte sie, „so meine ich fast, ich hätt' es Ihnen abzubitten. Aber wir Mädchen werden ja dazu erzogen, über unsere Stimmungen zu wachen und in allem, was Hingebung heißt, behutsam zu sein. Jetzt kann ich es Ihnen gestehen, daß es mir oft nur darum erwünscht war, meine Cora mitten in unsere traulichen Lehrstunden hereinbellen oder den Friedrich uns zum Thee abrufen zu hören, weil ich ein paar Minuten länger meine Thränen nicht bezwungen haben würde."

„Sie waren von Hause aus die stärkere Natur," versetzte er. „Der Kitt, der mich zusammenhält, ist erst langsam an der freien Luft eines bewegten Lebens hart geworden. Aber was haben Sie für Namen genannt! Meinen Freund und meine Feindin! Der ehrliche Friedrich, ich weiß, daß er

herzliches Mitleiden mit mir hatte, ein Fall, der unter Nebenbuhlern selten sein soll. Denn es wird Ihnen keine Neuigkeit sein, daß er Sie liebte, so sehr nur je ein Gärtner und Hausknecht seine junge Herrin vergöttert hat. Aber er sah seine Sache doch für verlorener an als die meine, obwohl ich, was die bürgerliche Stellung betrifft, auf nicht halb so festen Füßen stand, als er. Es war ein stilles Einverständniß der Hoffnungslosigkeit zwischen uns. Wenn er uns aus der Orangerie abholte und Sie, dem Hündchen nach, voransprangen, und wir sahen beide, wie Sie es einholten, es auf den Arm nahmen und küßten, wandte er sich in eifersüchtigem Ingrimm zu mir und sagte: „Begreifen Sie, Herr Valentin, was unser Fräulein an dem unvernünftigen Vieh findet, daß sie ihm so viel Caressen macht?“ dabei schüttelte er entrüstet den Kopf, den er immer sorgfältig frisirte, seit er bei Tisch aufwartete und Ihnen die Schüsseln reichen durfte. Und gestehen Sie es nur, es war auch wirklich auf uns beide abgesehen, daß Sie das garstige Geschöpf so sichtlich begünstigten.“

„Reden wir nichts Böses von den Todten,“ erwiderte sie. „Cora schläft den langen Schlaf, nicht weit von dem kleinen Teich, da wo die Bank unter der Ulme stand, wenn Sie sich erinnern.“ — „Wie sollte ich nicht! An jener Bank half ich Ihnen die Schrittschuhe anziehen, als wir mit Ihrer Cousine die denkwürdige Eisfahrt machten. Wie geht es der kleinen Lucie?“ — „Sie ist eine große Dame geworden und hat ein Haus voll Kinder. Wenn sie wüßte, daß ich Sie hier wiedergefunden habe! Erst vor einem Monate sprachen wir von Ihnen. Sie stehen noch im besten Andenken bei ihr, und jenen schönen Winternachmittag, wo wir Ihnen die Anfangsgründe des Schrittschuhlaufens beibrachten, hat sie durchaus nicht vergessen. Sie behauptet, damals von Ihnen einen Händedruck erhalten zu haben, der wärmer gewesen sei, als Ihr nachheriges Benehmen gerechtfertigt habe. Seitdem fällt ihr über das sonst sehr vortheilhafte Bild, das sie von Ihnen bewahrt, ein böser Schlagschatten des Leichtsinns.“

„Gerechte Götter,“ rief er lachend aus, „so ist der Unschuldigste nicht sicher vor schwarzem Verdacht! Völlig rein fühlt sich mein Gewissen allerdings nicht, nur daß ich, wie es oft geschieht, für eine andere Sünde büße, als die ich wirklich begangen habe. Als Sie beide meine ersten Schritte über die glatte Fläche leiteten, wünschte ich nichts sehnlicher, als daß Ihnen der feste Druck, mit dem ich Ihre Hand ergriffen hielt, mehr sagen möchte, als den Wunsch, nicht zu fallen. Sie waren, wie immer, jedem Verständniß

unzugänglich. Aber nun werden Sie mir bezeugen müssen, daß ich mir gegen die kleine Lucie wirklich nichts vorzuwerfen habe. O mir ist alles wie heute! Ich meine noch die Glut zu spüren, die mir mitten im scharfen Dezemberwind alle Adern durchdrang, den Druck Ihrer Hand noch zu fühlen, wie ich ihn damals wochenlang, wie gegenwärtig und leiblich, nachempfand.

„Sie müssen nicht unwillig werden," fuhr er fort, „daß ich das alles jetzt so offen ausplaudere. Wir sind nicht mehr dieselben und dürfen davon reden, wie man sich eine Geschichte von Fremden erzählt. Es ist ein sehr harmloses Vergnügen, daß ich Ihnen heute sagen darf, was mir damals hundertmal auf den Lippen schwebte und immer von einer unseligen Schüchternheit zurückgedrängt wurde. Nun finden wir uns einander gegenüber wie gute Kameraden, die eine alte Schuld unter einander noch zu berichtigen haben." — „Wer ist der Gläubiger?" fragte sie ernsthaft.

„Alle Beide. Oder wollen Sie mich nicht auch ein wenig dafür halten? Wenn Sie wüßten, was Sie mir zu schaffen gemacht haben, wie viele Jahre Ihr Bild zwischen mir und jedem vollen Lebensgenuß stand! Und Sie müssen eine Ahnung davon gehabt haben. Wie oft, wenn ich Ihnen auf dem Weg zur Zeichenstunde aufpaßte, wenn mir das Herz schlug, den schottischen Mantel und das graue Hütchen um die Ecke auftauchen zu sehen — und ich dann mit möglichstem Gleichmuth an Ihnen vorüberging, selig, daß ich Sie grüßen durfte — warum sind Sie da erröthet, wenn Sie nicht fühlten, wie Sie den armen Jungen, der den Hut zog, auf der Seele hatten?"

„Sie irren, mein Freund," sagte sie mit einem reizenden Zug von Scherzhaftigkeit. „Ich erröthete vor jedem, der mir in diesem Aufzuge begegnete, in dem ich mir wie eine Vogelscheuche vorkam. Der Mantel war längst aus der Mode, aber meine Mutter fand ihn für einen Gang zur Zeichenstunde hübsch genug. Wie viele Thränen der Eitelkeit habe ich mit dem Zipfel dieses verhaßten Fähnchens abgetrocknet!"

Er mußte lachen. „Sehen Sie, wie verschieden unsere Naturen sind; das Schicksal, das uns trennte, hat es klug gemacht. Ich für mein Theil habe die halbe Welt auf und ab nach einem ähnlichen Mantel gesucht, als dem Inbegriff alles Reizenden. Einmal in Frankreich leuchtete mir aus der Ferne ganz derselbe Stoff in die Augen. Wie unsinnig stürzte ich darauf zu, aber ich fand leider, daß keine Eugenie in diesen Farben ging. Seitdem

bin ich geneigt zu glauben, daß noch ein Unterschied sei, wer das Gewand unserer Jugendträume trägt.“ —

Die Tanzmusik ging während dieses Gesprächs immer fort und im Saal wurde es heiß. Die schöne Frau ließ ihren Fächer spielen und athmete mit offenen Lippen. Es fiel ihrem Freunde ein Wort ein, das er bei einem Franzosen gelesen hatte, in wie naher Verwandtschaft gewisse blaue Augen mit gewissen weißen Zähnen stünden. Er sagte es ihr. „Sie sehen,“ fuhr er fort, „wie unbefangen ich unsere Freundschaft mißbrauche, Ihnen alles zu sagen, was mir gerade in den Kopf kommt. Ich halte mich dadurch für mein langes Schweigen schadlos und Sie dürfen mir nicht darum böse sein. Wahrlich es kommt mir vor, als dächte der Himmel doch noch einen guten Ehemann und Hausvater aus mir zu machen, da er mir dicht vor dem großen Schritt noch alles von der Seele nimmt, was ihn mir schwer machen konnte. Ich wäre sonst in der glücklichsten Häuslichkeit die Sorge nicht los geworden, daß mir einmal unversehens Ihre Gestalt vorübergehen und mich in die alte Verwirrung stürzen möchte. Nun Sie alles wissen und so freundlich den rechten warmen und sichern Ton zwischen uns angeschlagen haben, kann ich meine Brautfahrt morgen mit ganz anderem Herzen antreten.“

Sie waren Beide aufgestanden und betrachteten die Blumen. „Wie schön ist dieser Leuchter,“ sagte sie. „Eine Fortuna, die man sich dienstbar gemacht hat, damit sie das Licht emporhalte!“ — „Eine Siegesgöttin scheint mir's zu sein,“ versetzte er. „Die Kugel fehlt, auf der das Glück dahinrollt, denn die Victoria hält Stand bei dem Muthigen.“ — „So sei es Ihnen eine gute Vorbedeutung für Ihre morgende Fahrt, daß Ihnen am Vorabend der Sieg den Leuchter gehalten hat.“

„Sie zweifeln an meinem Muth, Frau Eugenie? Wenn irgend jemand, so haben Sie ein Recht dazu. Doch hoffe ich es jetzt besser zu machen, als vor vierzehn Jahren, und mein Schicksal, gutes oder böses, wenigstens herauszufordern, daß es mir deutlich Rede stehe. Wenn es mir aber wohl will, so verspreche ich, daß Sie die Erste sein sollen, bei der ich als Herold meiner eigenen Heldengröße mich sehen lasse. Doch nun genug von mir. Noch haben Sie mir kein Wort von Ihrem Leben und Ergehen gesagt und durch Andere etwas zu erforschen, hat mir immer der Muth gefehlt. Seit ich erfuhr, daß Sie sich verheirathet, bin ich allen Orten ausgewichen, wo ich von Ihnen hören konnte, ja sogar der Name Ihres Gemahls ist mir

unbekannt geblieben. Am besten, Sie stellen mich ihm gleich vor. Er ist doch mit in der Gesellschaft?" — „Ich habe ihn verloren, nun sind es schon sieben Jahre."

Er fuhr zusammen. — „Nur den Knaben habe ich," sprach sie weiter, „und muß mich jetzt auch von ihm trennen. Denn auf dem Lande bei meiner Mutter verwildert er mir völlig, und wenn ich ihm auch einen Lehrer fände, der ihn zu lenken wüßte, so thäte es mir doch um die frische Jugend leid, daß sie so ohne Gefährten aufwachsen sollte."

„Ich muß ihn sehen," sagte er rasch und starrte unverwandt auf den Strauß in ihrer Rechten. „Den Vater verloren, armes Kind! Wenn er groß ist, Frau Eugenie, schicken Sie ihn mir einmal. Er soll mit mir auf die Jagd und meine Pferde reiten, und wenn er meine älteste Tochter liebgewinnt, so neigten sich ja wahrlich Anfang und Ende wieder zusammen, nur anders, als ich thörichter Mensch es mir träumen ließ. Werden Sie einwilligen, Eugenie?" Er hielt ihr die Hand hin.

„Bei aller Achtung vor dem künftigen Schwiegervater meines Sohnes," entgegnete sie heiter, „behalte ich mir doch vor, erst das Mädchen zu sehen, da Sie noch nicht einmal für die Mutter einstehen können." — „Daß die Mutter Ihren Beifall haben muß, versteht sich. Ich nehme sie gar nicht, wenn sie das Unglück hat, Ihnen zu mißfallen. Das Beste wäre —."

Ein junger Mann, der sich zögernd der Fensternische näherte, um die Fremde zum Tanzen aufzufordern, unterbrach das Gespräch. Sie entschuldigte sich mit ihrer Nachtreise und trat aus der Laube heraus, sich unter die Gesellschaft mischend. Noch eine Weile sah Valentin, der bei der Palme zurückblieb, ihre Gestalt unter den anderen stehn und glaubte dann und wann ihre Stimme herauszuhören. Es war ihm, als habe er ihr etwas Wichtiges zu sagen vergessen, und er besann sich, was es nur sein könne. Endlich fiel ihm ein, daß er sich der Schicklichkeit wegen nach ihrer Mutter erkundigen müsse. Als er aber den Saal und die anstoßenden Zimmer nach ihr durchsuchte, war sie verschwunden.

Es war der zweite Morgen nach jenem Abend. Noch stand der dichte Frühnebel in den Straßen der Stadt, aber die obere Luft röthetete sich, und man durfte einen sonnigen Tag hoffen.

In einem Zimmer des Gasthofs saß die schöne Frau am Schreibtisch

vor einem angefangnen Brief. Sie hatte beide Hände über einander gefaltet auf das Blatt gelegt und ihre Gedanken schweiften weit ab von dem Inhalt dieser Zeilen. Manchmal, wenn ein Schritt draußen auf dem Flur erscholl, fuhr sie auf und horchte. Es ging an ihrer Thür vorüber und sie blieb mit sich allein.

Warum kehrte all ihr Sinnen immer wieder in die alte Zeit zu jenem Gartenweg zurück, wo die Sonnenblumen zwischen den Astern standen und die kleinen Fruchtbäume die langen Schatten über die Gemüsebeete warfen? Die Sonne funkelte durch den hohen Zaun und die Luft war ganz still von Vogelgesang. Morgen sollte sie den Tag fern von diesem stillen Revier sich neigen sehn, und wenn sie wiederkam, lag Schnee auf den Beeten und die Bäume hatten Laub und Frucht zumal hergeben müssen. Und der Student, der neben ihr ging und mit ihrem Sonnenschirm tiefe Löcher in die Erde stieß, wußte das. Er hatte den gepackten Reisewagen im Hofe stehen und den Friedrich seinen Mantelsack auf den Bedientensitz festschnallen sehn. Wenn Menschen abreisen, wer bürgt dafür, daß sie wiederkommen, oder doch wiederkommen, wie sie gegangen sind? Wie nützlich ist es also, vorher seinen letzten Willen auszutauschen, zumal wenn man gesonnen ist, mit Leib und Seele sich selbst einander zu vermachen! Und wenn er gewußt hätte, wie hoch es ihr anzurechnen war, daß sie in diesen entlegneren Theil des Gartens ihre Schritte gelenkt hatte! Sie zürnte im Gehen mit sich, daß sie ihm soweit entgegen gekommen war. Aber nun auch kein Haarbreit weiter, nun sollte und mußte er das Uebrige thun, oder sie konnte sich's nimmermehr vergeben, was sie bereits gethan, ihm die Zunge zu lösen. Denn dieses siebzehnjährige Köpfchen hatte einen gewaltig hohen Begriff von der Würde seines Geschlechts, und wenn der gute Jüngling neben ihr vor Stummheit und Respekt des Todes verblichen wäre, sie wäre ihm durchaus nicht zu Hülfe gekommen. War es hier nicht einsam genug, und die Sonne ihnen im Rücken und der Küchengarten sonst niemals ihr Spaziergang gewesen? Und stand zu allem Uebrigen nicht der Reisewagen im Hof?

Aber denken sollte er durchaus nicht, daß sie dies veranstaltet habe, seinetwegen. Sie redete eifrig von der Reise, sie freute sich, einen ganzen Haufen von Vettern zu sehen, und beschrieb jeden einzeln, und lachte über jeden, und schon standen sie am letzten Ende des Wegs und blickten über den Zaun, und er wurde immer einsilbiger. Jetzt schwieg er ganz und auch sie schwieg; es wallte und wogte in ihr von niedergekämpften Thränen der

Aufregung, des Zorns, der Leidenschaft und Beschämung zugleich. Da plötzlich wandte sie sich um, über und über glühend, und sagte: „Wir wollen zurückgehen. Geben Sie mir den Schirm, Sie werden ihn noch zerbrechen und er soll mit auf die Reise. Wir wollen rascher gehen, ich habe noch soviel zu packen. Wissen Sie, daß mir davor graut, wie ich indessen in meiner Bildung zurückkommen werde? Die englischen Könige, die Sie mir aus dem Shakespeare so schön eingeprägt haben, werden mir schwerlich im Kopf bleiben. Es ist Schade drum, aber was soll ich machen? Meine Vettern sind schlechtere Pädagogen als Sie. Wenn ich wiederkomme — aber wer weiß, ob die Tante mich nicht den Winter über bei sich fest hält. Nun denn, so dauert es vielleicht Jahr und Tag, bis Sie mich einmal überhören können, und wenn ich schlecht bestehe, so entschuldigt mich die lange Zeit."

Es dauerte länger als Jahr und Tag. Als am andern Morgen der Reisewagen vor dem Hause stand und sie schon eingestiegen waren, trat er noch einmal an den Wagenschlag. Er reichte einen Blumenstrauß hinein — die Mutter nahm ihn mit freundlichem Dank. Eugenie nickte ihm heiter zu und gab ihm ihre Hand, im Handschuh. Hinter dem Schleier sah er nicht die Blässe ihres Gesichts und die gerötheten Augenlider. Dann schloß er die Wagenthür und zog den Hut. Der Friedrich auf dem Bedientensitz sah noch einmal nach ihm um, als der Wagen schon davon rollte, und in seinem ehrlichen Gesicht leuchtete etwas wie das Mitleiden eines Glücklichen mit einem zurückgesetzten Rivalen.

Das war im Herbst gewesen. Als sie im tiefen Winter zurückkehrten, hatte er inzwischen die Stadt verlassen müssen, um an einem kleinen Gericht in der Provinz zu arbeiten. Erst im Sommer konnte er wieder die wohlbekannte Glocke an der Gartenpforte ziehn. Man sagte ihm, daß Besuch im Hause sei, die Vettern und andere Fremde. Er bestellte, daß er wiederkommen werde. Aber der kalte Gruß der Mutter, die ihm Tags darauf auf der Straße begegnete, ließ ihn fühlen, daß er es nicht finden würde, wie er es wünschte, und er kam nicht wieder.

Ob man ihn dennoch vermiss'te? Wer konnte die Schrift enträthseln, die auf Eugeniens blasser Stirn geschrieben stand, als sie drei Jahre später dem Manne, den ihr die Mutter gewählt, die Hand reichte! Doch jetzt, da sie über die Zeilen des Briefes hinweg in die Vergangenheit blickte, klangen ihr die Worte eines nachdenklichen Liedchens durch die Seele:

Ich hätte können glücklicher sein,
Und glücklicher machen! —

Da erscholl ein rascher Hufschlag unten auf der Straße und sie flog zum Fenster. Ein Reiter sprengte auf einem schönen Araber-Schimmel durch den Nebel, der hinter ihm wieder zusammenschlug, und Wolken dampften aus den athmenden Nüstern des Thieres. Ihr Blick hing mit unruhigem Feuer an der stolzen männlichen Gestalt, die das lebhafte Pferd ohne Mühe bändigte. Welch ein Abstand zwischen dieser ritterlichen Sicherheit und der weichen, sinnenden Jünglings-Erscheinung! Und doch hatte sie gleich erkannt, daß der innerste Kern nur entfaltet, nicht verwandelt worden war. Ob er sich wirklich der alten Scheu entschlagen und ein Wort gesprochen hat, das ihn bindet? Sie zitterte, es zu denken. Nun vernahm sie sein Kommen die Treppe herauf, und die alte Gewohnheit der Herrschaft über ihr Gemüth blieb ihr auch diesmal treu. Als die Thür sich öffnete und Valentin hereintrat, waren ihre Züge ruhig, so laut ihr Herz klopfte.

Sie kam ihm freundlich entgegen und reichte ihm die Hand. „Guten Morgen," sagte sie. „Schön, daß Sie Wort halten. Der triumphirende Hufschlag Ihres Rosses hat mir schon verrathen, daß Sie als Sieger zurückkommen."

„Eugenie!" erwiderte er, „Sie müssen mir's wahrlich anrechnen, daß ich mich vor Ihnen sehen lasse, obwohl ich sicher bin, mit dem schönsten Spott von Ihnen empfangen zu werden. Der ganze Gewinn des gestrigen Tages ist der Gaul unten, den ich baar bezahlt, und dieser Apfel, den ich gestohlen habe." Er legte einen schönen, wachsbleichen Apfel auf den Tisch und warf sich ohne Weiteres in einen Sessel. Eugenie stand lächelnd vor ihm.

„Ich finde diese Ausbeute Ihres Feldzugs nicht so verächtlich," sprach sie. „Von Pferden verstehe ich freilich nichts, aber da Sie diesen schönen Apfel ohne Zweifel Ihrer Auserwählten entwendet haben —." — „Wenn ich schon soweit hielte," warf er unmuthig ein, „so wäre mir für das Weitere nicht bange. Doch irren Sie gänzlich, wenn Sie mich in Ihren Gedanken wieder eines Mangels an Muth anklagen. Diesmal war mir ganz im Gegentheil der Ueberfluß an Muth hinderlich. Auf mein Wort, es hätte mich nicht das Geringste gekostet, allen Dreien hinter einander meine Liebe zu erklären." — „Da hätten Sie ein schönes Unglück anrichten können." — „Ich habe es erwartet, daß Sie nichts als ein ironisches Mitleid mit mir

haben würden. Und doch — Sie sehen, wie ernstlich ich in Verlegenheit bin — komme ich zu Ihnen und will hier Rath und Hülfe holen." — „Sie versprechen sich mehr von mir, als ich mit dem besten Willen werde halten können."

„Sie können, Eugenie; hören Sie nur, um was es sich handelt. Ich war also mit unserm Freunde draußen, einen ganzen Tag, immer in ihrer Gesellschaft." — „Das ist wenig und viel, wie man's nehmen will." — „Sie haben Recht. Es ist genug, um sich der Reihe nach in alle drei Schwestern zu verlieben und viel zu kurze Zeit, um Einer den Vorzug zu geben. Man müßte geradezu das ganze Nest auf einmal ausnehmen."

„So unflügge sind die Vögelchen, daß sie sich's gefallen ließen?"

„Ehrlich gesagt, daran habe ich nicht einmal gedacht. Für mich ist zunächst die Hauptsache, in einen rechten Rausch für Eine hineinzukommen, daß ich die beiden andern gar nicht mehr auf der Welt glaube. Und das hält schwer, beste Freundin, schwer bei einem so alten Menschen wie ich bin." — „Sind denn alle drei so völlig gleich unwiderstehlich?" — „Alle drei zum Küssen, und eine jede auf so eigne Art, daß man meint, man könne mit Einer allein nicht zufrieden sein, wenn man die andere daneben sieht."

„Sie berichten mir viel zu sehr in allgemeinen überschwänglichen Ausdrücken. Ich wünsche alles haarklein und hübsch in der Ordnung zu erfahren. Also erst die Blonde, dann die Braune, dann die Schwarzlockige. Oder wie folgen sie im Alter aufeinander?" — „Ich weiß nicht." — „So gehen wir der Größe nach und fangen bei der Kleinsten an. Ist es die Braune?" — „Ich weiß wirklich nicht." — „Sie scheinen Ihre Zeit schlecht benutzt zu haben. Oder war die dreifache Bezauberung gleich von vornherein so stark, daß Ihre Sinne Sie im Stiche ließen?"

„Einen hohen Grad von Zurechnungsfähigkeit darf ich mir allerdings nicht nachrühmen," erwiderte er lachend. „Ich entsinne mich kaum einer so fatalen Empfindung, als die war, mit der ich hinausfuhr. Zum Zahnarzt zu müssen, ist ein Fest dagegen. Mehrmals war ich drauf und dran zum Kutschenfenster hinaus zu entspringen. Aber die Pferde meines Herrn Vetters hätten mich bald wieder eingeholt, und ich wäre mit Schimpf und Schande dennoch meinem Dämon ausgeliefert worden. Denn so sanftmüthig unser Freund im Uebrigen ist, in diesem Punkt kennt er keine Gnade. Ich also, mir Muth zu machen, denke an alles Schlimme, das mir schon im

Leben über den Hals gekommen, und sage mir zum Troste vor: es geht eben in Einem hin. Endlich kommen wir an. Ich hatte die Bedingung gestellt, daß der Vetter weder den alten Herrn noch die Töchter das Geringste merken lassen dürfe. Und so war denn auch der Doctor nicht gleich zu Hause, dagegen meine drei Schicksalsschwestern, in den saubersten Kleidchen, frisch und allerliebst wie drei Moosrosen an Einem Stiel. Nein in der That, Frau Eugenie, völlig auserlesene Grazien und nichts weniger als kleinstädtisch zugeschnitten. Ich konnte mich nicht satt sehen." — „Der Anfang verspricht etwas."

„Sie lassen alle drei ihre häuslichen Geschäfte stehen und liegen, laufen auf den Vetter zu und das liebenswürdigste Terzett lustiger Mädchenstimmen schwirrt durcheinander. Ich wurde natürlich; was Worte und Blicke betrifft, zunächst mit einem Pflichttheil abgefertigt, und war es ganz zufrieden, da ich um so ungestörter beobachten konnte. Gleich im Hereintreten, als die Schwarzlockige von ihrer Näharbeit mit so großen Augen aufsah, sagte ich zu mir selbst: Die ist es! — Ich habe immer schwarze Haare vorgezogen. Aber gleich machte mich die Blonde irre, die ein Lachen hat wie ein Vogel und eine Haut wie Kirschenblüthe. Da tritt aus dem Nebenzimmer die Braune herein und ist nun gar die Anmuth und Bescheidenheit selbst. Sie können denken, daß ich unter solchen Umständen eine sehr geistreiche Miene machte. Indessen war ich bald auf dem besten Fuß mit allen dreien, und als sie uns in den Stall hinuntergeführt hatten, um mir den Schimmel zu zeigen, nehme ich mir's sogar heraus, die Blonde auf das Pferd zu heben und sie im Hof ein wenig herumzuführen."

„Die Blonde also?"

„Nur weil sie die Uebermüthigste war und mit dem schönen Thier am vertrautesten umging. Sie saß da oben mit übereinander geschlagenen Armen wie auf ihrem Sopha. Die Braune dagegen klammerte sich in reizender Aengstlichkeit an der Mähne fest und —." — „So haben alle drei sich Ihnen zu Pferde zeigen müssen? Sie mußten freilich wissen, wieviel Ihre Zukünftige wiegt."

„Nein," sagte er, „die Schwarzlockige bestand die Probe nicht mit. Der Herr Papa kam dazu und nach den ersten Begrüßungen jagte er die Mädchen vom Hof, für das Mittagessen zu sorgen. Dann brachten wir Männer den Handel bald ins Reine und besiegelten ihn hernach mit einer Flasche vortrefflichen Heilbronner Weins. Der Doctor gefiel mir. Er ist gerade so ein Mann, wie man ihn zum Schwiegervater wünscht, überdies

ein Jäger, eine Autorität in der Pferdekunde und der erste Schachspieler auf zwanzig Stunden im Umkreis." — „Da werden Ihrer künftigen Frau die Abende recht unterhaltlich vergehen."

„Wenn es überhaupt soweit kommt. Aber wie gesagt, ich habe meine Zeit und die beste Gelegenheit schändlich verloren. Nachmittags machten wir einen Spaziergang durch die Stadt nach dem alten Schloß, wo der vorige König seine Feste gab. Unter dem jetzigen Herrn ist es ganz verödet, und der Platz, wo sonst die Orangenbäume standen, in einen Obstgarten verwandelt worden. Es war ein lachender Anblick unter den Bäumen auf dem grünen Rasen die großen Haufen der herrlichsten Aepfel und Birnen sorgfältig sortirt bei einander zu sehen, und ein Duft lag über der Wiese verbreitet, wie ich nichts Erquicklicheres kenne. Da gingen wir denn vorbei, die Schwestern in leichten Hütchen voran, alle gleich gekleidet, wir drei hinter ihnen. Und wie ich sie mir so ansehe, fällt mir ein, wie ähnlich meine Lage der jenes Prinzen sei, der seines Vaters Heerden hütete und plötzlich zwischen drei Göttinnen den Preis der Schönheit vergeben sollte."

„Und Sie eigneten sich diesen Apfel zu, damit er Ihnen in ähnlicher Weise symbolisch aus der Verlegenheit helfen möchte?"

„Allerdings. Ich steckte ihn unbemerkt ein. Und als wir uns tiefer in den alten Park verirrt hatten und auf den schmaleren Wegen bald die eine, bald die andere der Schwestern allein an meiner Seite ging, fühlte ich manchmal schon heimlich nach meinem Apfel, wenn ich mich gerade zu überzeugen glaubte, diese und keine sonst sei die Rechte. Dann brauchte nur eine von den andern sich umzudrehen, oder ein Wort, ein Lachen an mein Ohr zu schlagen, und der Apfel blieb wieder in seinem Versteck. Und so habe ich ihn denn richtig von dannen getragen, ohne ihn los zu werden. Ist es nicht zum Verzweifeln, Eugenie? Als ich verliebt war, fehlte mir der Muth, und nun ich Muth habe, fehlt die Liebe."

„Sie müssen nicht gleich verzagen, armer Freund," sagte sie treuherzig. „Für den Anfang haben Sie sich schon ganz brav gehalten, und so wenig Rom an Einem Tage gebaut worden, so wenig werden Sie Ihr eigen Haus in so kurzer Zeit aufrichten. Ist Ihnen denn der Name einer jeden gleich lieb? Ich halte viel auf Namen und begreife jenen Dauphin, der keine Urraca zur Frau nehmen wollte." — „Da ist auch keine Hülfe zu holen," entgegnete er mit bekümmerter Miene. „Anna, Clara, Maria — alle drei wären mir recht. Nein, meine beste Freundin, ich hoffe jetzt nur auf Sie."

„Auf mich? Ich vermag nicht entfernt zu errathen, worin ich Ihnen in einem so verwickelten Falle nützlich sein kann.“

„Es ist allerdings ein rechter Freundschaftsdienst, den ich Ihnen zumuthe,“ sagte er mit einigem Zögern. Er war aufgestanden und hatte den Apfel in die Hand genommen. Ein paar Mal warf er ihn empor, fing ihn wieder und legte ihn dann auf den Tisch zurück. „Sehen Sie,“ fuhr er fort, „als ich heut früh nach einer sehr unruhigen Nacht mein Pferd bestieg — der Vetter war schon am Abend zurückgefahren — und durch den Nebel und Morgenfrost dahinritt, kam es mir, wie eigen sich das alles gemacht hat. Gerade vor der wichtigsten Entscheidung meines Lebens muß ich Ihnen wieder begegnen, der Einzigen, die mich wirklich kennt, und der ich, was etwa noch an der vollen Bekanntschaft fehlte, recht vom Herzen weg beichten durfte. Ich dachte an Ihre Güte und auch an alles Böse, das Sie mir zugefügt, und daß Sie wirklich noch in meiner Schuld sind und sich nicht weigern können, für alle Nöthe und Entbehrungen mir einigen Ersatz zu verschaffen. Was ich sonst wohl noch dachte, Eugenie — gehört nicht hieher. Und so reifte in mir ein ganz kluger Plan, den Sie mir nicht zerstören dürfen.“ —

„Lassen Sie hören,“ sprach sie zerstreut.

„Wie wär's, wenn Sie sich gleich jetzt mit mir in einen Wagen setzten und wir führen geradeweges nach L. Ich bringe Sie zum Doctor, und Sie sehen alle drei neben einander. Welcher Sie dann den Apfel geben, die soll es sein, und ich gelobe hiermit feierlich, nicht den leisesten Einspruch zu erheben.“ — „Eine solche Vollmacht ist zu groß, um sie zu geben und anzunehmen.“

„Warum? Ich getraue mir, mit jeder glücklich zu werden, und wenn es mir nicht frevelhaft schiene, würde ich einfach die Namen in meinen Hut werfen und mit abgewandten Augen mein Loos ziehen. Ein großes ist es nicht und kann es nicht mehr werden — dazu müßte manches anders sein. Aber eine Niete zög' ich keinenfalls. Wenn ich mir nun den Rath meiner Jugendfreundin erbitte, in der festen Zuversicht, daß einer klugen Frau so ein Mädchenwesen durchschaubarer ist, als unsereinem, — wo wäre da die Gefahr und die Schwere der Verantwortung?“

„Und wenn ich mich entschlösse, Ihnen Ihren abenteuerlichen Wunsch zu erfüllen, unter welchem Vorwande wollen Sie mich in dem fremden Hause einführen?“

„Ich habe auch das schon bedacht,“ warf er unbefangen hin und schlug mit der Reitgerte gegen die bunten Muster des Fußteppichs. „Ich stelle Sie

den Leutchen als meine Braut vor. Sehen Sie, so kommen wir am sichersten zum Zweck. Denn ein Mädchen, das unschuldigste und absichtsloseste, — einem ledigen Manne gegenüber kehrt es doch immer die beste Seite heraus. Evastöchter sind sie alle. Komm' ich dagegen „versorgt und aufgehoben" zu ihnen zurück, so werde ich leicht erkennen, welche von den Schwestern Tags zuvor ein wenig Komödie gespielt, vielleicht gar, ob eine von ihnen schon im Stillen Beschlag auf mich gelegt hat. Die Ueberraschung kehrt die wahre Natur heraus."

Er sah Eugenie an, die mit der Miene ruhiger Ueberlegung vor ihm stand. Sie hatte ihn ausreden lassen, schüttelte aber jetzt den Kopf. „Denken Sie auf etwas Anderes, Valentin. In diesen Vorschlag kann ich nicht willigen." — „Er ist so unverfänglich!" — „Mag sein. Aber ich fühle mich weder gestimmt noch geschickt, diese Rolle täuschend durchzuführen, und wenn ich die Maske unzeitig fallen ließe, wäre die Verlegenheit für Sie nicht kleiner als für mich." — „So willigen Sie ein, meine Schwester zu heißen."

Sie besann sich. „Wenn ich es thue," sagte sie endlich, „so geschieht es nur, um Ihnen zu beweisen, daß ich Ihnen nichts helfen kann. Was eine alte Frau an einem Mädchen liebenswürdig oder zu tadeln findet, sind so ganz andere Dinge, als woran den Männern liegt. Ein wenig spricht auch die Neugier mit, und nicht zum wenigsten die Furcht vor Ihrem Vetter, der es mir nie verzeihen würde, wenn er hörte, daß ich seinen menschenfreundlichen Plan mit Ihnen nicht auf alle Weise gefördert hätte." — „Ich danke Ihnen," rief er fröhlich aus und nahm ihre Hand, die er küßte. „Nun bin ich aller Sorge ledig. O, es ist doch die höchste Himmelsgabe, treue Freundschaft zu finden! Lassen Sie mich nur gleich zum Wirth hinunter, den Wagen zu bestellen."

„Noch einen kleinen Aufschub," sprach sie lächelnd, „müssen sich die Flügel an Ihren Freiersfüßen gefallen lassen. Oder muthen Sie mir zu, die Rolle, die Sie mir aufgedrungen, im Morgenanzug mit unfrisirtem Haar zu spielen?" — „Wahrhaftig," erwiderte er, „das sehe ich erst jetzt. Wissen Sie, daß Sie nur dreist so mitfahren sollten, wie Sie gehn und stehn? Die Haare, so unter das Häubchen zurückgestrichen, lassen Ihre schönen Schläfen frei, und nun sehe ich auch die muthwilligen Löckchen im Nacken, in denen einst meine arme Seele gefangen war, wie ein zappelnder Fisch im Netz."

Sie hob drohend den Finger und sagte, das Gesicht mit plötzlicher

Glut übergossen: „Nehmen Sie sich in Acht, ich verrathe alles Ihrer Zukünftigen. Uebrigens muß man es Ihnen in Ihrem dreifachen Brautstande zu Gute halten, daß Sie keine Augen haben für die Toilette einer alten Freundin. Vertreiben Sie sich inzwischen die Zeit, da sind Bücher. Ich bin sogleich wieder bei Ihnen."

Sie ging rasch ins Nebenzimmer und schloß die Thür hinter sich zu. Nun stand er am Tische, auf dem der Apfel lag, und sah ihn erst eine Weile tiefsinnig an. Dann gab er ihm einen unwilligen Stoß, daß er über den Rand des Tisches flog und auf dem Teppich fortrollte. Er seufzte, und wie um sich selbst zu ermuntern, schlug er sich mit der Gerte in die Hand, bis sie ihn schmerzte. Mechanisch griff er nach einem der Bücher in der Sophaecke. Es waren Mörike's Gedichte und sie bewährten auch diesmal ihren Zauber. Er vergaß, wo er war, und vertiefte sich, von Blatt zu Blatt fortgezogen, in die „Mondscheingärten einer einst heiligen Liebe".

Da ging die Thür nach dem Corridor rasch auf und ein Knabe von etwa zehn Jahren sprang ins Zimmer. „Mutter," rief er, „erlaubst du — — aber die Mutter ist ja nicht hier!" unterbrach er sich selbst, und sah den Fremden verwundert mit hellen, scharfen Augen an.

„Komm nur näher, mein Junge," sagte Valentin und reichte ihm die Hand hin. „Deine Mutter ist im Nebenzimmer und kleidet sich an. Wie heißest du?" — „Fritz heiße ich." — „Willst du mir keine Hand geben, Fritz?"

Der Knabe zögerte. „Wer sind Sie denn?" fragte er halb verlegen, halb trotzig. — „Ein alter Freund deiner Mutter. Du kannst mir schon die Hand geben, die Mutter hat nichts dagegen. So, das ist brav, mein Junge. Willst du mich einmal besuchen? Ich habe vier schöne Pferde. Und eine kleine Flinte schenke ich dir und nehme dich mit auf die Jagd, und wenn du deinen ersten Hasen geschossen hast, bringst du ihn der Mutter."

Die Augen des Knaben funkelten. Dann wurde er plötzlich nachdenklich und sagte: „Ich käme gerne zu Ihnen, aber ich muß in die Schule. Nur heute noch hab' ich frei, und eben fragten mich die beiden Söhne des Direktors, ob ich mit ihnen vor die Stadt will, einen Drachen steigen zu lassen." — „So kommst du einmal in der Vacanz zu mir; willst du das, lieber Fritz?" — „Wenn es die Mutter erlaubt." — „Frage sie nur, mein Junge. Und nicht wahr, wir wollen gute Freunde sein!"

Der Knabe nickte. Valentin hob ihn auf und küßte ihn auf den Mund. Dann rief die Mutter nach ihm und ließ den Kleinen zu sich ein. Valentin hörte, wie er ihr alles mit Eifer wiedererzählte, was er mit ihm gesprochen. „Er hat mir auch einen Kuß gegeben," sagte der Knabe, „warum hat er mich gleich lieb, da er mich zum ersten Male sieht?"

Sie sprachen noch eine Zeitlang leiser zusammen, dann entließ ihn die Mutter durch eine andre Thür. Valentin aber trat ans Fenster und sah ihn aus dem Hause kommen und sich zu zwei Kameraden gesellen, die unten auf ihn gewartet hatten. Das schlichte blonde Haar fiel ihm reich auf die Schultern herab und unter dem dunkeln Mützenschirm leuchteten die reinen Kinderwangen. Und doch wollte dem Späher oben am Fenster das Herz nicht lachen bei diesem Anblick.

So fand ihn Eugenie, als sie reisefertig aus ihrem Zimmer trat. Eine schwarze Feder fiel von ihrem dunkelgrünen Hut herab und der kurze graue Mantel umschloß eng ihre Schultern. „Ich bin bereit, mein Freund," sagte sie. „Lassen Sie uns in den Wagen steigen."

Er blickte verwirrt auf. „In den Wagen?" fragte er. — „Den Sie ja längst bestellt haben werden." — „In der That," meinte er, „es ist noch nicht geschehen. Sie sind auch mit Ihrem Anzug so schnell gewesen." — „Und Sie sind der erste Mann, der sich darüber beklagt! Nun denn, so muß ich dafür sorgen, daß wir in Bewegung kommen."

Sie klingelte und befahl, daß man anspannen solle. Während es geschah, verharrte Valentin in sich gekehrt am Fenster und studirte die Arabesken des Vorhangs. Er sah, daß sie den Apfel vom Teppich aufhob, und kam ihr nicht zuvor. „Wissen Sie," sagte sie scherzend, „daß man mit einer so schönen Frucht sorgfältiger umgehen muß? Der Apfel hat wirklich schon einen Flecken von dem unsanften Fall." — „So wäre es vielleicht das Beste, Frau Eugenie, man ließe ihn ganz aus dem Spiel. Ich spüre schon wieder dieselben Schauer, wie vor der gestrigen Fahrt. Warum muß es denn gerade in L. sein, wo ich mein Heil versuche? Warum bei einer von den drei Schwestern? Am Ende fände ich, was ich suche, näher."

„Sie sollten sich Ihres Wankelsinns schämen," antwortete sie mit komischer Feierlichkeit. „Ist das der Muth, mit dem Sie geprahlt haben? Seien Sie ein Mann und stecken Sie den gestohlenen Apfel wieder ein. Die Sünde, daß Sie ihn entwendet haben, kann nur durch den größeren Raub am Herzen einer der drei Schwestern gesühnt werden. Ich höre den

Wagen vorfahren; kommen Sie! Sie haben meine Neugier geweckt und ich ruhe nun nicht, bis sie gestillt ist."

Als sie im Wagen saßen und schon außerhalb der Stadt auf der glatten Straße geräuschlos dahinrollten, brach Valentin zuerst das Schweigen. — „Ich habe Ihren Knaben gesehen, Eugenie." — „Sie müssen mir ihn loben," erwiderte sie rasch, „denn ich bin eine sehr eitle Mutter. Er gleicht auffallend seinem Vater." — „Ich dachte mir's wohl, denn das Gesicht war mir fremd. Nur Ihren Mund erkannt' ich wieder, Eugenie, Ihren Mund ganz und gar."

Sie wandte sich ab und sah zum Wagenschlag hinaus. Die Gegend zog sich in ein enges Thal zusammen, und zu beiden Seiten stiegen die Weinberge hinauf. Nun hatte sich der Nebel völlig verduftet und auf den feuchten Ranken und Blättern blitzte die reine Sonne. Dazu rauschte der Fluß unter Weiden und Erlen, und kleine Kähne glitten thalabwärts vorüber.

Nichts erfrischender und aufheiternder, als eine Lustfahrt unter klarem Herbsthimmel. Auch Valentin empfand es und nahm den abgerissenen Faden des Gesprächs wieder auf. Nach der Mutter fragte er zunächst. Dann fing Eugenie selber an von ihrem Manne zu sprechen. „Sie wären sein Freund geworden, Valentin," sagte sie ernsthaft. „Er war ein trefflicher Mann, ein tapferer Offizier und von einem schlichten Gefühl für alles Schöne und Beste im Menschenleben beseelt. Fremde Menschen nannten ihn kühl; aber er trug einen Schatz von edler Wärme in sich, der seinen Nächsten, seinem Haus, seinen Freunden zu Gute kam. Meine Mutter trauert noch heut um ihn, fast wie um meinen Vater selbst. Ich hoffe, der Fritz soll zu seinem Ebenbilde aufwachsen."

Valentin schwieg lange. Endlich fragte er, ohne sie anzusehn: „Und Sie haben, seitdem Sie Wittwe geworden, keinen neuen Anträgen Gehör geben wollen, an denen es ohne Zweifel nicht gefehlt hat?" — „Nein, mein Freund," erwiderte sie gleichmüthig. „Leidenschaft ließ mich frei, und eine Ehe aus Achtung — es ist immer ein besonderer Glücksfall, wenn man sie nicht zu bereuen hat."

Sie bogen in diesem Augenblick um eine Krümmung des Thals, und der plötzlich verwandelte Anblick unterbrach das Gespräch. Zur Linken, wo hinter dem Fluß die Rebenhügel im Bogen zurücktraten, lag ein freundliches Städtchen, dessen Fleiß die dampfenden Schornsteine vieler Fabriken und das Rauschen und Klappern der Wasserwerke bezeugten. Eine stattliche Stein=

brücke überwölbte den Fluß. Ueber den hochgiebligen Häusern aber stieg der schlanke Bau einer gothischen Kirche empor und die feindurchbrochene Spitze mit der Kreuzblume stand luftig in der sonnigen Bläue, von Taubenschwärmen umflogen.

„Das ist E.," sagte der Kutscher und deutete mit der Peitsche hinüber, während er einen Augenblick die Pferde anhielt. — „Fahrt nur über die Brücke, guter Freund," rief ihm Valentin zu. „Wir wollen nicht vorbei, eh' wir den schönen Dom genauer betrachtet haben." — Eugenie sah ihn fragend an.

„Lassen Sie mich machen, beste Freundin," fuhr Valentin fort. „Wir kommen immer noch früh genug zu unserm Doktor. Ich dächte, wir rasteten hier ein wenig, bestiegen den Thurm, und äßen hernach im Städtchen zu Mittag, um nicht wieder meinem künftigen Herrn Schwiegerpapa in die Suppe zu fallen. Wir haben Mondschein, und die Rückfahrt, wenn sie sich auch ein wenig verzögert, wird darum nicht weniger gut von Statten gehn." — „Sei es denn!" sagte sie. „Nur bedinge ich mir aus, daß es bei unserer ersten Verabredung bleibt und mein tapfrer Ritter nicht etwa Vorwände sucht, den Apfel auch heute noch in der Tasche zu behalten."

Er gelobte es lachend bei seiner Ritterehre.

Am Dom stiegen sie aus und ließen sich das uralte Portal öffnen. Die graue Schließerin führte sie langsam in den hohen Schiffen herum, hustend und keuchend. „Für Eure Jahre taugt die Kirchenluft schlecht, Mütterchen," sagte Valentin. „Habt Ihr nicht ein Enkelkind, das die Fremden führen kann? Ihr solltet Euch draußen in die Sonne setzen; wir finden uns schon allein zurecht." — „Unten in der Kirche thut's schon noch," versetzte die Alte. „Aber freilich, die vielen Staffeln hinauf in den Thurm schlepp' ich mich nimmer mit. Wenn die Herrschaften hinauf wollen, Sie können nicht fehlen, Treppe stößt an Treppe bis in die oberste Gallerie, wo einem der Schwindel kommt."

Valentin sah Eugenie an. „Wir steigen doch hinauf?" — Sie nickte. Durch ein Steinpförtchen, das zwei in die Ecken gemeißelte Drachen hüteten, betraten sie den Thurm und ließen die Führerin zurück. Hier waren sie von allem Glanz und der gelinden Wärme der Herbstsonne völlig geschieden, und die kühle Dämmerung, die sie umfing, machte sie schweigsam. Er mußte, während sie die gewundene Treppe betraten, wie gebannt immer nur auf die kleinen Füße sehn, die hurtig voranstiegen. Ihm war, als habe er überall

hin zu folgen, wohin diese Füßchen wandelten, und wenn es ihnen auch beliebte, steilauf das hohe Dach zu erklimmen, das hie und da durch die Luken zu sehen war. Unwillkürlich seufzte er auf. Sie stand auf einem Treppenabsatz still und sah heiter nach ihm um. „Sie verlieren den Athem, mein Freund," sagte sie. — „Mir ist im Gegentheil, als hätte ich dessen zu viel," erwiderte er.

„Seien Sie sparsam damit; mich dünkt wir werden ihn noch brauchen. Sehn Sie, wie hoch wir schon über der Welt stehn, und noch ist das Kranzgesims der Schiffe über unsern Häuptern." — „Ich glaube im Ernst, Eugenie, Sie führen mich geradeswegs in den Himmel hinein." — „Gemach," scherzte sie, „erst müssen Sie ihn verdienen." — „Und wenn ich nun ihn zu stürmen gesonnen wäre?" — „Wir wollen abwarten, ob Sie so schwindelfrei sind, wie man zu solchem Titanenwerk sein muß. Gehn Sie jetzt lieber voran; die Treppe wird enger und ich verliere den Muth, wenn ich nicht jemand vor mir sehe."

Er verstand, warum sie es wünschte, und ging langsam die Stufen hinauf. — Er hatte nicht das Herz nach ihr umzublicken, die schwebend hinter ihm blieb. Nur das Rauschen ihres Kleides entlang der Mauer sagte ihm, daß sie ihm folgte. So erreichten sie die erste Gallerie des Thurms, die um den Fuß der durchbrochenen Spitze herumlief, und traten ins Innere derselben. „Noch nicht Rast machen," sagte sie. „Ich sehe nicht eher hinunter, als bis wir ganz oben sind. Hinauf darf man wohl staunen. Wie eigen uns hier das luftige spitze Steingezelt von allen Seiten einschließt, eine kühle Sommerwohnung. Schade, daß die hölzerne Säule, die das oberste Treppchen dort verkleidet, den Innenraum verstellt und die ganze Wirkung der schönen Steinrosetten stört. Aber ohne sie kämen wir freilich nicht so dicht unter den Thurmgipfel. Wohlan denn, dringen wir bis ans Ende durch."

Bald standen sie in der freien Höhe aufathmend neben einander und der Blick versank nun mit frohem Grauen in die unermeßliche Tiefe. Die hunderte von Zackenpyramiden und Fialen starrten herauf, darunter die Dächer der Stadt mit unzähligen Schornsteinen, der reinliche Marktplatz mit dem Rathhause im abenteuerlichsten Zopfstil, das Gewimmel der Menschen in den Gassen, alles lautlos, klein und fremd wie in einem Zwergenmärchen. Dahinter sonnte sich die Silberschlange des Flusses, behaglich mit den Wellen wie mit Schuppen glitzernd, in der grauen Thalflur,

und über den Rebenhügeln tauchten blaue Höhenzüge empor, mit scharfen wolkenlosen Umrissen.

Sie lehnten neben einander an der Steinbrüstung, und er sah ihr Gesicht im klaren Profil der Sonne ausgesetzt, vor der sie es nicht zu schützen suchte. Nur die Augen hatte sie gesenkt. Der lebhafte Wind zauste ihr das reiche Haar, löste einen leichten Streifen und peitschte damit die Wange Valentins. Sie bemerkte es nicht; mit geöffneten Lippen sog sie den frischen Hauch in sich ein, die feinen Nasenflügel athmeten zitternd und das Blut lief rascher in den zarten Adern.

„Wird man nicht für seine Mühe belohnt?“ sprach sie. „Herrlich ist es hier. Und wie lieb Einem die Welt und die Menschen werden, je weiter man sich von ihnen trennt. Ich kann mir denken, daß ein rechter Menschenfeind, der aus Haß und Groll gegen das Leben einen Thurm ersteigt, um sich von der Höhe hinunterzustürzen, auf einmal völlig verwandelt und liebevoll wird, wenn er unten in der Enge bei einander die hundert bescheidenen Dächer sieht, unter denen Tausende in Sorgen und Mühen das Dasein ertragen und es auch erträglich finden, wenn sie nur dann und wann nach dem Himmel und der Sonne und dem goldenen Kreuz auf dem Thurme hinaufblicken.“

„Es liegt eine reinigende Kraft in der Luft der Höhe,“ antwortete er leise. „Der enge Druck der täglichen Rücksichten und Gewohnheiten läßt uns frei, wir dünken uns unserm Schöpfer näher gerückt, wahrlich dazu berufen, das Leben zu beherrschen, wie wir mit Einem Blick umspannen, was da unten zu unsern Füßen sich ausbreitet. Der Zaghafteste fühlt hier seiner Seele Flügel wachsen, und was man unten in der Armseligkeit und dem Lärm des Alltags niemals zu denken wagte, tritt hier von selbst aus dem Herzen auf die Zunge.“

Hörner- und Flötenmusik erscholl plötzlich vom Städtchen herauf und man sah einen Zug Spielleute, denen ein Menschenschwarm in feierlichem Schritt folgte, aus einer Gasse herauskommen und über den Markt ziehn. Die Sonne blitzte auf dem gelben Metall und die Leute trugen Sträuße am Hut. — „Eine Hochzeit,“ sagte Valentin. — „Wo ist die Braut?“ warf Eugenie ein. „Ich denke, es ist eine von den Gesellschaften, wie sie jetzt täglich mit Sang und Klang in die Weinberge ziehen, die Lese zu feiern. Aber Sie erinnern zur rechten Zeit an Hochzeiten. Steigen wir wieder hinunter und denken an das große Ziel des Tages.“

Er schien es zu überhören. „Eugenie," sprach er, „wenn ich vor vierzehn Jahren hier neben Ihnen gestanden hätte, es wäre anders gekommen!" — „Ob es besser gekommen wäre? Ich habe nun einmal den Glauben alles, was kommt, sei gut und zu unserm Besten."

Er hatte den Apfel hervorgezogen und hielt ihn auf dem Sims der Steingallerie in der Hand. „Glauben Sie das wirklich, Eugenie?" — „Wirklich." — „Und wenn ich Ihnen damals gesagt hätte, was vorgestern Abend, der Himmel weiß wie, aus mir herausbrach, was hätten Sie geantwortet, Eugenie?" —

„Das ist eine Gewissensfrage, mein Freund," versetzte sie mit leichtem Ton, „wie man sie nicht einmal viele hundert Fuß über der bürgerlichen Welt so unvermuthet stellen darf. Ich müßte, um eine bündige und richtige Antwort darauf zu geben, im Buch meiner Erinnerungen einige Kapitel nachlesen, die ich lange nicht mehr durchblättert habe." — „In der That," erwiderte er scharf und schmerzlich, „diese Mühe kann ich Ihnen nicht zumuthen. Ueberdies wäre sie doch wohl vergebens, denn die Schrift wird erloschen sein. Ich vergaß, daß Sie eine Fortsetzung haben, wo bei mir nur leere Blätter sind."

Mit diesen Worten richtete er sich an der Brustwehr auf, und der Apfel, den er in der Hand gehalten, rollte, wie es schien aus Unbedacht, über den Sims. Er fiel hart auf die eckige Spitze eines der vielen Zackenthürmchen, die am Thurm emporstiegen, und die Stücke, in die er zersprang, fuhren in hohem Bogen in die Gasse nieder.

„Was haben Sie gethan, Valentin?" rief Eugenie. „Wo stehlen wir nun so bald einen zweiten Apfel? Aber kommen Sie desto schneller hinunter; die Früchte, die hier oben zu brechen wären, sind von Stein." — „Sie haben recht, sie sind alle von Stein; ich war nicht darauf gefaßt," erwiderte er gleichgültig. Dann sprach er kein Wort mehr, bis sie wieder unten waren.

Aber die Verfinsterung, die sich über ihn gelagert hatte, hielt nicht Stand vor der unbefangenen Heiterkeit seiner Gefährtin. Schon auf dem Wege durch das Gewinkel der Gassen bis in das Wirthshaus, als sie langsam an seinem Arm dahinging, den Mantel wegen der Mittagssonne lose umgehängt, klärte sich seine Stirn wieder auf, und sie scherzten über den Duft des frischen Mostes, der ihnen überall aus Kellern, Höfen und selbst aus einer verfallenen Kirche entgegenströmte, und über die Reihen großer Bütten, durch welche sie sich oftmals durchzuwinden hatten.

Im Gasthof kamen sie zur Wirthstafel schon zu spät und setzten sich nun in den großen Saal einsam an ein Tischchen, auf dem es an den besten Sorten des landüblichen Weins nicht fehlte. Aber sie bestand darauf, vom Heurigen zu kosten, der sie lange genug einladend von ferne angeduftet habe. Sie lobte das süße trübe Getränk. „Es gleicht ganz einer ersten Liebe," sagte Valentin. „Aber Sie müssen doch auf Ihrer Hut sein, Eugenie, daß es Ihnen nicht ein wenig zu Kopf steigt." — „In meinen Jahren hat es keine Gefahr," erwiderte sie lächelnd. „Denn sehen Sie, ich habe schon ganz die Gewohnheit alter Frauen, nach Tisch ein Schläfchen zu machen. Das kommt mir heute gut zu statten."

Als sie sich dann wirklich auf ein Zimmer zurückzog, blieb er im Saal allein und der Wein leistete ihm eine tröstliche Gesellschaft. Die unruhige Bangigkeit des Vormittags ließ von ihm. Ueber das, was werden sollte, machte er sich durchaus keine Gedanken, und die Stimme eines guten Geistes sprach ihm heimlich zu, daß sein Schicksal in den Händen freundlicher Götter liege. Er sah umher, ob er unbelauscht sei, und trank dann rasch aus dem Glase Eugeniens, in dem frommen Aberglauben, dadurch ihre Gedanken zu errathen.

Als er dennoch ohne jede plötzliche Erleuchtung blieb, sagte er sich zum Trost, daß sie in diesem Augenblick ohne Zweifel schlafe und also an nichts denken könne. Er stellte sich jetzt ihr Bild vor, auf dem Sopha ausgestreckt, die kleinen Füße über einander geschlagen, das Gesicht auf die Schulter gesunken. Ein Gefühl freudigen Wohlseins durchzuckte ihn; es war ihm, als müsse er unverzüglich hinauf eilen, neben die Schlummernde niederknieen und ihre Hand an seine Lippen drücken. Dann aber verwarf er den Gedanken wieder, zündete eine Cigarre an und erwartete geduldig ihr Erwachen.

Und es schien allerdings, als habe der süße Most seine Macht bewährt. Ueber eine Stunde währte es, bis die Thür des Saals sich wieder öffnete und der Harrende seine schöne Freundin hereintreten sah. „Guten Morgen!" rief sie ihm entgegen. „Wie lange habe ich geschlafen? Wahrhaftig, dieser junge Wein ist schon in der Wiege stark wie ein Gott, so unschuldige Miene er macht. Nun werden wir spät zu Ihren Schönen kommen." —

„Immer noch viel zu früh," versetzte er lachend. — „Denken Sie daran, was Sie mir bei Ihrer Rrtterehre gelobt haben," drohte sie, „und sorgen Sie geschwind für unser Fortkommen. Welch eine gewissenlose Mutter ich bin! Anstatt den letzten Ferientag meines armen Jungen mit ihm zu

theilen, fahre ich in die Welt hinein und mache die Bekanntschaft von alten Kirchen und neuem Wein!“

So eifrig Valentin nun auch die Fahrt betrieb, es dämmerte doch schon, als sie endlich das Ziel ihres Tages auf der gelinden Anhöhe im Schritt erreichten. Langsam rasselte der Wagen über den schlechten Steindamm, und wieder hatte sich ein Nebel aufgemacht, die Gegend einzuspinnen. Valentin hob Eugenie aus dem Wagen, der am Wirthshaus still gehalten, und ging schweigsam die wenigen Straßen entlang neben ihr nach dem Hause des Doktors. Sie sah, daß er in nicht geringer Aufregung war, und hatte fast Mitleiden mit ihm. Aber schon erstiegen sie die Steintreppe an dem schmucken kleinen Haus, der Klopfer erklang, und alsbald öffnete ein untersetzter wohlhäbiger Mann mit einer großen goldenen Brille die Hausthür.

„Was tausend!“ rief der muntere kleine Herr und rückte die Brille. „Was verhilft mir denn zu der unverhofften Freude, Sie so bald wieder zu begrüßen, mein Vortrefflichster? Will nicht hoffen, daß der Gaul — aber Sie kommen in Gesellschaft, wie ich jetzt erst sehe, und ich bin ungeschliffen genug, Sie nicht vor allen Dingen in mein Haus zu nöthigen. Sie müssen entschuldigen, schöne Dame, wir sind halbe Barbaren in unserm weltfremden kleinen Nest. Ich bitte gehorsamst, schenken Sie meinem schlechten Dach die Ehre. Nein, im Ernst, bester Freund, es ist doch nichts mit dem Almansor? — Und nun müssen Sie gerade mich allein im Hause finden, Gnädigste, meine Töchter werden sich nimmer zufrieden geben, daß sie gerade heut — aber ich werde nach ihnen schicken, auf der Stelle — ja Teufel, ich habe ja schon nach ihnen geschickt und sie sollen jeden Augenblick zurückkommen. Hier zur Linken, wenn's gefällig ist; der Flur ist etwas dunkel; hier bitte ich hineinzuspazieren, meine sehr verehrten Gäste.“

Sie folgten dem lebhaften Mann zu dem Zimmer, das er ihnen öffnete, und traten ein. Da stand ein Tisch mit vier Gedecken, einigen kalten Schüsseln und einer Flasche Most, und das letzte verglimmende Tageslicht sah zu den Fenstern herein. „Sehen Sie, Verehrteste, das hat man von seinen Kindern. Da laufen sie davon und lassen den Papa auf sein Nachtessen warten. Nun wollen wir ihnen den Streich spielen und sie leere Schüsseln finden lassen, wenn sie heimkommen. Aber ich Armseligster, ich bedenke nicht, daß hier nicht aufgetischt ist, wie es sich für so werthen Besuch geziemte. Und nun ist die Magd nach den Kindern gelaufen und ich habe

niemand — aber ich bitte, wenigstens einen Sessel nicht zu verschmähen und es sich mit Hut und Mantel bequem zu machen — herzlich willkommen in L.! Und nun rücken Sie heraus mit der Sprache, Bester, dem Gaul ist doch nicht etwa —." —

„Ich kann Sie völlig über unsern Freund beruhigen, bester Doktor," nahm Valentin das Wort. „Seine herrlichen Eigenschaften strahlen erst recht in vollem Glanz, seit er Gnade gefunden hat vor den Augen meiner lieben Braut, die ich die Ehre habe, Ihnen vorzustellen."

Eugenie verneigte sich vor dem versteinerten kleinen Hausherrn. Sie hatte ein Wort zu Valentin auf der Zunge, aber es blieb ungesagt, und nur ein kurzer Blick strafte ihn für den eigenmächtigen Vertragsbruch. Ob der Doktor dennoch an den gestrigen Besuch Gedanken geknüpft hatte, die über einen Pferdehandel hinausgingen? Er stammelte unter tiefen Verbeugungen seine Glückwünsche und den Dank gegen Valentin, daß er ihn dieser Ehre gewürdigt. Bald aber gewann er sein joviales Gleichgewicht wieder und sagte: „Das heiße ich mir aber Heimtücke und falsche Freundschaft, Sie böser Mann! Wer hat gestern auf diesem selben Fleck so schlimm und schnöde gegen die Ehe gelästert, daß selbst einem alten Wittwer noch nachträglich angst und bange werden konnte? Und Tages darauf einem solch ein Bräutlein vorstellen, — freilich, es ist danach angethan, einen Heiden zu bekehren, — mit Verlaub, meine Gnädigste!" —

Valentin lachte. „Nein, Doktor," sprach er, „kein Anderer als Sie selbst hat mich auf dem Gewissen, wenn ich mit meiner gestrigen Ketzerei am Ende doch Recht behalte." — „Ich? Sie haben Ihren Scherz mit mir." — „In allem Ernst, Doktor, Sie selbst haben mir zu meiner Braut verholfen, oder doch wenigstens Ihr Almansor. Als ich heute mich mit dem edlen Thier vor dem Fenster meiner theuren Eugenie sehen ließ, schmolz ihr das Herz und sie erklärte sich für besiegt. Kaum aber war ich wieder ein wenig vom unverhofften Glück des Sieges zur Besinnung gekommen, so bestand ich darauf, daß wir keinem Menschen früher als Ihnen unsern Bund offenbaren sollten, und so stiegen wir in den Wagen und fuhren hierher, und nun lassen Sie sich umarmen von Ihrem überglücklichen und dankbaren Freunde."

„Sehen Sie," rief der Doktor in höchstem Vergnügen aus, „nun habe ich doch schon manchen Verdruß durch meine Pferdeleidenschaft erlebt, aber alles wird reichlich aufgewogen durch diesen Meisterstreich meines braven

Almansor. Ja, schönstes Fräulein, Sie brauchen es dem Herrn Bräutigam nicht übelzunehmen, daß er Ihr Geheimniß ausgeplaudert hat. Ich schätze Sie nur um so höher, da Sie einen Begriff davon haben, daß ein Mann erst zu Pferde ein ganzer Mann ist. Nun lassen Sie mich nur sorgen. Ich habe überall mein Auge, das Ländchen auf und ab. Und wenn sich ein Rößlein irgendwo blicken läßt, das würdig wäre, an Almansors Seite zu galoppiren —." — „So ist es mein, Ihre Hand darauf, Doktor, und bei dem ersten Austritt mit meiner Frau müssen Sie uns begleiten." — „Topp!" und der kleine Mann schlug schallend ein. „Wo bleiben sie nur," rief er, „die Wettermädel? Jetzt, wo mir alles sich zu einer lustigen Feier des Verlöbnisses auf's schönste anläßt!" — „Sind Ihre Töchter in der Stadt irgenwo zum Besuch?" fragte Eugenie.

„Freilich, mein gnädiges Fräulein! In einen Herbst hat man sie geladen, eine Weinlese bei einem meiner alten Freunde, der auch Töchter hat. Und ich schätze, es ist noch auf ein Tänzlein abgesehen; aber ich habe feierlich mein Ansehn gebraucht und sie mir auf den Abend wieder heimbestellt, denn sie dürfen mir nie in der Lesezeit tanzen, sie haben noch jedesmal einen Schnupfen heimgebracht. Die gottlosen Dinger, nun geschieht es ihnen ganz recht, daß sie ungehorsam sind, nun kommen sie um den Besuch meiner verehrten — aber ich lasse sie dennoch holen, augenblicklich! He, Heinrich," rief er einem Knecht, den er durchs Fenster gesehn, „lauf' sogleich ins Kitzingers Garten, die Margret soll meine Töchter nach Hause holen. — Da sehn Sie," wandte er sich wieder zu dem Paar, d as ohne sich anzublicken neben einander saß, „so wenig Respekt genießt ein Vater. Erziehen Sie Ihre Kinder besser. Ach wohl, als meine Frau noch am Leben war!" —

Eugenie erröthete und schwieg. Valentin aber rief: „Behüte, bester Doktor! Sie dürfen Ihre Mädchen um unsretwillen nicht in Ihrer Freude stören. Zwar habe ich meiner lieben Braut so viel von ihnen erzählt, daß sie L. nicht verlassen will, ehe sie Ihre drei schönen Töchter gesehen hat. Aber dazu ist morgen Zeit genug; denn der Mond, auf den ich für die Rückfahrt gerechnet hatte, bleibt, wie es scheint, dahinten, und man logirt vortrefflich bei Ihrem Kronenwirth." — „Valentin!" sagte die schöne Frau, „Sie wissen, was Sie mir versprochen haben."

„Nun hören Sie, Doktor, so werde ich an mein Versprechen gemahnt, und muß mich beklagen, Eugenie, daß du mir die deinigen nicht hältst! Hast du mir nicht wie billig angelobt, Du zu sagen, auch wenn wir noch

nicht in aller Form uns die Brüderschaft zugetrunken haben?" — „Dafür kann Rath geschafft werden," rief der Hausherr. „Auf dem Tische zwar steht nur Most, aber im Keller —."

„Sparet die Mühe, alter Freund. Ist der Most nicht so süß und undurchsichtig und berauschend, wie eine Jugendliebe? Und diese Frau, wie sie da vor Ihnen sitzt, Doktor, ist wahrhaftig mein Idol seit der Zeit, wo ich mit der Studentenmappe herumlief, und wenn das Leben uns inzwischen getrennt hat, alte Liebe rostet nicht, sagt das Volk, und Volkesstimme ist Gottesstimme. Und darum wollen wir in nichts Anderem als in Most das heilige Du besiegeln. Schenkt ein, Doktor!"

Er war aufgesprungen und trat mit zwei gefüllten Gläsern wieder vor Eugenie hin. Sie saß über und über glühend auf dem Sopha und hatte die Augen gesenkt. Jungfräuliche Verwirrung lag auf ihren Lippen, sie versuchte zu sprechen, aber kein Wort gelang ihr. Mechanisch nahm sie das Glas. Er aber kniete vor ihr, schlang in guter Studentenweise seinen Arm durch den ihren und leerte das Glas. Auch sie nippte an dem ihren. Da warf er das seinige weg und küßte sie, die ihn nicht anzusehen wagte, auf den Mund.

„So ist's recht," sagte der Doktor, „und Ihr braucht nicht roth zu werden, schönste Braut, weil ich alter Knabe Zeuge bei dieser feierlichen Handlung war. Und das bitt' ich mir überdies aus, daß ich für meine guten Dienste zur Hochzeit geladen werde."

Valentin nickte still und stand eine Weile schweigend vor Eugenien, den Blick auf ihre Stirn gesenkt. „Lieber Doktor," sprach er dann, „Ihr müßt mit uns närrischen Leuten Nachsicht haben. Es ist keine Kleinigkeit, so kurz verlobt zu sein, wie wir Beiden. Sehet, diese meine liebe Geliebte da, wie hat sie mich mit ihren Schelmereien und bösen kühlen Redensarten so meisterlich geplagt, daß ich wie ein rechter Knabe stumm und tölpisch wurde; zuerst vor langen Jahren in ihrer Mutter Haus, wo ich zuweilen meinte, ich müsse geradezu ins Wasser springen, um meine Wunden zu kühlen, und wieder jetzt, da wir uns nach langer Trennung wiedergefunden haben. Wie oft saß das ernstlichste Bekenntniß, daß mir noch gerade so zu Muth sei, wie damals, dicht am Rand meiner Lippen, und immer scherzte und spottete sie es wieder zurück; und wer weiß, was geworden wäre, ohne Sie, lieber Doktor. Nun aber ist sie ganz verwandelt, und Sie sollten ihr nicht anmerken, welche List und Weiberschalkheit hinter diesen stillen Augenlidern sich verbergen."

„Du verleumdest mich, lieber Freund," sagte sie und schlug die schönen feuchten Augen auf. „Es ist wohl natürlich, daß ich in diesem Hause noch nicht ganz so heimisch bin, wie du."

„Und an wem anders liegt die Schuld, als an mir?" rief der Doktor, „oder vielmehr an den gottlosen Mädeln, die mir die Wirthschaft allein überlassen. Nun wo bleiben sie, wo stecken sie?" schalt er der eben ins Zimmer tretenden Magd entgegen. „Warum bringt Ihr sie nicht mit, Margret?" —

„Die Frau und der Herr haben so sehr gebeten, die Fräuleins möchten doch bleiben," verantwortete sich die Alte, die mit großen Augen die Fremden musterte. „Sie wollten schon sorgen, daß sie nicht zuviel tanzten. Und wenn ich's dem Herrn Vater vorstellte, meinte Fräulein Clara —." — „Daß dich!" fuhr der Doktor auf. „Sie sollen kommen auf der Stelle!"

„Nein, lieber Herr Doktor," bat nun auch Eugenie. „Wir dürfen diese Grausamkeit nicht auf unser Gewissen laden." — „Behüte der Himmel!" stimmte Valentin eilig ein. „Es ist morgen noch früh genug." — „So sollten wir wenigstens den ungezogenen Kindern nachgehn," schlug der Doktor vor. „Was denken Sie von einem ersten Brauttanz?"

„Lassen Sie es gut sein, bester Mann," sagte Valentin. „Wir sind völlig fremd bei Ihren Freunden. Viel lieber geschähe uns, Sie duldeten uns noch ein Stündlein unter Ihrem Dach. Nicht wahr, Eugenie?"

Sie nickte. Da that der alte Herr einen Luftsprung und betheuerte einmal um das andere, daß ihm in Jahren nichts Freudigeres begegnet sei. Und nun mußte die Magd, soviel die Fremden abwehrten, in Küche und Keller laufen und herbeischaffen, was das Haus nur vermochte. Während dann die drei in traulichem Humor beisammen saßen, sagte der Hausherr mehrmals mit vergnügtem Ton: „Wenn jetzt meine Mädel eine Ahnung hätten, um was sie sich gebracht haben mit ihrem Ungehorsam!" Und Valentin sah lächelnd Eugenie an; sie aber hatte ihre alte unbefangene Haltung wieder gewonnen, gab zu allem, was Valentin über die künftige Einrichtung ihres Lebens vorbrachte, wohlbedächtlich ihre Meinung, und schickte sich aufs beste in ihre Rolle.

Als es Zehn schlug, stand sie auf. „Wir können Ihre Töchter doch nicht wohl abwarten," sagte sie. „Wenn sie morgen vom Tanzen ausgeschlafen haben, erlauben wir uns wieder anzuklopfen." — „Ich wage nicht, Sie zu halten," versetzte der Doktor; „denn mir ist, als kämen sie doch nicht eher, als bis ich sie selber hole. So wird mir alten Manne mitgespielt!

Heute sei ihnen verziehen, da sie mir die Freude verschafft haben, Sie ganz allein für mich zu haben. Ich rechne aber darauf, daß Sie morgen Wort halten, vielleicht begreifen Sie meine Schwachheit ein wenig, wenn Sie das lose Volk sehen."

Nun brachen sie auf und der Doktor ließ es sich nicht nehmen, seine Gäste bis an den Gasthof zu begleiten. Dann, ohne ein Wort zu sprechen, folgten die Beiden dem Kellner, der mit Licht voranging. Er öffnete zwei Zimmer neben einander und wünschte eine gute Nacht.

Valentin hielt Eugenien die Hand hin. Sie drückte sie leicht und sagte, ihn ruhig anblickend: „Schlafen Sie wohl, mein Freund! Auf morgen also!" Dann verschwand sie in ihrem Zimmer und schloß hinter sich zu.

Nach einer geraumen Weile, als auch er längst in seinem Zimmer war, klopfte er an die Thür, die ihn von Eugenien trennte. „Eugenie!" rief er leise. — „Was ist?" kam von drüben die Antwort. — „Der Gutenacht-Gruß, den ich vorhin empfing, war gegen unsere Verabredung." — „Gegen welche?" — „Die wir feierlich in Most besiegelt haben." — „Ich denke, wir haben Komödie gespielt und ließ mir auch das gefallen, weil ich dachte, es gehöre zur Rolle."

„Wollen wir's aber nicht im Ernst gelten lassen? Es war doch immer eine feierliche Handlung, vor Zeugen vollzogen." — „Mag es denn gelten, lieber Freund. Also — schlaf' wohl! auf morgen!" —

Keine Bewegung verrieth, daß sie von der Thür zurückgetreten sei. Und wieder nach einer Pause sprach er: „Und das Andere, soll es nicht auch gelten?" — „Welches Andere?" — „Ich meine eben alles." — „Alles ist ein wenig viel." — „Eugenie!" — „Mein Freund?"

„Ist es dir wirklich zu viel, was doch einzig und allein genügt, um mir das Leben wieder zu geben, das du mir tausendmal genommen hast?"

„Wenn ich es recht bedenke —." — „Bedenken willst du es noch? O Eugenie! Sage, daß ich zu deinen Füßen stürzen darf, öffne diese Thür — !"

„Gemach, mein Freund. Du verdienst wohl, daß man dich ein wenig straft. Was? Ist das ritterlich, eine arme Frau hinter verschlossenen Thüren zu bestürmen? Ich wette, du hast sogar das Licht gelöscht, um dir recht im Dunkeln ein kümmerliches Herz zu fassen. Wenn du es gut mit mir im Sinne hast, mußt du die schlafdunkle Nacht zu deiner Hülfe rufen? Schäme dich, mein armer Held! Aber jetzt will ich dir auch sagen, daß ich einen alten Haß auf dich geworfen habe." — „Scherzest du, Eugenie?" — „Ich

sprach in gutem Ernst. Warum warst du damals nicht wenigstens so schlau wie jetzt, wenn du auch nicht muthiger warst? Gab es keine Thür, durch welche du mir zurufen konntest, was jetzt viel zu spät kommt?" — „Zu spät? Nein, Eugenie, wo sind die Jahre zwischen damals und heut? Ein blöder Knabe, wie damals, stehe ich hier und bettle im Dunkeln um einen Strahl aus deinen Augen. Und du kannst mich verschmachten lassen?"

Er wartete lange auf Antwort. Auf einmal ging die Thür geräuschlos auf. Da stand sie vor ihm, er sah, daß ihre Augen geweint hatten, jetzt lächelten sie ihn an.

„Nur einen Kuß freiwillig auf deinen Mund, mein Geliebter," sagte sie und breitete die Arme aus, „zum Zeichen, daß dir alles verziehen ist, was ich um dich gelitten habe." — Er stürzte an ihren Hals; sie streichelte ihm die Stirn und sprach: „Da sind Falten; aber nicht wahr, mein Freund, unsere Herzen sind jung und faltenlos, und morgen fangen wir wieder an, wo wir damals unterbrochen wurden."

Sie küßten sich stürmisch und traten, fest sich haltend und umfassend, an das Fenster. Der Mond bezwang draußen den Nebel und ein leichter Herbstwind machte sich auf und trieb den Duft von jungem Wein in ihr Zimmer. „Laß uns noch heute fahren, mein Liebster," sagte sie. „Wie könnt' ich an Schlaf denken? Die Nacht ist so schön. Indeß du den Wagen bestellst, will ich ein Wort an unsern Doktor schreiben, daß er uns morgen noch nicht erwarten soll. Valentin, ist es denn wahr, daß wir es uns gesagt haben, was wir so lange wußten?"

Sagen aus der Bretagne.

Von

Claire von Glümer.

VI.

Der Wärwolf.

Zur Zeit, als die Bretagne noch ihre eigenen Könige hatte, lange bevor St. Ivo das Land von Hexerei und Zauberwesen befreite, lebte der Ritter Meriadec auf seinem festen Schlosse im Walde von Mont=Arré. Sein Name war berühmt so weit die bretagnische Zunge ging. Wenn die Frauen Abends in der Spinnstube zusammen kamen, erzählten sie vom schönen Meriadec; an den Hirtenfeuern auf der Heide und in den Böten der Wallfischfänger war von seinen Waffenthaten die Rede; wenn ein Bettelmönch in Sonnenglut oder Regensturm seufzend seines Weges zog, um nach langer Mühe mit einem Quersack voll Haferbrod und gedörrter Fische zu seinen armen Brüdern zurückzukehren, träumte er von den Reichthümern, die der Ritter im Kriege gegen Engländer, Normannen und Franzosen erbeutet haben sollte, und wollte der König einen seiner Vasallen ehren, so nannte er ihn tapfer und treu wie Meriadec.

Trotz alledem wurde der Ritter von keinem seiner Standesgenossen beneidet. Es mochte vorkommen, daß der Eine wünschte Meriadecs festes Schloß zu besitzen, der Andere seine goldene Rüstung, der Dritte sein herrliches, schwarzes Roß — aber mit ihm getauscht hätte keiner von allen, denn es war ein Geheimniß in seinem Leben, das niemand ergründen konnte, und das, wie des Ritters Aussehen nur zu häufig verrieth, etwas Furchtbares sein mußte.

Die Sache war nämlich die, daß Meriadec in jeder Woche auf drei Tage verschwand, und daß trotz aller Nachforschungen niemand erfuhr, wo

er diese Tage verlebte. Aus der lustigsten Zechgesellschaft, aus dem Kreise der schönsten Frauen, von der königlichen Tafel, ja sogar vom Schlachtfelde verschwand der Ritter, sobald die Sonne des Donnerstags unterging, und erst am Sonntag Abend kam er wieder. Er kam dann freilich in stolzer Haltung und mit lächelnder Miene, aber seine Wangen waren so bleich und in seinen Augen brannte ein so unheimliches Feuer, daß man sich scheute hineinzusehen.

Eine Zeitlang waren arge Beschuldigungen gegen den Ritter im Umlauf gewesen. Einige sprachen von schwerer Blutschuld, die er in der Einsamkeit abzubüßen suchte; Andere wollten gehört haben, daß er sich in Feindesland der Kirchenschändung schuldig gemacht hätte; noch Andere flüsterten von sündhaftem Verkehr mit den Mächten der Finsterniß — aber da sich Meriadec in allen Dingen als guter Christ bewährte, da er freigebig gegen Kirche und Geistlichkeit war, mildthätig gegen die Armen, immer zu Rath und Hülfe bereit, und da er in der Gunst des Königs immer zu steigen schien, verstummten die Lästerzungen und man begnügte sich damit, ihm in den ersten Stunden nach seiner Rückkehr so viel als möglich aus dem Wege zu gehen.

Nur Vitrica, die schöne Tochter des Sire von Banneret, der Meriadecs Vetter und nächster Nachbar war, ging ihm nicht aus dem Wege. Im Gegentheil, sie suchte ihn auf, wenn er am finstersten aussah, und es gelang ihr fast immer, ihn zu erheitern. Gewöhnlich war es genug, daß sie ihn mit den wunderschönen blauen Augen bittend ansah, oder daß sie ihn sanft beim Namen nannte, und wenn er das nicht beachtete, so brauchte sie nur die Fingerspitzen auf seinen Arm zu legen. Dann fuhr er aus seiner Traurigkeit empor, strich liebkosend über des Mädchens blonde Locken, sagte freundlich: „Bist du da, meine Herzensfreude, mein liebes Kind?" und das Grübeln und zu Bodenstarren hatte ein Ende. — Seit Vitrica denken konnte, war es so gewesen und niemand hatte etwas dagegen einzuwenden gehabt, bis Leonor, die Nichte des Sire von Banneret, nach dem Tode ihrer Eltern in das Haus des Onkels kam.

„Wie kannst du es dulden," sagte sie zu Vitrica, „daß dich der Ritter behandelt, als ob du noch immer ein Kind wärest. Ich würde mich überhaupt nicht so viel um einen Menschen kümmern, der immer drein schaut, als ob alle Sünden der Welt auf seiner Seele lägen." Vitrica erwiderte, daß sie es lieber höre, wenn Meriadec „mein Kind, meine Herzensfreude"

zu ihr sagte, als wenn sie von Andern „schöne Dame" oder „holdes Fräulein" genannt würde. Aber ohne Wirkung blieben Leonor's Worte nicht. Vitrica achtete jetzt mehr als sonst auf das Verschwinden des Ritters und auf sein finsteres Wesen, wenn er wiederkam; sie glaubte zu bemerken, daß er von einer Woche zur andern bleicher und trübsinniger wurde, und endlich konnte sie ihre Angst nicht mehr ertragen. Sie beschloß ihn zu fragen, was ihn quälte.

Lange fand sie keine Gelegenheit ihn allein zu sprechen, aber eines Sonntagabends, als sie allein in der Halle am Feuer saß, kam Meriadec herein, setzte sich, ohne sie zu beachten, auf seinen gewöhnlichen Platz am Kamin und starrte in die Kohlen. Vitrica faßte Muth; sie trat an seine Seite, legte die kleine Hand auf seine Schulter und bat ihn, ihr zu vertrauen, woher er käme und warum er oft so traurig wäre. — „Herzensfreude, frage mich nicht!" gab er zur Antwort, „du kannst mir doch nicht helfen und ich fürchte, daß ich dir zum Abscheu werde, wenn du mein Unglück kennst."

Aber Vitrica bat so lange, bis der Ritter nicht mehr widerstehen konnte. „Wohlan, du sollst es hören," sagte er endlich; „aber erst gelobe mir, daß du niemals und mit keiner Menschenseele von dem sprechen willst, was ich dir anvertraue." — Sie versprach es, Meriadec hieß sie an seiner Seite Platz nehmen, faßte ihre Hand zwischen seine beiden Hände und fing an zu erzählen.

Sein Vater war ein stolzer und tapferer Mann gewesen und seine Mutter galt für die schönste Frau der Bretagne. Die berühmtesten Fürsten und Ritter ihrer Zeit trugen ihre Farben. In jedem Turniere wurde zu ihrem Preise gekämpft, bei jedem Gastmahl zu ihrem Gedächtniß getrunken und um alle die Lieder aufzuschreiben, die für sie gedichtet waren, hätte man Jahre lang zu thun gehabt. — Sie war aber auch stolz auf ihre Schönheit und hatte schier keinen andern Gedanken, als wie sie sich schmücken und in ihrem Glanze vor den Leuten zeigen wollte. Stundenlang stand sie am Spiegel, ließ sich das glänzend schwarze Haar bald auf diese, bald auf jene Weise zusammenbinden, kleidete sich jeden Tag der Woche in ein anderes Gewand und hatte zu jedem derselben einen besondern Schmuck von Perlen und Edelsteinen. Wenn dann der halbe Tag beim Ankleiden vergangen war, so wurde die andere Hälfte durch Lustbarkeiten im Hause oder in der Nachbarschaft ausgefüllt. Bald war es ein Bankett, bald eine Jagdpartie,

bald ein Turnier, und wenn es eine Festlichkeit am Hofe des Königs gab, war die schöne Frau oft wochenlang vom Hause entfernt.

Für ihren Knaben war das freilich einerlei, denn sein Leben blieb sich gleich, mochte sie daheim sein oder nicht. Das arme Kind war nämlich ein häßlicher kleiner Bursche, von schwächlichem Körperbau, ungelenkig in seinen Bewegungen, ungeschickt in allem, was er that, von schüchternem Wesen und verdrießlicher Gemüthsart. Letzteres war die natürliche Folge der Behandlung, die ihm von allen Seiten widerfuhr. Sein Vater ärgerte sich über ihn, so oft er ihn sah, und hatte mehr als einmal in Gegenwart des Kindes gesagt, es wäre sicher in der Wiege vertauscht, denn es wäre eher einer Katze ähnlich als einem Meriadec. Die schöne Mutter schämte sich, dies elende kleine Geschöpf als ihr Kind zu zeigen. Die Gäste machten den unglücklichen Kleinen zur Zielscheibe ihrer Witze, und die Domestiken stießen ihn überall bei Seite.

Um sich diesen Quälereien zu entziehen, blieb dem Knaben nichts übrig, als den Menschen so viel als möglich aus dem Wege zu gehen. Wie ein Uhu saß er den größten Theil des Tages in irgend einem Winkel der Treppen und Gänge und kam nur zum Vorschein, um seine Mahlzeiten in Empfang zu nehmen. Wenn die Mutter zu Hause war, versteckte er sich freilich am liebsten in ihrer Nähe, denn er war stolz auf ihre Schönheit, und es war fast das einzige Vergnügen seines Lebens, sie zu beobachten, wenn sie sich für die Festlichkeit des Tages schmückte, ihr nachzusehen, wenn sie in ihrer prächtigen Kleidung durch die Säle rauschte, oder sie mit den Augen zu verfolgen, wenn sie den Schloßberg hinunter ritt, über die Heide sprengte oder im Schatten des Waldes verschwand. Zuweilen kam ihm wohl auch das Verlangen, seine schöne Mutter zu begleiten, oder wie andere Kinder in Feld und Wald umherzustreifen; aber dann lachten ihn die Mägde aus und sagten, ein so elendes kleines Ding, wie er wäre, müßte hübsch zu Hause bleiben. Draußen im Walde würde ihm der Rabe die Augen aushacken, der Fuchs würde ihn beißen, Dornen und Disteln würden ihn stechen, und endlich würde ihn der Wärwolf verschlingen. So gab er denn seine tollkühnen Wünsche auf, blieb furchtsam in seinem Winkel sitzen und wurde wirklich, wie sein Vater gesagt hatte, mit jedem Tage mehr einer Katze ähnlich als einem Meriadec.

Eines Morgens hatte er sich, seiner Gewohnheit nach, hinter die Truhe im Zimmer seiner Mutter versteckt und sah zu, wie sich die schöne Frau

frisiren ließ. Das aufgebundene Haar floß wie ein Mantel bis auf den Fußboden nieder, und spielend ließ sie eine Locke nach der andern durch die Finger gleiten. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus, hielt den Mägden, die bestürzt herbeieilten, eine der Locken entgegen und fragte zitternd: „Seht her, was ist das?“ — „Ein weißes Haar!“ stammelte eine der Dienerinnen. — „Ein weißes Haar!“ wiederholten die Andern.

Die schöne Frau brach in Thränen aus, ihre Dienerinnen rangen die Hände, und da der arme Kleine auf den Gedanken kam, daß ein großes Unglück geschehen oder im Anzuge wäre, fing auch er in seinem Winkel an zu schluchzen und zu jammern.

Endlich faßte sich Brigitte, die Lieblingszofe der Burgfrau, und fragte: „Wollt Ihr nicht die alte Urica kommen lassen, edle Dame? Sie gilt für eine kluge Frau und soll schon manches Wunder gethan haben.“ — „Aber sie ist eine Hexe, sie verkehrt mit bösen Geistern!“ riefen die andern Mägde, indem sie sich bekreuzten. — Die Burgfrau verbot der Brigitte, an solche Dinge zu denken, ließ sich das weiße Haar unter Seufzern und Thränen ausreißen, kleidete sich prächtiger als je und ging hinunter, um ihre Gäste zu begrüßen.

Es war spät in der Nacht, als sie wieder heraufkam, aber der Knabe lag noch wachend im Bett und dachte darüber nach, was seine schöne Mutter so tief betrübt haben möchte. Er hätte gar zu gern erfahren, ob sie jetzt wieder fröhlich wäre, richtete sich, als sie ins Zimmer kam, vorsichtig auf, kroch bis an das Fußende des großen Bettes, in dem er mit seiner Wärterin schlief, und sah über das geschnitzte Geländer zwischen den Vorhängen durch. Er sah, daß Brigitte aufräumend im Zimmer umherging und seine schöne Mutter mit der Lampe in der Hand am Spiegel stand und sich aufmerksam betrachtete. Ihr Gesicht war wieder sorgenvoll und endlich sagte sie mit gepreßter Stimme: „Brigitte, ich glaube doch, daß ich die alte Urica sprechen muß.“ — „Da bin ich schon!“ antwortete eine schnarrende Stimme. Mit einem Schrei ließ die Burgfrau ihre Lampe fallen, aber der Mond schien so hell, daß jeder Gegenstand deutlich zu erkennen war. Der Knabe sah, daß Brigitte eilig hinausschlüpfte, daß seine Mutter sich mit beiden Händen auf die Truhe stützte und daß eine kleine, kleine Frauengestalt neben ihr stand, die vom Kopf bis zu den Füßen in eine graue Kapuze gehüllt war.

„Wollt Ihr mir nicht sagen, womit ich Euch dienen kann, schöne

Dame?" fing sie nach einer Pause mit ihrer dünnen schnarrenden Stimme an. „Die Nacht ist bald zu Ende und mein Weg ist weit." — „Da Ihr wißt, daß ich Euch sprechen wollte, werdet Ihr auch wissen, was ich von Euch verlange," erwiderte die Burgfrau, indem sie sich aus ihrer gebeugten Stellung aufrichtete. — „Ei, ei, wie stolz, mein Püppchen!" rief die Alte. „Glaube freilich zu wissen, was dem Herzchen noth thut, aber es ist doch besser, daß wir uns genau darüber verständigen. Heute Morgen, nicht wahr, meine Schöne, heute Morgen ist es Euch zum erstenmale eingefallen, daß trotz Glanz und Lust das Alter herankommt, langsam freilich, aber sicher, Schritt vor Schritt. Seht mich an, ich bin auch einmal ein hübsches frisches Ding gewesen."

Sie schlug die Kapuze zurück, im Mondenscheine zeigte sich ein gelbes, faltiges Gesicht, mit roth umränderten, boshaft blickenden Augen. Die spitzige Nase hing über den zahnlosen Mund herunter und traf beinahe mit dem aufwärts gebogenen Kinn zusammen. Unter dem Kopftuche hing das graue Haar in einzelnen Strähnen hervor, der Kopf wackelte hin und her, und die Gestalt, die früher vielleicht groß und schlank gewesen sein mochte, war bis ins Zwerghafte zusammengesunken.

„Nein, nein, ich will nicht alt und häßlich werden!" rief die Burgfrau mit dem Ausdrucke des Entsetzens. „Fordert, was Ihr wollt, aber erhaltet mir meine Jugend und Schönheit." — „Das ist leicht gesagt," murmelte die Alte, „aber wenn ich Euch den Preis nenne, den Ihr mir dafür geben sollt, werdet Ihr Euch feig zurückziehen und mir die Thüre weisen." — „Sprecht!" rief die Burgfrau ungeduldig. „Ich gebe Euch, was Ihr verlangen könnt, und wenn es mein halbes Vermögen wäre." — „Das verlange ich nicht," entgegnete die Alte; „aber Ihr habt einen Knaben." — „Er ist mein einziges Kind!" rief die schöne Frau; „der einzige Erbe von Meriadec." — „Das soll er auch bleiben," fuhr die Alte fort. „Nur auf eine Stunde sollt Ihr mir den Kleinen anvertrauen, daß ich das Wasser der Taufe von ihm abwasche. Nur unter der Bedingung kann ich Euern Wunsch erfüllen." — „Und wenn Ihr ihm das Wasser der heiligen Taufe abgewaschen habt, was dann?" fragte die Burgfrau. — Die Alte trat dicht an sie heran und gab flüsternd zur Antwort: „Dann wird er ein —." — Das letzte Wort konnte der lauschende Knabe nicht verstehen, aber es mußte etwas Furchtbares sein, denn seine Mutter fuhr mit einem Schrei empor und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Gibt es denn

kein anderes Mittel?" fragte sie nach einer langen Pause. — Urica schüttelte den Kopf. — „So muß ich in Verzweiflung sterben!" rief die eitle Frau, aber fast in demselben Augenblicke klammerten sich ein paar kleine Hände an ihr Gewand und die schüchterne Stimme ihres Knaben flüsterte ihr zu: „Nein, nein, du sollst nicht sterben, lieber will ich mit der alten Hexe fortgehen."

„Brav, mein Söhnchen!" rief Urica, beugte sich zu dem Knaben nieder, nahm ihn vom Boden auf und schlug die Kapuze um ihn zusammen. Seine Mutter ließ es geschehen, daß sie mit ihm fortging — standen doch Jugend und Schönheit auf dem Spiele.

Urica eilte mit ihrer Beute von dannen. Der Knabe sah mit Grausen, daß sich alle Thüren öffneten, wenn sie nur mit dem Finger daran rührte, daß der Hund, von ihrem Blicke erschreckt, winselnd in seine Hütte kroch, und daß der Thorwächter wie mit Blindheit geschlagen war, als sie dicht an ihm vorbeigingen.

Und dann kamen sie hinaus. Es war das erstemal, daß der Kleine bei Nacht das Schloß verließ, und alles, was er sah und hörte, vermehrte seine Angst. Ueber ihm funkelten die Sterne, aber von der Heide herüber wälzten sich dunkle Wolkenmassen näher und näher heran, streckten die langen Arme nach allen Seiten aus und verhüllten ein Sternbild nach dem andern. Dazu heulte der Wind, der Fluß am Fuße des Schloßberges brüllte lauter als je, der Wald brauste, die Eulen schrien, die Füchse bellten, die Fledermäuse schwirrten hin und her, und dabei huschte die Alte so gespenstisch dahin, immer schneller und schneller. Ihre Füße schienen den Boden nicht zu berühren, ihre graue Kapuze flatterte auf und nieder wie ein großer Flügel, ihre Augen rollten und glühten, ihr Athem klang wie das unheimliche Pfeifen, das sich Nachts hinter dem Täfelwerk des Schlosses hören ließ. Die Angst des Kindes steigerte sich von Minute zu Minute, und endlich wurde die Qual so groß, daß er daran zu sterben meinte. Er schloß die Augen und mit einem tiefen Seufzer fiel sein Gesicht auf Urica's Schulter.

Ein Gefühl stechender Kälte brachte den Knaben zum Bewußtsein zurück; es war ihm, als ob er von Wellen umspielt wäre, untersänke, dann wieder emporgezogen würde, und als er die Augen aufschlug, fiel sein erster Blick auf das grinsende Gesicht der Alten, die sich über ihn beugte, um ihn aus einem eiskalten Wasser zu befreien. Doch kaum hatte sie ihn heraus-

gehoben, als sie ihn zum zweiten- und drittenmale eintauchte, dann erst stellte sie ihn auf den Boden nieder. Sie waren auf einer kleinen Lichtung im Walde; ringsum stand verworrenes Gestrüpp, aus welchem ein paar uralte Eichen die knorrigen Aeste hervorstreckten, und zu ihren Füßen lag ein Wassertümpel, in dessen schwarzer Flut sich die Sterne spiegelten. Urica pflückte ein Kraut, das am Rande des Wassers stand, gab es dem Kinde und befahl ihm, es seiner Mutter zu bringen.

„Sie muß es bei sich tragen, wie ein Amulett," sagte die Alte, „dann wird es ihr Jugend und Schönheit erhalten, bis der Tod kommt, der auch die Jüngsten und Schönsten zu finden weiß. Und nun geh, ich kann dich nicht mehr begleiten, weil der Morgen anfängt zu grauen. Geh nur immer der Nase nach, dann wirst du schon hinkommen." — Mit diesen Worten wendete sie sich zum Gehen, aber als sie sah, daß der Kleine zaghaft stehen blieb, kehrte sie wieder um, legte die Hand auf seine Schulter und sagte mit ihrem boshaftesten Lächeln: „Du brauchst dich nicht zu fürchten, mein Söhnchen, denn mein Zauberbad hat dich tüchtig gemacht, allen Gefahren zu widerstehen. Wenn dich Dornen und Disteln stechen, kannst du sie zertreten; Fuchs und Rabe werden die Flucht nehmen, wenn du sie nur ansiehst, und vom Wärwolf hast du gar nichts zu besorgen, denn der Wärwolf, mein Söhnchen, bist du selbst!" —

Das alles erzählt Meriadec, als er mit seiner Base am Feuer saß. Ihre Hand lag zwischen seinen Händen und ihr Kopf an seiner Schulter, wie in früheren Jahren, wenn er ihr Märchen erzählte. Aber als er die letzten Worte aussprach, die schrecklichen Worte: „Der Wärwolf, mein Söhnchen, bist du selbst!" riß sich das Mädchen mit einem Schrei von ihm los und verhüllte schaudernd das Gesicht.

„Ich wußte, daß ich dir zum Abscheu würde," sagte der Ritter. — Vitrica antwortete nicht. Er stand auf, näherte sich der Thür, warf noch einen traurigen Blick auf sie zurück und ging mit einem Seufzer fort. Er ahnte nicht, daß das junge Mädchen weder seine Worte gehört, noch sein Fortgehen bemerkt hatte. In ihren Schmerz versunken, sah sie auch nicht, daß aus der Fensternische am Ende der Halle eine dunkle Gestalt hervorkam und aus dem Zimmer schlich. Es war Leonor, welche die Erzählung des Ritters mit angehört hatte und nun mit sich zu Rathe ging, ob ihr die Kenntniß dieses Geheimnisses nicht irgend welchen Vortheil bringen könnte.

Vor allen Dingen mußte sie genau erfahren, was ein Wärwolf sei.

Sie wendete sich also an den Schloßkaplan, der, wie sich das ganz von selbst versteht, alle Dinge im Himmel und auf Erden zu erklären wußte. Er sagte ihr, daß ein Wärwolf, oder wie es in der Bretagne heißt, ein Bis-claveret, ein gräuliches Unthier ist, das sich vom gemeinen Wolfe nicht allein durch den Menschen unterscheidet, der darin steckt, sondern auch äußerlich durch glühende Augen, einen feuerspeienden Rachen, ein Schnauben und Heulen, das dem Sturme gleichkommt, und eine Schnelligkeit, mit welcher sich das schnellste Roß nicht messen kann. So lange die Sonne am Himmel steht, liegt das Ungeheuer im Dickicht, aber sobald es dunkel wird, fängt es an zu jagen und alles weicht ihm aus, was Leben hat. Wenn es durch ein Gewässer geht, theilen sich sogar die Wellen, daß es trockenen Fußes hindurchschreiten kann, und die Blumen beugen sich zur Seite, um seinem giftigen Athem zu entgehen. Der Wärwolf weiß recht gut, daß er eigentlich ein Mensch ist, aber die Mordgier, die in seinem Blute brennt, ist so groß, daß er seinen besten Freund zerreißen müßte, käme ihm derselbe in den Weg. Das Entsetzlichste von allem ist aber, daß er die Wolfsgestalt sein Leben lang behalten muß, wenn ihm die Kleider, die er im Augenblicke der Bezauberung abwirft, weggenommen werden, so daß er sie nicht wiederfinden kann. Auch seine unsterbliche Seele ist dann verloren, denn wenn er in seiner Thiergestalt um's Leben kommt, sind die Heiligen nicht im Stande, etwas für ihn zu thun.

Keine Predigt des Paters hatte Leonor mit solcher Andacht angehört, wie diese Erklärung, und kaum war er damit zu Ende gekommen, als sie auch schon den Plan gefaßt hatte, Meriadecs Unglück zu ihrem eigenen Vortheil zu benutzen. Leonor hatte nämlich seit langer Zeit einen Geliebten, den Ritter Maugist, der nichts besaß, als seine Waffen, ein elendes Roß und einen alten Mantel. Ihrer Armuth wegen hatten sich die Beiden nicht heirathen können, denn trotz aller Raubzüge, die der Ritter unternahm, gelang es ihm nicht, auf einen grünen Zweig zu kommen, und Leonor wollte nun auf ihre Weise einen Raubzug unternehmen. Die ganze Nacht dachte sie darüber nach, und während sich Vitrica beim Anbruch des Tages vom Weinen müde auf ihr Lager warf, ritt Leonor in den Morgen hinaus.

Sie ritt nach einer Kapelle, die auf halbem Wege zwischen der Burg des Sire von Banneret und Meriadecs festem Schlosse lag. Dort band sie ihr Roß an einen Baum und trat in die Kirche hinein. Ihre Vermuthung hatte sie nicht getäuscht — am Altar der Mutter Gottes vom blutenden

Herzen, zu welcher er immer besonderes Vertrauen bewiesen hatte, kniete der Ritter, den sie suchte. Sie warf sich an seiner Seite auf die Kniee und schien so wie er in Schmerz zu versinken, aber als er aufstand, erhob sie sich auch und folgte ihm nach. Und kaum waren sie draußen unter den Bäumen, als sie dicht an ihn herantrat, die Hand auf seinen Arm legte, ihn mit thränenvollen Augen ansah und ihn beschwor, ihr sein Vertrauen zu schenken. Der Kummer um ihn, versicherte sie, bräche ihr fast das Herz.

Meriadec wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen sollte. Er hatte das braune Mädchen mit den tiefliegenden, tückischen Augen niemals leiden mögen, und da sie sich immer stolz und kalt gegen ihn benommen hatte, glaubte er, daß sie seine Abneigung theilte. Jetzt sah er freilich, daß er sich getäuscht haben mußte. Sie gab ihm geschickt zu verstehen, daß er seit langer Zeit ihr Herz besäße und daß sie ihm nur aus Schüchternheit fern geblieben wäre. Aber nun ihr Vitrica in kindischer Plauderhaftigkeit das Unglück des Ritters offenbart hätte, fügte sie hinzu, könnte sie nicht mehr schweigen; sie müßte ihm sagen, daß sie bereit wäre, ihm zu dienen, so viel sie vermöchte und daß sie selbst ihr Leben freudig für ihn opfern würde.

Nun war Meriadec zwar ein kluger Mann, aber er vertraute zu fest auf seine Klugheit, d. h. er glaubte nicht, daß man ihn täuschen könnte. Dazu war er eitel, wie alle Männer sind — kurz es erging ihm, wie es auch Andern ergangen ist, er ließ sich bethören und hielt es für seine Schuldigkeit, dem Mädchen für so viel Liebe zu danken. Ueberdies fiel ihm ein, welchen Bescheid er von den weisen Männern der Bretagne und der angrenzenden Länder erhalten hatte, so oft er sie wegen seines Unglücks zu Rathe zog. „Nur wenn Ihr ein Weib findet, das Euch von Herzen liebt und trotz Eures Elends einwilligt, Eure Gattin zu werden, könnt Ihr Erlösung finden, denn nur einem solchen Weibe wird unter Bußübungen und Gebet das rechte Mittel offenbart werden,“ hatten sie alle einstimmig erklärt. Vielleicht war Leonor dieses Weib. Der Ritter beschloß sogleich allen Zweifeln ein Ende zu machen, ergriff des Mädchens Hand, erzählte ihr von dem Ausspruche der weisen Männer, fragte, ob sie den Muth hätte, diese Bedingung zu erfüllen, und Leonor schlang die Arme um seinen Hals und versicherte, daß ihr ganzes Leben ihm angehören sollte.

In diesem Augenblick kam Meriadecs Kaplan des Wegs gegangen, um in der Kapelle die Messe zu lesen. „Laß uns nicht länger zögern, liebste Leonor!“ rief der Ritter, kehrte mit ihr in die Kapelle zurück und ließ sich

mit ihr trauen. Während der heiligen Handlung war es ihm freilich, als riefe Vitrica's sanfte Stimme seinen Namen, und dann glaubte er ihre Gestalt im Hintergrunde der Kapelle zu sehen; mit Augen und Händen winkte sie ihm abwehrend zu — allein er wendete die Blicke gewaltsam von ihr ab und wollte sich nicht mehr daran erinnern, daß er seine Rettung von ihr erwartet hatte. Wie kalt war sie am vergangenen Abend gegen ihn gewesen und wie bald hatte sie sein Vertrauen mißbraucht, sein Geheimniß verrathen! Nein, er wollte nicht mehr an sie denken, sprach das bindende Ja so laut, daß das Gewölbe davon wiederhallte, und trabte einige Minuten später mit der jungen Frau seinem Schlosse zu.

Groß war die Verwunderung des Sire von Banneret, als er im Laufe des Tages von der plötzlichen Heirath seiner Nichte benachrichtigt wurde, aber noch größer war der Schmerz der armen Vitrica. Am liebsten wäre sie gleich gestorben, denn ohne Meriadec hatte das Leben keinen Werth für sie. Nur ein Zauber, davon war sie überzeugt, hatte seine Abneigung gegen Leonor so schnell in Liebe zu verwandeln und die Erinnerung an seine „Herzensfreude" zu verdrängen vermocht.

Indessen lebte Leonor in Jubel und Freuden. Es war beinahe, als hätte sie den Ritter Maugist vergessen — aber als der Winter die Wege ungangbar machte, so daß sie weder die Nachbarn besuchen, noch Gäste empfangen konnte, fing sie an sich zu langweilen, wenn Meriadec fortging, und sich zu grauen, wenn er heim kam. So oft sie ihn ansah, fürchtete sie den glühenden Augen des Wärwolfs zu begegnen, und wenn er sie umarmte, erwartete sie in Todesangst, daß er sich plötzlich in die mordgierige Bestie verwandeln könnte, um sie zu zerreißen. Täglich wurde ihr dies Leben unerträglicher und sie faßte den Entschluß, ihren frühern Plan sobald als möglich ins Werk zu setzen und sich von dem unheimlichen Gemahl zu befreien.

Zu diesem Zwecke fing sie an freundlicher und aufmerksamer gegen den Ritter zu sein, als je zuvor, und eines Abends, als sie ihm alle seine Lieblingsspeisen vorgesetzt hatte, wodurch er in eine sehr behagliche Stimmung gekommen war, fing sie wieder einmal an, von seinem Unglück zu sprechen. Sie fragte, ob sie gar nichts zu seiner Erleichterung thun könnte; versicherte, daß sie gern trotz Wind und Wetter in den Wald hinunter gehen würde, um ihm Speise und Trank zu bringen oder um ihn zur Zeit, wo die Verzauberung aufhört, mit einem Mantel zu versehen. Seine

Kleider, fügte sie seufzend hinzu, wären sicherlich jedesmal von Schnee oder Regen durchnäßt, und wie leicht könnten sie gestohlen werden, oder von Thieren verschleppt und zerrissen! — Der Ritter schüttelte den Kopf. „Darüber mache dir keine Sorgen," sagte er. „Ich lege meine Kleider unter einen großen Stein neben der Kapelle unsrer lieben Frau vom blutenden Herzen; da sind sie sicher vor Schnee und Regen, vor Thieren und vor diebischen Händen."

Wie freute sich Leonor, als sie diese Worte hörte! Aber sie wußte sich zu beherrschen, und als der Ritter abermals in den Wald hinunter mußte, zerfloß sie beinahe in Thränen. Doch kaum war Meriadec ihren Augen entschwunden, als sie einen reitenden Boten abschickte und ihren Geliebten zu sich bescheiden ließ. Ritter Maugist kam sogleich. Leonor sagte ihm, wie es ihr endlich gelungen wäre, Meriadecs Geheimniß zu erfahren und wie es nun in ihrer Macht stände, sich des Ritters zu entledigen. Maugist war zu allem bereit. Eine Stunde später hatte sich das Paar einen Weg durch den Schnee gebahnt und die Kapelle erreicht. Da lagen zwar Steine die Menge, aber alle waren mit einer glänzenden Schneeschicht bedeckt; nur der eine, der größeste, sah aus, als wäre er kürzlich von der Stelle gerückt, und rings umher zeigten sich Spuren von Menschentritten und Thierfüßen, und als die Beiden mit vereinigten Kräften den Stein aufhoben, erblickten sie die Kleider des Ritters, mit denen sie schnell nach der Burg zurückkehrten.

Das Verschwinden Meriadecs setzte das ganze Land in Bewegung. Seine Freunde stellten überall Nachforschungen an, Vitrica pilgerte von einem Muttergottesbilde nach dem andern, der König schickte seine Boten in die fernsten Länder, aber vergebens, es war keine Spur von ihm zu entdecken. Eine Zeit lang gab sich Leonor der tiefsten Betrübniß hin. Sie zog die schwärzesten Kleider an, die sie auftreiben konnte, aß nur, wenn sie ganz allein war, schien nach und nach in der Erfüllung ihrer Wittwenpflichten Trost zu finden und machte, sobald das Trauerjahr vorüber war, den Ritter Maugist zum Herrn und Gebieter im Schlosse Meriadecs.

Kurze Zeit nachdem diese Hochzeit gefeiert war, hielt der König eine große Jagd im Walde von St. Arré. Ganze Wagen voll von Hirschen, Rehen, Wildschweinen und Füchsen wurden erlegt, aber als der König den großen Wolf erblickte, den die Hunde am Morgen des zweiten Tages aufgespürt hatten, erklärte er, daß er mit der Jagd nur dann zufrieden sein könnte, wenn sie dies Thier mit nach Hause brächten. Nun jagte natürlich

die ganze Schaar der versammelten Ritter dem Wolfe nach, aber seine Schnelligkeit war noch außerordentlicher als seine Größe. Weder Fluß, noch Moor, noch Dickicht konnten ihn hemmen, und wäre er nur immer gradeaus gelaufen, so hätten ihn die Verfolger bald aus den Augen verlieren müssen. Er schien jedoch im Walde festgebannt zu sein, denn sobald er die Grenze erreichte, kehrte er um; nach kurzer Zeit hatten ihn dann die Hunde wieder aufgespürt, und die Hetzjagd begann von neuem.

Den ganzen Tag dauerte das so fort. Endlich als die Sonne dem Untergange nahe war, schienen die Kräfte des Thieres zu ermatten, und als ob es seinen Leiden und Gefahren so schnell als möglich ein Ende machen wollte, drehte es plötzlich um, sprang mit großen Sätzen mitten zwischen seine Verfolger hinein und geradewegs auf den König zu. Schon erhob dieser den Arm, um dem Ungeheuer einen tödtlichen Schlag zu versetzen, aber wer beschreibt seine Ueberraschung und das Erstaunen der Umstehenden, als sich der Wolf demüthig niederwirft, mit der rechten Vorderpfote gar zierlich den Steigbügel Sr. Majestät ergreift und den königlichen Stiefel ehrfurchtsvoll beleckt! — „Er bittet um Gnade!“ rief der König, „und sie soll ihm gewährt sein; von Stund' an, das merkt euch, ihr Herren, nehmen Wir das Thier unter unsern besondern Schutz, und wer ihm was zu Leide thut, hat Uns beleidigt.“

Darauf gab der König Befehl zur Heimkehr, der Wolf, der niemand anders war, als Meriadec, ging mit wie ein treuer Hund und wurde bald der unzertrennliche Begleiter seines erhabenen Beschützers. Nachts schlief er in des Königs Zimmer, bei Tafel und im Rathe lag er neben des Königs Sitz und zog mit ihm auf die Jagd sowohl, wie in den Krieg. Das Thier selbst war ganz erstaunt über diese Milderung seiner Sitten und dachte vergebens darüber nach, welchem Heiligen er dafür zu danken hätte.

So mochte wohl wieder ein Jahr vergangen sein, als es dem König einfiel, einen Reichstag zu halten, zu welchem alle Edelleute der Bretagne befohlen wurden. Auch Ritter Maugist kam in goldener Rüstung und mit wehendem Helmbusch, aber kaum trat er in den Saal, wo sich die Edelleute um den Thron des Königs versammelten, als ein riesiger Wolf auf ihn zustürzte, ihm den Helm vom Kopfe schlug, den Mantel zerriß und mit einem Schlage der gewaltigen Klauen den goldenen Brustharnisch spaltete. Mit genauer Noth gelang es den Umstehenden Maugist von dem wüthenden Thiere zu befreien, aber als man den Ritter, der schwere Wunden davon=

getragen hatte, hinausführte, zog sich der Wolf so ruhig, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, auf seinen Platz an der Seite des Königs zurück. Die Neider des Wolfes — bei Hofe fehlen die selbst einer bevorzugten Bestie nicht — versuchten zwar den König gegen ihn einzunehmen, aber es war vergebliche Mühe. Das Thier blieb der Liebling des Monarchen.

Nun verging eine geraume Zeit, ohne daß etwas Besonderes vorgefallen wäre. Das erste, was den Hofleuten wieder zu reden gab, war die Ankunft des Sire von Banneret, der dem Könige seine Tochter vorstellte. Wenn es wirklich — wie ein paar scharfsichtige Frauen behaupteten — seine Absicht war, einen Freier für das Mädchen zu suchen, so hatte er wenig Aussicht auf Erfolg. Denn Vitrica sah eher einer Sterbenden ähnlich, als einer jungen Braut. Die Wangen waren leichenblaß, die großen blauen Augen von dunkeln Ringen umgeben, und diese Augen blickten so fremd und träumerisch um sich her, als sähen sie nichts von allem, was auf Erden geschieht. Zudem erfuhr man von der Dienerschaft, daß die junge Dame beinahe nichts genoß, daß sie in einem mit Asche gefüllten Sarge schlief und erst vor wenigen Wochen von einer mühevollen Pilgerfahrt nach Rom zurückgekommen war. Was konnte das fromme Mädchen hierher geführt haben? Der Wunsch, sich zu verheirathen, sicher nicht, denn sie war so ernst und kalt, daß sich, wie schon gesagt, trotz ihres Reichthums kein Ritter erkühnte, nach ihrer Gunst zu streben.

Nur einen Verehrer hatte sie gefunden, und das war der Wolf des Königs. Als Vitrica zum erstenmale in den Saal getreten war — so erzählten sich die Pagen, die bekanntlich alles wissen, was am Hofe geschieht — hatte sich das Thier erhoben und auf seine Weise gegrüßt; sobald die Ceremonie des Vorstellens vorüber war und die junge Dame in den Kreis der Hoffräulein zurücktrat, hatte sich der Wolf an sie herangedrängt, ihr die Hand geleckt und — wie die Pagen lachend versicherten — mit zärtlichen Blicken in ihr bleiches Antlitz emporgeschaut.

Seit dieser Zeit war ein zartes Verhältniß zwischen dem Raubthier und Vitrica entstanden, das endlich sogar dem Könige auffiel und ihn so sehr in dem Argwohn bestärkte, den er schon lange gehegt hatte, daß er beschloß, noch einmal auf Entdeckungen auszugehen. Zu diesem Zwecke begab er sich abermals zu einer großen Jagd nach dem Walde von St. Arré, ließ Zelte aufschlagen, Küchen einrichten und große Fuder Proviant herbeischaffen. Aus der ganzen Umgegend strömten die Leute herbei, um diese

großartigen Vorbereitungen anzustaunen, und bald war meilenweit von nichts die Rede, als von der königlichen Jagd.

Auch Leonor hörte davon erzählen und beschloß sogleich, sich dem Könige vorzustellen und ihn zur Einkehr in ihr Schloß zu bewegen. Sie zog also die schönsten Kleider an, die sie aus den reich gefüllten Truhen herausfand, hing so viel Schmuck an Hals und Arme, daß man schier geblendet wurde, wenn man sie ansah, legte allerhand Kleinodien, die sie dem König überreichen wollte, auf einen goldenen Teller und begab sich in Begleitung ihrer Dienerinnen nach dem Platz im Walde, wo das Lager aufgeschlagen war. Den Ritter Maugist hatte sie freilich trotz aller Bitten nicht vermocht, sie zu begleiten, denn er erinnerte sich an das Abenteuer mit des Königs Wolf und war zu feige, dasselbe noch einmal zu bestehen.

Der König mit seinem Hofstaate war eben angekommen, als die prächtige Leonor den Lagerplatz erreichte. Sie schickte eine ihrer Dienerinnen voraus und ließ fragen, ob ihr Se. Majestät die Gnade einer Audienz bewilligen wollte. Der König erwiderte, daß er die Dame mit Vergnügen empfangen würde; dabei warf er einen Blick auf den Wolf an seiner Seite, und sah, wie das Thier die Ohren spitzte, das Haar aufsträubte und den Schwanz zwischen die Beine zog. — Und jetzt wurde der Vorhang des Zeltes zurückgeschlagen, auf der Schwelle erschien die Burgfrau blitzend in Purpur und Seide; sie machte eine tiefe, tiefe Verbeugung, als sie den König erblickte, aber in demselben Moment sprang der Wolf wie rasend auf sie zu und biß ihr die Nase ab.

Daß die Dame besinnungslos in die Arme ihrer Dienerinnen sank, versteht sich ganz von selbst und ebenso, daß alle anwesenden Ritter mit wüthendem Geschrei auf die Bestie eindrangen, um sie für ihre Frevelthat zu strafen, aber das Thier legte sich ruhig seinem Herrn zu Füßen, und der König streckte den Arm über den Bedrohten aus, während von der andern Seite Vitrica herbeieilte, neben dem Wolfe auf die Kniee sank, seinen Hals umklammerte und ihr von Thränen überströmtes Gesicht an seinen Kopf lehnte.

„Ich sehe, schönes Fräulein, daß meine Gedanken auch die Eurigen sind," sagte der König. Die Umstehenden sahen einander an, als ob sie sich fragen wollten: ist dies ein Traum, oder sind wir verhext? Aber noch größer wurde ihr Erstaunen, als der König befahl, die verwundete Dame ins Gefängniß zu schaffen und sie mit der äußersten Strenge zu behandeln, bis sie über das Schicksal ihres ersten Gatten die ausführlichsten Aufschlüsse

gegeben hätte. Die Jagd wurde aufgegeben, der König kehrte mit seinem Gefolge in die Hauptstadt zurück, der Gerichtshof mußte sich versammeln, um gleich bereit zu sein, wenn es etwas zu berathen oder zu bestrafen gäbe, und der Hofkaplan mußte Tag und Nacht Messe lesen, um die Heiligen auf's neue für Meriadecs Schicksal zu interessiren.

Und der fromme Mann betete nicht vergebens. Einige meinten zwar, der Kerkermeister hätte mehr gethan, als der Pater, aber das ist im Grunde einerlei. Die Hauptsache war, daß die Dame ihre Schandthat eingestand und die Kleider, die allein den Zauber zu lösen vermochten, Meriadecs Freunden übergab.

In feierlicher Prozession wurden die Gewänder von der Burg nach dem Königsschlosse getragen; am Thore wurden sie von weißgekleideten Mädchen in Empfang genommen und auf rothem Sammtkissen dem Könige überreicht, der im vollen Krönungsornate von allen Würdenträgern des Reiches umgeben auf seinem Throne saß. Es war ein feierlicher Moment und kein Auge blieb trocken!

„Komm her, mein Freund," begann der König, als er sich einigermaßen gefaßt hatte; „komm her und empfange aus den Händen deines Herrn, was dir durch tückischen Verrath geraubt wurde; wirf die unwürdige Hülle ab und gönne uns die Freude, Unsern geliebten Meriadec, Unsern treusten Ritter und Vasallen, zu umarmen."

Der Wolf kam heran, aller Augen waren auf ihn gerichtet, eine zitternde Erwartung hatte sich der ganzen Versammlung bemächtigt, aber das Thier ging ohne Zeichen der Rührung auf die Kleider los, beschnupperte sie, blieb dann gleichgültig daneben stehen und verwandelte sich nicht.

Der König wurde verlegen, die Hofleute wußten nicht, ob sie lächeln dürften, oder ob es besser wäre, in Verzweiflung zu gerathen; für den Augenblick begnügten sie sich also damit, so nichtssagend als möglich dreinzuschauen. Aber lange hält das selbst kein Höfling aus, und wer weiß, was daraus geworden wäre, hätte sich nicht der Präsident des Gerichtshofs ins Mittel geschlagen. Er machte dem König bemerklich, daß der Wolf vielleicht Bedenken trage, seine Toilette Angesichts Sr. Majestät und vor den Augen so vieler schönen Damen vorzunehmen, und dem König leuchtete das vollkommen ein. Mit allerhöchst-eigenen Händen nahm er die Kleider vom Boden auf, trug sie in eine Kammer, ließ auch den Wolf hineintreten, legte Schloß und Riegel vor und verharrte eine ganze Stunde in Geduld. Dann

aber wurde die Thür geöffnet — der König trat über die Schwelle, der ganze Hofstaat drängte sich nach, und da sahen alle mit unbeschreiblicher Verwunderung den lang vermißten Meriadec in tiefen Schlaf versunken auf dem Bette liegen und davor am Boden die Wolfshaut mit den spitzigen Zähnen.

Der König umarmte den Wiedergefundenen, die Hofleute beeiferten sich, ihm ihre Glückwünsche darzubringen, aber plötzlich wichen sie vor einer zarten, weißgekleideten Gestalt zurück, die mit fliegenden Locken und strahlenden Augen herbeieilte. Es war Vitrica, die sich lachend und weinend in die Arme des Ritters warf, welcher sie an seine Brust drückte und vor Entzücken keines Wortes mächtig war.

Doch auf einmal fuhr er mit einem Schrei in die Höhe. Eine Schale eiskalten Wassers war ihm in diesem Augenblick über den Kopf gegossen worden, und als er die zornig funkelnden Augen im Kreise umherschweifen ließ, sah er den Mann Gottes, den Hofkaplan, mit der verrätherischen Schale in den Händen dastehen. Aber ehe er Zeit hatte, seinem Unwillen Luft zu machen, legte Vitrica die Hand auf seinen Arm und flüsterte ihm zu: „Sei ruhig, freue dich mit mir, du hast in diesem Augenblicke zum zweitenmale das Wasser der heiligen Taufe empfangen, das dich von allem Zauber erlöst. Der heilige Vater selbst hat es für dich geweiht, als ich in Rom war, um für dich zu beten."

Die böse Leonor mit ihren Spießgesellen hätte eigentlich verbrannt werden müssen, aber das bretagnische Gesetzbuch hatte keinen Paragraphen für den Fall: „daß ein Weib dem Gatten die Kleider stiehlt, um ihn dadurch auf immer zum Wärwolf zu machen." Nachdem der Gerichtshof in großer Verlegenheit eine Zeit lang hin und her geredet hatte, beschloß man endlich, das saubere Paar über die Grenze zu weisen. Da sind sie denn in Jammer und Elend umhergezogen, und ihre Nachkommen zeichnen sich bis auf den heutigen Tag durch die häßlichsten Plattnasen aus, die man sich denken kann.

In Meriadecs festem Schlosse wurde aber bald darauf mit großem Gepränge eine Hochzeit gefeiert — wer die Braut war, kann sich jeder denken.

— — — — — — — — — — — — — —

„Das ist die wunderbare Geschichte von Meriadec, dem Bisclaveret," schloß der alte Bretagner, der sie mir erzählte. „Ihr könnt sie aber glauben, so wunderbar sie ist; in der Bretagne ist gar viel derartiges geschehen."

Einer aus der Menge.

Von

Jakob Corvinus.

1.

Ihr steht an der Ecke der belebten Straße einer großen Stadt. Hunderte von Menschen drängen sich im ununterbrochenen Strome an euch vorüber, immer neue Gesichter, daß euch ein Schwindel überkommt, wenn ihr nicht daran gewöhnt seid, in diese Fluten zu schauen. Hunderte von Gesichtern laßt ihr theilnahmlos, gleichgültig vorübergleiten, bis endlich euer Auge sich auf eines heftet — zufällig! — welches euch magisch anzieht, euer Interesse mehr oder weniger anregt, ohne daß ihr euch Rechenschaft darüber geben könnt, wie das kommt. Ihr erblickt diese Züge in diesem Augenblick zum erstenmal, und doch seid ihr, wenn ihr bis jetzt geträumt, gleichgültig dreingeschaut habt, nun auf einmal wach! Ihr folgt dem Wesen, welches euch erweckt hat, mit den Augen, ihr verlaßt sogar auch wohl euern Standpunkt und schreitet ihm nach bis zur nächsten Straßenecke. Ihr sucht an die Seite des Unbekannten zu gelangen, sucht seine Stimme zu hören, die Farbe seiner Augen genauer zu erkennen — — da kreuzt eine Gesellschaft den Weg — der Zauber ist gebrochen, das Gesicht ist versunken — ein Tropfen im Meer! —

Wenn euch nun im Vorübertreiben der Menschen ein Gesicht auffällt, wie eben gesagt, so wird ein Etwas darin liegen, welches es, vielleicht für euch nur, von den hundert Andern, die euch gleichgültig sind, unterscheidet. Seht, dieses Etwas in den Menschen, sei es was es wolle, zu erkennen, blitzschnell es zu fassen, es festzuhalten, es die tausend Phasen und Schattirungen, deren es fähig ist, durchlaufen zu lassen, das ist das Geschäft einer Art seltsamer Gesellen, zu denen leider auch ich gehöre. Leider! —

Ach, es ist ein Geschäft, dem des Lumpensammlers, des Kehrichtdurchsuchers vergleichbar! Wie selten findet man in dem Schmutz, dem Auswurf des Lebens einen silbernen Theelöffel, eine zertretene Schmucknadel! Lumpen und Lappen und Glasscherben fallen uns genug unter die Hände, und wenn sich auch aus Lumpen und Lappen, Fetzen und Flittern und Glasscherben mancherlei darstellen läßt, so ist es doch nicht gar angenehm, damit zu thun zu haben. —

Ich bin bei diesem meinem Geschäft ein alter Mann geworden, habe das Schäfchen meines Gleichmuths auf das Trockene gebracht und Zeit genug übrig, mir manchmal eine kleine phantastische Ausschweifung zu erlauben, welche jüngere und gelehrtere Leute als ich, für eine Thorheit, für ein lächerliches Treiben erklären. Es macht mir zum Beispiel mehr Vergnügen, einen Rebus zu rathen, als den Courszettel zu studiren, oder mich über einen Leitartikel zu ärgern, welchen man wie einen Handschuh umkehren und auf beiden Seiten anziehen kann.

So fand ich einmal eine kleine Sammlung mich überaus ansprechender Verse. In den zierlichen, feinen Schriftzügen einer Frauenhand standen sie auf einem zerrissenen, beschmutzten Blatte, welches mir der Zufall, wenn ihr es Zufall nennen wollt, in die Hände trieb. Walter R. waren sie unterzeichnet, und ich — that die Schritte hinein in das Gewühl des Lebens und folgte dem vor mir auftauchenden, unbekannten Gesicht, aus welchem das Etwas leuchtete, von dem ich oben gesprochen habe.

Nach langem vergeblichem Suchen und Mühen stieg ich endlich die steile und dunkle Treppe empor, welche zu der Thür führte, an der der Name „Walter R., Buchhalter," auf einer Visitenkarte zu lesen war. Das Wort „Buchhalter" war jedoch durch einen Federstrich fast unkennbar gemacht. Auf mein Pochen öffnete ein junges Mädchen die Thür — ich sah in das Dämmerlicht eines Krankenzimmers.

„Wen suchen Sie, mein Herr?" fragte das junge Mädchen. „Sie haben sich wohl in der Thürnummer geirrt. Vielleicht kann ich Ihnen Auskunft geben!" — Ich stotterte einige Worte der Entschuldigung und die Frage: „Herr R. wohnt hier?" — Das junge Mädchen senkte traurig den Kopf. „Herr R. ist krank; er ist nicht mehr in einem Geschäft," sagte sie leise. — „Wer spricht da von Walter R.?" rief eine hohle und doch schneidende Stimme hinter der Tapetenwand, welche das Gemach in zwei Hälften theilte. „Wer ist da, Anna?"

Ein unheimlicher Schrecken überkommt Einen, wenn man ein menschliches Wesen — es mag uns noch so fern stehen! — welches man lange gesucht, das man sich vielleicht in der vollen Kraft des Lebens und der Gesundheit vorgestellt hat, auf dem Krankenbette, dem Sterbebette findet. — Sollte ich zurücktreten, ohne den Fuß hineingesetzt zu haben in diesen dämmerigen, schwülen Raum, in welchem mein Dichter, abgesperrt von der frühlingsfrischen Welt da draußen, entrückt dem wimmelnden Leben da drunten in den Gassen, seinen kurzen Lebenstraum zu Ende träumte? „Wer ist da, Anna?“ fragte die erloschene Stimme hinter dem Vorhang wiederum. „Schicke sie fort, Anna; laß sich keinen zwischen dich und mich drängen!“

Eine Angst lag in dem Tone der Stimme, mit welcher dies gesagt wurde, daß ich einen Schritt vortrat gegen das junge Mädchen und ihr das zerrissene Blatt mit den Reimen reichte. „Ich suche den Verfasser dieses Gedichtes, mein Fräulein; hier glaubte ich ihn zu finden.“ — Das junge Mädchen sah mich erstaunt, verwirrt an. „Mein Herr —.“ — „Ich bin ein alter Mann, ein unbeschäftigter, wunderlicher alter Mann, welchem man schon viele Grillen verziehen hat; ich bitte, verzeihen Sie mir auch diese, welche mich zu Ihnen führt!“

Die großen, vom Nachtwachen müden Augen des Mädchens wurden wo möglich noch größer und leuchtender. „Ich bin die Braut Walters,“ sagte sie leise. „Wir haben jeder nur den Andern — er ist sehr, sehr krank; aber treten Sie ein — es wird ihn vielleicht erfreuen. — Walter, hier ist ein freundlicher alter Herr, welcher deine Bekanntschaft machen will!“ fuhr sie lauter fort. „Er hat ein Gedicht von dir gelesen.“ — Ich hörte, wie der Kranke krampfhaft in sein Kissen griff. „Er kommt mich zu sehen? Er hat mich aufgesucht, weil ihm einige trübselige Reime, welche ich gemacht haben könnte, in die Hände gefallen sind? Anna, Anna, trau' ihm nicht! Sie wollen dich mir entreißen — Anna, verlaß mich nicht!“ —

Die arme Braut sah mich bittend an. Mein alter Kopf, mein weißes Haar erschienen ihr nicht allzu gefährlich. „Walter, es ist ein alter freundlicher Herr — ich verlasse dich ja nicht! Wer könnte mich dir nehmen?“ — „Ich will ihn sehen — den freundlichen alten Herrn!“ sagte der Kranke, und ich trat näher an das Lager. Gegenseitig betrachteten wir uns einige Augenblicke. Walter R. war in der That sehr krank.

„Verzeihen Sie mir, daß ich zu Ihnen gekommen bin, Herr R.?“ fragte ich. — „Gib dem Herrn einen Stuhl, liebe Anna! — Also Sie

haben mich meiner Verse wegen aufgesucht? Das ist eine seltsame Ehre! Wie ist das Blatt in Ihre Hände gerathen?" — Ich erzählte es und setzte noch mancherlei hinzu, wovon ich dachte, daß es dem Armen Freude machen könnte. Die Muskeln seines Gesichtes zuckten nicht mehr so krampfhaft, ein wehmüthiges Lächeln glitt über sein Gesicht. „Ei, Anna hätte wohl noch mehr von der Art verlieren können; sie mag in ihren Taschen und Kästen noch manche von solchen Thorheiten und Spielereien aufbewahren — alter Herr, deßhalb hätten Sie die vielen Treppen nicht heraufsteigen sollen — ah, die Luft geht Einem doch bald genug aus!" —

Ein Hustenanfall unterbrach den Kranken; Anna trat besorgt näher. „Sprich nicht so viel, Walter, lieber Walter!" sagte sie. „Du weißt, der Arzt hat es verboten." Ein besorglicher liebevoller Blick, wie ich ihn mir neben meinem Sterbebett wünsche, glitt zu mir herüber. Ich erhob mich. „Ich muß Sie jetzt verlassen, mein junger Freund — es hat mir große Freude gemacht, Sie zu finden. Wenn ich wiederkomme, sind Sie wohler, wir sprechen noch mancherlei mit einander." — „Gib ihm noch ein paar Blätter!" sagte der Kranke, während seine Braut ihm das Kopfkissen zurecht legte. „Er kann sie dir wiedergeben, wenn du dein Herzchen zu sehr darangehängt hast, Aennchen. Gott befohlen, Herr! — Erzählen Sie Ihren Bekannten nichts von diesem Besuch, dieselben würden Sie auslachen — ah, eine Stunde Schlaf!" —

Ich stand wieder in der Gasse. Auf meinen Augen lag noch die grüne Dämmerung des Krankenzimmers, welches ich eben verlassen hatte — ich schöpfte tief Athem — ich rieb mir die Stirn. Lebendigstes Leben, lustigstes Gewirr umher — ich erwachte wie aus einem bösen Traum! In der Hand hielt ich ein Päckchen Papiere, umwunden von einem rothen Bande, und lange starrte ich auf die erste beschriebene Seite, ehe sich die Buchstaben zu Worten, die Worte zu Gedanken auseinander legten. Auf offener Straße an eine Hauswand gedrückt, las ich die erste Seite des Papierheftes, welches mir Anna, die Braut des kranken Walter, gegeben hatte. Es waren heitere leben- und lustathmende Verse.

Eine geraume Zeit lang blickte ich mit blinden Augen in das um mich her wogende Getümmel. Das war eine Minute des Verlorenseins in den Widersprüchen des Lebens! — Wie grell trat die furchtbare Ironie der gelesenen Verse in diesem Augenblick mir vor die Seele! Von welchem schrecklichen dunkeln Hintergrunde löste sich das sonnige, heitere, Lebens- und

Liebeslust athmende Bild, welches der arme Walter gezeichnet hatte, ab! — Auf dem kürzesten Wege suchte ich die freie Natur zu erreichen, um auf einer grünen, einsamen Rasenbank das Liederbuch des Sterbenden weiter zu durchblättern. Stunde auf Stunde schlüpfte unbemerkt vorüber, und es war später Abend geworden, als ich durch die endlosen Straßen meiner Wohnung zuschlich. Armer Walter! —

2.

Viele Tage trug ich das Bild des sterbenden Dichters mit mir herum, ohne einen Augenblick gewinnen zu können, ihn wieder aufzusuchen. Jeder hat so viel mit sich selbst zu thun, die Kleinigkeiten des Kampfes um die eigene Existenz reißen den Menschen allzusehr hin und her, als daß er nicht die wichtigsten, heiligsten Pflichten darüber vernachläßigen und vergessen sollte. — Endlich führte mich das Schicksal von neuem mit der jungen Braut Walters zusammen. An dem buntgeschmückten Tische einer Blumenhändlerin traf ich sie, um einige wohlfeile blühende Gewächse in schlechten irdenen Töpfen handelnd. Ich trat zu ihr und sie erkannte mich sogleich. — „Er liebt nur die wachsenden Blumen!“ sagte sie mit einer Thräne im Auge. „Die gepflückten machen ihm Grauen.“

Die gepflückten Blumen machen ihm Grauen! Welch ein Blick in die Tiefe dieser mit der Vernichtung kämpfenden Dichterseele, der die verwelkende Blume ein ganzes Trauerspiel bedeutet!

„Lassen Sie mich unserm Freunde — nicht wahr, ich darf sagen: unserm Freunde? — ebenfalls eine kleine Freude machen. Liebt er die Rosen?“ — „Sie sind sehr gut, mein Herr! — Ja, er hat die Rosen gern; aber — aber sie sind so theuer in jetziger Jahreszeit!“ — Ich kaufte die beiden schönsten Rosenbüsche, welche die Verkäuferin aufweisen konnte, und faßte unter jeden Arm einen. „Wollen Sie mich so mit Ihnen gehen lassen, Fräulein Anna?“

Das arme schöne Kind streckte die Hand schüchtern aus, um mir einen der Blumentöpfe abzunehmen; sie hatte aber außer den von ihr erhandelten Resedapflanzen noch ihr Körbchen zu tragen. — „Lassen Sie mir das Vergnügen,“ sagte ich; „es ist eine hübsche Last!“ — Stumm schritten wir die erste Zeit neben einander her, sie das Köpfchen traurig gesenkt, ich von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Seitenblick auf das junge so früh gebeugte Wesen werfend.

O du heiliges Unglück, welch' einen Zauber lässest du aufleuchten, wenn deine geheimnißvolle Hand eine reine, schuldlose Stirn berührt! Ich bedauerte den sterbenden Walter jetzt nicht mehr, da er seine unbekannten Lieder in dieses Eine treue süße Herz so tief und unauslöschlich hatte einschreiben können.

„Er ist so krank — o, und ich liebe ihn so!" sagte endlich Anna. „Wir kennen uns seit so langer, langer Zeit!" — Ich konnte kein banales Trostwort finden. „Das Leben geweihter Menschen zählt nach Sekunden, nicht nach Jahren, ihr armen glücklichen Kinder!" entgegnete ich. — „Er hat niemand, der sich um ihn bekümmert; ich kann ihn nicht verlassen, wie Böses die Nachbarn — die Leute auch davon sprechen!" — Ich nahm meine beiden Rosenstöcke in einen Arm, wie ein Mensch, der die rechte Faust gebrauchen will, — es war ein Gestus, den der Körper unwillkürlich zu einer langen Gedankenreihe machte, welche der Geist blitzschnell bildete.

„Er geht davon und läßt mich hier allein — und die langen, langen Jahre kommen!" — Ein leiser Schauder überlief den Körper des Mädchens. „Ich möchte mit ihm sterben!" hauchte sie. —

Wir hatten die Gasse erreicht, in welcher der kranke Dichter wohnte. „Er darf nicht merken, daß ich geweint habe!" sprach die Braut. „Er hat solch' ein scharfes Auge, und er wird jetzt so leicht böse!" — Wir waren in den dunkeln Hausgang getreten; Anna setzte ihre Blumentöpfe und ihr Körbchen nieder, drückte das Taschentuch einige Augenblicke gegen die feuchte, eiskalte Wand und preßte es auf die gerötheten Augen. Dann stiegen wir langsam die vielen Treppen hinauf. Wie hatte sich die Stimme Anna's verändert, als wir leise in das Krankenzimmer eintraten! — „Hier ist der Herr, der unsere Lieder gern hat, Walter!" sagte sie fröhlich. „Er bringt dir zwei Rosenstöcke — schau, welche Pracht!"

Der Kranke saß diesmal in einem weiten, mit Kissen ausgepolsterten Lehnstuhl, in dem hellen Strahl, welchen die junge Frühlingssonne durch das Fenster sandte. Er wendete uns den Rücken zu, schaute aber bei unserm Eintritt schnell über die Schulter. Ein Lächeln flog über seine bleichen Züge, als er mich erblickte.

„Willkommen Herr!" rief er mit schwacher Stimme. „Nun, haben Sie Ihre Neugier befriedigt? Nicht wahr, es gibt mehr von solchen Burschen, wie ich?" — „Es gibt mehr solcher Burschen," sagte ich lachend, „aber es gibt nur einen Walter R. Aus seiner Individualität kann jeder

machen, was er will; freilich auch, was er kann!" — „Das ist der Knoten, — Fräulein Anna!" sagte der Kranke lächelnd sich zu seiner Braut wendend, welche sich über seinen Sessel beugte. Sie küßte ihn auf die Stirn; dann verschwand sie durch die Thür und ich hörte, wie sie draußen ihren häuslichen Geschäften nachging.

Des Kranken Gesicht hatte sich sogleich verfinstert. „Glauben Sie, alter Herr, ich täusche mich über mein Schicksal? — Das Spiel ist zu Ende, und war doch kaum angefangen! Der Herbst tödtet mich — die Würmer sind die einzigen, welche etwas aus meiner Individualität machen werden — im Herbst wird Anna allein sein!" — Es lag ein Jammer in dem letzten Wort, welchen keine Feder zu schildern vermag! — „Hoffen Sie, hoffen Sie!" redete ich, um etwas zu sagen, um eine peinliche Pause auszufüllen; aber der Kranke fuhr aufgeregt in die Höhe. „Sprechen Sie mir nicht von der Hoffnung; sie ist es, die mich tödtet, die mich aufreibt! Ich meine oft, ich sei zu fein organisirt für die Hoffnung — sie ist es, die, seit ich denken kann, meine Nerven hat zucken und schwingen lassen. Nehmen Sie mir die Hoffnung, und ich werde leben!" — „Sprechen Sie nicht! Beruhigen Sie sich! Ich bin gekommen, Ihnen zu erzählen — Sie sollen den Mund halten!" rief ich lebhaft erschreckt durch die krampfhaften Bewegungen des armen Kranken.

Dieser lächelte trüb. „Lassen Sie mich, ich habe mancherlei auf der Brust; vielleicht werde ich besser athmen können, wenn ich mich davon befreie. Ihre Anwesenheit thut mir wohl, und ich danke Ihnen dafür. Wenn Sie aber fortgehen, bitte, so nehmen Sie die Hoffnung mit fort, und ich verspreche Ihnen, gesund und ein ordentlicher Staatsbürger, ein tüchtiger Kaufmann, ein Gelehrter zu werden — was Sie wollen! — O nur Ruhe, Ruhe, Ruhe!" — Ich begriff, woran der Arme starb und senkte das Haupt. Mit dem Scharfsinn der Sterbenden faßte Walter R. diese Bewegung auf. — „Sehen Sie — Sie verstehen!"

Er griff nach meiner Hand und flüsterte mit ängstlicher leiser Stimme: „O besuchen Sie Anna einmal, wenn ich todt bin — von Zeit zu Zeit — bis Sie uns vergessen haben. Sie sollen ihr kein Geld geben, sie wird sich schon durch die Welt helfen; aber sie wird so einsam im Leben sein, so einsam im Leben! Verstehen Sie mich? — Gehen Sie zu ihr, wenn Sie einmal nichts Besseres zu thun haben; bringen Sie ihr einen Blumenstrauß, oder nur ein freundliches Wort, oder eine Weintraube im Herbst — sie ißt

sie gern! — Hören Sie, lassen Sie das arme Kind nicht einsam — es ist ein Schrecken, die Einsamkeit!"

Ich preßte die Hand zusammen, daß die Nägel in das Fleisch drangen. In diesem Augenblick trat Anna wieder ein; ihr erster Blick galt dem Geliebten, und als sie in das geröthete, belebte Gesicht desselben schaute, auf welchem ein trügerischer Schimmer von Gesundheit spielte, war sie blitzschnell an seiner Seite, und ein Strahl hoffnungsvoller Freude glitt über ihre bleiche Stirn.

„Nun nimm deinen Trank, Guter!" bat sie, das Arzneifläschchen ergreifend. „Nicht wahr, es thut dir gut? — Er hat doch nicht gesprochen?" wandte sie sich an mich.

Der Kranke nahm die ihm dargebotene Arznei und machte ein Gesicht, gleich einem verzogenen Kinde. „Hei," sagte er, „das könnte den Teufel aus der Hölle jagen, wie viel leichter einen solchen albernen Husten aus einem solchen Narren, wie ich! Nun lauf' aber nicht mehr draußen umher! Setze dich und unterhalte den Herrn; ich höre zu und sage kein Wort. Zeig' dem Herrn einmal, was für ein kluges Mädchen du bist!" — Anna drohte dem Dichter lächelnd mit dem Finger, kam aber seinem Gebote bereitwillig nach und setzte sich mit einem Nähzeuge zu uns. Wir fingen an ruhiger und heiterer zu werden.

„Wo und wann hat Herr Walter den „Osterhaas" geschrieben, Fräulein Anna?" fragte ich. — „O der Bösewicht schreibt seine Reime gar nicht selbst — ich muß sie aufschreiben! Er quält mich recht! — Der Osterhaas? warten Sie — ah, jetzt weiß ich es! Ich wollte einmal den Don Carlos aufführen sehen, und Walter war wirklich so höflich und kaufte mir ein Billet. Ich weiß es noch wie heute; es war im November vor zwei Jahren, und als wir aus dem Theater kamen, regnete es und schneite, und es war so dunkel, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Trotzdem sprach ich aber den ganzen Weg über von den gesehenen Herrlichkeiten und Traurigkeiten, und als wir zu Hause waren — damals lebte meine Mutter noch! — da kam es heraus, daß der unartige Mensch unterwegs, statt mir zuzuhören, den Osterhaasen gedichtet hatte. Ich habe ihm aber auch die Wahrheit gesagt."

Lächelnd hatte Walter während dieser Erzählung Anna's auf einem Blättchen Papier gekritzelt; jetzt schaute er auf. „Also ich habe nicht auf deine Expectorationen gehört, he? Gib Achtung, Fräulein Naseweis! —

„Vorhang herunter,
Trauerspiel aus!
Führ' jetzt mein schluchzendes
Schätzchen nach Haus.“

„Ich hätte geweint?“ rief Anna. „Hören Sie den Lügner!“ — „Wie eine ächte deutsche Jungfrau hast du geschluchzt,“ sagte Walter; „sei still! durch deine Unterbrechung hast du mir den ganzen Effekt vernichtet! —

„Scheint auch der Mond nicht,
Leucht't auch kein Stern:
Amor geht mit uns,
Trägt die Latern!“

„Bravo!“ rief ich. „He, das Versemachen steckt an! O, wir können es auch! —

„Ach du armer Prinz!
Ach du armer Marquis!
O du böse Prinzessin
Eboli!“

Anna klatschte in die Hände, und Walter meinte lächelnd: „Laß ihn auch die Rosen riechen, welche er gebracht hat! — Zur Belohnung!“ —

Es ist nicht möglich — es kann nicht sein! Gott, du darfst Sie nicht trennen! klang es verzweiflungsvoll in mir, indem ich diese beiden Kinder betrachtete und der wahrhaft göttlichen Komödie lauschte, welche sie — jeder vor dem Andern — spielten! Mit Vorbedacht brachte ich das Gespräch auf gewöhnliche Gegenstände; ich verließ das Gemach erst, als Walter in seine Kissen zurückgesunken und eingeschlummert war. —

3.

Die große Macht, welche die Schicksale der Menschen bestimmt, läßt sich nicht erbitten. Klarer und klarer wurde mir.— der Dichter schied, wie er es selbst gesagt hatte, mit den Blumen des Sommers. Ich wurde allmälig ein gern gesehener Freund und Tröster der beiden armen Kinder. Ach, es war wenig, was ich ihnen bringen konnte! Die Veilchen und Primeln verblühten — es kam die Zeit, wo die Rosen billig genug wurden,

um auch die Wohnungen der Armen zu schmücken; das Korn wogte draußen auf den Feldern erst grün, dann immer goldener. Es ward ein heißer Sommer. — Allmälig verloren sich die heftigen, krampfartigen Gemüthserregungen Walters, er ward stiller und träumerischer. Stundenlang saß er, tiefsinnend auf einen bestimmten Fleck starrend, die Stirn in die magere Hand gelegt und nur von Zeit zu Zeit verfolgte dann ein angstvoller, unruhiger Blick die leichte, zarte Gestalt seiner Braut, wie sie sorgend durch das Zimmer glitt. Das Oel der Lampe versiegte mehr und mehr, — es neigte sich zum Ende.

Am sechzehnten November des vorigen Jahres stand ich mit der armen, stillen bleichen Braut an dem eben zugeworfenen Grabe des unbekannten todten Dichters. — Tröste dich, Anna, es kommt in der Welt nichts um; auch nicht Eine Thräne, auch nicht Ein Blutstropfen!

Geldverhältnisse und Geldkrisen früherer Zeiten.

Von

Johannes Falke.

In jüngster Vergangenheit und in nächster Nähe haben wir eine Handelskrisis erlebt und nicht ohne Beängstigung und mit entschiedener Parteinahme für und wider alle ihre Zuckungen und Windungen verfolgt, die sich von dem großen Nordseehafen durch das weite, gewerbreiche und handelsgeübte Vaterland ausbreitete. Ist die Krankheit auch immer noch nicht gänzlich geheilt, fallen vielleicht noch manche unter ihren letzten Schwingungen, so ist doch das Uebel im Kern gehoben und die edelsten Glieder des deutschen Handelskörpers, die Glieder, welche der Uebrigen Lebensblut in stetem frischem Flusse erhalten, fühlen eine entschiedene gefahrlose Wiedergenesung.

Wie die Krisis, gefahrvoll in ihrem Herannahen, umfangreich und tiefdringend in ihrer Entwicklung, mit vollem Rechte unsere gespannteste Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat, so verdienen auch die Mittel, welche in ihrem Hauptsitze schnell und erfolgreich ihr entgegenkämpften, eine nicht geringere Beachtung und Anerkennung, denn sie beweisen, wie weit die Idee des Staates in der Gegenwart zur Thatsache geworden ist, und in welchem, früher als „ideal" gekennzeichneten Umfange dieser Staat sein Verhältniß zu den Einzelbürgern auffaßt und ausübt. Ueber die große norddeutsche Handelsstadt, den Stolz Deutschlands, bricht ein Gewitter herein, so unheilvoll und lastend, daß das Widerstandsvermögen jedes Einzelnen urplötzlich gebrochen, das Widerstreben der Kräftigsten selbst in ihrer raschen opferbereiten Vereinigung gleich Null erscheint, daß endlich jeder nur noch des einen Gedankens fähig ist: „rette sich, wer kann und was

er kann," des Gedankens also der Verzweiflung, des gänzlichen Aufgebens gemeinsamer Abwehr, des Gedankens einer ordnungslosen kopflosen Flucht. Da schlägt sich rasch und geräuschlos der Staat ins Mittel, legt seinen ganzen Kredit in die Schalen und heilt, indem er die belangreichsten Mittel herbeischafft, still und kräftig den Nothleidenden unter die Arme greift, an den Wurzeln selbst so erfolgreich das Uebel, daß bei der Entlassung der letzten Erkrankten aufathmend alle sprechen: die Krankheit ist gehoben, die Gesundheit kehrt wieder!

Mancher nimmt dieses hin, als sei, was hier war, immer so gewesen und könne nicht anders sein; doch im Mittelalter, das viele überaus preisen und auch wir nicht verachten, heilte man Uebel, welche die Gesammtheit der Glieder befielen, mit Gewalt, Willkür und allem, was vom Gesetz der Gegensatz ist, häufiger und lieber als mit den Mitteln einer weisen und jedem gerechten Kunst, wie eine kurze Betrachtung der Geldverhältnisse und Geldkrisen jener Zeit darthun wird.

Die außerordentliche Verwirrung der Münze, die große Anzahl der Münzberechtigten und Prägenden, die Menge der Münzsorten und ihr von Jahr zu Jahr, von Stadt zu Stadt wechselnder Feingehalt machten schon im frühesten Mittelalter eine eigenthümliche Art von Geldhandel oder Geldwechsel nothwendig, indem der Kaufmann, der Gast wie der Einheimische das auf einem Jahrmarkte gelöste Geld durch Umtausch gegen die in seiner Heimat oder auf benachbartem Markte gültigen Münzen erst nutzbar machen mußte. Das Recht eines solchen Tauschhandels war zum Theil mit dem Münzrechte verbunden und wurde in größeren Städten auch zugleich von den Münzergesellschaften, den sogen. Münzerhausgenossen, geübt; doch reichte ihr Wechselgeschäft für das Bedürfniß der vielen und lebhaften Jahr- und Wochenmärkte noch lange nicht aus, und es wurde deßhalb auch dieser Geldhandel als ein freies Gewerbe getrieben, das sich vom Waarenhandel nur dadurch unterschied, daß dieser mit größtem Fleiß und Erfolg vom deutschen Bürgerthum erfaßt und ausgebildet, jener bis in die späteren Zeiten vorzugsweise den Fremden überlassen blieb. Diese Fremden waren die Kauwerzen oder Gawertschen, geborne Piemontesen, vom Volksmunde so genannt nach der Stadt Cavors (Cavorsins), die Lombarden und die Juden.

Die Kauwerzen waren am häufigsten im westlichen Oberdeutschland, in der Schweiz, am Oberrhein, im Schwäbischen; die Lombarden zogen

die Donau und den Rhein hinab, waren besonders zahlreich in den Städten des Niederrheins und drangen von hier auch in die östlichen Städte der Hansa; die Juden endlich verbreiteten sich über ganz Deutschland, über die Städte und das flache Land, die Gebirge und die Thäler, bis in die slavisch-deutschen Länder des Ostens. Jene reiseten mit ihren Buden und Geldtruhen von Jahrmarkt zu Jahrmarkt und trieben überall in eigener Person ihren Geldhandel, oder errichteten, zu größeren Handelshäusern und Gesellschaften vereinigt, in den bedeutenderen Städten Kommanditen und Zweighandlungen; diese hingegen, die Juden, erwarben in den meisten Städten gegen bestimmte Abgaben ein Schutzbürgerrecht, bewohnten ganze Gassen und Quartiere, hatten eigene Synagogen und richterliche Vorstände, und verwuchsen allmälig trotz allen Trennungsversuchen mit den Gemeinden in einer Weise, daß eine spätere Lösung nur durch die blutigsten Gewaltsamkeiten stattfinden konnte. Denn neben dem Geldtausch übten sie vornehmlich den Geldleihhandel, nahmen alles und jedes als Pfand, streckten darauf verhältnißmäßig kleine Summen gegen unverhältnißmäßig hohe Zinsen vor und übten ihre Finanzkünste so rücksichtslos und unbarmherzig, daß bald der größte Theil der städtischen und ländlichen Bevölkerung von ihnen abhängig gemacht war. —

Trotz der vielen Münzstellen, die neben- und miteinander thätig waren, herrschte doch das ganze Mittelalter hindurch ein entschiedener Mangel an baarem Geld, und wenn vom 14ten Jahrhundert an auch die Städte und ihre Bürger durch den Handel in den Besitz großer Summen gekommen waren und die eigentliche und bedeutende Geldmacht Deutschlands bildeten, so seufzten doch Fürsten und Prälaten, Adel und Klerus und die städtischen Gemeinden selbst unter unaufhörlicher Schuldenlast. Der Adelsbesitz war Land, Landbesitz aber wegen der stets fehdevollen unsichern Zeiten und des höchst mangelhaften Ackerbaus nur von sehr geringer Erträglichkeit, die nicht selten auf Null herabfiel, wenn der Landbesitzer die Zinsen und Gülten jahrelang ganz nachlassen mußte, um nur die hörigen Bauern im unsichern und unfreien Besitze festzuhalten. Dabei war die Verwaltung der Gefälle und aller landesherrlichen Einnahmen so mangelhaft geordnet, daß der Landesfürst es oft für einen Gewinn halten mußte, von einem Geldhändler gegen Verpfändung derselben eine baare Summe als Vorschuß zu erhalten.

Und dennoch brauchte dieser Fürst Geld und wieder Geld und nochmals

Geld; denn unaufhörlich in Krieg verwickelt, mußte er Ritter und Knechte, Rosse und Waffen besolden und erkaufen, und nach dem kostspieligen Kriege kam der Friede mit seinen noch kostspieligeren Festen und Turnieren, Jagden und Schmausereien, wobei der Fürst nichts sparen durfte, am wenigsten kostbare Kleider und Kleinodien, die als Geschenke von seiner Hand „stäubten". War der Fürst dazu ein Wahlfürst, wie der deutsche Kaiser, so waren zumeist schon, bevor er die neue Würde überkommen hatte, die Einnahmen derselben vergabt und verpfändet, um nur Stimmenmehrzahl zu erhalten. Mußte doch Heinrich VII. dem Erzbischof Peter von Mainz allein für die Wahl 3950 Pfund Heller zahlen und seine und andere Stimmen mit Rheinzöllen erkaufen, und demselben Erzbischof zahlte Ludwig der Baier wieder 10,000 Mark! Auch die Goldtonnen des englischen Richards, die unter den Händen deutscher Fürsten flüssig wurden, sind bekannt genug. Die Käuflichkeit des Mittelalters war über die Maßen arg; man handelte mit der Krone und dem Bischofsstabe, mit Mannen und Rossen, mit alten Rechten und neuen Privilegien, mit Freiheit und Freiheiten, und Händler und Käufer waren in Staat und Kirche die Häupter wie die Glieder.

Diese nie ausgeglichene Geldbedürftigkeit brachte allmälig der Fürsten und des Adels Kron- und Hauskleinodien, Ländereien und Burgen, Zölle und Abgaben in die Hände der Gläubiger; regensburger und augsburger Kaufleute besaßen als Pfänder die Kleinodien und Besitzthümer oberdeutscher Grafen und Herzoge, Lübeck die der nordischen Könige, das kleine Ravensburg sogar 1434 die Krone und das Silbergeschirr des deutschen Kaisers Sigismund. Daß der „Abgrund der Zinsen und Schulden bei den Juden" sie verschlinge, klagen im 13ten und 14ten Jahrhundert länderreiche Klöster, wie Seligenstadt, Steingaden u. a.; klagen reiche Gemeinden, wie Regensburg, Augsburg, Konstanz; klagt endlich der Kaiser Wenzel im Namen aller Fürsten und Stände des Reiches. Denn der Zinsfuß hält sich das ganze Mittelalter hindurch auf einer uns unbegreiflichen Höhe, und wenn auch eine klarere Erforschung des mittelalterlichen Münzwesens die uns unerklärlichen Schwankungen von 10 vom Hundert und darunter, bis 75 und darüber, mehr auf die Verschiedenheit der Münzsorten, als auf die des wirklichen Geldpreises zurückführen wird, so steht doch so viel fest, daß selbst bei der größten Erträglichkeit des Geldes ein Preis von 20—40 vom Hundert, wie er in städtischen und fürstlichen Verordnungen bei allen Anleihen auf Wochenzinsen, dem eigentlichen Geldhandel auf Pfand, bestimmt

wird, in erschreckender Schnelligkeit den Schuldner mit Hab und Gut, Willen und Freiheit dem Gläubiger in die Hände liefern mußte.

Dieses Mißverhältniß zwischen der Erträglichkeit und dem Preise des Geldes tritt uns auf's schlagendste bei Betrachtung des Gewerbstandes und seiner Verhältnisse entgegen. Die gewöhnliche Meinung, im Mittelalter seien die hauptsächlichsten Nahrungsmittel und Lebensbedürfnisse um ein Außerordentliches billiger gewesen, erweist sich bei näherer Prüfung als eine irrthümliche. Ohne Absicht hat man den jetzt geltenden Nominalwerth des Guldens, Pfennigs oder Hellers der damaligen zwar gleichbenannten, aber sehr verschiedenen Münze untergeschoben und selten bedacht, daß der mittelalterliche Gulden eine Goldmünze ist im Werth von 4—5 Gulden unserer Währung, der Pfennig oder Denar eine Silbermünze von 7—9 Kreuzer, der Heller von $1^2/_3$—3 Kreuzer. Auch hat man zu wenig scharf das Werthverhältniß der Waare und der Arbeit mit einander verglichen und vergessen, daß keineswegs eine größere Wohlfeilheit herrscht, wo die Lebensmittel zu billigem Preise zu haben, in demselben Verhältniß aber auch die Arbeit schlecht bezahlt ist. Wenn z. B. der Handwerksmann in Regensburg um 1390 für 1 Pfennig etwas mehr als 1 Pfund Rindfleisch oder $^5/_4$ Pfund Kalbfleisch, oder sogar $2^1/_2$ Maß Bier und 2 Maß baierischen Weins, um 6 Pfennige 1 Pfund Schmalz erhielt, dagegen aber für eine ganze Tagarbeit nur 4 Pfennige, mit der Kost sogar nur 2 — und solche Preise herrschten im guten Jahre — wo bleibt da die außerordentliche Wohlfeilheit? — Oder, wenn damals in Goch, einer Weberstadt am Rhein von lebhafter Betriebsamkeit, eine Elle mittelfeinen Tuches beim Verkauf $^3/_5$ Gulden, des feinsten 1 Gulden, die meisten Sorten jedoch unter diesem Preise kosteten; wenn nun ein fleißiger Weber in einem Tage $1^1/_3$—$1^2/_3$ Ellen fertigte, von jedem Gulden aber der Wollenhändler, der Tuchspanner, der Scheerer, der Färber, endlich der Gewandschneider Kostenbetrag, Arbeitslohn und Gewinn abzogen — was blieb dem Weber? und wie viel erhielt jeder der übrigen Arbeiter dieses blühenden Gewerbes?

Bringen wir dabei noch in Anschlag, daß die Preise der Lebensmittel sich so schnell veränderten, daß oft von einem Jahr zum andern, ja mitten im Jahre der Ueberfluß mit einem an Hungersnoth grenzenden Mangel abwechselte, daß ein rasch hereinbrechender, verwüstender Krieg über eine blühende Landschaft eine unerschwingliche Theurung des Unentbehrlichsten herbeiführen konnte, wobei natürlich derjenige immer am meisten litt, der

die wenigsten Vorräthe und Baarschaften hatte, also die arbeitenden Klassen; bedenken wir dieses alles, so sind wir geneigt den Schluß zu ziehen, daß die Werthverhältnisse jener Zeit im Wesentlichen standen wie jetzt, und daß die scheinbare Wohlfeilheit der Waaren früherer Zeiten durch eine allgemeinere Verbreitung des Geldes in der Gegenwart zu großem Theile aufgewogen wird.

Eine Zeit der Noth zwang unter solchen Verhältnissen unabwendbar die arbeitenden Klassen, bei schneller und gänzlicher Erschöpfung ihrer Baarvorräthe, von den fremden Geldhändlern, von den Juden, die in nächster Nähe wohnten und handelten, auf die werthvollsten Gegenstände ihres Besitzes Kapitalien zum Unterhalt sowohl wie zu fernerem Geschäftsbetriebe aufzunehmen, größere Summen gewöhnlich auf ein Jahr, kleinere auf 2 bis 3 oder mehrere Monate. Angeblich erhielten sie das Darlehn ohne Zins, denn Zinsen zu nehmen war schon in den Kapitularien Karls des Großen verboten; doch zog der Auszahler sogleich einen Theil vom Hauptgute für sich ein, als Schadkauf, Ersatz, Geschenk oder Gesuch, und für den ausbezahlten Theil trat nach verstrichener Frist als Strafe oder Entschädigung der Wochenzins, 20—40 v. H., ein. Der Kleinbürger, einmal durch Noth zu solcher Anleihe gezwungen, war voraussichtlich auf immer dem Gläubiger verfallen. Vorher nur im Stande, mühsam zu verdienen, soviel er brauchte, sollte er jetzt allwöchentlich die Zinsen und dazu nach und nach ein Kapital, das er in den meisten Fällen nur zu $^3/_4$ erhalten hatte, erübrigen. Blieb er mit den Zinsen im Rückstand, so traten sogar die Zinseszinsen dazu, oft verboten und ebenso oft wieder erlaubt, wie noch 1475 in Mainz. Unaufhaltsam und hülflos sah er sich also in den „Abgrund der Schulden" gerissen, über den wir oben auch die Landbesitzenden haben klagen hören. Denn diesen ging es bei größerem Bedarf und der Aufnahme größerer Schuldsummen um nichts besser; daher ihr endloses und ängstliches „Finiren" und „Finanziren," ihr Konsolidiren oder Amortisiren der Schulden, Verpacht und Verkauf von Einnahmequellen, ihr bald willenloses Hingeben, bald gewaltsames Losreißen vom Gläubiger.

Die ganze Finanzkunst des Mittelalters ist im Wesentlichen keine andere, als ein Uebel durch ein anderes zu heben, ein Loch aufgraben um ein anderes zu füllen, bis dann schließlich aus dem letzten herauszukommen unmöglich geworden ist. So ließ Bischof Gerhard von Speier seine zerstreuten Schulden durch den Juden Isaak von Deidesheim bezahlen und

überschrieb dafür auf diesen die ganze Summe gegen einen Wochenzins von $43\frac{1}{3}$ v. H.; so verkaufte 1325 die Stadt Regensburg, zur Befriedigung der Juden, Leibrenten an die Bürger, 1 Pfund der Rente für 6 Pfund der Anleihe, also $16\frac{2}{3}$ v. H.; so machten es 1340, unter denselben Bedingungen und zu demselben Zwecke, Augsburg und 1375 Konstanz gegen $32\frac{1}{2}$ v. H. 1352, heißt es in Gemeiners Chronik, entdeckte der Rath von Regensburg, daß die jährlichen Ausgaben der Stadt die Einnahmen um 1400 Pfund überstiegen, wegen der hohen Zinsen, — und doch betrugen diese nur 10 v. H.! — Der Rath wurde sehr niedergeschlagen durch einen ungefähren Rechnungsüberschlag, in welchem Verhältniß nach 10 Jahren Einnahmen und Ausgaben stehen müßten; diesmal jedoch beschloß er kein neues Anlehen, sondern Erhöhung des Umgeldes.

Jenes gesetzliche Feststellen von Wochenzinsen für die kleinste Summe als Einheit — 1 oder gar $\frac{1}{2}$ Pfund Pfennige — beweist, daß grade die arbeitenden Klassen am meisten gewohnt waren, bei den Pfandleihern Hülfe zu suchen. Auch wird es von Gemeinden, die während der Verfolgungen sich ihrer Juden anzunehmen pflegten, ausdrücklich hervorgehoben, daß sie durch ein Darleihen auf Pfänder dem gemeinen Mann nützlich und unentbehrlich seien, und es wird ihnen, wo dem Christen das Gesetz es verbietet, ein solches Gewerbe gesetzlich erlaubt. So sagt der baierisch-österreichische Landfriede von 1256: „Es soll kein Christ Gesuch nehmen, noch Pfand auf Schaden setzen außer an die Juden, oder er ist friedbrüchig.“ Eine im Archiv zu Paris erhaltene Urkunde enthält ein Verzeichniß von mehreren hundert Kleinbürgern und Arbeitern der Stadt Vitry, welche alle von den damals verfolgten Juden Summen in Belang von wenigen Pfunden oder Sous zurückforderten; die ganze Summe beträgt 844 Pf. 9 Sous.

War nun die Geldmacht der Juden so herrschend und mächtig geworden, die Schuldenlast und Abhängigkeit der unteren Klassen so drückend und unerträglich, daß sie nicht mehr aufathmen konnten und den täglichen Verdienst, wie den wenigen Haus- und Grundbesitz den harten Gläubigern gänzlich verfallen sahen, so griffen sie zu dem Mittel, das dem mittelalterlichen Geschlechte gern als erstes galt — zum gewaltsamen Aufruhr. Und indem sie unbewußt die Beweggründe der Eigensucht, freilich auch einer gewissen Nothwehr, durch Uebertreibungen religiöser Anschauungen, durch Vorspiegelungen der wahnsinnigsten und unmenschlichsten Verbrechen beschö-

nigten, die sie selbst glaubten, weil der Glaube nützte, zerrissen sie, was sich nicht friedlich wollte lösen lassen, schlugen die todt, von denen sie nicht anders loskommen konnten, vollendeten durch eine That der rohesten Gewalt eine Selbstbefreiung, die durch menschliche Mittel und auf gesetzlichem Wege weder der Einzelne, noch der Staat herzustellen wußte. Alle zahllosen Judenverfolgungen, vielleicht einige wenige des 11ten Jahrhunderts ausgenommen, da die erste Glut der Kreuzzüge einen entzündeten Religionshaß mächtiger machte, als das Gefühl einer Abhängigkeit von unlöslichen Schulden, fast alle Verfolgungen sind die Ausbrüche einer solchen Krisis. Es ist die rohe Gewalt, durch die ein unterdrückter, hülfloser, in diesen Verhältnissen auch vom Staate allein gelassener Arbeiter- und Gewerbestand gegen ein aufgedrungenes, mitleidsloses Joch, sich bäumt, von dem sonst niemand ihn befreit und dessen Ende und Schwere nicht abzusehen ist.

So sehr auch Kauwerzen und Lombarden in Frankreich und den Rheingegenden, auch manche heimische Wucherer mit nicht minderer Gewinnsucht den Geldhandel betrieben, so galt doch vornehmlich das jüdische Volk, das alle Gemeinden und alle bürgerlichen Verhältnisse durchdrang, das überall sich niedergelassen hatte, als Repräsentant einer Geldmacht, die nicht gebunden an eine Heimat, unbekannt mit dem Werth und der Eigenthümlichkeit eines anderen Besitzers, auch keine von den Rücksichten kannte und übte, die der Bürger dem Mitbürger, der Herr dem Diener, der Fürst und Staat den Unterthanen schon des eigenen Vortheils wegen schuldet, sondern allein Geld aus Geld zu machen, Baares mit Baarem zu mehren bedacht ist.

Alle Verfolgungen begannen mit der plötzlichen, meistens räthselhaften Entdeckung eines unerhörten Verbrechens, von Mord und Zerstückelung der Christenknaben, Mißhandlungen von Hostien und Marienbildern mit erfolgten Wunderzeichen, Brunnenvergiftungen, die schreckliche Seuchen verursachten. In rasender Schnelligkeit entflammte das Gerücht solcher und ähnlicher Thaten den Volkshaufen, die Judenquartiere wurden erstürmt, die Juden in den eigenen Häusern und auf Scheiterhaufen verbrannt und gemordet, oder ihren Glauben und ihr Gewerbe abzuschwören gezwungen, und das Ende der ganzen wilden Bewegung war — Vernichtung der Schuldbriefe, Zurückgabe der Pfänder, Tilgung alles dessen, was ein Christ jemals einem Juden schuldig gewesen war.

Die Stadt Straßburg hatte 1399 Geld genommen von den Juden

gegen wohlversiegelte Briefe, „und sie hatten," heißt es in der Chronik, „so guten Frieden wie die Christen. Doch sie wurden übermüthig und wollten niemand mehr nachsehen, und wer mit ihnen zu thun hatte, konnte nicht mehr übereinkommen. Da erhob sich gewaltsam das Volk, versperrte die Judengasse, vertrieb die Bürgermeister, unter dem Vorwande, sie hätten Geld von den Juden genommen, verbrannte und tödtete der Juden mehr als 2000; nur wer sich taufen ließ, blieb am Leben. Was man den Juden schuldig war, wurde alles quitt; alle Pfänder und Briefe wurden zurückgegeben, das baare Geld, das sie hatten, nahm der Rath und vertheilte es unter die Handwerker." — Ein Jahrhundert früher, 1297, hatte der Rath zu Regensburg die Abgeordneten des baierischen Herzogs, die mit Glaubbriefen vom König Adolf ausgerüstet, von den Juden ungerechte Abgaben erpressen wollten, voll Zorn aus der Stadt vertrieben; als aber im folgenden Jahre eine allgemeine Verfolgung in Deutschland sich erhob, standen auch hier die Bürger gegen die Juden auf, die geweihte Hostien in Mörsern sollten zerstoßen haben, und tödteten eine große Anzahl, bis es dem Rathe gelang, den Frieden wieder herzustellen. 1348 und 49, als der verheerende schwarze Tod über Deutschland eine namenlose Angst verbreitete, bedurfte es überall nur des geringsten Anlasses, nur der Aussage eines geringen Verbrechers, des zufälligen Fundes eines Leichnams, um die ganze Wuth eines verzweiflungsvollen Volkshaufens gegen die Juden zu richten und in den erbittertsten Grausamkeiten Genüge zu suchen; so zu Eßlingen, Konstanz, Basel, Zürich, Bern, so an der Donau, wie am Ober-, Mittel- und Niederrhein. Vom Volksaufstande zu Köln, einem der gewaltsamsten und blutigsten, heißt es urkundlich: es war ein Aufruhr des gemeinen Volkes in und außer der Stadt, das nichts mehr zu verlieren hatte, und es überfiel Nachts mit Raub und Mord, Brand und Verwüstung die Juden, daß der Rath und die Bürger (die Besitzenden) nicht mehr zu hindern vermochten. —

Anfänglich, wie wir bei Regensburg gesehen, wie auch die Geschichte von Augsburg und anderer Städte beweist, nahmen Rath und Gemeinde, auch Kaiser und Fürsten sich noch der Juden als nützlicher Gemeindeglieder an; allmälig wurden auch sie fortgerissen, ließen geschehen, was sie nicht hindern konnten, und suchten schließlich aus dem Sturm so viel als möglich Vortheil zu ziehen. Friedrich II., Albrecht I., der baierische Ludwig erstreckten zu wiederholten Malen über die verfolgte Judenschaft ihren kaiserlichen

Schutz, doch Mühlhausen im Elsaß erwarb schon 1290 durch kaiserliche Urkunde Befreiung von der Strafe des Judenmords und den Judenschulden, und 1348 auch die Häuser und das Vermögen der Gemordeten. Die Stadt Speier erhielt 1349 die Häuser der erschlagenen Juden von Karl IV. zum Geschenk, und derselbe Kaiser hob die sämmtlichen Judenschulden des Bischofs Gerhard von Speier auf, weil die meisten der Gläubiger doch erschlagen seien und Stadt und Bischof die Menge der Schulden nicht mehr zu bezahlen vermöchten.

Der schwäbische Städtebund beschloß unter Genehmigung des Kaisers Wenzel 1385 zu Ulm, daß von sämmtlichen Judenschulden $^1/_4$ von Kapital und Zins abgezogen und vom Reste für das laufende Jahr kein Zins mehr bezahlt werden sollte. Damals nahmen Juden in diesen Gegenden 65 vom Hundert! Weniger billig war desselben Kaisers Befehl, der 1390 in Nürnberg und andern Städten verkündigt und von den Kanzeln verlesen wurde: es habe der König zu Gunsten der Fürsten und der Stände des Reiches, die vom unmäßigen Zinsfuß der Juden so sehr gedrückt wurden, daß sie zuletzt von Land und Leuten weichen und solche mit dem Rücken ansehen mußten, beschlossen, daß jede Schuld bei den Juden, es sei Hauptgut oder Zins, erlassen sei und keine Forderung, die ein Jude an einen Christen machen könnte oder möchte, fernerhin noch Geltung habe. —

Der Kaiser-Prophet von China.

Von

Corvin.

Leichtgläubigkeit ist eins der mächtigsten Agentien in der Geschichte des menschlichen Geschlechts. Je wunderbarer und unerhörter die Dinge sind, welche ein neuer Prophet von seiner Abkunft und von seinen Visionen erzählt, desto eher findet er Gläubige und Anhänger. Vernünftige Leute, die ungewöhnliche Vernunft predigen, werden von ihren Zeitgenossen fast immer für Narren gehalten; allein gescheute Narren, die sublimen Unsinn vorbringen, haben die beste Aussicht Propheten genannt zu werden.

Eine Ueberzeugung, welche sich im Bereich der Vernunft bewegt, kann vielleicht Begeisterung erregen; allein der Glaube an Dinge, welche den Kreis des Menschenverstandes überschreiten, bringt fast immer Fanatismus hervor, der um so wilder ist, je weiter sich der Ursprung derselben von der Vernunft entfernt. Zur Ausbreitung von Religionen genügt Begeisterung nicht allein; keine Religion gedieh ohne Fanatismus, so lehrt uns die Geschichte.

Leute, die sich selbst Propheten nennen, werden stets von der Geschichte als solche anerkannt, wenn sie Gläubige genug finden, welche ihre Visionen durch harte Schläge und die Welt umgestaltende Thaten beweisen. Solch ein Prophet war Mahomed, solch ein Prophet ist Hung-Siu-tschuen, oder wie er jetzt genannt wird: T'hai-ping-wang. — Alle Propheten wurden anfänglich von den Gebildeten ihres Volkes verlacht; und wir lachen noch heute über den „Unsinn" der Mohamedaner und Buddhisten, die wieder beide über den unsrigen sich lustig machen. Für eine Religion, welche mit der Vernunft allein begriffen werden kann, ist noch kein Volk reif.

Zeit, Tugend und Laster, Wahrheit und Irrthum sind rein menschliche Begriffe; in der Hand der Vorsehung sind sie gleich mächtigen Werkzeuge,

zur Förderung ihrer verborgenen Absichten. Was wir von unserm Standpunkt aus in den Lehren des chinesischen Propheten Unsinn nennen, beschützt das in denselben, was wir als Wahrheit anerkennen. Dieses Samenkorn kann einst zu einem mächtigen Baume heranwachsen, der ganz Asien überschattet, und die hunderte von Millionen seiner Bewohner fähig mache europäische Kultur anzunehmen, was bei ihrer alten Religion ein Ding der Unmöglichkeit sein würde.

Der Ursprung und die ersten Handlungen solcher außerordentlichen Männer, welche von der Vorsehung erwählt wurden, die Welt umzugestalten, sind in jeder Hinsicht wichtig und interessant; und wir sind erfreut, genaue Nachricht über das Leben Hung-Siu-tschuens geben zu können, bevor er T'hai-ping-wang wurde. Wir verdanken dieselben einem von China zurückgekehrten Freunde, der in Hong-Kong lebte, als sich Hung-Jin, ein Anverwandter des chinesischen Propheten, in jener Stadt aufhielt, wo er von einem deutschen Missionär zum Christenthum bekehrt wurde.

1.

Der Ort, in welchem Hung-Siu-tschuen im Jahre 1813 geboren wurde, ist ein kleines Dorf, etwa dreißig englische Meilen von Canton. Es liegt in einer großen mit Reisfeldern angebauten und mit Dörfern durchzogenen Ebene. An einem hellen Tage kann man von dort aus das White-Cloudgebirge sehen, welches sich in der Nähe von Canton erhebt. Die Zahl der Einwohner dieses Dorfes beträgt nur vierhundert, von denen die meisten zu der alten und angesehenen Hungfamilie gehören, die Andern sind Abkömmlinge anderer Ansiedler und reden den Kia-ping-hau-Dialekt. Von den Eingeborenen, den Puntileuten, werden sie Hakkas (Ansiedler) genannt.

Die Dorfbewohner sind außerordentlich arm und jede Art von Luxus ist ihnen unbekannt. Die Front ihrer Häuser geht nach Süden, um während der heißen Jahreszeit die kühlenden Südwestwinde einzulassen und während des Winters gegen die kalten Nordwinde geschützt zu sein. Tritt man in solch ein Haus, so kommt man zuerst in einen viereckigen Raum von zehn oder zwölf Fuß Seitenlänge; an den Seiten desselben liegen Küche und Badezimmer. Dem Eingang gegenüber befindet sich die Halle, welche das gemeinschaftliche Zimmer für die Familie bildet. Sie ist offen in Front, um Luft und Licht einzulassen. An beiden Seiten derselben liegen die be-

sondern Zimmer der verschiedenen Familienglieder. Die Häuser sind nur ein Stockwerk hoch und das Dach besteht einfach aus Balken und Sparren, die mit einer doppelten Reihe von Dachziegeln belegt sind, eine Reihe mit der conkaven, die andere mit der convexen Seite nach unten, wodurch das Dach den Regen abführt. Der Fußboden besteht aus einer harten Mischung von Sand und Thon, und die Wände sind von demselben Material, mit vielleicht etwas mehr Lehm darin. Das Dorf enthält drei Reihen solcher Häuser. Vor der ersten Reihe ist eine sehr große — Mistpfütze, welche zu landwirthschaftlichen Zwecken hoch in Ehren gehalten wird. Dünger ist in China ein sehr wichtiges Ding, und man ist so durchdrungen von dem Nutzen desselben, daß man darüber ganz den unangenehmen Geruch vergißt. Die Nachbarschaft eines stinkenden Pfuhls würde uns Europäern sehr ungesund erscheinen; allein die Chinesen sind daran gewöhnt, und es scheint auch wirklich keinen Einfluß auf die Gesundheit zu haben, wenn man das Alter in Betracht zieht, welches manche Leute in diesem Dorfe erreichten. Mehrere von den Vorfahren Siu=tschuens starben außerordentlich alt; einer wurde sechsundneunzig, ein Anderer ebenfalls über neunzig und Siu=tschuens Großvater über achtzig Jahre.

An der Seite dieses Mistpfuhls, links von dem Dorfe, steht das Schulhaus. In der dritten Reihe an der Westseite liegt das Häuschen, in welchem der neue Kaiser=Prophet geboren wurde. Bei seiner Geburt erhielt er nach chinesischer Sitte seinen ersten Namen „Brillant=Feuer", und als er mannbar wurde, einen andern, der seine Verwandtschaft zur Hungfamilie anzeigte. Später, als er ein Gelehrter ward, nahm er als seinen litterarischen Namen den an, unter welchem er lange bekannt war: Siu=tschuen — „elegant und vollkommen."

Obwohl Oberhaupt des Dorfes, war sein Vater doch arm. Er besaß nichts als zwei Büffel, einige Schweine, Hunde und Federvieh. Er und seine zwei ältesten Söhne bearbeiteten die Reisfelder; allein Siu=tschuen zeigte frühzeitig solche Lernbegierde und solche Fähigkeiten, daß man ihn mit seinem siebten Jahre in die Schule schickte. Er setzte seine Lehrer durch seinen Fleiß in Erstaunen, und mehrere von ihnen weigerten sich, Bezahlung von ihm anzunehmen. Auch seine Verwandten unterstützten ihn, denn sie waren stolz auf ihn und hofften, daß er einst hohe litterarische Ehren erreichen und dadurch Glanz über seine Familie verbreiten würde. — Nach fünf oder sechs Jahren hatte er die „Vier Bücher", die „Fünf Klassiker", den Koo=wun

und Han-king hinter sich, und las darauf für sich andere Bücher, die außerhalb des Bereiches der Schulerziehung lagen, und studirte die Geschichte von China.

Als er sechzehn Jahre alt war, mußte er seine Studien einstellen, denn seine Familie war zu arm, um ihm die Mittel zu deren Fortsetzung zu liefern. Der junge Gelehrte mußte nun seinem Vater und seinen Brüdern bei ihrer Feldarbeit beistehen, und führte oft das Vieh auf die Berge zur Weide. Indessen bedauerte es jedermann, daß seine Laufbahn in solcher Weise verdorben wurde, und ein Freund lud ihn ein, für ein Jahr an seinen eigenen Studien theil zu nehmen, in der Hoffnung, daß er von der Gemeinschaft mit einem so befähigten jungen Mann großen Nutzen ziehen würde. Das Jahr ging vorüber und Siu-tschuen würde wieder die Ochsen haben hüten müssen, wenn die Gemeinde nicht eingeschritten wäre und ihn zum Schulmeister ihres Dorfes ernannt hätte — eine Stellung, in welcher er wenigstens seine Studien fortsetzen konnte. Die Stelle, die er jetzt einnimmt, ist freilich eine bessere; allein damals war er sehr dankbar, eine so bescheidene Anstellung zu erhalten.

Das Einkommen eines chinesischen Schulmeisters hängt von der Anzahl seiner Schüler ab, die indessen zwanzig nicht überschreiten darf, da er eine größere Anzahl nicht wohl würde unterrichten können. Jeder Knabe muß dem Lehrer jährlich folgende Artikel geben: Fünfzig Pfund Reis, für Extra-Lebensmittel 300 Cash (einige Groschen), 1 Katty (1 ⅓ Pfd.) Lampenöl, 1 Katty Speck, 1 Katty Salz, 1 Katty Thee und außerdem an Geld von 1½ bis 4 Dollars, je nach dem Alter und den Fähigkeiten des Schülers. Der Unterricht währt das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme von vier Wochen Ferien zu Neujahr, zu welcher Zeit das Engagement eines Schulmeisters stets endet und ein neues gemacht werden muß.

Siu-tschuen begann schon sehr frühzeitig die Examinationen zu besuchen, um recht bald einen litterarischen Grad zu erlangen, wovon nach den in China bestehenden Einrichtungen jede Beförderung im Staatsdienst abhängt. Um den ersten Grad zu erlangen, welcher Siu-tschai genannt ist, muß jeder Kandidat drei Examina machen; nämlich zuerst das Distriktsexamen, Hien-khau, dann das Departementsexamen, Fu-khau, und endlich das entscheidende Examen in der Hauptstadt der Provinz vor dem zu diesem Ende von Peking geschickten kaiserlichen Examinator, welches Thau-khau heißt. Zu den Distriktsexamen melden sich in Hwa-hien durchschnittlich gegen fünfhundert

Personen. Jeder Kandidat muß seinen Namen und die seiner Voreltern durch drei Generationen angeben und außerdem das Zeugniß eines Graduirten aus dem Distrikt beibringen, daß er wirklich zur Gerichtsbarkeit desselben gehört, also zum Examen in demselben berechtigt ist.

Ist alles in Ordnung befunden worden, dann erhält jeder Kandidat eine Rolle weißes, eigens zu diesem Zwecke verfertigtes Papier, welches mit seiner Nummer bezeichnet ist. Auf demselben hat er seine Aufsätze niederzuschreiben. Für den ersten Tag sind dazu zwei Themata aus den „Vier Büchern" gewählt; die Wahl eines Themas für ein Gedicht ist dem Kandidaten überlassen. Diese Aufsätze werden nun nach ihrem Werthe geordnet und die Namen ihrer Verfertiger in zehn Abtheilungen getheilt, deren jede also fünfzig enthält. Nach einem Zwischenraum von drei oder vier Tagen wird dasselbe Verfahren wiederholt und so lange, bis die Kandidaten ihre Aufsätze und Gedichte siebenmal geschrieben haben; die ersten dreimal stets zwei Aufsätze und ein Gedicht und die letzten viermal nur einen Aufsatz und ein Gedicht. Derjenige, dessen Namen nach diesen verschiedenen Examinationen der erste auf der Liste bleibt, wird zum Oberhaupt des Distriktsexamens erwählt. Da es stets der Fall ist, daß eine Menge Arbeiten als zu mangelhaft im Inhalt oder in der Handschrift verworfen werden, was zur Folge hat, daß die Verfasser von der Liste verschwinden, so schrumpft dieselbe am Ende beträchtlich zusammen, und es bleiben nur fünfzehn bis zwanzig Namen stehen.

Das zweite Examen in der Departementsstadt geht in ganz ähnlicher Weise vor sich. Nachdem nun der kaiserliche Examinator die verschiedenen Namen der Graduirten aus den Departements ausgewählt, versammeln sich dieselben in der Provinzialstadt, und diesmal dauert das Examen nur einen Tag. Aus den vierzehn Distrikten von Canton werden gewöhnlich über zweihundert Kandidaten ausgewählt. Diejenigen, welche den Grad eines Siu-tschai erlangt haben, werden am folgenden Tage nochmals geprüft, um zu untersuchen, ob ihr Talent auch wahrer Natur ist und am Tag vorher kein Betrug stattgefunden hat.

Von diesen Siu-tschai's werden nach einem späteren strengen Examen, welches gleichfalls in Canton abgehalten wird, zweiundsiebzig zu dem zweiten litterarischen Grad erhoben, der Keu-jin hieß. Die Keujins aller achtzehn Provinzen des Reichs müssen zum dritten Examen nach Peking reisen, wo hundert und zwanzig oder dreißig von ihnen den dritten Grad, von Tsin-szu

erlangen. Alle Tsin-szus begeben sich endlich in den Palast, um zum letztenmal in Gegenwart des Kaisers geprüft zu werden, und vierzig oder fünfzig von ihnen werden zu Mitgliedern des Han-lin-Kollegiums ernannt. Alle Graduirten, mit Ausnahme der höchsten, haben die Verpflichtung, regelmäßig den Examinationen beizuwohnen, bis sie das sechzigste Jahr erreichten; versäumen sie dies, so verlieren sie ihre früher erlangten Grade. —

Bei dem Distriktsexamen war Siu-tschuens Namen stets unter den ersten auf der Liste; allein in Canton wollte es ihm niemals glücken und er konnte den so sehr ersehnten Grad eines Siu-tschai nicht gewinnen.

Er hatte nun sein dreiundzwanzigstes Jahr erreicht und war abermals in Canton, um sein Glück auf's neue zu versuchen, als er auf der Straße, grade vor dem Hause des Oberaufsehers der Finanzen, einen Fremden antraf, welcher die altchinesische Kleidung trug, die nur noch auf der chinesischen Bühne und in Cochinchina gesehen wird. Der Fremde trug ein Kleid mit weiten Aermeln und sein Haar war in einen Knoten auf dem Kopfe aufgebunden. Er verstand die chinesische Lautsprache nicht und bediente sich eines Dolmetschers, um den sich herzudrängenden Leuten ihr Schicksal vorauszusagen. Als sich Siu-tschuen ihm näherte, redete ihn der Fremde ganz unaufgefordert an und sagte: „Du wirst den höchsten Rang erreichen; aber gräme dich nicht, denn Gram wird dich krank machen. Ich gratulire deinem tugendhaften Vater."

Am nächsten Tage traf Siu-tschuen in der Liang-tsang-Straße abermals zwei Fremde, deren einer ihm neun kleine Broschüren gab, die ein vollständiges Werk bildeten unter dem Titel: „Keuen schi leang yen", oder „Gute Worte zur Ermahnung für das Zeitalter." Siu-tschuen nahm diese Bücher mit nach Hause, und nachdem er kaum oberflächlich hineingesehen hatte, legte er sie bei Seite, ohne weiter daran zu denken.

Im nächsten Jahr ging er abermals zum Examen nach Canton. Anfänglich war sein Name oben auf der Liste; allein dann kam er wieder an das Ende derselben, und er grämte sich darüber so sehr, daß er krank und genöthigt wurde, eine Sänfte und zwei Träger zu miethen, die ihn in sein Dorf tragen mußten, wo er am ersten Tage des dritten chinesischen Monats ankam. Er mußte das Bett hüten und ward von einem Traum heimgesucht, der ihn sehr beunruhigte. Er sah eine große Menge Leute, die ihn in ihrer Mitte willkommen hießen, und meinte, das bedeute seinen Tod. Er ließ seine Eltern und Verwandten rufen und sagte zu ihnen: „Meine Tage sind

gezählt und mein Leben wird bald sein Ende erreichen. O meine Eltern, ich werde nie einen Namen erlangen, der euch Ehre macht!" Nachdem er das geredet, wurde er ohnmächtig, und seine beiden Brüder, die ihn im Bette aufrecht gehalten hatten, legten ihn nieder und dachten gleich allen Anwesenden, daß er im Sterben sei.

Während dieses besinnungslosen Zustandes hatte er sehr seltsame Visionen, die später in seinem Gedächtnisse blieben und die deßhalb wichtig sind, weil sie für die Folge so bedeutende Resultate hervorbrachten.

Zuerst nachdem er die Besinnung verloren, sah er einen Drachen, einen Tiger und einen Hahn in das Zimmer treten und bemerkte bald darauf eine große Menge Leute, welche musikalische Instrumente spielten und einen kostbaren Tragsessel herbeibrachten, in welchen er sich setzen mußte. Man trug ihn an einen köstlich erleuchteten Platz, wo eine große Anzahl schöner Frauen und Männer versammelt waren, die ihn mit Freudenbezeugungen willkommen hießen. Als er vom Sessel aufstand, führte ihn eine alte Frau an einen Fluß und sagte: „Du schmutziger Mann, warum hast du mit jenen Leuten Gemeinschaft gemacht und dich dadurch herabgewürdigt? Ich muß dich nun rein waschen." Nachdem das Waschen vorüber war, ging Siu-tschuen mit einer Menge alter tugendhafter und ehrwürdiger Männer, unter denen er mehrere der alten Weisen bemerkte, in ein großes Gebäude. Dort öffnete man mit einem Messer seinen Leib, nahm das Herz und andere Theile heraus und setzte neue an ihre Stelle, die von einer schönen rothen Farbe waren. Sobald dies geschehen war, schloß sich die Wunde und er konnte nicht einmal mehr die Spur des Schnittes sehen.

An den Wänden des Saales, in dem er sich befand, hingen Tafeln mit Inschriften, die zur Tugend ermahnten und die er eine nach der andern las. Darauf ging man in einen andern Saal von unbeschreiblicher Pracht und Schönheit. Ein ehrwürdiger Mann mit goldenem Bart und schwarzem Gewande saß in ehrfurchtgebietender Haltung auf dem höchsten Sitze. Sobald er Siu-tschuen bemerkte, vergoß er Thränen und sagte: „Alle menschlichen Wesen in der ganzen Welt * verdanken mir ihr Dasein und ihre Erhaltung; sie genießen meine Nahrung und tragen meine Kleidung, aber nicht Einem unter ihnen kommt es in den Sinn, meiner zu gedenken und mich zu verehren. Was aber noch schlimmer, ist, daß sie meine Gaben an-

* Die ganze Welt heißt in der chinesischen Ausdrucksweise stets China.

nehmen und die Dämonen anbeten; sie empören sich absichtlich gegen mich und erregen meinen Zorn. Ahme ihnen nicht nach.“ — Darauf gab er Siu-tschuen ein Schwert und befahl ihm, damit die Dämonen zu vernichten, aber seine Brüder und Schwestern zu schonen; dann gab er ihm ein Siegel, womit er die bösen Geister würde bezwingen können, und endlich eine gelbe Frucht zu essen, die angenehm und süß schmeckte.

Sobald Siu-tschuen diese Insignien der Majestät aus den Händen des Greises erhalten hatte, begann er die im Saal Anwesenden zu ermahnen, zu ihrer Pflicht gegen den Alten auf dem Thron zurückzukehren. Einige antworteten auf diese Ermahnungen: „Wir haben wirklich unsre Pflichten gegen den Ehrwürdigen vergessen;“ Andere aber erwiderten: „Warum sollten wir ihn verehren? Laßt uns lustig sein und mit unsern Freunden trinken.“ — Ueber diese Verstocktheit vergoß Siu-tschuen Thränen und fuhr in seinen Ermahnungen fort. — Der ehrwürdige Greis sagte zu ihm: „Fasse Muth und vollbringe das Werk. Ich will dich in jeder Schwierigkeit unterstützen.“ Dann wandte derselbe sich zu der Versammlung der Alten und Tugendhaften und sagte: „Siu-tschuen ist fähig, das Werk zu vollbringen.“ Darauf führte er diesen hinaus und gebot ihm, von oben hinunterzusehen. „Siehe dort die Menschen auf der Erde in der hundertfältigen Verdorbenheit ihrer Herzen.“ Siu-tschuen sah nieder und seine Augen gewahrten solchen Grad von Schlechtigkeit und Laster, daß er den Anblick nicht ertragen und sein Mund ihre Handlungen nicht ausdrücken konnte.

Der Eindruck war so stark, daß er von seiner Verzückung erwachte und fühlte, daß seine Haare sich gesträubt hatten. Ein plötzlicher Zorn ergriff ihn; seine Schwäche verließ ihn für den Augenblick; er kleidete sich an, rannte aus dem Zimmer und zu seinem Vater, vor dem er sich tief verbeugte und sagte: „Der ehrwürdige Mann oben hat befohlen, daß alle Menschen sich zu mir wenden und daß alle Schätze mir zufließen sollen.“

Diese Krankheit und diese Visionen hielten vierzig Tage lang an. Während derselben traf er oft mit einem Manne von mittleren Jahren zusammen, den er seinen älteren Bruder nannte und der ihn unterrichtete, wie er zu handeln habe, ihn auf seinen Wanderungen zu den fernsten Regionen begleitete, um die bösen Geister aufzusuchen, und der ihm darin beistand, sie zu erschlagen und auszurotten. Siu-tschuen hörte auch unter Anderem, wie der ehrwürdige Alte den Confucius tadelte, daß er es unter-

lassen habe, die wahre Lehre in seinen Büchern klar auseinander zu setzen. Confucius schien sehr beschämt und gestand seinen Fehler ein.

Oftmals während seiner Krankheit pflegte Siu-tschuen in seinem Zimmer umherzurennen, zu springen und alle Gebärden eines Kriegers nachzuahmen, der im Kampfe begriffen ist, wobei er unaufhörlich schrie: „Tsan jau, tsan jau, tsanah, tsanah!" Erschlagt die Dämonen! Erschlagt die Dämonen! Todt, todt! ꝛc.

Der Vater wußte nicht, was er von diesem Zustande seines Sohnes halten sollte und legte denselben den Wahrsagern zur Last, die wahrscheinlich einen unglücklichen Fleck für das Grab eines seiner Vorfahren ausgesucht hätten. Er lud daher Zauberer ein, die bösen Geister zu beschwören; aber Siu-tschuen sagte: „Wie könnten diese Dämonen mir widerstehen? Ich muß sie umbringen, ich muß sie umbringen! Viele, viele können nichts gegen mich."

Er sagte oft, daß er rechtmäßig ernannter Kaiser von China sei, und war sehr erfreut, wenn ihn jemand als solchen anredete. Nannte ihn aber jemand verrückt, dann lachte er und antwortete, sie seien selbst närrisch. Er war bald im ganzen Departement als der Tolle bekannt, und die Leute kamen ihn zu sehen, wenn er ermüdet von seinen Sprüngen eingeschlafen war. Während seiner Krankheit machte er viele Verse, in denen sehr viel Offenbarung, aber wenig Menschenverstand ist. — Die Aerzte ließen Siu-tschuen eine Menge Medizin verschlucken; allein sein Geist hatte keinen Vortheil davon. Einst bemerkte sein Vater einen Streifen Papier, welcher in einer Thürspalte steckte und auf welchem mit scharlachrother Tusche sieben chinesische Zeichen geschrieben waren, die bedeuteten: „Die edeln Grundsätze des himmlischen Königs, souverainen Herrschers Tschuen."

Nach dieser Zeit gewann Siu-tschuen allmälig seine Gesundheit wieder. Er erzählte allen seinen Besuchern, was er während seiner Krankheit gesehen hatte; sie fanden es sehr merkwürdig, hielten es aber für keine Offenbarung, sondern für einfache Verrücktheit.

Diese Krankheit hatte indessen einen sehr heilsamen Einfluß auf das ganze Wesen des jungen Mannes; dasselbe veränderte sich, sowohl in Bezug auf Charakter, als auf äußere Erscheinung. Sein Vetter sagt von ihm: „Er war achtsam auf sein Benehmen, und sein Betragen war offen und freundlich; sein Körper wurde größer und stärker, sein Schritt fest und gebietend; seine Ansichten freisinniger und weiter." Sein Freund beschreibt

ihn in einer spätern Periode als „einen ziemlich großen Mann, mit ovalem Gesicht und von heller Farbe, hervorstehender Nase, kleinen runden Ohren, großen und hellen Augen; sein Blick war durchdringend und schwer zu ertragen, seine Stimme hell und wohlklingend; wenn er lacht, erschallt das ganze Haus; sein Haar ist schwarz, sein Bart lang und sandig (?), seine Körperkraft außerordentlich und die Schärfe seines Verstandes selten."

So groß auch der Eindruck war, den die erzählten Visionen auf Siu-tschuen machten, so würde die Erinnerung daran doch mit der Zeit dahingestorben sein, wenn nicht das befruchtende Element dazu getreten wäre. Dies war längst durch die Vorsehung vorbereitet und befand sich im Hause des künftigen Propheten und Gegenkaisers. Die Leser werden sich der Bücher erinnern, welche er in Canton von fremden Männern erhielt und die er in seinen Buchbehälter legte, wo sie ungestört bis zum Jahre 1843 liegen blieben. Zu dieser Zeit hatte Siu-tschuen eine Schule in einem Dorf, dessen chinesischer Name in der Uebersetzung „Wasserlilie" heißt, und welches zehn Meilen von seinem Geburtsort entfernt ist, und wohin ihn die Familie Li als Lehrer engagirt hatte. Im fünften Monat des Jahres 1843 war es, daß sein Vetter Li zufällig in der Bücherkiste kramte und hier die früher erwähnten neun Hefte fand. Auf seine Frage, was sie enthielten, antwortete Siu-tschuen, daß er es nicht wisse, und erzählte, wie er dazu gekommen war. Li nahm die Bücher mit sich, um sie zu Hause zu lesen.

Der Verfasser dieser „Gute Worte zur Ermahnung des Zeitalters" nennt sich selbst „Forscher nach Tugend." Sein gewöhnlicher Name ist jedoch Liang Afah, und er wurde von dem Missionär Dr. Milne zum Christenthum bekehrt. Da es ihm Ernst war, so nahm man ihn selbst zum Missionär an, und er schrieb neun Traktate von etwa fünfzig Seiten jede, welche von Dr. Morrison im Manuskript durchgesehen und dann 1832 in Malacca gedruckt wurden. Diese Traktate enthalten eine ziemliche Anzahl ganzer Bibelkapitel, nach Dr. Morrisons chinesischer Uebersetzung, viele Aufsätze über wichtige Gegenstände und andere Betrachtungen auf biblische Stellen gegründet.

Als Li diese Bücher Siu-tschuen zurückbrachte, sagte er ihm, daß deren Inhalt ganz außerordentlich und durchaus von den chinesischen Büchern abweichend sei. Dadurch neugierig gemacht, las sie Siu-tschuen von Anfang bis zu Ende, und mit einem steigenden Eifer, denn er fand in ihnen den Schlüssel zu seinen Visionen! Der ehrwürdige Alte auf dem

Throne war Gott, der himmlische Vater, und der Mann von mittleren Jahren, der ihn unterrichtet und ihm in Vertilgung der Dämonen beigestanden hatte, war Jesus, der Heiland der Welt. Die Dämonen waren die Götzenbilder, und seine Brüder und Schwestern waren alle Menschen in dieser Welt.

Li ward ebenso aufgeregt wie Siu-tschuen, denn der Zusammenhang dieser Visionen mit dem Inhalt der Bücher schien ihnen zu klar, um irgend einem Zweifel Raum zu geben. Da sie aus den Büchern erfuhren, daß es nöthig sei, sich taufen zu lassen, so vollzogen sie diese Ceremonie gegenseitig in der Art, wie sie in den Büchern beschrieben war. Sie beteten zu Gott, versprachen keine bösen Geister anzubeten, nichts Böses zu thun und die göttlichen Gebote zu halten; dann gossen sie Wasser auf den Kopf und sagten: „Reinigung von allen früheren Sünden, Ausziehen des alten Menschen, Anziehen des neuen.“ Zu gleicher Zeit warfen sie ihre Götzenbilder weg und entfernten aus dem Schulzimmer die Confucius-Gedenktafel, welche von Lehrern und Schülern stets beim Eintritt ehrfurchtsvoll begrüßt werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wetterschlag.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

1.

Ein tiefer Nebel bedeckte das Land. Die Kuppen der mächtigen Berge, welche sonst hoch über dem schönen See in den Himmel ragten, waren dem Blicke völlig entrückt; der Gießbach, welcher in Treppenfällen herniederschäumte, schien sich unmittelbar aus den grauen Wolken zu stürzen, die sich fast bis zu der Wasserfläche gesenkt hatten, als wollten sie sich dem verwandten Element, aus welchem sie ihre Nahrung ziehen, untrennbar vereinigen. Was wird der Nebel bringen? Strömenden Regen oder den schönsten Tag?

Fast war das Letzte zu hoffen, denn der Schleier, der sich um die nächsten Gegenstände wob, wurde immer dichter, so daß der Wanderer, welcher den Fußpfad am Seeufer verfolgte, kaum drei Schritte vor sich sehen konnte. Der Nebel schien also zu fallen. Es war ein gefährlicher Weg, den er eingeschlagen hatte, denn der Boden war von dem reichlichen Niederschlage sehr schlüpfrig geworden, und ein Fehltritt konnte bei den Unebenheiten des abschüssigen Pfades leicht in ein kaltes Wellengrab führen. Der Wanderer kannte aber keine Furcht; er war jung und stark und die Warnung, die ihm weiter oben, wo dieser Fußsteig sich von der Fahrstraße abzweigt, ein Hirtenmädchen zugerufen, hatte eher dazu gedient, ihn die Gefahr, die er meiden sollte, aufsuchen zu lassen.

Nur eine andere fürchtete er, die, sich zu verirren. Ihm kam so viel darauf an, zu rechter Zeit an dem Ziele seiner Wanderung einzutreffen, daß er eben deßhalb, sobald ihm die Hirtin gesagt, der Fußsteig könne ihn wohl eine

halbe Stunde früher dahin bringen, diesen gefährlichen Weg trotz der Abmahnung gewählt hatte. So lange ihm der See zur Linken blieb, konnte er nicht wohl aus der Richtung kommen, aber sobald er sich an der Schlieseck vom Ufer trennen und wieder aufsteigen mußte, — sieh! das ist ja wohl schon die Schlieseck? War er so scharf zugeschritten? Nach der Beschreibung der Sennerin sollte er doch fast eine Stunde bis dahin zu gehen haben, und seine Uhr belehrte ihn, daß er keine halbe dazu gebraucht. Hatte er sich aber auch nicht geirrt, als er zuletzt nachgesehen? Die Schlieseck war eine schroffe, kantige Felswand, welche aus dem Hange vorsprang, fast quer über den Pfad, als wolle sie dem Wanderer denselben ganz versperren; sie öffnete ihm aber dafür eine Schlucht, die sich hart neben ihr seitwärts in den Schooß der Uferberge hineinzog; diese sollte er einschlagen, er werde dort etwas mühsam zu klettern haben, dafür aber auch in einer kleinen Stunde in Mattenwyl sein.

So hatte ihm das Hirtenmädchen alles beschrieben. Hier war die Felswand, deren schwarze Umrisse gespenstig durch den Nebel blickten, zur Seite öffnete sich die Schlucht — noch eine kleine Stunde mühseligen Steigens und dann süßes Wiedersehen! Wie hätte er noch einen Moment zaudern und zweifeln können? Er bog frisch in die Schlucht hinein, deren Fuß schroff genug zum Seeufer abgesetzt war, so daß er gleich seine Kraft im Klettern erproben konnte. Aber als er den Absatz erklommen, ging es ganz bequem und allmälig bergan. Hier sollte er sich hüten, hatte ihm das Alpenmädchen gesagt, er werde bald drei große Tannen finden, von einem Orkan vor langen Jahren halb entwurzelt und nun schräg überhängend, an diesen scheide sich der Pfad, und er solle sich dann, wie oft das auch wiederkehre, nur immer links halten.

Er schritt rüstig vor, sein Auge suchte im Nebel, der sich in der Schlucht noch zu verdichten schien, nach den drei überhängenden Tannen, doch immer vergebens. Sehr bald hatte er sie finden sollen, nun war er nach seiner Meinung schon weit gegangen und sie blieben noch aus; hatte der Nebel sie vielleicht seinen Blicken entzogen und er war schon vorüber? Zweifelnd stand er still, und auch ein anderes Bedenken hielt ihn fest; die Schlucht, die ihm so eng beschrieben worden, war ein sanft ansteigendes muldenförmiges Thal, so viel er urtheilen konnte; der schwierige Kletterpfad, der ihm „sehr streng" fallen würde, fehlte ganz. Er mußte glauben, daß er sich verirrt habe. Sollte er umkehren? Das war seine Sache niemals. Die

Schlieseck hatte er richtig gefunden, nur das Wahrzeichen, die Tannen, möglicherweise verfehlt; der Begriff von „bald" ist aber dehnbar, der Sennerin wahrscheinlich noch mehr, als seiner Ungeduld, die auf Vogelschwingen dem Fuße vorausstrebte, so konnte der Scheideweg auch noch vor ihm liegen, und war er schon vorüber, so nahm er später den ersten Pfad links, auf dem er ja, seinem guten Glücke vertrauend, auch an das Ziel kommen werde. Ueberdies schimmerte es bereits durchsichtig im Duft über seinem Haupte, so daß er hoffen durfte, bald klares Himmelsblau über sich zu erblicken. Vorwärts denn!

Aber im Hochgebirg, wer nicht mit ihm vertraut ist, der möge sich, wenn er allein wandert, auf mancherlei Tücken der Berggeister gefaßt machen. Der Verirrte — daß er das war, konnte er sich selbst nicht mehr abläugnen — schritt wohl eine Stunde in gleichmäßigem Ansteigen fort, ohne daß sich ihm zur Linken oder zur Rechten nur die kleinste Spur eines abgehenden Pfades gezeigt hätte; der Thalrand, an den er sich hielt, begleitete ihn in denselben sanftgeschwungenen Wellen, von niederm Gesträuch mit einzelnen hochstrebenden Baumgruppen besetzt; der üppigste Graswuchs, durch welchen der festgetretene Fußpfad sich schlängelte, bedeckte die ganze Sohle des Grundes, der bei heller Beleuchtung gewiß ungemein lieblich war, jetzt aber, besonders bei der zunehmenden Aergerniß des einsamen Wanderers keineswegs angenehm erschien. Er blieb endlich stehen und ließ einen Fluch hören — schämte er sich nicht, der junge Mann in der erhabenen Natur? Des Fluchens schämt sich leider ein Soldat nicht, und er war Soldat, wenn er auch jetzt das Kleid des Kriegsgottes nicht trug; auch den Aerger kann man ihm nicht verdenken, wenn man erwägt, daß er ein Wiedersehen versäumt, welches ihm wie ein Stern der Verheißung durch eine lange, öde Zeit geleuchtet hatte — aber eines andern Gefühls hätte er sich wohl schämen müssen: des Vorzugs, den er eben in Gedanken den flachen sandigen Ebenen seiner Heimat vor der Alpennatur gab!

Als wollte letztere sich rächen, fielen eben einige schwere Tropfen auf ihn nieder; der Nebelschleier, welcher schon durchsichtig geworden war, hatte sich seit einiger Zeit unbemerkt von ihm von neuem dicht geschlossen, die Tropfen fielen häufiger, und auf einmal prasselte ein Regenguß über das Thal, der von einem plötzlichen Sturm begleitet in sinnverwirrendem Toben zu einem wahren Wolkenbruche anschwoll. Da galt es Soldatenfestigkeit, um nicht körperlich und geistig zu erliegen. Von den Höhen strömten schon

die Wasser hernieder, die Sohle des Thales wurde spiegelhell, der üppige Graswuchs versank. Mit Geistesgegenwart hatte der Wanderer zur Seite auf dem Berghange einen mäßigen Vorsprung entdeckt und gewonnen, auf welchem einige Bäume standen, diese schützten ihn zwar nicht vor dem Platzregen, gegen welchen wohl kein Blätterdach stark genug gewesen wäre, aber er konnte wenigstens den Stamm mit dem Arme umschlingen, daß er sich aufrecht erhielt — und neben ihm rauschten die Wasser ins Thal.

Seltsamer Wechsel der Stimmung in seiner Seele! Er lachte plötzlich laut und fröhlich auf. Das Naturereigniß in all' seiner Gewalt schien ihm die volle Energie der Seele, welche sich durch die Macht der Thatsachen eher stählt, als beugen läßt, wiedergegeben zu haben. Seine ganze Lage kam ihm auf einmal so komisch vor, daß er mitten im Sturm und Katarakt lustig auflachte. Wer von den einfachen Söhnen des Gebirges in der Nähe dies Lachen gehört hätte, der würde sich wie vor einem bösen Geiste bekreuzt haben. Es war aber niemand in der Nähe, und die heitere Stimmung hielt, wie erklärlich, nicht lange vor.

Eben so wenig zum Glück auch der Sturm und Regenguß. Fast so plötzlich, als er gekommen war, schwieg er nach kurzer Zeit. Der Wanderer stand wie ein Schiffbrüchiger, der sich auf eine Klippe gerettet hat, zu seinen Füßen die Flut, die sich bei der mäligen Senkung des anmuthigen Thales nicht gleich verlaufen konnte; aber der Himmel war jetzt wirklich blau, die Kronen der Bäume auf dem gegenüberliegenden Rande schimmerten schon im vollen Sonnenlichte, das nun vor den zerflatterten Wolken schnell und siegreich bis in den Grund hernieder drang und auch des Wanderers Auge mit blendenden Strahlen traf, so daß er es senken mußte. Als er es wieder aufschlug, erkannte er, daß sich dicht neben ihm, von dem Vorsprunge, auf welchem er Schutz gefunden hatte, ein schmaler Pfad schräg an der Berglehne hinauf zog, und rasch entschlossen brach er auf, ihm zu folgen. Irgend ein Ziel mußte er doch haben! Er sehnte sich nach Menschen. Versäumt hatte er allerdings die Stunde, auf welche er gehofft hatte, unwiederbringlich, aber sein Sinn quälte sich nie mit entnervendem Beklagen, wo Dinge nicht mehr zu ändern waren, sondern suchte lieber Rath, was nun Besseres zu thun.

Der Pfad, den er durchnäßt, wie noch nie in seinem Leben, mit verstärkter Eile emporstieg, führte ihn auf die Höhe, von wo er einen Fernblick hatte, der ihn für einen Moment bezaubert an die Stelle fesselte. Ueber das

Thal zu seinen Füßen, dessen Lieblichkeit sich ihm jetzt erst im hellen Sonnenschein kund gab, flog das Auge, seiner Richtung folgend, zu dem Alpensee, welchen er auf seiner Wanderung an der Schliesegg, wie er meinte, verlassen hatte, und zu den jenseitigen imposanten Bergmassen, mit ihren kühnen Formen und wechselnden Farben von dunkelm Gestein und saftgrünen schimmernden Matten, helle Dörfer dazwischen, in der klaren Beleuchtung erkennbar, und das milchweiße Band des schäumenden Gießbachs, das sich von der Sonne durchblitzt auf dem Hintergrunde deutlich abzeichnete.

„Prachtvoll!" tönte es von den frischen Lippen des Wanderers, aber es durchschauerte ihn frostig vor dem scharfen Winde, der auf der Höhe strich, und er sah sich um, wohin sein Pfad nun weiter führen werde. Eine weit geschwungene Halde lag vor ihm. Auf einmal blickte er angenehm betroffen auf, denn er erkannte eine Sennhütte in geringer Entfernung und die helle Gestalt einer Sennerin, welche ihm rasch entgegen eilte. Das angenehme Gefühl, endlich in seiner Rathlosigkeit ein menschliches Wesen zu haben, verließ ihn aber schnell, als sein gutes Auge ihm hier ein Wiedersehen verkündete, auf das er im Leben wohl nie mehr gerechnet hatte, ein Wiedersehen, beschämend für seine Eitelkeit, die sich auch schon durch das schonungslose Gelächter, das ihm entgegen klang, verletzt fühlte. In seiner Heimat hatte er auf einer der kleinen Bühnen der Residenz eines jener Stücke gesehen, die den Gegensatz blasirter Norddeutschen mit der ungekünstelten Natur süddeutscher Bergkinder parodiren. Er kam sich genau wie der „Baron Striezow" aus dem „Versprechen hinter'm Herde" vor, und das „Lorle" nahte sich ihm schon im vollen, nicht eben graziösen Lauf. „Wo kommt Ihr denn daher?" rief ihm die Sennerin auf dreißig Schritt entgegen. „Warum seid Ihr denn die Riedau hinauf gegangen? Nach Mattenwyl kommt Ihr hier nicht." —

So hatte er denn wirklich einen falschen Weg eingeschlagen — es lag aber in seiner Natur, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, einen Irrthum einzugestehen, und so erwiderte er denn auch hier leichthin, daß er mit Absicht dies schöne Thal hinaufgestiegen sei und es doch in irgend einer Weise möglich sein müsse, selbst von hier nach Mattenwyl zu gelangen.

Die Hirtin lachte ihn unterdessen, ohne sich den mindesten Zwang anzuthun, über sein allerdings trauriges Ansehen aus. Der elegante Sommeranzug, den er, von Kopf zu Fuß Grau in Grau, getragen hatte, war vom

Platzregen kläglich entstellt, die Krempen des Hutes hingen von mehr als einer Seite in gänzlicher Abspannuug hernieder. „Lache nicht, Mädel," rief er. „Sag mir lieber die kürzeste Richtung auf Mattenwyl." —

Sie streckte den braunen Arm aus. „Dort hinauf liegt es. Wenn Ihr ein Vogel wäret, oder sonst fliegen könntet, Herr, so ginge es wohl an. Ihr müßt wieder zurück, die ganze Riedau, die Euch so gefallen hat, und am See weiter gehen, bis zur Schliesegg, wie ich Euch gesagt hab' — nur wird der Pfad jetzt von Wasser zerrissen sein und Ihr müßtet dann ganz wieder umkehren —." — „Rede mir nicht von umkehren," unterbrach er sie. „Ich kehre in meinem ganzen Leben nicht um." — Das erschien ihr wieder sehr lächerlich, doch verstummte sie auf einmal vor dem zornigen Aufsprühen seines dunkeln Auges und sah ihn verschüchtert mit einem großen fragenden Blick an.

„Wie bist du hieher gekommen von der Stelle, wo ich dich vor einigen Stunden getroffen habe?" nahm er jetzt das Wort und biß sich unwillig in die Lippe, als sie ihm erklärte, daß diese Stelle kaum eine Viertelstunde von hier entfernt und sie nur vor dem nahenden Unwetter, welches sie habe kommen sehen, in die Hütte geflüchtet sei. Er war also beinah im Ringe gegangen. — „Umkehren mag ich nicht, so bringe mich wieder auf die große Straße, von der ich auf deinen schlechten Rath abgewichen bin." — „Ei, Herr!" rief sie von dieser Beschuldigung entrüstet. „Hab' ich's Euch nicht abgerathen?" — Er hatte seine Geldtasche geöffnet und reichte ihr ein ansehnliches Geschenk, das seine beschwichtigende Wirkung auf sie nicht verfehlte. — „Kommt denn, Herr," sagte sie. „Es wäre schon besser gewesen, Ihr wäret gleich auf der großen Straße geblieben, dann könntet Ihr nun bald in Mattenwyl sein, aber Ihr wolltet doch einmal den kürzesten Pfad wissen — wäret Ihr nur am See, wie ich Euch sagte, bis zur Schliesegg gegangen und nicht schon beim Riedstein zu Berg gestiegen, dann hätte Euch gewiß auch der Föhn nicht getroffen."

Ihre Rede, die ihm zum Theil wegen der schweizerischen Mundart unverständlich blieb, schien keinen Eindruck auf ihn zu machen. Er schritt stumm neben ihr her, und es währte auch nicht allzu lange, so hatte er den Punkt wieder erreicht, auf welchem er sie zuerst getroffen hatte. Ihre Erscheinung in der einsamen Gegend, ihre Tracht, ihr ganzes Wesen war ihm damals so romantisch vorgekommen, jetzt mußte er über sich selbst spotten. Dort zog sich denn auch das breite Band der wohlunterhaltenen Fahrstraße hin,

das ihn unfehlbar nach drei Stunden an das Ziel seiner Wünsche bringen mußte, ohne alle Romantik! Im nächsten Dorf beschloß er sich ein „Wägeli" zu nehmen, allerdings auch solide zu speisen, denn er fühlte einen höchst prosaischen Hunger. „Leb' wohl, Sennerin!"

2.

Auf den Morgennebel und den Wassersturz in der Riedau war ein wunderschöner Tag gefolgt. Der Wanderer saß unter dem Vordach im Wirthshaus und weidete seine Augen an der herrlichen Scenerie, welche sich ihm auf den reich angebauten Höhen, die zu dem Dörflein herniederschauten, eröffnete. Das unbehagliche Gefühl, das nicht allein äußerlich von seinen durchnäßten Kleidern herrührte, sondern einen tiefern Grund in der Seele hatte, war momentan gestillt — was sich nicht ändern ließ, pflegte er leicht zu überwinden. Er konnte nicht mehr zu der Zeit, wie er so dringend gewünscht, in Mattenwyl eintreffen. Der schöne Moment, welchen er sich auf der ganzen Wanderung durch die herrlichsten Gegenden der Schweiz ausgemalt hatte, war unwiderbringlich verloren, und wenn er sich auch die Schuld nicht bloß in Bezug auf den heutigen Fehlgang beimessen mußte, so war er eben nicht der Mann, Fehler einzugestehen, nicht einmal sich selbst, und er tröstete sich, daß ja doch im Ganzen durch die Versäumniß nichts geändert werde.

Das Wägeli ließ aber unverantwortlich lange auf sich warten, und als der Reisende ungeduldig danach umschaute, gesellte sich der Wirth zu ihm, vertröstete ihn in jener halb jovialen, halb unverschämten Weise, die man oft genug verbunden findet, und fragte ihn dann nicht minder unbescheiden, zu wem er denn eigentlich in Mattenwyl wolle? Der vornehm abweisende Blick des Reisenden schien ihn sehr wenig zu stören, wahrscheinlich verstand er ihn gar nicht. „Es ist nur," fuhr er fort, „weil gestern ein Mann von Mattenwyl hier war, der uns viel erzählt hat von der fremden Familie, die den Sommer dort wohnt — zu der wollt Ihr doch, wenn mir recht ist, nach Eurer Sprache?"

Das „Ihr," welches ihm im Munde der Sennerin ganz hübsch geklungen, hatte ihn von dem bäuerischen Wirthe schon verdrossen, und er war im Begriff gewesen, sich des Aufdringlichen kurz zu entledigen, als die letzten Worte seine Aufmerksamkeit erregten. Hier konnte er vielleicht Inter-

essantes, wenigstens in der einheimischen Anschauungsweise Originelles, vernehmen. „Was hat der Mann von der fremden Familie erzählt?“ fragte er, ohne einen lebhaften Antheil blicken zu lassen, damit er den Berichterstatter nicht vorsichtig mache. Das war aber nicht zu befürchten. „Nichts für ungut!“ rief der Wirth und schlug sich schallend mit einem kurzen Auflachen auf das Knie. „Müssen ein närrisches lustiges Völkchen sein! Alle Tage Narrenspossen! Einmal Komödie spielen, ein andermal Wettlaufen, heut dies, morgen das!“

Die Schilderung befremdete den Gast. Sie schien ihm durchaus unwahr, wenn er sich das ernste Wesen des Vaters, den stillen Sinn der Mutter dachte — oder es mußte in den freien Bergen der Schweiz ein ganz anderer Geist bei ihnen eingekehrt sein. Eine leichte Röthe stieg in seinem Gesichte auf. „Sie haben also viel Besuch?“ warf er hin. — „Das will ich glauben! versicherte der Wirth. „Wo süße Kirschen hängen, fliegen die Spätzli zu.“ Ein verschmitztes Zwinkern mit dem einen Auge auf seinen Gast schien anzudeuten, daß er nicht abgeneigt war, auch ihn dieser muntern Vögelschaar beizurechnen. Der Gast aber bemerkte das nicht, sondern drehte den schwarzen Stutzbart, den er trug, in die Höhe und fragte kurz abbrechend nach dem Wagen. Dieser bog eben um die Ecke und fuhr vor. — „Wie lange bis Mattenwyl?“ fragte der Fremde, indem er sich rasch aufschwang. „Eine kleine halbe Stunde!“ lautete der Bescheid.

Die kurze Frist wurde ihm gleichwohl zur Ewigkeit, wie reizend auch die Gegend war, durch welche der Weg in den Krümmen des Thales führte. Endlich schimmerten fernher die ersten Häuser, anmuthig am Berghange zerstreut, welche ihm der Knecht als Mattenwyl bezeichnete. Der Eberhof, in welchem die deutsche Familie wohnte, der allerdings der Besuch des jungen Mannes zugedacht war, lag jedoch am andern Ende des lang gestreckten Dorfes, und so wurde seine Geduld bis zum letzten Augenblick auf eine harte Probe gestellt.

Jetzt war das Ziel erreicht — der Wagen hielt vor der Pforte. Die Blicke des Ankommenden hatten schon an allen Fenstern des freundlichen Wohnhauses gesucht; niemand zeigte sich, niemand erschien, ihn zu empfangen; alles war wie ausgestorben. Sie sind abgereist! erschreckte ihn der erste Gedanke. Er sprang vom Wagen und klopfte an die Pforte. Da erschien zu seiner großen Beruhigung endlich ein bekanntes Gesicht, wenn es auch einer alten, verdrießlich blickenden Frau angehörte, die aus der geöff=

neten Pforte trat und ihn zweifelnd betrachtete. — „Ist die Herrschaft nicht zu Hause? Kennen Sie mich nicht, Frau Heinze?“ — Ihr Gesicht wurde nicht freundlicher, als sie ihn erkannte. „Sind Sie es, Herr von Weißenborn? Die gnädige Herrschaft hat einen Ausflug gemacht — dem Geburtstag zu Ehren. Heut ist Fräulein Adelheids Geburtstag. Sie kommen vor das leere Haus.“

Er wandte sich um und verabschiedete durch einen stummen Wink den Knecht, der ihn gefahren und mit dem er sich schon abgefunden hatte. Gepäck führte er nicht bei sich. Der Wagen fuhr zur Verwunderung der alten Frau von dannen, und Herr von Weißenborn bat diese, ihn einstweilen eintreten zu lassen — er wolle sich nur umkleiden und dann von ihr hören, ob es möglich sei, der Herrschaft auf ihrem Ausfluge zu folgen. — „Umkleiden?“ fragte die alte Frau erstaunt und schien neben ihm nach etwas zu suchen. — „Mein Koffer ist doch angekommen?“ entgegnete er, durch ihr Benehmen stutzig gemacht. — „Ich weiß von gar nichts — auch die gnädige Herrschaft nicht. Es wurde noch heut früh von Ihnen gesprochen.“ — „Wie ist das möglich?“ rief er unwillig. „Ich habe den Koffer bereits vor drei Tagen in Luzern zur Post gegeben — ist auch mein Brief nicht angekommen?“ — „Das weiß ich nicht — der gnädige Herr öffnet die Tasche mit den Postsachen immer selbst. Aber wollen Sie nicht eintreten? Kleider zum Umziehen könnten Sie vom jungen Herrn einstweilen nehmen, die werden Ihnen zwar sehr schlecht passen, aber so können Sie doch nicht bleiben.“

„Emil ist auch hier?“ fragte er, nicht angenehm überrascht, da zwischen ihm und dem Sohne des Hauses keineswegs ein sehr freundschaftliches Verhältniß bestand. Er folgte aber der Frau Heinze, die ihn in ein kleines Zimmer führte, das nach der ganzen Einrichtung zur Aufnahme von Gästen bestimmt schien, offenbar auch gegenwärtig deren beherbergen mochte, vielleicht eben Emil. — „Nein,“ sagte die Alte, als er das aussprach. „Hier wohnt der Herr Graf von Bender.“

Den Namen hatte er nie gehört. Es widerstrebte ihm, von der Frau, die nichts weniger als redselig war, weitere Auskunft zu erfragen; er lehnte auch den wiederholten Vorschlag, sich aus der Garderobe des jungen Herrn Kleider zum Wechseln auszuwählen, ab und fragte nur, wohin die Herrschaft einen Ausflug unternommen habe. Frau Heinze nannte ihm einen Punkt im Gebirge, der sehr schön, aber nicht eben nahe sein sollte, und bezweifelte, ob er die Herrschaft dort treffen werde, da die Rede davon ge=

wesen sei, Nachmittags auf den schönen abendlichen Mondschein zur Heimkehr zu vertrauen und noch etwas ins Blaue zu reiten.

„Zu reiten?“ fragte er abermals überrascht. — „Ja. Sie sind alle zu Pferde aus,“ berichtete Frau Heinze. „Nur die Frau Baronin sind gefahren.“ — „Auch meine Cousine Adelheid?“ rief er. — „O die sollten Sie reiten sehen! Sie reiten auch, daß Einem angst und bange wird, ob Sie sich nicht den Hals brechen werden! Aber an Fräulein Adelheid würden Sie Ihre Freude haben. Erst wollte sie durchaus nicht, aber wie es der Herr Graf mit Bitten erst einmal durchgesetzt hatte, da war sie auf dem Pferde so dreist und fand so viel Vergnügen am Reiten, daß sie nun selbst ein schönes Pferd besitzt — einen Apfelschimmel.“ — „So!“ war Weißenborns ganze Antwort. — „Ich dächte, Sie ruhten sich also aus, bis die Herrschaft wieder kommt,“ rieth die Alte.

„Das will ich!“ sagte er kurz. Ihre Frage, ob er nicht etwas zu speisen befehle, lehnte er ebenso entschieden ab, als vorher den Rathschlag für das Umkleiden. Sie entfernte sich, und wenn sie gemeint hatte, daß er sich nun ausruhen werde, so war sie im Irrthum. Ruhe war ihm nie ferner gewesen, als in diesem Augenblicke. Er ging, die Hände über der Brust gekreuzt, im Zimmer auf und ab; sein Gang wurde immer stürmischer, sein Tritt zugleich fester, trotziger. Wer war dieser Graf von Bender, der über Adelheids mädchenhafte Abneigung, welche er, ihr Vetter und — er hatte gehofft, mehr noch! — vergebens bekämpft, einen so leichten Sieg gewonnen hatte? Wie kam er in das Haus seines Oheims, das sich sonst nicht so leicht jedem Fremden öffnete? Den Namen Bender hatte er in den Kreisen der Heimat niemals gehört. Er erinnerte sich obenhin eines historisch bekannt gewordenen Feldherrn, der zu Kaiser Josephs Zeit den Aufruhr in den österreichischen Niederlanden unterdrückt hatte — der Mann, in dessen Zimmer er jetzt mit seinen Zweifeln rang, mochte ein Nachkomme von ihm sein, jedenfalls war er aber ein Fremder, der sich hier eingedrängt hatte, wo ihm, nach Weißenborns Ansicht, kein Recht zustand. Wie viel Rechte mußte er aber schon gewonnen haben, daß er nicht allein das Haus besuchen, sondern als Gast bereits hier wohnen durfte! Adelheid ritt mit ihm aus — jedenfalls allein! Wer sollte sie begleiten? Der Vater — wie er ihn kannte, gewiß nicht, oder nur gelegentlich, wie heut.

Weißenborn brannte vor Begier, die alte Haushälterin über des Grafen Verhältnisse und Persönlichkeit zu befragen, doch schämte er sich

dessen, und ein zufälliger Blick in den Spiegel, als er vorüber ging, trieb eine höhere Glut in seine Wangen. Er fand die Figur, welche er in diesem Moment, und zwar nicht bloß äußerlich, spielte, im höchsten Grade lächerlich. Das gab ihm auf der Stelle die nöthige Energie wieder. Sein Entschluß war gleich gefaßt.

Er zog die Klingelschnur, welche er neben der Thüre bemerkte, und als nach einigem Zögern nicht die alte Frau Heinze, sondern eine schweizerische Magd erschien, fragte er, ob sie ihm im Dorfe recht schnell einen Wagen schaffen könne, der ihn nach der nächsten Poststation bringen könne. Sie gab ihm die tröstliche Auskunft, daß im Dorf selbst eine Poststation sei und wo er sie finde. Darauf befahl er ihr, die Haushälterin zu rufen und erklärte dieser, als sie erschien, daß er vor allen Dingen seinem verlorenen Koffer auf die Spur kommen müsse, er werde daher vielleicht selbst noch eine Ausflucht unternehmen müssen und bitte sie, wenn er nicht zurückkehre, ehe die Herrschaft von ihrer Partie eintreffe, nichts von seinem Hiersein zu erwähnen, da er sich die Freude einer Ueberraschung verschaffen wolle, welche sie ihm doch nicht verderben werde. Sie versprach es ihm.

Er eilte nach dem Postgebäude und hörte dort auf Befragen, daß kein Stück aus Luzern unter der Adresse des Freihern von Bogen angekommen sei — Weißenborn hatte nämlich seines Oheims Adresse als sicherer gebraucht. Der Ausbruch seines Unwillens ließ den eidgenössischen Beamten kalt, er entgegnete, daß irgend ein Versehen bei der Aufgabe in Luzern vorgefallen sein müsse, die Regelmäßigkeit des Postbetriebs stehe außer aller Frage, es werde daher gut sein, einen Laufzettel mit der Bitte um Auskunft abgehen zu lassen, in einer Viertelstunde komme die Post durch. Weißenborn war längst entschlossen, die Nachfrage in Luzern selbst zu halten, ließ sich einschreiben und fuhr nach richtig gemessener Zeit an dem Landhause, das sein Oheim für seinen Sommeraufenthalt in der Schweiz gemiethet hatte, vorüber. Er drückte sich jedoch in die Ecke, damit ihn nicht zufällig Frau Heinze erblicken könne, denn es gehörte auch zu den Besonderheiten seines Charakters, daß er sich, selbst bei ganz geringfügigen Dingen, nicht gern in sein Thun und Lassen blicken ließ. Er konnte abstoßend werden, wenn ihn bei irgend einem Gange selbst ein Bekannter fragte: wohin? Frau Heinze war aber nicht gewohnt, aus dem Fenster zu schauen, und erst gegen Abend, als Herr von Weißenborn nicht wieder zurückgekehrt war, hörte sie von der Schweizerin, welche die Herrschaft für

die Dauer ihres Hierseins als Magd angenommen hatte, daß der fremde Herr mit der Post abgereist sei. Ihre lebhaften Wünsche als gute Wirthin für die Wiedererlangung seines Eigenthums begleiteten ihn.

Der Abend sank, die Sonne ging prachtvoll unter, das beständigste Wetter versprechend. Nach kurzem Zwielicht säumten die Strahlen des aufsteigenden Vollmondes die Bergränder im Osten mit hellem Silber und bald war das schöne Thal mit zauberischem Licht erfüllt, das die täglich gewohnten Gegenstände im fremdartigen Spiel von Schatten und Glanz zu phantastischen Gebilden verwandelte. Feierliche Stille herrschte weiter hinauf, wo die Massen des Gebirges sich mächtiger thürmten — die harmonischen Glocken der Heerden waren längst verstummt, nur ein fernes Alphorn ließ von Zeit zu Zeit seine lang gehaltenen, Sehnsucht weckenden Töne hören.

Da klang es, dem Thale von Mattenwyl aus einem Seitengrunde sich nahend, wie mehrfacher Hufschlag, auch rasselten die Räder eines Wagens im unebenen Gestein von dorther. In das helle Mondlicht kam eine Gesellschaft zu Pferde heraus, es waren zwei Reiterpaare und zwischen dem ersten und zweiten ein kleines, offenes Gefährt, mit zwei Damen besetzt. Das Paar an der Spitze war eine Dame und ein Herr — sie ritten so dicht zusammen, als sei der Weg allzu eng, oder war es die Sorge des Herrn um die ihm anvertraute Reiterin, daß er sein Pferd so hart an dem ihrigen hielt? — Wer ihr halblautes, angelegentliches Gespräch hätte belauschen können! Das edle, jugendliche Gesicht der Dame, vom hellen Mondlicht beschienen, sah bleich, aber schön aus, wie das eines verklärten Engels, ihr Auge leuchtete zuweilen, wenn sie es zu dem Manne an ihrer Seite, der in etwas geneigter Haltung zu ihr sprach, empor richtete — aber dies Leuchten konnte auch die Wirkung des Mondstrahls sein, und es wäre von ihrem Begleiter thöricht gewesen, voreilige Hoffnungen daran zu knüpfen, um so mehr, da sie heut und besonders auf dem Heimwege, ungemein schweigsam war. Aber sie lauschte doch seinen Worten, die immer beziehungsreicher wurden, und kein Zeichen that kund, daß sie davon verletzt werde.

Hinter dem ersten Paare ritt ein zweites: ein großer, ältlicher Herr, dessen Silberhaar an den Schläfen in der taghellen Beleuchtung schimmerte, und von ihm durch den Wagen mit den beiden Damen getrennt, ein schlank aufgeschossener schmächtiger junger Mann. Der letztere plauderte in lebhafter Wechselrede mit der kleinern von beiden Frauen, die auf seiner Seite saß, während der ältere Herr nur von Zeit zu Zeit mit der andern, die, wie er,

schon älter war, ein freundliches Wort austauschte und seine Aufmerksamkeit mehr dem jungen Paare zuwendete, das auf einige Schritt Entfernung vor ihnen ritt. Auf dem Kirchthurm in Mattenwyl schlug es elf Uhr.

„So spät!" sagte die ältere Dame, welche die Schläge gezählt hatte. „Wir fallen in städtische Gewohnheiten zurück." — „Gewohnheiten soll man gar nicht haben, Mama!" rief der junge schlanke Mann von der andern Seite des Wagens. „Wie der Moment, wie die Lust es bringt — keine Regel, kein Einschnüren durch selbstauferlegten Zwang." — „Etwas Zwang ist jedem Menschen gut, Emil," erwiderte die Mutter sanft. — „Selbst einem Heidelberger Studenten," setzte der ältere Herr hinzu. — „Es wird ihm auch nicht erspart, Papa," antwortete der Sohn. — Nach einer Weile flüsterte die kleinere Dame der ältern zu: „Daß Rüdiger heut nicht gekommen ist, Tante! Ich hätte es für unmöglich gehalten, daß er ausbleiben könnte!" — „Wer weiß, was ihn abgehalten hat, Laura. Es ist vielleicht recht gut so."

In dem Landhause, welchem sich der Zug jetzt näherte, hatte man die Ankommenden schon bemerkt, denn es entzündeten sich Lichter in mehreren Fenstern. Die beiden Führer, welche auf einem Richtwege früher gekommen waren, hatten überdies die Herrschaft bereits angemeldet. Sie standen vor der Thüre, ihre Pferde, welche sie gestellt hatten, in Empfang zu nehmen, während der Reitknecht vom Hause auf die beiden wartete, die seiner Sorge anvertraut waren. Der vorderste Reiter sprang vom Pferde, das er dem herzueilenden Diener überließ, und half der jüngern Dame aus dem Sattel — auch die übrige Gesellschaft war unterdessen abgestiegen, und die Haushälterin, welche an der Thüre ihre Herrschaft empfing, verneinte die Frage, ob in ihrer Abwesenheit etwas Besonderes vorgefallen sei. Was Frau Heinze einmal versprochen hatte, hielt sie mit eisenfester Zuverläßigkeit.

Die Damen entledigten sich ihres Bergcostüms — die Männer waren in den kleinen, geschmackvoll eingerichteten Salon getreten, in welchem die Familie sich stets vereinigte. Ein paar hellbrennende Lampen verbreiteten ein wohlthuendes Licht in dem Raume, und die lebhaften Augen des jungen Mannes spähten verstohlen in dem Antlitze des Andern, der mit seinem Vater ein Gespräch über die heut geschauten interessanten Punkte des Gebirges führte. Dem Sohn war es weit interessanter, zu erforschen, ob es nur die Schönheit der Gegend sei, welche dem männlichen Antlitze des Gastes einen so glücklichen Ausdruck verliehen habe. Seine Zweifel schienen

gelöst zu werden, als die Damen in den Salon traten, seine Schwester Adelheid mit der Mutter voran. Zufrieden gab er die weitere Beobachtung auf, die ohnehin, weil sie meist zu einer stummen Rolle verurtheilte, seiner Natur nicht recht zusagte. Er wandte sich lieber, dem eigenen Zuge seiner Interessen folgend, an seine kleine muntere Cousine Laura, welche ihr Amt am Theetisch mit gewohnter Anmuth verwaltete. Ein allgemeines Gespräch, das sich fast nur auf die heutige Bergpartie bezog, belebte die kurze Weile, in welcher die Gesellschaft noch zusammen blieb, dann trennte sich die Familie, und der Gast, dem eine bleibende Stätte im Hause vergönnt war, zog sich in sein Zimmer auf dem Seitenflügel zurück, dasselbe, in welchem heut ein Anderer, von dessen flüchtigem Hiersein kein Mensch außer der alten Frau Heinze und der schweizerischen Magd etwas wußte, die Ruhe vergeblich gesucht hatte.

Die beiden jungen Mädchen saßen nun allein in ihrem traulichen Gemach und schienen noch wenig Lust zu haben, zu Bett zu gehen. Adelheid hatte versichert, noch gar nicht müde zu sein, Laura ihr das geglaubt, und so saßen sie denn, in aller Gemächlichkeit ihre Locken aufwickelnd, und plauderten noch mädchenhaft über die kleinen Dinge, die eben nur für junge Mädchen ein Interesse haben. Laura hätte freilich gern etwas tiefer zum Herzen Gehendes besprochen, aber sie erinnerte sich, was ihr heut die Tante gesagt hatte, und war zu klug, um unvorsichtig vielleicht ein Unheil anzurichten. Adelheid mochte vielleicht auch etwas Besseres auf dem Herzen haben, als wovon ihre feinen, anmuthigen Lippen überflossen; ihr Auge, das zuweilen auch hier in der einfachen Kerzenbeleuchtung aufstrahlte und dem der Cousine nicht recht Stand hielt, ihre Farbe, die mehr als einmal ohne bestimmten Anlaß im Gespräch zur lieblichen Rosenglut sich erhöhte, gaben Zeugniß, daß ihre Gedanken von andern Dingen bewegt wurden, als von der Stickerei und dem Muster ihres Kragens, oder von der letzten Sendung von Musikalien. Aber Beide hüteten sich, die harmlose Bahn ihrer Plauderei zu verlassen — es war das unbewußte Gefühl, daß ein Schritt seitwärts gefährlich werden könne.

Da gab ein Zufall den Anstoß dazu. Adelheid ließ ihr Toilettekästchen aus der Hand gleiten, daß der ganze Inhalt der tausend kleinen Dinge, die es enthielt, über den Boden klirrte und flatterte, und als Beide lachend und eilig die zerstreuten Gegenstände wieder aufgesucht hatten, stieß Adelheid plötzlich einen leichten Schrei aus. Eine große Nadel, welche sie mit andern

Dingen zusammen gefaßt, hatte sie in die Hand gestochen und saß noch fest darin — als sie dieselbe aber herauszog und näher betrachtete, wurde sie bleich und sah ihre Cousine mit einem räthselhaften Blicke an.

„Was ist dir?“ fragte diese verwundert. „Sieh doch! Es blutet ja — du wirst dir Flecke in das Kleid machen.“ — Adelheid hob die Hand auf, aus welcher wirklich ein Blutstropfen hervorquoll. Diesen trocknete sie ab und die Farbe, welche ohnehin bei jeder Regung ihres Innern in ihrem reizenden Gesichte davon Zeugniß gab, kehrte schnell auf ihre Wangen zurück. Dann reichte sie die Nadel, mit welcher sie sich verletzt hatte, ihrer Cousine hinüber. „Kennst du sie?“ — Es war eine goldene Tuchnadel von feinster geschlungener Arbeit, nicht mehr ganz modern. Laura erkannte sie auf den ersten Blick und wunderte sich nur darüber, wie sich diese Nadel, gleichsam verloren und vergessen, in dem Toilettenkästchen finden konnte, da sie Adelheid, vielleicht nicht ohne Bewußtsein, schon seit längerer Zeit gar nicht mehr getragen hatte. — „Ist es nicht seltsam,“ fragte Adelheid, als der Blick ihrer Cousine ihr gesagt, daß sie die Nadel gleich erkannt habe, „ist es nicht ein sonderbarer Zufall, daß ich mich grade heut an ihr stechen muß?“ — „Du wirst doch nicht eine Schicksalsnadel, wie in einer Müllner'schen Tragödie aus ihr machen wollen?“ entgegnete Laura scherzend. „Sie sticht dich bloß, um an ihren richtigen Platz zu kommen unter deine übrigen Kleinodien — hieher unter das Dienstvolk der Toilette gehört sie nicht.“ — Adelheid stand auf, zog ein Fach ihrer Chiffoniere heraus und legte die Nadel still hinein — es entging Laura nicht, daß sie dieselbe auf einen Moment sinnend betrachtet hatte.

„Weißt du,“ begann sie dann, nachdem sie wieder an dem kleinen Tisch saß, der sie von der Cousine trennte, „weißt du, daß heut wieder der Jahrestag ist? Der neunte August? Heut vor fünf Jahren!“ — „Gott sei Dank, daß du gerettet worden bist! Ich habe an den Tag nicht mehr gedacht, wenn ich auch niemals das furchtbare Ereigniß vergessen werde und —“ setzte sie mit möglichster Ungezwungenheit hinzu — „den Muth des lieben Rüdiger.“ — „Du kannst den Tag vergessen? Ich weiß die Stunde noch — grade um zehn Uhr. Die alte Wanduhr hob ihren tiefen schweren Schlag an, ich wähnte, es sei meine Todesstunde — als Rüdiger erschien — ich sehe den Stahlblitz noch, der mich rettete —“ sie schauerte in großer Aufregung — „und wie der Unglückliche, der mir den Tod gedroht hatte, dann zusammenbrach und sein warmes Blut —.“ — „Ich bitte dich

um Gotteswillen, Adelheid, rufe dir nicht die ganze gräßliche Scene zurück! Du raubst dir ja die Ruhe der Nacht, verdirbst dir die schönen wohlthuenden Eindrücke des heutigen genußreichen Tages. Sprechen wir nicht mehr von jener traurigen Geschichte! Sie ist Gott sei Dank glücklich vorüber gegangen, wir wollen ihrer nicht weiter erwähnen. Komm, Adelheid, es ist sehr spät."

„Alle Jahre, genau zu der Stunde, ist Rüdiger gekommen, wir mochten uns befinden, wo wir wollten —!" — „Ich finde es nicht eben schön von ihm," entgegnete Laura mit einem Versuch, den schweren Ernst heiter zu wenden, „daß er sich den Dank, wie einen unverjährbaren Tribut, immer von neuem eingefordert hat. Es ist sehr recht von ihm, daß er heut nicht gekommen ist." — „Hat er es etwa von selbst gethan? Weißt du nicht, daß er es mir hat versprechen müssen und daß er es nur unter der Bedingung versprochen hat, daß niemals ein Wort des Dankes, überhaupt kein Wort über den Vorfall zwischen uns geäußert werde? Du weißt es, Laura." — „Gleichviel! Er hätte niemals ein solches Versprechen geben sollen — oder wenn er es in der Uebereilung gegeben hätte —." — „So hätte er sein Wort brechen sollen?" rief Adelheid, als die Cousine ihre Rede zu vollenden zögerte. — „Ich glaube, daß ich in seiner Stelle es bei meinem Gewissen verantwortet hätte," erwiderte Laura.

Adelheid schlug die Augen nieder und sagte nach einer kurzen Pause: „Er ist derselben Meinung gewesen, wie du siehst. — Emil hat viel von ihm erzählt —" setzte sie ohne die Augen aufzuheben hinzu. „Glaubst du alles?" — „Was dabei Nachtheiliges ist, das glaube ich nicht. Emil hat es doch auch nur von Hörensagen, und was in lustigen Studentengesellschaften erzählt wird, kann wohl nicht immer die Feuerprobe der Wahrheit bestehen. Zwischen Offizieren und Studenten herrscht ohnehin keine große Zärtlichkeit, und Beide sagen einander mehr nach, als recht ist, vergrößern wenigstens die Dinge und geben den harmlosesten ein häßliches Ansehen." —

Adelheid war glühend erröthet. „Davon rede ich nicht! Das ist zu empörend — das glaube ich auch nicht. Aber, weißt du, Emil erzählte noch eine ganz besondere Nachricht —." — „Das wäre doch nicht unmöglich — wer kann es wissen?" — „Ich sage dir, es ist wahr! Und darum ist er auch — heut nicht gekommen." Sie stand rasch auf. „Du hast recht, es ist spät! Wir wollen schlafen gehen." — Laura hätte weinen mögen über den schmerzlichen Zug, der um die feinen Lippen des Mädchens bebte, als

sie sich, ohne bei ihrer Rede aufzublicken, von ihr abwandte. Aber sie behauptete leidlich den Gleichmuth, welchen sie sich zur Pflicht gemacht hatte, und nur als das Licht ausgelöscht war, stützte sie sich noch eine Weile, unbemerkt von Adelheid, auf den Ellenbogen, um ihre Athemzüge zu belauschen, ob sie Kunde gäben von der Seelenstimmung des armen Kindes, dem sie das reinste Glück wünschte.

3.

Das Elternpaar pflegte zuerst in der Veranda am frühen Morgen zu erscheinen, wenn Frau Heinze kaum die nöthigen Anstalten zum Frühstück, welches dort fast bei jeder Witterung eingenommen wurde, getroffen hatte. Den jungen Mädchen, die wie die meisten, den Morgenschlummer liebten, wurde die Ruhe noch ein Stündchen gegönnt; am spätesten erschien der Sohn des Hauses, welcher sich in keiner Weise — wir haben sein Bekenntniß darüber schon gehört — einer Regel unterwarf oder sich gar selbst durch einen auferlegten Zwang einschnürte. Graf Bender wurde als Gast des Hauses geehrt — er wäre willkommen gewesen, auch wenn er schon mit den Eltern das Frühstück eingenommen hätte, aber er kam in der Regel erst, wenn er gewiß war, nicht mehr zu stören — kurz nach den jungen Mädchen.

So saßen die Eltern auch heut wieder allein in der Veranda, als auf den Bergen kaum der Morgenglanz seine goldenen Lichter ausgegossen hatte, und konnten sich aussprechen. Der Mutter hatte es gestern Abend noch lange den Schlummer fern gehalten, was ihr Herz bewegte, sie hatte nur ihrem Gatten die Ruhe nicht auch rauben wollen und sich gefreut, als sie, wie immer, bald an seinen stillen Athemzügen gehört hatte, daß er schon eingeschlafen sei. Heut morgen aber war er es, welcher zuerst von dem Verhältniß sprach, das einem Mutterherzen immer das wichtigste ihres ganzen Lebens ist: von dem Glück ihres Kindes.

„Hat sich Bender gegen dich ausgesprochen?“ fragte er, als die Dienerin sich nach aufgetragenem Frühstück entfernt hatte und Beide gewiß sein konnten, daß kein fremder Zeuge ihre Unterhaltung hören könne. — „Ja, Wolfgang,“ antwortete sie sanft. „Ich hätte dir gestern Abend schon davon gesagt —.“ — „Wenn du mir nicht die ruhige Nacht hättest gönnen wollen?“ unterbrach er sie lächelnd. „Ich weiß das schon. Auch bedurfte es keiner besondern Mittheilung, denn als ich ihn neben dir so lange an dem

Geländer über dem Abgrunde stehen sah, da wußte ich wohl, daß ihr dort nicht verweiltet, um eine Viertelstunde die Schrecken der Tiefe anzustarren." — „Kannst du in diesem scherzenden Tone von einer so wichtigen Angelegenheit sprechen?" — „Ja, liebe Julie, das kann ich," erwiderte er. „Soll ich nicht heiter sein, wenn ich die Zukunft und das Lebensglück unseres Kindes gesichert sehe?" — „Gott gebe es!" sagte die Mutter aus vollem Herzen. „Ich glaube es auch. Und so danke ich Gott, daß gestern nicht noch eine Störung gekommen ist, vor der ich zitterte. Du weißt, was ich meine." — „Ich habe ihn eigentlich, wie ich dir auch gesagt habe, hier nicht erwartet." — „Denke doch, daß er uns im vorigen Jahre in Venedig aufsuchte." — „Er hat aber endlich die Ueberzeugung gewinnen können, daß ein tieferes Gefühl, als Dankbarkeit, für ihn bei Adelheid nicht lebt. Das ist doch auch deine Ansicht, Julie?"

„Ich glaube es mit Bestimmtheit. Wir sind ihm alle zum unaussprechlichsten Danke verpflichtet und werden ihm denselben lebenslang bewahren. Er hat bei jenem Raubanfall am hellen Mittage in unserer Wohnung Adelheid, welche allein im Hause vielleicht verloren gewesen wäre, gerettet, er trägt noch ein Mal von jener Stunde, er hat seine That, weil das Gericht die Grenzen der Nothwehr dadurch überschritten sah, mit Festungsarrest gebüßt — das sind Ansprüche auf mehr noch als Dankbarkeit! Aber ich gestehe es, Wolfgang, ich würde zittern, wenn sich ihm das Herz unseres Kindes zugewendet hätte, denn ich würde Adelheids Glück bei ihm gefährdet sehen. Darüber haben wir schon oft gesprochen." — „Und sind einig darüber. Ich achte Rüdiger als einen edeln und starken Charakter, der höchsten Aufopferung fähig, für eine große Idee mit Einsetzen seines Lebens. Aber er hat nie gelernt, sich selbst zu bezwingen oder zu beugen. Er ist von ungezähmter Leidenschaft oft genug irre geführt worden — er verletzt tausendfach, ohne es selbst zu ahnen, und wenn er es endlich bemerkt, so kann er es nie über sich gewinnen, sein Unrecht einzugestehen und Verzeihung zu suchen. Denke an seine Mutter, welchen Gram er ihr schon dadurch als Knabe verursacht hat. Freilich hat sie vieles dabei verschuldet."

„Aus Liebe, Wolfgang. Richten wir nicht! — Wäre mir allein die Sorge um Emil geblieben, wer weiß, ob er anders geworden wäre, als Rüdiger. — Du hoffest, daß er sich von Adelheids Gefühlen gegen ihn überzeugt hat; ich hoffe vielmehr, daß im Laufe der Zeit eine andere Leidenschaft ihn von Adelheid abgezogen, denn wäre es nur das, so stände eher

zu befürchten, daß es ihn reizen würde, alle Hindernisse zu besiegen." — „Treten wir ihm darum mit einer vollendeten Thatsache entgegen — vorausgesetzt, daß Adelheids Herz, wie du sagst, nicht ihm gehört, sondern, wie wir hoffen, sich durch Benders Vorzüge angezogen fühlt." — „Bist du denn so recht fest überzeugt, Wolfgang, daß er Adelheid glücklich machen wird?" — „Ich glaube, wir können Felsen auf ihn bauen. Es gibt Menschen, die man nicht kennen lernt und wenn man Jahre lang mit ihnen umgeht, Menschen mit matt geschliffener oder blendender Außenseite, welche keinen klaren Blick in ihr Inneres gestattet; diese sind ganz unberechenbar, bei jedem neuen Anlaß überraschen sie uns durch neue Geister, welche aus irgend einer dunkeln verborgenen Falte ihrer Seele auftauchen, im Bösen wie im Guten. Andere dagegen gibt es, und unser Richard, der Sohn meines besten und treusten Freundes, gehört zu ihnen, — die geben ihre klare, offene Seele, in der kein Falsch ist, auf die erste nähere Beobachtung kund, wie der Bergsee, den wir gestern sahen, durchsichtig bis zu dem festen Felsgrunde, aus dem seine Lebenswasser emporquellen. Ich werde die Hand meines Kindes mit Freuden in die seinige legen. Hat er sich gegen Adelheid ausgesprochen?"

„Wenn es nicht gestern auf dem Heimritt geschehen ist, nein," erwiderte die Mutter. „Er sagte mir, daß er zwar hoffe, Adelheid werde sein Herz nicht zurückstoßen, daß er aber keine Gewißheit darüber habe, und nach der Sitte alter guter Zeit sich zuerst an die Mutter wende, um deren Zustimmung sicher zu sein." — „Erlaube!" versetzte der Vater mit heiterem Blick. „Die Sitte alter guter Zeit forderte, daß das Wort nicht zuerst bei der Mutter, sondern bei dem Herrn des Hauses, bei dem Vater angebracht wurde. Ich finde sein Vorgehen ganz modern, im Sinne revolutionärer Bestrebungen und werde mich als alter Aristokrat dagegen erklären, selbst wenn Adelheid zu eurem Bunde schwören sollte." — „Dann treten wir dir nach deinem eigenen Ausspruche vielleicht auch mit einer vollendeten Thatsache entgegen," entgegnete die Mutter lächelnd, aber dies Lächeln verschwand gleich, als ihr die Beziehung bewußt wurde, in welcher der Vater jenen Ausdruck gebraucht hatte. Was sie ernst und mild hinzusetzen wollte, erstarb auf ihrer Lippe, denn Graf Bender erschien, früher als sonst seine Gewohnheit war, in der Thüre, welche zu der Veranda führte.

Er war in der That eine Erscheinung, welche auf den ersten Blick gewinnen konnte. Nicht seine hohe, vornehme Gestalt allein, oder seine

Haltung, die fern von stolzer Anmaßung doch etwas ungemein Edles hatte, nicht sein anziehendes, trotz seiner jungen Jahre schon festes, Zutrauen erweckendes Gesicht, dessen Züge von dunkeln sprechenden Augen belebt, von glänzendem braunem Haar gehoben waren — sondern vor allem der Charakter der Frische und Gesundheit des Geistes, wie des Körpers, der offene, seelenvolle Blick seines Auges waren es, welche für ihn einnahmen. Der Vater hatte nur ausgesprochen, was die Mutter längst empfunden hatte.

Heut schien ihn aber die sichere Haltung, die ihn sonst auszeichnete, ein wenig verlassen zu haben. Erröthend, wie ein Mädchen, nahte er nach dem ersten Morgengruße dem ältern Paare, und dies Erröthen kleidete ihn, trotz des männlichen Wesens, das ihn zierte, sehr gut; wußten die Eltern ja doch, welcher Quelle es entsprang. Der Vater kam seiner Verlegenheit zu Hülfe. — „Nun, Richard" — er nannte ihn, da er der Sohn seines besten Freundes und obenein sein Pathe war, trotz der Jahre, welche zwischen heut und jener Zeit lagen, stets bei seinem Taufnamen — „meine Frau hat mir gesagt, daß Sie Ihr Herz gegen sie ausgeschüttet haben. Setzen Sie sich zu uns." Er reichte ihm die Hand, welche der Graf freudig ergriff. „Darf ich hoffen, daß mir Ihre Güte, Ihr Vertrauen —."—

„Lassen Sie uns ohne viel schöne Worte einfach und herzlich mit einander reden," unterbrach ihn der Vater mit freundlichem Tone. „Sie wissen, wie ich es mit Ihnen meine. Hätte ich Sie sonst, nachdem ich Sie seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen habe, das heißt seit Ihrer Knabenzeit, beim ersten Wiedersehen gleich lieb gewonnen und dann gar, als Sie uns hier nach unserm Zusammenleben in Interlaken aufsuchten, als Gast auf langes Bleiben in meine Familie aufgenommen? Es ist eine alte Schuld, die ich gegen Sie abtrage, nicht an materiellen oder handgreiflichen Diensten von Ihrem Vater gewonnen, sondern an treuer Freundschaft, wie man sie heutzutage nicht oft mehr findet. Sie haben Ihren Vater nicht gekannt, wenigstens werden Sie sich seiner nicht erinnern, da er schon zwanzig Jahre todt ist — aber ich glaube, daß wie Sie ihm äußerlich sehr ähnlich sind, Sie ihm auch in wichtigern Dingern gleichen, und so, mein junger Freund, wenn sich Ihre Neigung meiner Tochter zugewendet hat und von ihr erwidert wird, gebe ich mit Freuden meinen Segen zu dieser Verbindung."

Von seinen Gefühlen übermannt, welche ihm die Worte raubten, drückte Bender die Hand des Vaters, die ihn so namenlos beglücken wollte,

mit einem stummen Blicke des innigsten Dankes an sein Herz, der Vater umarmte ihn herzlich. Wohl war diese Einwilligung der Mutter eigentlich zu rasch gewesen, ihr weiblicher Sinn hatte zuvor noch manches erwägen und berathen wollen, aber ein Zögern im Entschluß, wo alle Verhältnisse klar sind, lag nicht im Charakter ihres Gemahls, und als nun Richard auch ihre Hand ergriff und küßte und gegen sie Worte fand, die unendliche Seligkeit, die ihn durchbebte, auszusprechen, da flossen ihre mütterlichen Thränen still beglückt, und ein Seufzer frommen Flehens hob ihre Brust zum ewigen Vater, daß auch Sein Segen auf dieser Stunde ruhen möge.

Wo dann Graf Richard noch im Laufe des Vormittags, nachdem die Mädchen und auch der Bruder erschienen waren, Gelegenheit gefunden hatte, mit Adelheid ohne Zeugen zu sprechen und ihr alles in Worten zu sagen, was sie längst in mädchenhaftem Ahnen in seinen Augen und in seinem ganzen Wesen herausgefühlt, wenn auch nicht zu klarem Bewußtsein sich gebracht hatte, wissen wir nicht. Auch können wir nicht verrathen, wie sich ihr Gefühl in diesem entscheidenden Augenblicke gegen ihn geäußert hat — aber als sie dann, von der Mutter herbeigerufen, zitternd und bleich, mit thränenfeuchten gesenkten Augen neben ihm vor den Eltern stand und das leise Wort, um das sie gefragt wurde, von ihren Lippen gebebt war, der Vater ihre Hand in Richards legte und die Mutter sie und ihn küßte, da bekundete das liebliche Erröthen, das wie Rosenlicht ihr schönes Antlitz verklärte, die süße Verwirrung, welche ihr den Muth raubte, aufzublicken, daß der Moment auch für sie das reinste Glück des Erdenlebens bereitete.

Draußen traf Emil, welcher noch nicht in das Vertrauen gezogen war, seine Cousine und hielt sie fest, als sie flüchtig an ihm vorüber eilen wollte. „Stehen Sie mir Rede, Laura, was geht vor? Ist alles in Richtigkeit?" — „Womit, Herr Cousin?" entgegnete sie, seine Hand leicht von ihrem Arme lösend. — „Mit Adelheid und dem Grafen — verstellen Sie sich doch nicht. Sie sollten nicht die Vertraute sein? Es wäre gegen alles dramatische Gesetz. Mir ist die Sache sehr lieb, denn hätte ich den Herrn Cavallerie-Lieutenant zum Schwager bekommen sollen, ich fürchte, es wäre nicht ohne eine Katastrophe abgegangen." — „Mag es werden, wie es will," entgegnete Laura ernsthaft, „so finde ich es unrecht von Ihnen, Emil, daß Sie über Rüdiger, welchem Sie doch auch wegen der Rettung Ihrer Schwester verpflichtet sind, in der Art sprechen, wie Sie es thun. Ueble Nachreden, welche Sie nicht einmal verbürgen können, machen Ihnen keine Ehre."

Er blickte sie groß mit aufblitzenden Augen an. „Sie verrechnen sich wohl um einige Jahre, schöne Cousine,“ sagte er dann, indem das übermüthige Lächeln auf seine Lippen zurückkehrte. „Sie denken vielleicht noch an die angenehme Zeit, als wir Beide zusammen ausrückten, um am Borne schulmeisterlicher Weisheit zu nippen: Sie mit den langen Zöpfen im kurzen Kleidchen, die gestickte Schulmappe mit saubern Heften und reichlichem Frühstück in der Hand, nach der Potsdamer Straße zu Fräulein von — wie heißt sie doch? Ich leider weniger nett, mit gesträhntem Haar und dem Dachs auf dem Rücken, in welchem schlechte Präparationen steckten, nach dem Gymnasium. Wie schön jene Zeiten waren, so sind sie doch unwiderbringlich vorüber und ich bin der wohlgemeinten Belehrungen, die Sie mir auch damals reichlich zu theil werden ließen, entfremdet, seit wir — Sie wissen, auf Ihren Wunsch und unter den Auspizien meiner Mama — das kindliche Du gegen einander aufgegeben haben.“ — „So bitte ich um Vergebung, Emil,“ sagte sie, ohne auf seinen Ton einzugehen. „Ich meine es gut mit Ihnen.“

„Das weiß ich!“ versetzte er lebhaft. „Darum will ich mich auch rechtfertigen. Nicht durch eine bloße Antipathie — denn wenn es auch unläugbar solche gibt, die unbezwinglich sind, und meine Antipathie gegen den Vetter bei gegenseitiger Bewahrung aller Dehors vielleicht eine der stärksten ist, so will ich doch lieber durch Thatsachen meine Vertheidigung führen. Sie sprechen immer wieder von der alten Geschichte, die wie ein unablösbarer Zins und Frohndienst auf uns lasten soll. War es denn Verdienst oder nicht vielmehr der Zufall, welcher Rüdiger in das Haus meiner Eltern führte, als meine Schwester allein war und unvorsichtig einem Bettler die Thüre geöffnet hatte, der sie nun terrorisirte, um von ihr eine reiche Geldgabe zu erpressen, meinetwegen auch einen gewaltsamen Raub zu begehen? War es für einen Offizier der Garde-Cavallerie eine große Heldenthat, bei diesem Anblick den Säbel zu ziehen und einen erbärmlichen Kerl, der nicht einmal bewaffnet war, über den Kopf zu hauen, daß er später daran verblichen ist?“

„Nicht bewaffnet?“ unterbrach ihn Laura. „Ich dächte, Rüdiger trüge noch die Narbe, die das Gegentheil beweiset.“ — „Sie steht ihm sehr schön,“ versetzte Emil, „um so schöner, als sie im Dienst einer Dame gewonnen ist. Aber ich kann ein Stemmeisen oder was der Mensch für Diebswerkzeug bei sich geführt hat, keine Waffe nennen. Gleichviel indessen. Ich

will der That — mag ich selbst darüber denken, wie ich will — in Ihren Augen den Nimbus ritterlicher Glorie nicht rauben. Wichtiger ist mir der Vorwurf der Verläumdung, den Sie mir machen, mit dem angenehmen Zusatz, daß mir solches keine Ehre bringe." — „Ich meine nur, lieber Emil —." — „Das weiß ich alles, schöne Cousine. Verläumdungen sind falsche Beschuldigungen. Wenn ich Ihnen aber nun sage, daß ich nicht nachspreche, was Andere geredet haben, sondern daß ich so indiscret bin, meine eigenen unumstößlichen Wahrnehmungen auszuplaudern —?" — „Dann — wenn das wirklich der Fall ist — dann könnte ich nur sagen, daß Sie —." — „Sprechen Sie es aus!" versetzte er gelassen. „Ich höre schon an Ihrem Tone, wo Sie hinaus wollen. Sie könnten mir nur sagen, daß es wenigstens nicht edel von mir ist." — „Ja, Emil!" bestätigte sie und sah ihm muthig in die Augen. — „Nun, Laura, wenn ich weiß, daß der Mann, der nach dem Herzen und der Hand meiner Schwester strebt, unwürdig ist, Beides zu besitzen, soll ich zahm die Dinge gehen lassen, bis es zu spät ist?" — „Hier war keine Gefahr! Wenigstens hätten Sie nicht zu Adelheid darüber sprechen sollen." — „Das kann wahr sein, ich will es bekennen. Nun, wollen Sie für alle Zukunft meine Beichte allein hören?"

Die Mutter, welche vor die Thüre trat, Beide zu rufen, unterbrach ihr Gespräch. Sie erhielten die Nachricht, welche sie nicht mehr überraschte, und eilten, den Verlobten ihre Glückwünsche zu bringen. Dem Grafen gegenüber schien Emil stets sein Wesen zu verändern, war es, daß dessen Persönlichkeit, obgleich der Unterschied der Jahre nicht allzu groß war, unbewußt auf ihn einen wohlthätigen Einfluß übte, so daß sein zuversichtliches Auftreten, das Andere wohl verletzen konnte, und die zügellose Spottsucht, der er sich zuweilen überließ, gemildert wurde, oder war es absichtliche Selbstbeherrschung, wie er sie auch wohl in Gegenwart seines Vaters übte, gleichviel, der Erfolg war da und machte die Mutter auch heut wieder glücklich. So unbefangen und gemüthvoll, fern von Anmaßung, wie Emil dem künftigen Schwager heut seine Freude aussprach, hätte sie ihn immer sehen mögen. Warum konnte er nicht gegen Andere ebenso herzgewinnend sich zeigen? Der innere Kern seines Wesens enthielt doch dazu alle Eigenschaften, er war nur in dem Verkehr mit den Altersgenossen, besonders in letzter Zeit durch das ungebundene Studentenleben mit dieser, für die Mutter wenigstens, herben Schale umgeben worden.

Laura war auf das ungestörte Zusammensein mit Adelheid gespannt und doch voll Zagen davor. Sie sah an tausend untrüglichen Zeichen, daß die Braut glücklich war, keine Wolke trübte den klaren Himmel, der in ihren Augen strahlte, jeder Blick auf ihren Verlobten, den Laura belauschen konnte, war voll inniger Liebe — und sie wußte ja längst, wie sich diese Neigung allmälig zart und wahrhaftig in Adelheids Herzen entwickelt, wenn sie sich der Freundin auch nur unwillkürlich zuweilen verrathen hatte. In dieser Gewißheit war sie nur durch das Gespräch des gestrigen Abends erschreckt worden, das ihr auch heut noch wie ein fremdartiger düsterer Schatten in die sonnige Gegenwart hinein drohte. Rüdigers Verhältniß zu Adelheid war von jeher ein seltsames gewesen — daß er sie liebte, schien Laura außer Zweifel, aber mit dieser Liebe stand in seiner Handlungsweise, in der ganzen Gestaltung, die er jenem Verhältniß gegeben hatte, so vieles im Widerspruch, daß man zuweilen doch irre werden konnte. Bei seinem verschlossenen Charakter, bei dem Widerwillen, den er empfand, sich irgend errathen oder durchschauen zu lassen, war auch keine Hoffnung, jemals über ihn ins Klare zu kommen, bis er mit einem offenen und entscheidenden Schritte hervortrat. Den aber hatte Laura bisher vergebens erwartet.

Er war sieben Jahre älter, als Adelheid, welche vorgestern einundzwanzig Jahre geworden war; er schien nach seinem ganzen Auftreten in der Residenz als Mitglied eines glänzenden und vornehmen Offizier-Korps ein unabhängiges Vermögen zu besitzen; die Verehrung, welche er Adelheid weihte, erinnerte in manchem Zeichen, das Laura phantastisch nannte, an die mittelalterlichen Zeiten chevaleresker Romantik — und dennoch war das offene Wort, das sein Glück hätte krönen können, nun schon fünf Jahre lang ausgeblieben? Was hatte ihn abgehalten, dasselbe zu sprechen? Freilich war in allem, was ihn betraf, nicht volle unantastbare Lauterkeit; nicht erst in letzter Zeit hatten sich Beschuldigungen, wie sie Emil schonungslos genug ausgesprochen hatte, zufälliger Weise bis zu Laura Bahn gebrochen, welche davon, jung, wie sie war, ohne sie recht zu begreifen, schmerzlich betroffen worden; auch hatte er selbst zuweilen die leidenschaftliche Verehrung für Adelheid, die er kund gab, durch Zwischenräume der auffallendsten, fast absichtlichen Vernachläßigung entkräftet — es schienen in seiner Seele selbst Kämpfe zu herrschen, welche der Blick treuer Besorgniß nur ahnen, niemals ergründen konnte; aber wenn er doch, wie nicht zu bezweifeln war, Adelheid liebte, wenn er frei und unabhängig war und in

dem Hause, bei den Eltern seiner Geliebten nur Wohlwollen fand, warum ließ er Jahr auf Jahr verrinnen, ehe er den Schritt that, der dem unklaren Zustande ein Ende gemacht und vielleicht sein wahres Glück, seinen Seelenfrieden begründet hätte? Eins nur hatte sich Laura denken können: es war die Ungewißheit, ob ihn Adelheid auch wieder liebe? Stolz, wie er bis in das Ungemessene war, hatte er sich wohl der Schmach einer Zurückweisung nicht aussetzen wollen — aber welche Gewißheit verlangte er im Voraus von dem Zartgefühl eines Mädchens? Konnte er darüber je aus seinen Zweifeln gerissen werden, wenn er nicht mit eigenem Geständniß um ihre Liebe warb?

Laura war zwei Jahre älter als Adelheid und besaß ihr volles Vertrauen — aber auch sie hatte keine Gewißheit über die wahre Natur des Gefühls, welches Adelheid gegen den Mann hegte, den sie als den Retter ihres Lebens ansah; Anfangs war es ihr wohl erschienen, als wolle sich aus der Dankbarkeit in dem Herzen des sechzehnjährigen Kindes eine schwärmerische Neigung entwickeln, aber nur zu bald hatte sich vor ihrem Blicke der klare Kristall getrübt, in welchen sie schauen konnte, und es war ihr nicht mehr möglich gewesen, die dämmernden Umrisse der Gestaltungen in verschwiegener Tiefe zu unterscheiden. Die Aeußerungen aber, welche gelegentlich davon im Gespräch Kunde gaben, ließen je weiter die Zeit zur Vergangenheit wurde, desto mehr Deutung zu und — selbst die eigene Mutter hatte keine wahre Ueberzeugung, weil sie sich wohl hütete, in dem Herzen ihres Kindes durch unvorsichtige Worte Stürme zu erregen, die ihm sonst vielleicht niemals erwachten. Was gestern Adelheid über Rüdigers erstes Ausbleiben ohne Erklärung, über die bösen Nachreden, die ihn getroffen, zu Laura geäußert hatte, war für diese beunruhigend gewesen. Um so glücklicher machte sie der heutige Tag, und sie sehnte sich wahrhaft, sich mit Adelheid über ihr Glück auszusprechen, wobei sie aber doch zagte, ob nicht dennoch der Schatten, den sie gestern wahrgenommen zu haben glaubte, in leiser Ahnung wieder aufdämmern werde.

Ihre Befürchtung war unbegründet. Adelheid, sobald Beide allein waren, gab sich der vollen Macht des Gefühls hin, das sie beseligte, und ließ Laura wahrnehmen, daß es längst in ihrem Herzen gelebt hatte; die Gewißheit, geliebt zu sein und glücklich zu werden, hatte es nun mit einer Stärke und Innigkeit hervorgerufen, welche der Freundin die Bürgschaft für seine Wahrheit und Dauer gab. Hätte die Braut, von dem Rosen-

schimmer der Gegenwart geblendet, gar keinen Blick für die Vergangenheit gehabt, hätte sie sich nicht mehr erinnert, was sie noch gestern Abend geäußert hatte, oder sich dessen geschämt, so würde für Laura noch immer eine Besorgniß zurübgeblieben sein. Aber Adelheid sprach davon und sah ihr dabei offen und zutrauensvoll in das Gesicht. Es war ihr leid, daß Rüdiger nicht gekommen sei, er werde ja doch immer ihr Freund bleiben, wie er sich bisher bewiesen habe, und wenn es wahr sei, was Emil von seinem Verhältniß mit der Wittwe des brasilianischen Obersten erzähle, so brauche das in seiner Freundschaft nichts zu ändern.

Laura stimmte möglichst unbefangen ein; Adelheid brach nicht ab, wie von etwas, das besprochen werden muß, das man aber gern hinter sich hat, denn sie kam im weitern Gespräch noch mehrmals, wie der Anlaß sich bot, auf Rüdiger zurück — und es machte Laura wahrhaft glücklich, daß sie so ruhig, ohne die kleinste Befangenheit, von ihm sprechen konnte.

4.

Es war ein schönes Paar, recht für einander geschaffen. Der Graf, welchem die früh gewonnene Selbständigkeit eine sichere Haltung gegeben hatte, besaß dabei jene Liebenswürdigkeit, welche bei erster Begegnung für sich einnimmt, eine Freundlichkeit, die sich nichts vergibt und doch den Umgang leicht macht, die Eltern konnten gewiß sein, daß ihr Kind unter seinem Schutz sicher durch das Leben gehen werde. Adelheid dagegen mit ihrem weichen Gemüth, das nur die Mutter nach all' seinem Werthe kannte, mußte ihm das Glück bereiten, das er verdiente, denn er besaß ihre volle Liebe, und ihre Seele kannte kein Falsch, keine Laune. Es war ein wohlthuender Anblick, sie neben einander zu sehen, und selbst Emil, der sich sonst, wie es der heutigen Männerwelt Art ist, gewisser Gefühlsanwandlungen schämte, sah ihnen mit glänzenden Augen nach, als Beide, in Begleitung der Mutter, einen Spaziergang durch das Thal antraten.

Sie waren verschwunden; er kehrte sich um und begegnete Laura's Blick, welcher unbemerkt auf ihm geruht hatte. Flugs wollte wieder der Satyr auf seinen Lippen aufspringen, aber Laura, welche die Zeichen nicht verkannte, kam ihm zuvor. „Machen Sie sich doch nicht häßlicher, als Sie sind," sagte sie. „Warum wollen Sie die Freude, welche Sie an unserm Brautpaare nehmen, wieder entstellen?" — „Wohlan," erwiderte er. „So

lassen Sie uns für dasselbe ein Schutz- und Trutzbündniß schließen." — „Halten Sie das für nöthig?" fragte sie zweifelhaft, da sie einen ungewohnten Ernst in seinen Mienen sah. — „Ich fürchte, auf den dritten Akt, welcher alles auf die Höhen der Erfüllung gehoben hat, folgt nach dramatischem Gesetz der vierte, der die Gefahr bringt — die Umkehr, wie es die Dramaturgen nennen. Wir wollen dafür sorgen, daß der fünfte schließlich die Gefahren entkräftet und den glücklichen Ausgang krönt." — „Wollen Sie Unglück prophezeihen?" entgegnete sie, von seinen Worten unangenehm berührt. „Das ist nicht gut."

Er bot ihr den Arm und führte sie von dem Gartenzaun, an welchem Beide den Ausgehenden nachgeschaut hatten, in die weiter von der Dorfstraße abgelegenen Partien. Dabei fuhr er fort: „Glauben Sie, daß unser Vetter Rüdiger die Verlobungsanzeige, wenn er sie erhält, mit einem freundlichen Gratulationsschreiben erwidern wird?" — „Er wird doch nicht so unedel sein, Adelheids Frieden stören zu wollen?" rief Laura beunruhigt. „Er kann es nicht! Er hat Ansprüche auf Adelheids Dankbarkeit — die wird ihm ewig bleiben! Aber mehr — hat er nie besessen." — „Sind Sie dessen so gewiß?" — „Ganz gewiß!" versicherte sie lebhaft, aber erröthend über die Wendung, welche das Gespräch nahm. — „Damen sehen darin schärfer, ich will es hoffen und glauben, weil Sie ja doch wohl das Vertrauen meiner Schwester besessen haben. Aber damit ist, wenn auch viel, doch nicht alles gewonnen. Rüdiger wird Ansprüche zu haben vermeinen, und wie oft sind schon unbegründete Ansprüche erhoben worden, die zu blutigen Kriegen geführt haben." — „Was kann er thun?" rief Laura. „Adelheid ist verlobt, er wird sich überzeugen, daß sie glücklich ist —!" — „Grade das wird ihn reizen! Und was er thun kann? Nun, Laura, wenn Sie das fragen, so ahnen Sie nicht, wessen ein leidenschaftlicher Charakter, wie Rüdigers, fähig ist."

„Aber Emil," entgegnete sie in gesteigerter Unruhe, „glauben Sie denn, daß er für Adelheid jemals ein tieferes, wahres Gefühl empfunden hat? Sie haben doch selbst manches — über ihn geäußert, das sich mit einem solchen Gefühl nicht verträgt; ich denke, er wirbt um die reiche Brasilianerin — so habe ich Sie wenigstens verstanden." — „Widersprüche gehören zur Charakteristik eines leidenschaftlichen Sinnes — ich kann sie nicht lösen, aber sie sind vorhanden. Und wie ich Rüdiger kenne, ist von ihm, wenn er Adelheids Verlobung erfährt, alles zu befürchten, selbst eine

absichtlich gesuchte Provokation. Wir haben die Sache allmälig kommen, sich einfach und schön entwickeln sehen, für ihn springt sie wie eine aufsprühende Pulvermine plötzlich aus dem Boden. Sie wird ihm alle ruhige Besinnung rauben, und die Gewalt des Augenblicks ist gefährlich. Was die angedeuteten Verhältnisse betrifft, darüber kann ich mit Ihnen nicht reden, Laura. Die Brasilianerin hat freilich ihn, wie viele Andere auch, durch ihre creolische Schönheit und ihren unermeßlichen Reichthum bestrickt und — sie allein könnte uns vielleicht helfen, die Dritte, ihr selbst unbewußt, in unserm Bunde sein, eine stille Theilnehmerin am Geschäft."

„O schämen Sie sich der herzlosen Witzelei, Emil, wo der Friede und das Glück Ihrer Schwester auf dem Spiele steht!" — „Wohl dem, der sich unerfreuliche Gedanken fortscherzen kann!" erwiderte er. „Ich vergesse aber, daß Damen für den Humor, der in seiner Tiefe nichts weniger als herzlos ist, keinen Sinn haben. Lassen Sie mich daher ganz real sprechen. Die Creolin ist, was man so sagt, eine brillante Partie, und vielleicht lenkt der Orkan des Moments Rüdiger nach dieser Seite." — „Würde das aber zu seinem Glücke sein? Wir wünschen doch alle, daß er glücklich wird." —

„Bleiben wir real, theure Cousine. Ueber diesen Punkt, der in das mir fremde Gebiet des Sentimentalen spielt, kann ich keine Auskunft geben. Was ich selbst während meines Winter-Semesters dort gehört, kann mir kein Urtheil über die Dame geben, da ich — ein einfacher Studiosus — natürlich keinen Eintritt in die Salons fand, wo sie glänzte; seitdem ich in Heidelberg bin, habe ich nur Telegramme von meinen Freunden aus der Residenz erhalten, und diese berichten, daß Herr von Weißenborn viel in ihrer Gesellschaft im Theater, auf der Promenade, bei Landpartien gesehen wird. — Es käme nun darauf an, ihm die Nachricht, welche auf ihn einen gefährlichen Eindruck machen könnte, in der besten Weise zu geben, daß ihm leicht darüber hinweg geholfen, jeder Explosion seiner vulkanischen Natur, vor der Hand sogar jedes Zusammentreffen, vermieden würde. Wäre ich der Mann dazu, ständen wir in besserem Vernehmen, so wäre ich gern bereit, ihm die Mittheilung mündlich zu machen — mündlich wäre entschieden der beste Weg; denn vor allem in der Welt ist es Rüdigers höchste Scheu, irgendwie in einem lächerlichen Lichte zu erscheinen, und was kann lächerlicher sein, als ein unglücklicher Liebhaber! Diese Rolle würde er um keinen Preis spielen wollen, und eine geschickte Vermittlung könnte dann vielleicht unter Benutzung seiner eigenen Anstrengungen, gleichgültig zu

scheinen, ihn auf den Weg lenken, der wie ein Blitzableiter in die brillante Partie mit der Creolin führte. Wie gesagt, ich bin aber nicht dazu geeignet; Sie würden es vor allen sein, aber ich sehe keine Möglichkeit für Sie, ihn zu sprechen, ehe er es erfährt, und so bleibt denn nichts übrig, als das geschriebene Wort, dessen Wirkung sich nicht vorhersehen läßt. Auf jeden Fall muß es aber von Ihnen geschrieben werden, und ich werde es selbst wenigstens an Ort und Stelle bringen, um weiter zu beobachten. Wollen Sie ihm schreiben, Laura?"

„Ich will es thun," sagte sie nach kurzem Bedenken mit bewegtem Tone. — „Darf ich den Brief lesen, ehe Sie ihn schließen?" fragte er. „Wir müssen als Verbündete handeln, mit Rath und That." — Sie versprach ihm das, und Beide kehrten nach dem Hause zurück, wo der Vater, der unterdessen die eingegangene Correspondenz und die Zeitungen gelesen, auch einige Briefe geschrieben hatte, sie erwartete. Vater und Sohn blieben dann zusammen, während Laura sich zurückzog, um den Brief an Rüdiger zu schreiben, von dessen Fassung, das fühlte sie wohl selbst, so viel abhing. Wie schwer wurde es ihr schon, den rechten Eingang zu finden — mehrmals vernichtete sie das Niedergeschriebene wieder und fing von neuem an, und als sie endlich eine leidliche Form getroffen zu haben meinte und den fertigen Brief noch einmal durchlas, befriedigte er sie so wenig, daß sie ihn trostlos sinken ließ und bis zum Weinen traurig, die Hände über den Augen faltete. So saß sie eine Weile, dann stand sie auf, schloß das Blatt, ohne es zu couvertiren, ein und verließ das Zimmer. Sie war außer Stande, jetzt zu einem neuen Entwurf zu schreiten.

Im Hausflur traf sie die Magd, welche ihr eifrig entgegen kam, als habe sie ihr etwas Wichtiges mitzutheilen. Laura verstand den schweizerischen Dialekt schon sehr gut und konnte ihn zur Noth selbst reden, aber wenn ein Landeskind in gewisser Aufregung zu ihr sprach, wurde es ihr doch schwer, den raschen Worten zu folgen. So hörte sie wohl heraus, „daß öppis bsunders vorgfalle sy" und daß „im Stübli, wo sie nah öppis gsüecht ha, e Schöns gfunde, was der Heere, der hier gsy, müeß' versteckt gha ha" — aber sie begriff nicht, was gemeint sei, und nahm nur das kleine Etui von Maroquin, das sie ihr reichte, aus ihrer Hand, ob es vielleicht den Schlüssel der Rede enthalte. Es enthielt, da sie es öffnete, eine Mosaikbroche von wunderbarer Schönheit, auf dunklem Grunde eine Rose, deren Kelch sich eben erschlossen hatte, die Fassung von mattem Golde war ein

Kranz von Ranken und Blättern, deren Arbeit so fein war, daß Laura sich nicht entsinnen konnte, etwas Aehnliches gesehen zu haben. Nur in Venedig, wo sie sich erinnerte, im vorigen Jahre junge Mädchen bei den Goldarbeitern beschäftigt gesehen zu haben, konnte dieser feine Schmuck gemacht sein. Wem gehörte dies sinnige Kunstwerk, oder vielmehr für wen war es bestimmt? Ihr erster Gedanke fiel auf den Grafen, welcher es wohl Adelheid zugedacht hatte, aber wie kam es dann in die Hände der Schweizerin? Er hatte es doch wohl in seinem Zimmer gut aufbewahrt und sie behauptete es gefunden zu haben, da es der Herr verloren. Sie fragte daher weiter nach und strengte sich an, die Schweizerin, die nun wieder zu Athem gekommen war und gelassener sprach, Wort für Wort zu verstehen.

In dem „Stübli" des Grafen allerdings hatte sie beim Säubern das Etui gefunden, und sie würde es unfehlbar als des Grafen Eigenthum an seinem Ort, wenn er auch wie absichtlicher Versteck gewählt war — unter der Stutzuhr, die längst nicht mehr ging — gelassen haben, wenn sie nicht dasselbe Etui vorgestern in der Hand des fremden Herrn gesehen hätte, der nur eine kurze Weile hier gewesen war und den sie nach der Post gewiesen habe.

„Eines fremden Herrn?" rief Laura betroffen und hörte zu ihrer großen Bestürzung, was sich an Adelheids Geburtstage während ihrer Abwesenheit zugetragen habe. Konnte sie daran zweifeln, daß Rüdiger hier gewesen sei? Sie nahm Anstand, nach der Persönlichkeit des fremden Herrn zu fragen, auch vermied sie die grade Antwort auf die verwunderte Frage der Magd, ob sie nichts davon erfahren habe, und ließ sich im Zimmer des Grafen, da er eben ausgegangen war, nur die Stelle zeigen, wo das Etui gleichsam versteckt gewesen sei. Die alte Stutzuhr über dem Kamin, welche zum Geräth des Hauseigenthümers gehörte, stand vielleicht schon seit einem halben Jahrhundert still, da ihr Werk gewiß keiner Reparatur mehr werth war, ihre schweren, altfränkischen Zeiger hatten unverrückt, seitdem sie vor Menschenaltern stehen geblieben, auf halb Sieben gestanden, worüber Emil seinen Studentenwitz gemacht hatte, es würde Laura vielleicht sonst nicht erinnerlich gewesen sein. Jetzt bemerkte sie auf den ersten Blick, daß die Uhr anders gestellt war, sie zeigte auf den Schlag Zehn. Konnte Laura sich des Gedankens erwehren, daß Rüdigers Hand sie gestellt hatte, wenn sich ihr ein anderer aufdrängte, daß diese Stunde eine Bedeutung für Adelheid besaß?

Die Magd zeigte, wie sie die Uhr, um endlich einmal „Grund z'schaffe," aufgehoben und seitwärts gestellt habe und wie ihr dabei das schöne „Schleinödli" in die Augen gefallen sei, das vorgestern der Herr, als er ihr geschellt, in der Hand gehalten, gewiß hab' er es versteckt, um es nicht zu verlieren, weil er doch wiederkommen wolle. Sie habe sich dann nicht enthalten können, weil es doch nur mit einem Knopf zum Drücken versperrt, sich das schöne Bild, das auf dem weißen Sammet drinnen wie in einem Bettchen gelegen, anzuschauen und gebe es nun dem Fräulein zum Aufbewahren. Laura entließ das Mädchen und suchte sich nur erst von der unruhigen Bewegung, die sich ihrer bemächtigt hatte, zu fassen. Rüdiger — kein Zweifel mehr! — war also hier gewesen; er hatte zwar die Stunde versäumt, zu welcher er sonst zuverläßig zu erscheinen pflegte, aber er hatte es wenigstens beweisen wollen, daß er ihrer gedacht, indem er die Zeiger der alten Uhr genau auf die Zeit gestellt hatte. Das reizende Geschenk, das Laura noch in der Hand hielt, war jedenfalls zu Adelheids Geburtstag bestimmt gewesen, und die frisch aufgeblühte Rose der Mosaik hatte vielleicht eine gefährliche Bedeutung, vor welcher Laura zitterte. Warum war er aber so plötzlich wieder abgereist, ohne die Heimkehr der Familie abzuwarten? Hatte er sich gekränkt gefühlt, daß man seiner so gar nicht gedacht und grade an dem Tage einen Ausflug unternommen hatte, wo er sich, und wäre Adelheid noch so weit von ihm getrennt, einzustellen pflegte — er hatte es im vorigen Jahre bewiesen! Hatte er das Geschenk nur zurückgelassen, um sein Hiersein zu bekunden? Aber das Mädchen hatte gesagt, daß er wieder kommen werde, und Laura suchte vor allem die alte Wirthschafterin auf, um sich ihr unbegreifliches Verschweigen des Besuches aufklären zu lassen.

Sie fand Frau Heinze in voller Thätigkeit, und es kostete einige Mühe, ihrer auf eine Minute ganz allein habhaft zu werden. Auf Laura's grade Frage, warum sie kein Wort von dem Besuche gesagt, der vorgestern hier gewesen, blickte sie das Fräulein starr und verdrießlich an und antwortete mit der Gegenfrage, woher sie denn etwas davon erfahren habe? Die alte Dienerin, durch lange Jahre dem Hause angehörig und treu wie Gold, war in vieler Hinsicht, wie das oft zu geschehen pflegt, verwöhnt, und nahm sich selbst gegen Frau von Bogen zuweilen Freiheiten heraus, welche diese nur mit ihrer Anhänglichkeit und ihrer vielen guten Eigenschaften entschuldigte. Die jungen Mädchen wiesen sie aber zuweilen in ihre

Schranken zurück, und auch Laura ließ sie heut wenigstens durch ihren Blick und Ton fühlen, daß sie dieselben überschritten habe. Frau Heinze gab denn Bescheid. Der Herr von Weißenborn, da es das Fräulein doch einmal wisse, sei wirklich hier gewesen; er habe sich sehr verwundert, daß er in das leere Haus gekommen, wo er sich doch angemeldet habe, auch darüber, daß seine Sachen, die er in Luzern auf die Post gegeben, noch nicht angelangt seien; dann habe er gefragt, wo die Herrschaft heut sei, und gar nicht glauben wollen, daß Fräulein Adelheid jetzt reite, endlich aber sei er zu dem Entschlusse gekommen, sich erst um seine verlorenen Sachen zu kümmern, da er nicht einmal sich umkleiden könne, und im Gebirge, von einem Sturm überfallen, mit seinem Anzug sehr schlecht bestellt gewesen sei. Er habe sie dabei gebeten, von seiner Ankunft kein Wort zu sagen, da er die Herrschaft gern überraschen wolle, und das habe sie ihm denn, um ihm die Freude nicht zu verderben, endlich versprochen.

„Eine große Freude wird er freilich nicht mehr haben, wenn er kommt," schloß Frau Heinze ihre Rede, denn sie war, wie alle Hausbewohner, fest davon überzeugt gewesen, daß Fräulein Adelheid und der Herr von Weißenborn ein Paar werden sollten, und hatte sich bisher nur darüber verwundert, daß die Sache so lange auf sich warten lasse.

Laura überhörte die Aeußerung der alten Frau und fragte nur, ob ihr Vetter über seine Rückkehr etwas Näheres angegeben habe, was Frau Heinze verneinte. Dann ging sie, mit sich selbst Rath pflegend, in das Gastzimmer zurück und stellte das Etui mit der Broche wieder an seinen verborgenen Ort unter der Uhr. Sie mußte es Rüdiger überlassen, was er bei seiner Rückkehr damit anfangen wolle. Diese Rückkehr konnte aber jede Stunde stattfinden — sollte sie Adelheid unvorbereitet treffen? Die treue Freundin war in bangen Zweifeln, was sie zu thun habe. Das Natürlichste war freilich das Beste, unbefangen im Kreise der ganzen Familie von Rüdigers Hiersein zu erzählen; aber die Heimlichkeit, mit welcher er selbst dasselbe umkleidet, so daß es nur durch Zufall heut entdeckt worden war, hatte immer etwas Auffallendes — und konnte Laura gar von dem Funde sprechen, den ihr die Schweizerin gebracht? Wer gab ihr Rath? Emil war gegen Rüdiger zu unfreundlich gesinnt, und sie traute der Zurückhaltung nicht, welche er heut gegen sie für sein künftiges Benehmen in Aussicht gestellt hatte. Der Mutter Sorgen zu machen, konnte sie sich schwer entschließen. Wäre ihr doch der Zufall hold, daß sie selbst die Erste sei,

welcher Rüdiger bei seinem Eintreffen begegnete! Schon ordnete sie in dieser Hoffnung die Gedanken, welche ihre Seele bewegten, zu Worten, die vom Herzen kommend, den Weg zu seinem Herzen finden mußten! Es war aber bereits zu spät.

Der Spaziergang, welchen Frau von Bogen mit dem jungen Paare bei dem herrlichen Morgen unternommen hatte, war weiter ausgedehnt worden, als Anfangs die Absicht gewesen war. Er hatte sie an den Bergen von einem Punkte der schönsten Aussicht zum andern geführt, hier und da, wo sich ein schattiges Ruheplätzchen bot, hatten sie auch gerastet, um die liebliche Umschau länger zu genießen; so waren sie endlich im weiten Kreise bis an den Sattel gekommen, wo die Straße über die Wetterscheide in das Thal von Mattenwyl hinabsteigt. Eben erschien auf der Höhe der Eilwagen, welcher nun im raschen Trabe die sanft abfallende Senkung herabkam. Die Lustwandelnden blieben stehen, um ihn vorüber zu lassen. Mehrere neugierige Gesichter von Passagieren blickten aus dem Fenster des Wagens, dessen Scheiben niedergelassen waren. Da fühlte Frau von Bogen ihren Arm schreckhaft gefaßt, und als sie rasch nach ihrer Tochter blickte, sah sie, wie Adelheid erblaßte — der Wagen war vorüber. Aber noch ehe die Mutter recht zum Bewußtsein kam, was ihrem Lieblinge geschehen, denn sie selbst hatte keinen von den Reisenden erkannt, wurde der Wagen in geringer Entfernung offenbar durch einen Befehl von Innen angehalten, der Schlag öffnete sich, und ein Mann sprang heraus — es war Rüdiger. — „Mein Neffe Weißenborn!“ hatte die Mutter Geistesgegenwart zu sagen, ehe Bender fragte.

Es gab einen Moment der Begegnung, wohl geeignet zu prüfen, wer standhaft sei. Wenn Rüdiger den Namen des Grafen Bender natürlich, ehe derselbe mit der Familie bekannt geworden war, niemals gehört, so war das umgekehrt nicht der Fall. Rüdigers Name war oft im Hause vor Bender genannt worden; Bender wußte durch Emil, was man ihm zu danken habe, und noch an Adelheids Geburtstage hatte man viel von ihm gesprochen — Bender selbst war Anlaß gewesen, daß man vor dem beabsichtigten Ausfluge weit über die Stunde hinaus, zu welcher Weißenborn, wie ihm Emil nicht ohne Glossen gesagt, zu erscheinen pflegte, mit dem Abreiten gewartet hatte. Daher ging er ihm, wie einem Bekannten, freundlich und unbefangen entgegen. Adelheid folgte ihm mit der Mutter, der bleiche Schein, der ihr Antlitz entfärbte, als sie ihn im Wagen erkannt hatte,

war verschwunden und eine heiße Glut auf ihre Wangen getreten. Ihr Auge wagte nicht, Rüdigers Auge, das sie von fern suchte, in diesem Moment zu begegnen.

Die Mutter aber fand in ihrer Liebe die Kraft, den Moment zu beherrschen, und mit ihrer klaren Milde, gegen welche selbst Rüdigers Sinn sich nicht verhärten konnte, begrüßte sie ihn, als er eben vor dem Grafen, der sich ihm mit Freundlichkeit nahte, den Hut zog. „Willkommen in der Schweiz, Rüdiger! Das ist ja eine Ueberraschung ganz in Ihrer Art! Graf Bender, lieber Cousin." Die beiden Männer wechselten die üblichen Formen der Höflichkeit — auch das schärfste Auge hätte nicht das kleinste Zeichen in Rüdigers ausdrucksvollem Gesichte entdeckt, daß er irgend eine tiefere Regung bei diesem Zusammentreffen fühlte. Er küßte darauf seiner Tante die Hand, begrüßte Adelheid und rief: „So hat die brave Frau Heinze doch ihr Versprechen gehalten! Nicht wahr, Sie wissen nicht, daß ich schon einmal bei Ihnen gewesen bin?"

Frau von Bogen war erstaunt und schalt ein wenig in gutmüthiger Weise auf ihre Dienerin, als sie auf dem Heimwege, den sie antraten, von Rüdiger die Erklärung hörte. Er verschwieg dabei freilich, daß nicht die schweizerische Postbehörde, sondern ihn selbst die Schuld traf, wenn weder Brief, noch Koffer nach Mattenwyl gekommen waren. Beides hatte er noch in Luzern gut aufbewahrt im Hotel zum Schwan gefunden, wo er es mit der Bitte, zum Postamt zu befördern, zurückgelassen hatte — das Postamt hatte es aber nicht annehmen können, weil Herr von Weißenborn — er hätte sich wie ein Knabe schämen müssen, das zu gestehen — den Ort der Bestimmung vergessen hatte! — Er war freilich, weil er die Zeit der Abfahrt mit dem Dampfschiff nicht recht beachtet, in großer Eile aufgebrochen, aber daß er als Soldat im drängenden Moment so wenig Besonnenheit bewiesen hatte, war ihm selbst unglaublich gewesen. Eingeständnisse auch der unschuldigsten Art zu machen, war jedoch — wir kennen ihn schon — seiner Seele fremd, und so schob er alle Schuld, wenn auch nicht auf die Behörde, doch auf die Dienerschaft des Gasthofes.

Die Mutter, welche mit ihm voran ging, während das Brautpaar folgte, hatte Rüdigers kurzen Bericht nur zerstreut angehört, da sie mit sich unzufrieden war, das Natürlichste in der Ueberraschung des ersten Moments versäumt zu haben. Sie ließ ihn aber auch kaum vollenden und wandte sich dann zu Adelheid um, welche wohl auch diese Versäumniß fühlen mochte,

so schamhaft bewegt war ihr Antlitz. — „Nun, lieber Cousin, Sie nehmen an allem, was uns betrifft, so wahren Antheil — Adelheid ist verlobt mit dem Grafen Bender, dem Sohne des theuersten Jugendfreundes, den mein Mann besessen hat.“

Da hätte ein seelenkundiger Blick nun doch bemerken können, daß Rüdigers Auge schwarz wurde, wie die Nacht, obwohl keine Wimper zuckte und das pflichtschuldige Lächeln, das eine solche Mittheilung hervorrufen muß, seine Züge verbindlich überflog. „Nehmen Sie meinen aufrichtigen Glückwunsch, liebe Cousine,“ sagte er mit dem wohlklingendsten Metall der Stimme, indem er Adelheids zitternde Hand ergriff und einen leichten Kuß darauf drückte. „Und Sie, Herr Graf, erlauben Sie mir den gleichen auszusprechen — zugleich den Wunsch näherer Bekanntschaft!“ — Der Graf erwiderte diese Worte in herzlicher Weise, und Rüdiger hatte auf dem Reste des Heimweges natürlich kein anderes Gespräch mehr, als dies frohe Familienereigniß, das ihm sogar, auf sein altes Recht im Hause fußend, den Stoff zu Neckereien bot. — Adelheid war so glücklich darüber!

5.

„Cousine! Ich bitte Sie — wer kommt dort mit meiner Mutter und dem Brautpaare?“ — Laura erschrack, als sie Rüdiger erkannte. Er kam, wie es schien, harmlos plaudernd, mit der Mutter daher, sein Schritt war kräftig wie immer; er wandte sich von Zeit zu Zeit mit der raschen Soldatenbewegung, die ihm eigen war, zu Adelheid um, welche neben ihrem Verlobten hinter der Mutter ging — offenbar richtete er scherzende Worte an sie. Aber das konnte nicht Wahrheit, konnte nur erzwungen sein!

„Der Zufall hat die Vermittelung uns abgenommen, Laura,“ sagte Emil. „Er macht alle Diplomatie überflüssig, danken wir ihm. Unsres Amtes ist nun, weiterem Unheil vorzubeugen.“ — „Was fürchten Sie noch? Sprechen Sie es aus. Der erste, gewiß für ihn schreckliche Moment ist überwunden — er trägt es, wie Sie sehen, mit vollkommener Fassung. Können Sie glauben, daß er sich nachträglich noch eine Blöße geben wird, die ihn lächerlich machen könnte?“ — „Lächerlich? Das gewiß nicht, Cousine. Aber furchtbar — das ist ganz nach seinem Geschmack.“

Die Heimkehrenden waren unterdessen so nahe gekommen, daß eine Fortsetzung des Gesprächs, so dringend sie Laura gewünscht hätte, nicht

möglich war. Beide gingen ihnen entgegen, und Laura mußte, wie sehr auch ihr Herz dabei schlug, dem Vetter schon von fern einen Gruß mit der Hand winken. Rüdiger erwiderte ihn fröhlich. Sie faßte Muth und kam ihm zuvor. „Zum zweitenmal in Mattenwyl!" rief sie ihm lächelnd entgegen. „Wenn Sie künftig Verschwörungen unter den Hausgenossen anstiften, so achten Sie das weibliche Geschlecht auch in der demüthigsten Gestalt. Sie haben alle bestochen, nur nicht die kleine Schweizerin, die Ihnen zur heimlichen Flucht verhalf. Das wissen Sie noch gar nicht, liebe Tante — Vetter Rüdiger ist schon einmal hier gewesen."

Frau von Bogen erwiderte ebenso heiter, daß er bereits seine Schicksale geschildert habe, Rüdiger begrüßte Laura mit Freundlichkeit, von welcher sogar ein Strahl auf den Sohn des Hauses fiel, der von ihm sonst im Ganzen wenig beachtet wurde. Der Freiherr kam nun auch aus dem Hause und hieß den Neffen herzlich willkommen und nahm den Glückwunsch an, welchen ihm Rüdiger mit offener Freudigkeit aussprach. Alles war denn geebnet, und der Strom, vor dessen Aufbranden an den Klippen sich manches Herz gefürchtet hatte, schien dieselben ohne viel Mühe überwunden zu haben und floß nun glatt und ruhig im flachen Bette. Frau Heinze, welche in der Thüre ihr Gesicht zeigte, wurde herbeigerufen und von Rüdiger in Schutz genommen. „Sollte sie mir die Freude verderben?" sagte er. „Was war denn Hochgefährliches dabei, daß ich incognito hier eine kurze Rast hielt? Ich habe nichts entwendet — im Gegentheil!" Laura glaubte das letzte Wort zu verstehen. Sie bezog es auf das Etui, das er im Zimmer des Grafen mit Absicht zurückgelassen hatte. Wie waren all' diese Wahrzeichen, welche er sich gewiß mit innerer Freude ersonnen hatte, jetzt bedeutungslos geworden! In welchem Lichte mochten sie ihm jetzt erscheinen! Ein tiefes Mitleid erfaßte Laura's Herz und spiegelte sich vielleicht unbewußt in ihren Augen; aber ein Blitz traf sie, vor dem sie sich senken mußten, als sie zufällig den seinigen begegneten. Sie erbebte bis in das Innerste vor dem Ausdruck, der in Rüdigers Auge geflammt hatte — das war nicht ein Strahl aus still gefaßter Seele, das war die Glut des Hasses, des Vorwurfs — womit hatte sie den verdient?

Aber nur sie konnte ein solches Zeichen in unbewachtem Moment erspähen, vielleicht hatte sie die Zurückweisung auch durch ihren Blick unverkennbarer Theilnahme sich selbst zugezogen. Emil, wie scharf er auch beobachtete, fand keinen Anlaß, sich in seiner vorgefaßten Meinung zu

bestärken, und wenn es wirklich Verstellung war, daß Rüdiger mit dem Grafen, den er doch für seinen glücklichern Nebenbuhler ansehen mußte, so freundlich in angelegentlichem Gespräch verkehrte, so spielte er seine Rolle wenigstens vortrefflich. Sie waren im Aeußern sehr verschieden, wie sie dort am Fenster beisammen standen, und wenn auch in mancher Hinsicht, namentlich für Frauen von sanftern Gefühlen, der Ausdruck in dem Gesichte des Grafen, männlich und mild zugleich, mehr Anziehendes haben mochte, so war ihm doch nicht unbedingt der Vorzug zuzugestehen. Rüdiger war nur mittelgroß, aber von starkem und dabei doch schönem Bau, sein Gesicht etwas gebräunt, von interessanten Zügen, eine stolze, hohe Stirn unter militärisch kurz geschnittenem schwarzem Haar, paßte zu dem Auge, dessen Blick fest und feurig war; ein starker wohlgepflegter Bart bedeckte seine Oberlippe, welche beim Sprechen eine Reihe klarer weißer Zähne sehen ließ. Geist und Kraft war der Ausdruck der ganzen Erscheinung, welche noch durch einen einfach vornehmen Anzug und durch eine schöngeformte Hand, die sich zuweilen etwas mit dem Bart zu thun machte, vortheilhaft gehoben wurde. Kein Wunder, daß er auch im einfachen bürgerlichen Kleide, statt in der glänzenden Uniform, niemals zu der großen Menge der Gewöhnlichen gezählt werden konnte.

Wenn Laura über seine wahren Gefühle bei der überraschenden Erfahrung, die ihm geworden, in Zweifeln und Besorgniß schwebte, so war das mit Adelheid nicht der Fall. Sie hatte die freudige Ueberzeugung, daß Rüdiger von ihrem Glücke befriedigt und eben deßhalb mit ihrem Verlobten so viel verkehre, um ihn näher kennen zu lernen, ob er sie auch in jeder Beziehung glücklich machen werde. Diese Ueberzeugung gab ihr die volle und unbefangene Sicherheit des Benehmens gegen ihn zurück, so daß sie mit ihm sogar scherzen konnte. Sie sagte ihm offen, daß sie sich gewundert habe, ihn zum erstenmale an ihrem Geburtstage, dessen er doch immer freundlich gedacht, zu vermissen, und lachte über die Wassersnoth in der Riedau, welche den Verirrten daran verhindert habe, in alter Gewohnheit zu erscheinen; sie gestand ihm sogar, mit einem lächelnden unschuldigen Aufblick zu ihrem Verlobten, daß sie noch eine Stunde Aufschub veranlaßt habe, um auf ihn zu warten — was dieser jedoch für sich in Anspruch nahm.

Laura, welche sich an dem Gespräche betheiligte, zitterte, daß er darauf etwas erwidern könne, was die harmlose Stimmung gestört hätte —

unter andern Umständen würde er längst das Wahrzeichen, das er zurückgelassen, angedeutet haben. Aber er lachte und gab zur Antwort, daß er wahrhaft zerknirscht sei über so viel Güte, und den nächsten Geburtstag, wenn es der künftige gestrenge Herr erlaube, gewiß nicht versäumen werde; nur bitte er bei dieser Gelegenheit um Dispens von der bestimmten zehnten Stunde, da er sich wahrhaft schon im ersten Moment des darauf bezüglichen übereilten Versprechens geschämt habe. Das Mal, das er über der rechten Augenbraue hart an der Schläfe von jenem Tage noch trug, färbte sich, als er so sprach, wirklich auch mit der Farbe der Scham, wer ihn aber näher gekannt hätte, als es hier im Kreise irgend jemand gelungen war, der würde dies Zeichen ganz anders beurtheilt haben. — Adelheid erwiderte lebhaft, daß sie ihn nicht deßhalb gebeten habe, immer um diese Stunde zu kommen, weil sie je vergessen könne, was er für sie gethan und gelitten, sondern weil es ihr so lieb gewesen sei, ihn grade dann, wo ihr immer wieder all' die Schrecken eingefallen, zu erblicken; sie setzte hinzu, daß Graf Bender von dem furchtbaren Ereigniß wisse, und der Graf sprach sich mit herzlichen Worten der Anerkennung darüber aus.

Was Rüdiger darauf sagte, die Art und Weise, wie er seiner That den übertriebenen Werth nahm, welcher ihr beigelegt wurde, hatte durchaus nichts Affektirtes und wäre wohl geeignet gewesen, selbst Emils vorgefaßte Meinung zu entkräften. Aber Emil hatte sich entfernt, und Laura, welche sich mehr und mehr beruhigte, konnte nur bedauern, daß er diese Aeußerungen nicht gehört habe.

Gegen Abend, als die Gesellschaft noch eine Wanderung durch die nächsten schönen Umgebungen des Landhauses unternahm, traf es sich, wenn es nicht Absicht war, daß Rüdiger sich zu Laura gesellte. Der Vater war mit Emil, mit welchem er manches, dessen eigene Angelegenheiten betreffend, zu besprechen hatte, weit voraus gegangen; die Mutter schritt wiederum neben dem Brautpaare, wohin sie ihr Herz zog, und Rüdiger bot Laura, seinen Gang mit lächelndem Winke auf die Verlobten verzögernd, den Arm. Er hätte fühlen können, wie der ihrige zitterte, als sie ihn in den seinigen legte. — „Adelheid wird sehr glücklich werden!" sagte er. — Was war natürlicher, als daß er sofort davon sprach, und doch überraschte es Laura, als habe er das fremdartigste Thema berührt. „Wir alle sind glücklich mit ihr," erwiderte sie.

„Gewiß! Jeder, der es gut mit ihr meint!" bestätigte er. „Mich

frappirte es nur im ersten Moment, daß die Verlobung so rasch geschlossen worden war — ich hatte den Namen des Grafen niemals in der Familie gehört, die Bekanntschaft mußte also erst vor kurzem angeknüpft sein. Das, ich gestehe, war mir befremdend, wie ich den Onkel und alle kannte. Indessen hat sich ja nun alles aufgeklärt. Der Vater des Grafen war unsers Onkels theuerster Jugendfreund, der Graf selbst ist sein Pathe — den er allerdings seit seiner Kindheit nicht mehr gesehen, weßhalb natürlich im Hause auch nicht von ihm gesprochen werden konnte, der aber nun doch wie ein alter Bekannter in die Familie aufgenommen worden." — „Wir haben schon mehrere Wochen in Interlaken in derselben Pension gewohnt," warf Laura ein. — „Ich verstehe Sie, liebe Cousine," versetzte er lächelnd. „Sie wollen meinem zweiten Befremden begegnen, daß ich den Grafen als Gast und Mitbewohner des Hauses hier finde. Es bedarf aber keiner Rechtfertigung, wenn es mir überhaupt in den Sinn kommen könnte, an dem Thun und Lassen unseres Onkels zu mäkeln. Was er thut, ist immer wohlgethan. Auch bin ich ja selbst nach den wenigen Momenten, seit ich den Grafen kennen gelernt habe, zu der Ueberzeugung gekommen, daß es keiner langen Bekanntschaft mit ihm bedarf, um die sichersten Bürgschaften für seinen Werth zu erlangen."

Laura richtete ihr Auge auf Rüdiger, ob es ihm auch wirklich Ernst sei mit diesen offen ausgesprochenen Worten. Er begegnete ihrem Blicke ruhig — die niedergehende Sonne verklärte sein Angesicht, und in Laura's feinen Zügen ging eine stille Freude auf. — „Ich bewundere Ihre scharfe Beobachtungsgabe," sagte sie. „Sie haben vollkommen recht. Graf Richard ist gediegen und lauter, wie Gold." — „Und auch sonst, wie mir der Vater gesagt hat, ist diese Verbindung eine sehr glückliche. Der Graf hat große Besitzungen in der herrlichsten Gegend Süddeutschlands, er ist verwandt und befreundet mit den vornehmsten Familien des Kaiserstaates — dabei von einer Persönlichkeit, so einfach und gewinnend, wie ich sie selten kennen gelernt habe." Er sprach das mit einer Wärme aus, daß Laura's Herz in der Brust höher schlug vor Entzücken über diese nie geahnte glückliche Wendung. Entweder hatten sich alle getäuscht, welche in seinem frühern Benehmen gegen Adelheid eine tiefere Leidenschaft, die nur noch aus räthselhaften Gründen zurückgehalten wurde, zu erkennen geglaubt — oder Rüdiger in seiner unergründlichen Charakterstärke war der schwerste und schönste Sieg über sich selbst gelungen.

Sie antwortete auf seine Worte in demselben Sinne, und das Gespräch, das über diesen Gegenstand erschöpft schien, wandte sich nun andern Beziehungen zu, während sie im Abendscheine, welcher noch lieblich auf dem Thale lag, den vorausschreitenden Paaren folgten, welche zur Heimkehr einen Pfad eingeschlagen hatten, hart an einem klippenreichen, von einem Wildbache durchschäumten Felsengrunde dahinlaufend, der tief eingeschnitten das sanftere Thal von Mattenwyl auf dieser Seite eine Strecke begleitete.

Laura fühlte nun, nachdem ihr die schwerste Last vom Herzen genommen war, einen unwiderstehlichen Drang, sich über eine andere Frage, welche Emil angeregt hatte, Gewißheit zu verschaffen, und mit einer Gewandtheit, die eben nur Frauen besitzen, wußte sie der Frage auf die unschuldigste Weise näher zu kommen, so daß es den Anschein hatte, nicht sie, sondern Rüdiger habe die Unterhaltung in ihre Nähe gespielt.

„Ich errathe, wen Sie unter den Damen, welche jetzt die Sterne erster Größe in unserer lieben Heimat sind, einzig und allein meinen.“ Er selbst hatte diesen Ausdruck nicht einmal gebraucht, sondern war ihr nur auf das Gebiet der Gesellschaft gefolgt, welcher sie auch angehörten. — „Wen sollt' ich meinen?“ entgegnete er kurz, indem er stehen blieb; doch war es nur ein Moment, dann führte er sie etwas beschleunigt weiter. — „Ich bin in der Astronomie schlecht bewandert — wie heißt doch das prachtvolle Sternbild, das nur in der südlichen Halbkugel der Erde oder in den tropischen Gegenden sichtbar ist? Das Kreuz des Südens, nicht wahr? Ist nicht ein solches, aus einem fernen Wunderlande, trotz jenes Gesetzes der Sphären, an unserm nordischen Himmel aufgegangen?“ — „Die Nobrega?“ erwiderte er. „Sprechen Sie von der? Und in so preciöser Redeweise?“ — „Ich wußte ihren Namen nicht — ich wußte nur, daß eine schöne Brasilianerin, reich, unabhängig, geistreich, in unsern höhern Kreisen allgemeine Bewunderung erregt und — daß sie ihr Herz bei uns verschenkt haben soll.“

„Sie ist schön, interessant und dem Anscheine nach reich,“ sagte Rüdiger, und Laura lauschte auf jeden Ton seiner Stimme. „Ob sie ihr Herz verschenkt hat, wird Ihnen, da Sie die Nobrega nicht kennen, gleichgültig sein — ich kann Ihnen wenigstens keinen Aufschluß darüber geben.“ — „Aber Sie sind in Ihrem Hause eingeführt, nicht wahr? Sie reiten auch zuweilen mit ihr aus?“ — „Ja,“ erwiderte er gleichmüthig. „Der Zufall brachte mich mit ihrem Vater zusammen, der mir eine Artigkeit erwies, in Folge deren ich meine Karte abgeben mußte. So wurde ich im Hause

bekannt, wo sich oft eine interessante Gesellschaft aus allen Theilen der Erde versammelt. Auch habe ich im Frühlinge manche Cavalcade mit der Tochter und ihrer Begleitung gemacht; sie reitet sehr gut und kühn. Ihre Nachrichten sind vortrefflich, liebe Cousine — es freut mich, daß Sie so zuverläßige Telegraphendiener haben." — Sie hörte die Ironie, welche in seinen Worten lag, und wurde dadurch etwas verlegen. „Emil hat Sie zuweilen gesehen," erklärte sie schnell, um die Andeutung eines Spähens zu entkräftigen, aber sie bereute sogleich, daß sie es gesagt hatte, da sie zu spät an die gegenseitige Abneigung der Beiden dachte. — „Emil?" wiederholte Rüdiger, ohne etwas hinzuzusetzen.

Es war, als habe der Besprochene, der mit dem Vater weit vorausging, seinen Namen gehört, obgleich das bei der weiten Entfernung ganz unmöglich war. Er kehrte sich um, offenbar um nach den Zurückgebliebenen zu schauen. Rüdiger bemerkte es aber nicht, er hatte sich dem tiefen, von Klippen starrenden Grunde zugewandt, an dessen Rande sie dahinschritten. Unten war es schon ziemlich dunkel, die Zacken und Vorsprünge lagen von Dämmerung umhüllt, nur die milchweißen Schaumwirbel des Wildbachs, dessen zorniges Rauschen heraufscholl, waren erkennbar. Auf das Hochthal von Mattenwyl hatte aber schon der Mond sein helles Licht verbreitet. Rüdiger stand einen Moment still — seine Hand bewegte sich, als schleudere sie etwas mit Kraft in den Abgrund. Laura hörte gleich darauf ein Geräusch, wie von zerschmettertem Glase, schwach, aber doch hell und unläugbar. „Was war das?" fragte sie. — „Ein Stein!" sagte Rüdiger weiter schreitend und holte tief Athem, als sei auch von seiner Brust ein Stein gefallen. Er stieß dabei, um sein Wort zu bestätigen, mit dem Fuß noch einen Stein hinab, der springend und polternd zur Tiefe rollte. Laura hatte aber ganz deutlich gesehen, daß er geworfen und sich vorher nicht nach einem Stein gebückt hatte. Ihr gingen seltsame Gedanken auf, vor denen ihr kaum gestilltes Herz wieder unruhig schlug, doch schwieg sie. Ihr fehlte der Muth, die scheinbare Spielerei weiter zu verfolgen.

Rüdiger hatte ihren Arm, der sich vor einiger Zeit bei dem Gespräch über die Brasilianerin zufällig aus dem seinigen gelöst hatte, wieder genommen; ihr schien, als drücke er ihn fester an sich. Es wollte aber zwischen Beiden keine recht unbefangene Unterhaltung mehr gedeihen; sie näherten sich mit beschleunigtem Gange den vor ihnen Wandelnden, und auch die beiden Männer an der Spitze blieben stehen, um sie abzuwarten. Emil,

welcher sich noch ein paarmal umgeschaut hatte, mochte den Vater darauf aufmerksam gemacht haben, wie weit Rüdiger und Laura zurückgeblieben waren. Die Gesellschaft begrüßte sich scherzend, als sei sie, wer weiß wie lange, getrennt gewesen, und legte den Rest des Weges auf dem breitern Pfade vereint zurück.

Als Laura später im Hauswesen beschäftigt war, suchte die Schweizerin eine Gelegenheit, ihr eine Mittheilung zu machen. Das Etui war nicht mehr in seinem Versteck unter der Uhr; sie hatte es dem fremden Herrn bald nach seiner Ankunft aus der Stube des Herrn Grafen holen müssen, doch so, daß es dieser nicht wisse. Auch war ihr unter Verabreichung eines Fünffrankenstücks auferlegt worden, nicht von der Sache zu sprechen, was sie aber nicht auf das Fräulein, das schon davon unterrichtet sei, ausgedehnt hatte. Laura war verstimmt. Es quälte sie, daß sie mit der Magd gewissermaßen ein Geheimniß theilte; was diese ihr aber entdeckte, regte sie noch mehr auf und schien den Gedanken, welcher ihr bei dem kleinen Vorfalle an der Schließe, so hieß die klippenvolle Schlucht, durch den Kopf geschossen war, nur zu bestätigen. Der Grund war zugänglich, ein steiler Pfad führte von Mattenwyl hinab, und dem Grunde weiter folgend, zum See. Es war derselbe Pfad, welchen Rüdiger an der Schliesëck nach Angabe der Sennerin hatte vom See zu Berg einschlagen sollen. Davon wußte Laura aber nichts, und es war eine ganz andere Idee, welche ihr das heiße Verlangen weckte, morgen einmal ganz allein oder nur in Begleitung der Schweizerin in die Schließe hinabzusteigen. Sie glaubte den Punkt genau wiederfinden zu können, wo heut Abend Rüdiger stehen geblieben war und den Stein, wie er sagte, den er aber bei sich getragen haben mußte, hinabgeschleudert hatte. Das Geräusch, wie er an den Klippen zerschellt war, klang ihr noch in den Ohren — sollte es wirklich das schöne Kunstgebilde von Mosaik gewesen sein, die bedeutungsvoll eben erschlossene Rose, welche Rüdiger dort zerschmettert hatte? Es wäre ganz in seinem Charakter gewesen!

Laura faßte sich mit Gewalt, sie ermahnte das Mädchen, da sie einmal ein Geschenk erhalten habe und der Vetter doch nicht von dem Schmuck gesprochen wünschte, mit welchem er wohl noch eine Absicht haben möge, das ihr auferlegte Schweigen zu bewahren; es sei schon unrecht, daß sie es gegen sie verletzt habe. Dann ging sie, unklar, wie sie ihr dringendes Verlangen, mit eigenen Augen zu forschen, befriedigen könne, zur Gesellschaft zurück und mußte alle Kraft aufbieten, um ihre Stimmung nicht zu verrathen.

Gegen Emil gelang es aber doch nicht. Sein Auge sah zu scharf und war heut noch geschärft worden durch ein Gefühl, das sich bald genug aussprach. Er machte sich in unbefangener Weise an dem Seitentische zu schaffen, wo Laura den Thee bereitete.

„Sie werden doch nicht abtrünnig?" flüsterte er ihr zu, während an dem runden Tisch eine laute Unterhaltung, besonders durch Rüdiger belebt, die Uebrigen fesselte. — „Alles ist ja gut," erwiderte sie leise, ohne aufzusehen. — „Für alle?" fragte er mit so eigenthümlicher Schärfe, daß Laura betroffen ihr Auge zu ihm erheben mußte. Der Ausdruck, den sie wahrnahm, war ihr zwar unverständlich, aber er machte sie erröthen.

Da wandte sich Emil in derselben Weise, wie er herangetreten war, ohne eine weitere Erklärung zu suchen, oder zu geben, von Laura wieder ab und kehrte an den großen Tisch zurück, wo er den Sessel, der für ihn leer stand, neben seinem Vater einnahm. Laura war durch sein Betragen verletzt und beunruhigt zugleich und sie konnte sich doch eigentlich nicht sagen, weßhalb? Sie fühlte Kopfschmerz — der Augennerv that ihr weh, ihr war, als habe ihn eine Stichflamme verletzt. Als sie aber zum Kreise der Familie zurückkehrte, nachdem sie die Pflicht der Wirthin erfüllt, hatte sie sich leidlich gefaßt und keine Frage belästigte sie. Die Gesellschaft war überdies von der Anstrengung des Wanderns müde und trennte sich früh.

6.

Der Sohn des Hauses hatte am folgenden Tage abreisen wollen, um noch während der Universitätsferien einen weiten freien Flug durch Italien zu unternehmen. Er erschien sehr früh ganz gegen seine Gewohnheit, auf der Veranda, als die Eltern sich eben dort niedergelassen hatten, und erklärte, daß er sich eines Bessern besonnen habe und nicht wie ein Ausgestoßener umherschweifen wolle, während das glücklichste Familienereigniß im Hause ein gemüthliches und freudenreiches Leben bereite. Die Mutter sah den Sohn bei dieser Erklärung liebevoll an; ihr war jede Trennung schmerzlich, und wenn sie auch dem Sohne, der für die Welt und das Leben bestimmt war, nie den Abschied durch Traurigkeit schwer machte, so war ihr doch jeder Tag Gewinn, den er ihr noch schenken wollte. Ihr war überdies gestern noch wiederholt eingefallen, daß es doch befremdend sei, wenn grade jetzt, auch weil der Vetter gekommen sei, Emil das Haus gleich verlassen wolle. Sie nahm daher seinen veränderten Entschluß mit Freuden auf.

Der Vater dachte anders darüber. Er kannte die Abneigung der beiden Vettern gegen einander, und wenn er auch die meiste Schuld auf Weißenborn schob, welcher den nur wenige Jahre jüngern Verwandten mit auffallender Vernachläßigung behandelte, so sprach er doch den Sohn auch nicht ganz frei, und es war ihm nicht unangenehm gewesen, daß kein längeres Zusammenleben Beider unter seinem Dache stattfinden sollte, da zu besorgen stand, daß die Spannung doch einmal zu einem verdrießlichen Ausbruch führen könne. Er hatte schon gestern, als die Ankunft Rüdigers neue häusliche Einrichtungen nöthig machte, der Mutter zwar Recht gegeben, daß sie die beiden jungen Männer, wie es doch unter so nahen Verwandten natürlich gewesen wäre, nicht in ein Zimmer zum Wohnen zusammenbrachte, sondern Emil das seinige räumen ließ, um ihm ein Kämmerchen, das einzige, das noch zur Verfügung stand, anzuweisen, aber er hatte doch nicht umhin gekonnt, sie auf die Unnatur dieses Verhältnisses aufmerksam zu machen. Sie hatte es mit ihm beklagt, war jedoch der Meinung gewesen, daß Vorstellungen dasselbe nur noch verschlimmern würden und daß es sich hoffentlich mit der Zeit besser gestalten werde, wenn Emil erst eine Lebensstellung gewonnen habe, welche ihn in den Augen des etwas hochmüthigen Vetters größerer Beachtung würdig mache. Der Vater sah nun heut durch Emils längeres Bleiben den Hausfrieden ernstlicher in Frage gestellt und fand es angemessen, dem Sohn seine Ansichten darüber anzudeuten. Er knüpfte an Aeußerungen an, welche er gestern auf dem Spaziergange von Emil gehört hatte, so daß seine Warnung durchaus nicht gewaltsam herbeigeführt, sondern natürlich erschien.

„Du wirst uns deine Liebe beweisen," schloß er, „wenn du alles vermeidest, was zu unangenehmen Reibungen zwischen euch führen kann." — „Das ist auch seine Sache, Vater," antwortete Emil. „Soll ich es ehren, daß er dein Gast ist, so darf er das auch nicht vergessen." — „Was thut er dir?" entgegnete die Mutter mit Sanftmuth. „Du bist zu empfindlich — du siehst in jedem kleinen Zuge seines soldatischen, vielleicht nicht immer rücksichtsvollen Benehmens eine Absicht, die ihm gewiß nicht in den Sinn kommt. Thu es uns zu Liebe, Emil, sei freundlich gegen ihn und du wirst sehen, wie bald ihr gute Freunde werdet." — Der Ausdruck seines Gesichts mochte sie erschrecken, denn sie blickte schnell den Vater an, ob er ihn auch bemerkt habe, das war aber zum Glück nicht der Fall, und sie verschloß, was sie dachte, in ihr Herz. Wie konnte ein häßliches Gefühl doch dies

Gesicht, an dem ihr Mutterblick immer mit Wohlgefallen hing, entstellen! — Emil antwortete auf die eindringliche Ermahnung mit allgemein gehaltenen Worten und wurde gleich darauf durch Laura's Erscheinen von diesem für ihn peinlichen Gespräch erlöst.

Auch Laura kam früher, als sonst ihre Art war, und Emils spähender Blick wollte bemerken, daß sie bleicher sei, als gewöhnlich. Was hatte ihr die Ruhe des Schlummers getrübt? — Gleich nach ihr kam Rüdiger. Sein Morgengruß für die Eltern war herzlich und ehrerbietig zugleich, Laura grüßte er nicht — sie hatten sich also schon gesehen! Für Emil hatte er nur eine flüchtige Neigung des Kopfes. Emil beobachtete ihn fort und fort, nachdem er neben Laura Platz genommen hatte, und als dann Adelheid erschien und endlich der Graf, so daß nun die ganze Familie versammelt und in freundlicher Unterhaltung begriffen war, konnte die Beobachtung um so ungestörter fortgesetzt werden. Ob auch unbemerkt?

Es hätte Emil nach allem, wie er sich früher gegen Laura geäußert hatte, freuen sollen, daß seine Schwester so unbefangen gegen Rüdiger war, daß sie in vollkommener Sicherheit auch heut mit ihm scherzen konnte; auch die Art und Weise, wie sich Rüdiger gegen Adelheids Verlobten benahm, der ihm doch, wenn frühere Voraussetzungen wahr waren, als der bitterste Feind seines Lebens erscheinen mußte, hätte Emil beruhigen müssen. Aber Beides schien eher den entgegengesetzten Eindruck auf ihn zu machen. Es erbitterte ihn. Er ergrimmte, daß er sich habe bei all' seiner Beobachtungsgabe, auf die er stolz war, durch Rüdigers versteckte und unergründliche Natur täuschen lassen, so daß er den Schein für Wahrheit, das äußere Gebahren, das nur darauf berechnet war, fremde Augen über die Richtung seiner wahren Absichten irre zu führen, für wirkliche Leidenschaft gehalten habe. Was er nun, aufgeklärt darüber, heut wahrnahm, konnte nicht eine neue Täuschung sein — und war sie es wieder, fand der Uebermüthige seine Lust daran, abermals ein Herz zu bethören, mit dem er nur ein Spiel der Selbstgefälligkeit trieb — nun, so durfte er das nicht länger, so mußte er seine Strafe finden! Darum hatte Emil eben seine Reise aufgegeben, er fühlte sich verpflichtet dazu, wenigstens legte er sich diesen uneigennützigen Beweggrund unter.

Entgegengesetzte Naturen stoßen sich meist ab, ziehen sich aber doch zuweilen magnetisch, wenn auch nicht in Liebe an. Es währte nicht lange, nachdem die Gesellschaft sich wieder getrennt hatte, um zwanglos, wie es des Hauses

Sitte, über Zeit und Beschäftigung zu verfügen, so hatten sich im Garten die beiden Vettern gefunden, obgleich nicht absichtlich gesucht. Als Rüdiger Emil, der mit einem Buche in der Hand auf einer Ruhebank saß, von weitem bemerkte, schritt er grade auf ihn zu und Emil stand rasch auf. Beider Blicke begegneten sich — in den Adern des Jüngern wallte das trotzige Burschenblut auf, Rüdigers Auge hatte seinen gewohnten festen und überlegenen Strahl.

„Sie haben Ihren Reiseplan ganz aufgegeben?“ fragte er, nachdem er leichthin den schattigen Platz gelobt und sich mit einladender Handbewegung auf die Bank gesetzt hatte, von welcher Emil eben aufgestanden war. — Zögernd nahm dieser wieder Platz und erwiderte, daß er freier Herr seiner Zeit sei und nach Umständen darüber verfügen werde, es sei überhaupt nicht seine Art, in konsequenten Plänen vorgesteckte Ziele zu verfolgen. — Rüdiger steckte sich eine Cigarre an — „Seit wann sind Sie in Heidelberg?“ — Emil beantwortete die Frage kurz, die folgende: wieviel Semester er bereits studire? erschien ihm wie eine unerträgliche Ueberhebung, und er erwiderte: „Interessirt Sie das, Herr von Weißenborn?“

Das fremde „Herr von“ aus dem Munde eines Vetters bekundete am besten Emils gereizte Stimmung. Rüdiger schien jedoch keinen Anstoß daran zu nehmen. „Warum soll ich nicht an Ihnen Interesse nehmen, da Sie sich so stark für mein Thun und Lassen interessiren?“ — „Wie meinen Sie das?“ fuhr Emil auf. — „Ich meine, daß Sie mich einer sehr scharfen Beobachtung gewürdigt haben, während Sie noch in Berlin Ihren Studien oblagen. Diese müssen Ihnen viel Zeit gelassen haben, daß Sie sogar, meinen nähern Umgang betreffend, zu Resultaten gekommen sind, die mich selbst überraschten.“ — „Was die ganze Stadt weiß, Herr von Weißenborn, dringt selbst zu einem bloßen Studenten, auch wenn er nicht Anlaß hätte durch Beziehungen ganz besonderer Art! Erlauben Sie, ich habe nicht Lust, Ihre Anmaßung zu ertragen. Was ich erzählt habe, bin ich bereit, in jeder Weise zu vertreten!“

Er war von Rüdigers Seite aufgesprungen und stand jetzt in herausfordernder Stellung vor ihm. Ueber Weißenborns Gesicht zuckte ein Blitz, doch der Wetterschlag, den der Andere erwartet und vielleicht gewünscht hatte, blieb noch aus. Rüdiger that einen Zug aus seiner Cigarre, warf diese von sich, blies die Rauchwolke in die Luft und sagte mit schneidender Kälte: „Ich kann Ihnen von Ihrem Standpunkte aus weder verdenken,

noch verwehren, daß Sie von mir erzählen, was Ihnen passend dünkt. Es ist mir auch höchst gleichgültig. Nur verkuppeln Sie mich nicht, bitte! Das Märchen von Frau von Nobrega werden Sie gefälligst als eine Erfindung widerrufen." — „Weil Sie das Licht zu scheuen haben? Weil Ihr Geheimniß durchschaut ist und alle Maske nichts hilft?"

Aus Rüdigers stolzem Auge sprühte jetzt wildes Feuer, der lange gefesselte Vulkan brach aus. Erblassend stand er auf, seine Züge in ihrer plötzlichen Gährung hätten Furcht erwecken können, wenn Emils Brust Raum für dies Gefühl besessen hätte. Was sich seit einer kurzen Reihe von Stunden von unterdrückter Leidenschaft in Rüdigers Brust zusammengepreßt hatte, Schmerz und Zorn, Haß und Bitterkeit, verwundeter Stolz, Eifersucht, Verzweiflung — alles schien sich entladen zu wollen auf Ein Haupt! Wohl ihm für Zeit und Ewigkeit, daß er keine tödtende Waffe an seiner Seite führte. Aber das eine Wort, das er sprach, der Laut dieses Wortes, der Blick, der es begleitete, war genug, war eine Saat für eine dunkle, blutige Zukunft: „Bube!" —

„Zurück!" donnerte er dem Jünglinge zu, der sich selbst vergessend ihm an die Brust springen wollte. „Wir sind Edelleute! Ich stehe Ihnen Rede! In acht Tagen zu Genf."

Er kehrte sich ab und ging mit starken, aber langsamen Schritten der untern Pforte des Gartens zu, welche in das Freie führte. Emil blieb in einer Stimmung zurück, von welcher er sich selbst schwer Rechenschaft hätte geben können, auch wenn er diese gesucht hätte. Es war aber bei allem wilden Aufruhr seiner Geister ein Gefühl in ihm, wie Befriedigung, daß es nun zur Entscheidung gekommen sei und daß es sich nun, gleichviel wie der Ausgang auch sein werde, für seine Zukunft klären müsse. Auch er konnte jetzt die Einsamkeit, in die er sich zurückgezogen hatte, nicht mit der Gesellschaft der Seinigen vertauschen — wie hätte er dem Auge seiner Mutter begegnen können? Er mußte sich diesem auf längere Zeit, wo möglich bis zu dem entscheidenden Tage entziehen. Aber als er den letzten Gedanken kaum gefaßt hatte, gab er ihn, von brennender Eifersucht befallen, schon wieder auf. Sollte er das Feld räumen, sich in der Ferne mit Zweifeln quälen, was der Verhaßte, wenn dieser im Hause zurückblieb, während seiner Abwesenheit — ? — Nimmermehr! Wenn Rüdiger abreiste, dann wollte auch er nicht lange säumen. Bis dahin mußte er wohl Kraft finden, sich zu beherrschen, und damit er den schweren Anfang überwinde, beschloß

er, wenigstens den heutigen Tag sich der Gesellschaft, die er fürchtete, zu entziehen.

Er fand im Garten die Schweizerin, die seiner Mutter diente — sie wollte ihm ausweichen, und gehorchte nur widerstrebend und mit brennenden Wangen, als er sie rief; aber er achtete nicht auf ihre sichtliche Bestürzung, sondern befahl ihr, seiner Mutter zu sagen, daß er heut nicht zur Mahlzeit und vielleicht erst spät in der Nacht zurückkehren werde, da er eine weite Fußwanderung unternommen habe. Dann verließ er den Garten durch dieselbe Pforte, welche Rüdiger benutzt hatte, draußen aber schlug er eine Richtung ohne Plan, quer durch die Felder ein, hoffend, der Zufall werde ihm eine zweite Begegnung mit seinem Widersacher ersparen. Morgen, davon war er überzeugt, würden dann Beide die nöthige Selbstbeherrschung gewonnen haben, um sich nicht zu verrathen; daß sie mit einander nichts zu schaffen hatten, konnte nicht auffallen, da es nur ihr gewohntes Verhältniß war.

Die Schweizerin eilte, den ihr gewordenen Auftrag zu erfüllen, dann aber suchte sie das Fräulein auf, für das sie eine besondere Zuneigung gefaßt hatte, und fand Laura zu ihrer großen Freude allein. Sie war in solcher Aufregung, daß es auffallen mußte. „Was ist dir, Lisi?" fragte Laura besorgt.

Das Mädchen erzählte nun mit hastigen Worten, welche dadurch kaum verständlich wurden, was sie gehört und gesehen hatte, wobei sie sich eifrig verwahrte, daß sie nicht mit Absicht herangeschlichen sei, um die jungen Herren zu belauschen. Sie hatte hinter der Hecke ganz unbekümmert um diese, welche ihr Kommen gar nicht bemerkt hatten, in den Beeten grüne Bohnen gepflückt, als sie auf einmal die heftigen Stimmen gehört. Was die Herren mit einander gehabt, wußte sie nicht, aber als sie erschrocken den Kopf hinter den hochberankten Stangen vorgesteckt, hatte sie gesehen, wie der junge Herr Emil auf den fremden Herrn losgestürzt war, und gehört, wie dieser ihm: „Zurück!" zugeschrieen und: „Wir sind Edelleute!" Diese Worte allein mit donnernder Stimme gesprochen, waren der Schweizerin deutlich erinnerlich geblieben, mehr wußte sie nicht; aber sie reichten hin, um Laura bis zum Tode zu erschrecken, da sie keine Mißdeutung zuließen.

Erblassend dankte sie dem Mädchen für die Mittheilung und entließ sie mit der Bitte, gegen keinen Menschen etwas davon zu sagen; die Herren seien nahe Verwandte und würden sich, wenn sich niemand hinein mische,

leicht wieder vertragen. Aber ihre eigene Meinung war das nicht, vielmehr fühlte sie eine heiße Angst, daß nun ein schweres Unglück über die bisher so glückliche Familie hereinbrechen werde, und dazu gesellte sich das Gefühl, daß sie verpflichtet sei, dasselbe zu verhüten. Wie aber? Was sollte sie thun? Der Mutter davon erzählen, damit ihre Liebe das unselige Zerwürfniß zu schlichten suche, ehe die Mahnung an die Standesehre, welche in Rüdigers Worten sie erschreckt, zu blutigen Folgen geführt habe? Es konnte nur Oel in das Feuer gießen, wie sie Emils Stimmung kannte — jedes Ansinnen, einen Schritt zur Versöhnung zu thun, würde auf ihn wirken wie der Sporn auf ein unbändig aufbäumendes Roß. Die Hand mußte von Rüdiger geboten werden — und sie allein, Laura, mußte mit ihm sprechen, ihn dazu bewegen, selbst auf die Gefahr hin, die schmerzhaftesten Wunden zu berühren.

Als sie diesen Entschluß gefaßt hatte, kehrte ihre Zuversicht zurück und sie konnte mit ruhigem Blick in den Salon treten, wo sie die Familie, mit Ausnahme der Beiden, was wohl natürlich war, vereinigt fand. — „Emil hat mir sagen lassen, daß er sich schnell zu einer Partie entschlossen hat und erst spät wiederkommen wird," sagte die Mutter. „Ob er allein gegangen ist? Mit Rüdiger vielleicht?"

Laura fühlte, wie das Blut ihr plötzlich zum Herzen drang. Die Rasenden hatten doch nicht ihren Streit gleich auszukämpfen beschlossen. Auch Rüdiger fehlte ja! Sie begriff nicht, daß ihr dieser Gedanke, der alle ihre Hoffnungen vernichtete, nicht früher gekommen war, da er so nah lag. Die Angst, welche sie jetzt erfaßte, würde ihr erspart worden sein, wenn ihr die Schweizerin den Tag des Rendezvous und Genf, den Ort, hätte berichten können, oder wenn sie selbst die Gesetze der Ehrenhändel gekannt hätte, welche den Zweikampf ohne Zeugen ausschließen. Kaum fand sie leidliche Fassung zu der Antwort: sie wisse von nichts, und die Mutter, welche zwar ihr Erbleichen bemerkt hatte, aber doch Gründe zu haben vermeinte, schonend darüber hinweg zu sehen, forschte nicht weiter. Ihre Sorge nahm vielmehr eine andere Richtung.

Der Verlobte ihrer Tochter hatte ihr heut, als Beide eine halbe Stunde allein auf der Veranda gesessen, in dem vollen, innigen Vertrauen, das er ihr fast vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft geweiht hatte, die Unruhe seines Herzens erschlossen, in welche er durch eine Wahrnehmung des gestrigen Tages versetzt worden war. Sein Auge hätte nicht das einer

tiefen und heißen Liebe sein müssen, wenn ihm der Eindruck entgangen wäre, welchen Rüdigers plötzliche Erscheinung auf seine Braut gemacht hatte. In seinem Geiste war der schmerzliche Gedanke erwacht, ob nicht Adelheids Herz sich früher diesem Manne in erster Neigung zugewendet habe — tausend Möglichkeiten boten sich ihm, wie dann alles sich habe gestalten können, daß sie nun als verlobte Braut eines Andern ihm beim Wiedersehen begegnet sei. Was er längst über das Verhältniß wußte, hatte ihn bei der unbefangenen Art, wie Adelheid stets davon sprach, niemals beunruhigt, aber das Zeugniß des Moments war doch ein anderes. In ihrem unbewachten Benehmen hatte er mehr, als bloße jungfräuliche Verschämtheit zu erkennen gemeint, und wenn ihn auch die bald wiederfolgende harmlose Freudigkeit, der Ausdruck des Glückes, der unverfängliche Lauterkeit war, entzückt hatte, so war der Zweifel doch nicht auf Niewiederkehr zu bannen gewesen, und er hatte ihn denn in der Stunde des Vertrauens mit all' der liebenswürdigen Offenheit seiner Seele der Mutter an das Herz gelegt.

Diese hatte ihm in gleicher Weise die Beruhigung gegeben, welche sie selbst fühlte. Was Rüdiger betraf, darüber konnte sie nicht urtheilen, da er weder ihr, noch irgend einem Freunde, den er vielleicht gar nicht besaß, einen Blick in seine Seele gestattete; aber er hatte seit fünf Jahren, wo doch wenigstens kein äußeres Hinderniß einer Verbindung im Wege gestanden hätte, nicht den kleinsten Schritt gethan, einen solchen Wunsch errathen zu lassen, wie aufmerksam er auch gegen Adelheid immer gewesen. Diese dagegen, die Mutter glaubte es mit voller Gewißheit verbürgen zu können, hegte für ihn kein tieferes Gefühl, als das eines fast schwärmerischen Dankes, der wohl durch die besondern Umstände, daß sie ihm ihre Rettung aus großer Gefahr schulde, daß er um ihretwillen ein Menschenleben vernichtet, Strafe erduldet habe und eine unvertilgbare Narbe trage, gerechtfertigt sei. Hatte sie nun durch diese Versicherung den Verlobten ihres Kindes vollkommen beruhigt? Es that ihr so weh, daß seine Liebe durch einen solchen Zweifel, als könne Adelheid um ein verlornes Glück trauern und darum durch ihn niemals ganz glücklich werden, beunruhigt worden sei! Und sie glaubte diesen Zweifel noch immer in seinen Augen zu lesen, während er mit Adelheid sprach, die sich gegen ihn ganz ihrer natürlichen heitern Laune überließ. O daß er doch in ihren klaren, innigen Blicken die volle Gewißheit ihrer Liebe finden möchte!

Die Stunde der Mittagstafel war schon vorüber, und auch Rüdiger

hatte nichts von sich hören lassen. Der Vater rieth, nicht länger auf ihn zu warten, da es für ihn selbst, wenn er das bei seiner Ankunft bemerke, nur unangenehm sein könne. So ging die Familie zu Tisch, und Laura hatte alle Mühe, ihre mit jeder Minute steigende Angst nicht zu verrathen. Da trat Rüdiger plötzlich ein — gewiß hatte ihn von Laura nie ein so freudig aufleuchtender Blick empfangen, als heut, und dieser Blick wurde von ihm bemerkt. Er bat um Entschuldigung, daß er sich verspätet habe; der Vater ließ ihn nicht ausreden, sondern winkte ihn freundlich neben sich, wo sein Couvert stand, und fragte nur, ob er etwas von seinem Sohne wisse, der sich für den ganzen Tag abwesend gemeldet habe. Rüdiger verneinte die Frage und wandte sich dann an Laura, die ihm zur Linken saß, um mit ihr ein leichtes Gespräch anzuknüpfen, er fand sie aber ungewöhnlich einsilbig, ihr Herz war zu voll, als daß sie eine bloße Plauderei hätte eingehen können. Da wurde auch er schweigsam und sah eine Weile sogar starr vor sich hin. Laura, die jetzt ungestraft von der Seite beobachten konnte, bemerkte in seinem Blicke ein tief innerlich glühendes Feuer, vor welchem sie zagte.

Auf einmal weckte der Gegenstand, welchen der Vater mit dem Grafen besprach, sein Interesse. Auch Laura wurde davon, wie von einem elektrischen Schlage berührt — war es Zufall oder Schickung, daß grade jetzt vom Zweikampf zwischen den Männern gesprochen wurde? Ein trauriger Fall, der sich kürzlich in Baden-Baden ereignet hatte, war der Anlaß gewesen, daß sich die Frage nun auf das Gebiet des Prinzips hinüber spielte. Der Graf führte die Auslassungen einer im Frühling erschienenen Brochüre an, welche das Duell einen Schutz gegen das Uebermaß der eigenen Leidenschaft nennt, indem die Betheiligten den Moment der Ruhe abwarten, den ersten Zorn verrauchen lassen, der Freundschaft Muße geben, Versöhnungsversuche anzustellen, und somit alles thun, einen friedlichen Ausgang möglich zu machen.

„In den meisten Fällen ist der Zweikampf eine Thorheit," sagte der Vater. „Allerdings ist das Duell der letzte, wenn auch barbarisch gescholtene Rest der alten persönlichen Wahrhaftigkeit gegen erlittene Unbill, und es gibt Dinge, welche selbst ein Fanatiker für Schiedsgerichte nicht fremden Philistern, die oft nicht die leiseste Ahnung von dem Begriff ahnen, um den es sich handelt, zum Spruch überlassen würde, z. B. eine Kränkung, welche unserm Liebsten auf Erden, der Mutter, der Gattin oder einer Tochter,

widerfahren ist. Aber dennoch — wie hilft dem der Zweikampf ab, wenn oft der Beleidigte zu der erlittenen Schmach zu Schanden gehauen oder geschossen wird — wohl gar getödtet?" — „Seine Schuld, wenn er den Vortheil, den ihm das Ehrengesetz einräumt, den Vortheil des ersten Schusses, nicht wahrzunehmen versteht!" So ließ sich Weißenborn vernehmen, und Laura bebte vor seinem Tone. — „So würden Sie Ihrem Gegner," fragte die Mutter, „wenn Sie den ersten Schuß hätten, schonungslos nach dem Leben zielen?" — „Ganz gewiß!" erwiderte Weißenborn, und es ging Laura durch das Herz, wie die Mutter, ohne zu ahnen, welche schreckliche Bedeutung der Ausspruch für sie selbst hatte, ihm nur milde, fromme Vorwürfe machte.

„Der Soldat ist blutdürstig aus Beruf," sagte der Vater, um das Gespräch, das die Frauen aufregte, in eine heitere Bahn zu lenken, und der Graf erzählte eine verbürgte Geschichte, wie grade dies nach dem Leben Zielen vor einigen Jahren einen höchst komischen Ausgang herbeigeführt habe. Ein Gentleman, dessen Namen er nicht nennen wolle, habe in halb geächteter Stellung, die er sich in der Gesellschaft selbst bereitet, endlich kein anderes Mittel gefunden, als den ersten Besten von denen, die ihn mieden, auf Pistolen zu fordern. Dieser sei aber der beste Schütz im ganzen Lande gewesen, welchen bedenklichen Umstand der Herausforderer zu spät erfahren. Um also das Niederschießen unmöglich zu machen, habe er ihm haarscharf auf den Kopf gehalten und abgedrückt, die Kugel sei aber nur durch seine Locke gegangen. Hierüber erbittert, habe der Andere, der ihm eigentlich nichts habe anthun wollen, seine Waffe gehoben, um ihm nun doch einen Denkzettel zu geben. Da sei dem Gentleman denn herzensangst geworden, er habe sein Pistol zur Erde geworfen und mit Stolz erklärt: „Er habe nun Genugthuung und verlange keine mehr!" worauf unter allgemeinem Gelächter der Zeugen und des Arztes der Gegner seinen Schuß in die Luft gethan und die Sache beendigt gewesen sei, freilich ohne in der bisherigen gesellschaftlichen Stellung des kühnen Duellanten auch nur das Mindeste zu ändern.

Auch hier nahm ein fröhliches Gelächter des ganzen Kreises den humoristischen Schluß auf, und Laura freute sich in tiefster Seele, daß Rüdiger so herzlich einstimmte.

7.

Der Zufall war günstig gewesen, er verschaffte der Besorgten den Moment, nach welchem sie sich gesehnt hatte und sie zagte nicht, das Glück bei der Stirnlocke zu fassen, die Augenblicke waren kostbar.

„Lieber Cousin, ich habe eine Frage an Sie zu richten." — „Doch nicht wieder die schöne Brasilianerin betreffend?" entgegnete er. — „Nein. Aber Sie haben einen Streit mit Emil gehabt — weßhalb?" Sie gab sich alle Mühe, ihren Ton so sanft und bittend als möglich zu halten. — „Woher wissen Sie das?" fragte er schroff. „Von ihm selbst — er hat Ihnen auch das erzählt! Nicht wahr?" Er sagte das mit bitterem Lachen, das sie tief verletzte und ihr wenig Hoffnung ließ. — „Wie können Sie das glauben?" rief sie. „Welche elende Gesinnung trauen Sie Emil zu? Ich betheure Ihnen, daß er keine Ahnung davon hat, daß ich etwas weiß, ich habe ihn seit dem Vorfall gar nicht gesehen." — „So haben Sie selbst uns vielleicht —?" — „Gleichviel, wer mir davon erzählt hat!" unterbrach sie ihn. „Emil hat keinen Menschen seitdem gesehen oder gesprochen. Ihm geben Sie die Schuld nicht. Was soll nun geschehen, lieber Vetter? Blicken Sie mich nicht so böse an! Ich bin die Einzige von der Familie, welche davon weiß, und niemand soll davon erfahren — aber um Gotteswillen beschwöre ich Sie, lassen Sie nichts Schlimmeres folgen!"

„Ich will mit Ihnen, da Sie so offen gegen mich sind, nicht Versteckens spielen," erwiderte er. „Wenn Sie wissen, was geschehen ist, so wissen Sie auch, daß die Folgen sich nicht ändern lassen!" — „Zwischen so nahen Verwandten, die sich lieben sollten!" rief sie in schmerzlicher Aufregung. „Großer Gott, mußten Sie denn den armen Emil so kränken?" — „Der mich verfolgt hat jahrelang mit verdächtigender und nichtswürdiger Nachrede, der sich wie ein Polizeispion an meine Fersen gehängt hat! Er weiß nicht, was er mir —" hier unterbrach Rüdiger seine heftige Rede, welche mehr verrathen wollte, als ihm lieb gewesen wäre, und er setzte bitter hinzu: „Selbst wenn ein Roß mit Bissen und Gekläff angefallen wird, wehrt es sich mit einem Hufschlag — das liegt in der Natur und muß nun auch hingenommen werden."

„Aber — wenn Sie doch Emil Unrecht gethan hätten — wenn alles, was nicht durch seine Schuld gesprochen worden ist, niemals Glauben gefunden hat? Ich schwöre es Ihnen, daß nichts, was Ihnen nachtheilig

gewesen wäre, je geglaubt worden ist! — Und wenn Sie," fuhr Laura schneller fort, da sie den Eindruck bemerkte, den ihre letzten Worte auf ihn machten, „wenn Sie doch gewiß für uns alle — mögen Sie über Emil denken, wie Sie wollen — eine freundliche Gesinnung hegen, wenn Sie die Tante, ich weiß es, mit treuer Liebe verehren, und den Onkel, der es so gut mit Ihnen meint, wenn Sie Adelheid lieb haben" — sie zwang sich, das Wort möglichst ruhig auszusprechen — „wollen Sie ihr nun tausend Thränen auspressen, wie der Mutter, wenn das Schrecklichste sich ereignen sollte?" —

„Sorgen Sie nicht, Cousine," entgegnete Rüdiger mit einem kalten äußern Hohne, der im seltsamen Widerspruch mit dem bebenden Laut seiner Stimme stand, dem Zeugniß mächtiger innerer Bewegung. „Mein Vetter hat den ersten Schuß — und, ich habe es oft gesehen, eine feste Hand." — „O — das ist herzlos, Rüdiger!" sagte Laura, in Thränen ausbrechend. „Ist es nur ein Leben, für das wir zittern?" — Er nahm ihre Hand, er sagte kein Wort, aber er war tief ergriffen. Sie wollte sich von ihm losmachen, doch hielt er ihre Hand mit sanfter Gewalt fest und sie faßte sich in wunderbarer Kraft.

„Noch ist alles gut zu machen, Rüdiger! Sie werden nicht namenloses Leid auf alle häufen wollen, für die Sie trotz Ihrer Verschlossenheit ein Herz haben." — „Laura!" unterbrach er sie mit dem Tone wahren Gefühls, und nach einer kurzen Pause setzte er hinzu: „Es ist nicht mehr zu ändern. Ich verspreche Ihnen aber, Emil kein Haar zu krümmen!" — „Wieder diese herzlose Beschuldigung!" rief Laura. „O Sie verdienen es nicht, daß auch um Sie —." — „Ja, Laura! Ich verdiene mein Glück nicht! Ich habe nie verdient, ein solches zu besitzen! — Lassen Sie uns abbrechen. Eine andere Sühne ist unmöglich!" — „Aber wenn Sie die Hand zur Versöhnung böten? Sie bedürfen es doch nicht, Ihren Muth erst zu beweisen — und es gehört noch ein größerer Muth dazu, Rüdiger, seine Uebereilung einzugestehen, als sie mit den Waffen zu vertreten! Das wird immer viel höhere Ehre bringen. Niemand weiß ja um den Vorfall — Emil wird gerührt und freudig Ihre Hand ergreifen, und auf die lange unnatürliche Entfremdung eine wahre Freundschaft folgen!" —

„Sie sind ein junges Mädchen, Laura," erwiderte er auf ihre eifrige, vom Herzen strömende Rede, als sie ihm bittend und erwartungsvoll in die Augen sah. „Das sind schöne Träume! — Nennen Sie es einen höhern

Muth, so gestehe ich Ihnen meine Feigheit — ich besitze ihn nicht. Noch nie habe ich einen Schritt zurück gethan. Wenden Sie sich nicht von mir ab. Ich kann nicht anders! Oder es gäbe nur einen einzigen Ausweg —." — „Und welchen?" rief sie von neuer Hoffnung belebt. — Er stieß einen schweren Athemzug aus und sagte feindselig: „Wenn ich mir selbst — nein, Laura," lenkte er sanfter ein, „das sollen Sie nicht hören. — Ich kann nicht anders. Die Sache muß ihren Lauf haben. Morgen reise ich ab. In einigen Tagen, damit es nicht auffällt, wird mir Emil folgen. Wie er aber auch — denken Sie an unser Tischgespräch — wie er aber auch seinen Vortheil wahrnehmen möge, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, sein Leben, ja seine Person soll mir heilig sein. Mehr fordern Sie nicht von mir."

Sie nahm seine dargebotene Hand und eine neue Gegenrede schwebte auf ihrer Lippe, als sie den Grafen bemerkte, der aus der Thüre trat. Erröthend hielt sie dennoch Rüdigers Hand fest, um der Scene nicht einen für sie verletzenden Charakter in des Grafen Augen zu geben und sagte: „Sie dürfen morgen noch nicht abreisen. Ueber den morgenden Tag ist verfügt, Sie dürfen nicht fehlen."

Der Graf trat hinzu und vereinte seine Bitte mit Laura's. Er war so herzlich, daß Rüdiger davon wahrhaft ergriffen wurde. Dies Herz von Stahl schien einen Moment seine Natur zu verläugnen — war es das Bewußtsein, wie wenig er des Grafen Herzlichkeit verdiene, das ihn so tief bewegte? Es war aber nur ein Moment, und niemand hatte wohl die Anwandlung bemerkt, denn er beherrschte auch im gewaltigsten innern Affekt sein Aeußeres streng. Laura's Aufmerksamkeit war überdies mehr dem Grafen, als ihm zugewendet, denn sie glaubte in Richards Augen einen Ausdruck unendlicher Glückseligkeit wahrzunehmen, der einen ganz bestimmten Anlaß haben mußte. Es fand sich aber keine Gelegenheit, das zu ergründen und sie verließ die beiden Männer.

„Herr Graf," sagte Rüdiger, sobald Sie allein waren, „ich habe eine Bitte an Sie." — „Mit tausend Freuden, Herr von Weißenborn, was auch Ihr Wunsch sei." — „Ich bin hier entfernt von allen meinen Freunden und Bekannten — wollen Sie mir in acht Tagen zu Genf in einer Ehrensache Ihren Beistand leihen?" — Der Graf war betroffen, doch sagte er ohne Bedenken zu. „Darf ich fragen?" fuhr er dann fort. — „Ich sage Ihnen alles an Ort und Stelle, verzeihen Sie mir, ich habe Gründe dazu, und bitte deßhalb auch um Ihre Discretion. Alle Arrangements sind schon

getroffen.“ — „Auch eine Vermittelung versucht?“ — „Diese ist unmöglich,“ versicherte Weißenborn. — „Das läßt sich wohl von keiner Verwickelung so unbedingt sagen. Oft führt ein Weg, welcher zuerst aller Augen verborgen war, zu einer für beide Theile ehrenvollen Ausgleichung, und diese muß doch eben auch beiden Theilen, wenn sie wirklich ehrenhaft ist, erwünscht sein. Jedenfalls fordert das geltende Prinzip den Versuch, und da Sie mich zu Ihrem Sekundanten erwählt haben, so gestatten Sie mir, ihn zu machen.“ — „Wohlan — in Genf, wo ich meinen Gegner finde, sollen Sie alles erfahren. Ich werde morgen noch hier bleiben, übermorgen reise ich ab; von Sonntag an treffen Sie mich in Genf. Der Tag zum Rencontre ist heut über acht Tage bestimmt. Ich kann aber doch auf Ihre Discretion rechnen?“ — „Wie sich in Ehrensachen von selbst versteht!“ beruhigte ihn der Graf.

Laura hatte Zeit gebraucht, um nach dem Gespräche mit Rüdiger, das ihr nur einen halben Trost gewährte, wieder Fassung für fremde Augen zu gewinnen. Sie fand ihre Cousine, welche sie dann aufsuchte, bei der Mutter, und wie sie beim Eintreten bemerkte, hatten Beide geweint. Es war aber wohl kein betrübender Grund gewesen, der ihre Thränen hatte fließen lassen, denn in ihren Augen und Mienen zeigte sich eher das Gegentheil, doch erfuhr Laura, welche nicht fragte, erst Abends im trauten Selbander mit Adelheid, was diese mit der Mutter besprochen hatte. Im Laufe des Tages war ihr Herz gegen Richard in Bezug auf das seltsame Verhältniß, das zwischen ihr und Rüdiger bestand, im vollen Vertrauen übergeströmt; sie wußte nicht recht anzugeben, wie es gekommen war, und ahnte nicht, daß Richard es, dem eigenen sehnsüchtigen Verlangen folgend, leise so gelenkt hatte. Ihm war daraus die volle beglückende Ueberzeugung geworden, daß seine Braut keine Herzensneigung für Rüdiger gefühlt, wohl aber von seiner Seite, wie sie schamhaft gestand, eine solche zuweilen zu erkennen geglaubt und sich darum vor dem ersten Wiedersehen nach ihrer Verlobung gefürchtet habe, daß sie jetzt aber, da alles so glücklich und ruhig vorübergegangen sei, sich ihrer eiteln Einbildung schäme und ein wenig gedemüthigt zwar, sich doch freue. Ihn hatte diese Ueberzeugung unaussprechlich beglückt, und der Glanz der Freudensonne war auf seinem Antlitz noch zu bemerken gewesen, als er zu Laura und Rüdiger auf die Veranda getreten.

„Alles löst sich in Frieden,“ dachte Laura, als Adelheid ihr endlich gute Nacht gewünscht hatte, und sie faltete die Hände, um zu beten, daß

Gott auch die dunkle Wolke, die nur ihrem Auge sichtbar, noch über dem Hause hing, gnädig vorüber führen möge. In der Zuversicht, welche das Gebet geweckt hatte, schlief sie ein.

Es mochte um Mitternacht sein, als sie schreckhaft aufwachte, Adelheid hatte sie gerufen.

„Hörst du nichts?“ fragte sie furchtsam. „Es wurde laut an die Hausthüre geklopft.“ — „Das wird Emil sein,“ sagte Laura schnell besonnen. „Die Liesi geht ja schon, ihm zu öffnen.“ — Auf deren Bestellung hatte Frau von Bogen angeordnet, daß sie ihn erwarten solle. Murmelnde Stimmen wurden im Hause laut — die horchenden Mädchen glaubten mehrere Männer zu vernehmen. Gleich darauf wurde auch leise an ihre Thüre geklopft, sie erschracken heftig. „Schlafen Sie, Fräuli?“ hörten sie die Stimme der Schweizerin, und als sie ängstlich gefragt, was sie wolle, klang es draußen: „Erschrecken Sie nicht, Männer von Schließweiler bringen den jungen Herrn — er hat einen bösen Fall gethan, aber es hat keine Gefahr, sagt der Hirt.“

Welch ein Räthsel ist das menschliche Herz, daß Laura's erstes Gefühl bei dieser Nachricht eher ein tröstliches, als ein schmerzliches war! Sie machte sich Vorwürfe, und doch war sie, während Adelheid noch rathlos vor Schreck war, schon aufgesprungen, hatte der Liesi zugerufen, sie werde gleich kommen und sich rasch in Nachtkleid und Tuch gehüllt. Worin lag die Beruhigung, welche bei allem Mitleid ihr Herz durchströmte wie ein linder Balsam? In der Versicherung des Mädchens, daß keine Gefahr sei? Oder vielmehr in der Gewißheit, daß nun ein viel größeres Unheil, wenigstens für die nächste Zeit, abgewendet sein werde?

Sie trat heraus, Liesi wartete auf sie mit Licht. Die Männer weilten drüben im Hausflur, wo sie die Tragbahre niedergesetzt hatten und sich nach der erhaltenen Weisung still verhielten. Laura eilte mit der Schweizerin, die nöthigen Anweisungen zu geben, daß Emil in seine Kammer getragen werde, und zu hören, was ihm geschehen sei, da ihr wiederholt versichert wurde, es habe keine Gefahr. Ihr Herz schlug voll Bangigkeit, als sie die dunkle Gestalt bei der kargen Beleuchtung regungslos auf der Tragbahre erblickte. „Bist du's, Laura?“ begrüßte sie matt eine Stimme mit der traulichen Anrede ihrer Kindheit. — „Was ist dir geschehen?“ erwiderte sie mit dem gleichen liebevollen Tone. „Aber ich höre das später — kommt, Leute, ich werde euch leuchten.“

Die Männer nahmen die Bahre auf und folgten ihr mit gedämpften Tritten durch den Corridor nach der Kammer, welche Emil jetzt bewohnte. Der Hirt von Schließweiler, welchen die Schweizerin aufrief, bestätigte unterwegs, daß er den gebrochenen Arm schon geschient und was sonst von Wunden sei, ausgewaschen und verbunden habe — sie möchte ihm nur Ruhe lassen, und wenn sie nicht nach dem Doktor schicken wolle, so werde er morgen wieder kommen. Laura bat ihn darum und hörte nun, wie es nicht anders sein konnte, im Hause die übrigen Bewohner sich regen; Lichter wurden hell, die Wirthschafterin kam herbei und schrie laut über den Anblick — schon ließ sich von unten her die ängstlich fragende Stimme der Tante vernehmen.

Kaum war Emil, der jetzt in einen Zustand der Bewußtlosigkeit gesunken war, in seine Kammer gebracht, wo ihn die Männer unter Anordnung der Frau Heinze zu Bett schafften, so eilte Laura, der Tante die Kunde mit möglichster Schonung mitzutheilen. Diese mußte sich denn mit eigenen Augen von dem Zustande ihres Sohnes überzeugen; die Nichte ging auch die Uebrigen von dem traurigen Ereigniß in Kenntniß zu setzen.

Rüdiger war der Erste, den sie im Wohnzimmer traf, wo er schon Licht angezündet hatte. — „Gott hat es so gefügt!" sagte sie, nachdem sie ihm die Nachricht gegeben, und ihr Auge suchte forschend nach dem Eindruck, den sie auf ihn gemacht habe. Doch sah sie kein Zeichen davon. Rüdiger zuckte bedauernd die Achsel, und gleich darauf erschienen auch die Andern — der Vater hielt alle ab, nach dem Kranken zu sehen. „Er ist in den besten Händen! Ruhe ist vor allem nöthig, die Mutter wird uns ja bald Nachricht bringen." — Laura mußte erzählen, was sie wußte; danach war Emil in dem steilen Klippenthale der Schließe verunglückt. „Es ist dasselbe, an welchem wir gestern Abend entlang gingen," sagte Laura, halb gegen Rüdiger gewandt.

Ein unangenehmer Gedanke schien ihm durch den Kopf zu fahren, denn er zog die Augenbrauen zusammen. Doch sagte er nichts, denn die Mutter kehrte eben zurück, um die Ihrigen zu beruhigen. Sie war aber selbst sehr traurig. Wenn auch der gebrochene Arm keine Gefahr brachte und die sonstigen äußeren Verletzungen wohl schmerzhaft, aber nicht bedeutend schienen, so kam doch alles darauf an, ob die Erschütterung keine schlimmere Folgen haben werde. Das sprach sie nicht aus, aber man sah, daß sie die Beruhigung, die sie gab, selbst nicht theilte.

Sie legte dann einen Fund auf den Tisch, welchen der Hirt ihr übergeben hatte. Dieser hatte den Verunglückten bewußtlos in den Klippen angetroffen, die bunten gemalten Steine, die eben die Mutter auf den Tisch gelegt, in der verkrampften Hand, und dicht neben ihm auf dem Boden den blanken Kranz. Laura hatte aufzuckend mit dem ersten Blicke die goldene Fassung des Schmuckes erkannt, welches die Schweizerin unter der Uhr gefunden hatte, und die Bruchstücke, die vor ihr lagen, waren die Trümmer der schönen zerschmetterten Broche! Ihr Auge flog unbewußt zu Rüdiger — ob er ihren Blick bemerkte, blieb zweifelhaft, aber sie sah, daß der seinige sich verdunkelte und daß er sich auf die Lippe biß, um deren verrätherisches Beben zu unterdrücken. Mittlerweile wurde die Vermuthung des Hirten besprochen, daß der junge Herr vielleicht nach dem glänzenden Schmuck, der an einer sehr unzugänglichen Stelle gelegen, von oben hinabgeklettert und dabei gestürzt sei. Vielleicht habe er ihn selbst verloren. Das Letztere fand aber keinen Glauben, da sich niemand erinnerte, dies Kunstwerk — denn ein solches war es augenscheinlich gewesen — bei ihm gesehen zu haben und es gar nicht in seiner Art lag, dergleichen zu verheimlichen.

Wohl trennte sich auf die Ermahnung des Vaters die Gesellschaft wieder, weil es noch tief in der Nacht war und für den Kranken sich vor der Hand nichts weiter thun ließ, aber die Ruhe kehrte nicht bei allen wieder ein; die Mutter nun gar konnte nicht anders, als an dem Bett ihres Kindes bis zum Morgen zu wachen. Emil kam bis dahin nicht mehr zum klaren Bewußtsein, er sprach zuweilen in seinem unruhigen Halbschlafe, und Worte, vernehmlich geflüstert, traten auf seine Lippen, welche die Mutter mit überraschenden Ahnungen füllten.

„Sollten das mehr als Fieberträume sein?“ fragte sie später den Gemahl, welchem sie das Gehörte mittheilte. — „Wenn du nie etwas davon bemerkt hast, was soll ich dazu sagen?“ — „Aber sie ist um zwei Jahre älter, ich glaube, daß ihr Herz — wenn es sich einem Manne zugewendet hat — eine ganz andere Neigung fühlt. — Hier ist Emils Taschenbuch, das ich der Sicherheit wegen an mich genommen habe.“ — Der Vater nahm es aus ihrer Hand und schloß es lächelnd in seinen Schreibtisch. „Auch der Sicherheit wegen,“ sagte er, und sie drohte ihm lächelnd wie er. — „Gott gebe doch,“ meinte sie dann, wieder ernst werdend, „daß alles gnädig vorübergeht. Er schläft jetzt so ruhig. Werden wir aber nicht den Arzt holen lassen?“ — „Was kann er mehr thun?“ entgegnete der Vater.

„Du kennst meine Ansichten über die Fakultät, besonders über ihre Delegaten in kleinen Städten. Lassen wir es beim Schäfer vorläufig.“

Emils ruhiger Schlaf schien doch sehr leise zu sein, denn er wurde durch das fast unhörbare Oeffnen seiner Kammerthüre unterbrochen. „Vetter!“ sagte der Kranke mit vernehmlicher Stimme, und Frau Heinze, welche bei ihm als Wärterin saß, blickte unwillig nach der Thüre und winkte den Eintretenden heftig zurück. — „Rüdiger!“ sagte aber der Kranke so dringend, daß sie es nicht hindern konnte, als der Gerufene leise auftretend doch rasch an das Bett ging. — „Wie geht es, Emil?“ fragte er mit warmer Theilnahme. — „Ich werde doch kommen — ich hoffe es ganz gewiß!“ flüsterte der Kranke schwach. — „Emil, ich bitte dich um Verzeihung — hörst du? Ich war meiner Sinne nicht mächtig — verzeihe mir!“ — „Aber Herr von Weißenborn!“ fiel die Wärterin ein, indem sie ihm die Worte heimlich ins Ohr raunte, „wollen Sie ihn denn todt machen? Er soll Ruhe haben!“ — „Die gebe ich ihm, gute Frau!“ versicherte Weißenborn mit eindringlich leisem Tone und legte seine Hand auf Emils, welche auf der Decke ruhte. — „Gott sei mit dir!“ sagte er dann, daß der Kranke ihn verstehen konnte — er fühlte ein leises Zucken seiner Hand, ob friedlich oder feindlich, wer mochte das enträthseln? Rüdiger entfernte sich dann schnell, indem er gegen die Wärterin bedeutsam und bittend den Finger auf den Mund legte.

Als er draußen war und die freie Morgenluft seine glühenden Wangen umwehte, blickte er auf wie Einer, der staunend aus einem Traume erwacht. Und doch hatte er mit vollem Bewußtsein, nicht von einem dunkeln Gefühle hingerissen, gehandelt. Sein Auge wandte sich nach einem Fenster, dessen Jalousien noch geschlossen waren. „Gott segne euch Beide!“ war der Gedanke, der seine Lippen, wenn auch lautlos, bewegte. Er kreuzte die Arme auf der Brust und stand eine Weile in tiefes Sinnen verloren. Dann kehrte er sich rasch um und suchte Gesellschaft. Er fand aber nur den Grafen. „Herr Graf,“ sprach er ihn gleich an, „ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit. Die Sache ist beigelegt — sie ist vermittelt!“ — „Das freut mich von Herzen,“ erwiderte Bender. „So bleiben Sie länger bei uns!“ — „Heut noch, wie ich versprochen habe. Länger ist es unmöglich.“

Das Gespräch fiel nun natürlich gleich auf den Kranken, und auch, als sich nach und nach die übrigen Glieder der Familie versammelten, blieb es, oft unterbrochen, immer wieder dem Gegenstand allgemeiner Theilnahme

zugewendet. Die Mutter war bald wieder zu Emil gegangen und kam nach einer Stunde ganz freudig zurück. Emil hatte sein volles Bewußtsein, er schien selbst über seinen Zustand ruhig zu sein, und der Hirt, der sich wieder eingestellt und den Verband nachgesehen hatte, war der Meinung, daß die Natur sich schon allein helfen werde, man solle sich nur nicht ängstigen, wenn nach zwei Tagen noch ein heftiges Wundfieber kommen werde.

So verging der Tag für die Familie glücklicher, als es den Anschein gehabt, und Weißenborn, der seine Absicht, die Sommernacht zur Reise benutzen zu wollen, erklärt hatte, nahm Abschied. Es war stets seine Weise gewesen, dabei fast abstoßend kurz zu verfahren, heut fiel das noch mehr auf. Kaum daß er jedem die Hand reichte — Laura vergaß er dabei ganz. Als das Rollen des Wagens, der ihn entführte, verhallt war, ging die Mutter wieder zu ihrem Sohne, und die Andern trennten sich. Adelheid und Laura sprachen beim Schlafengehen an diesem Abende gegen ihre Gewohnheit fast kein Wort mehr.

Am Morgen lauschte die kleine Schweizerin unter mancherlei Vorwänden auf eine Gelegenheit, ihr liebes Fräulein allein zu treffen. Endlich! Sie gab ihr ein Briefchen, das ihr der junge Herr gestern zur richtigen Bestellung anvertraut hatte — Laura erröthete glühend, und es war wohl vor Unwillen über sein Thun. „Ich weiß, es ist nur ein Scherz noch," sagte Liesl, die wohl richtig errieth, was das Fräulein fühlte. „Der Herr hat eine Braut."

Laura entfernte sich, das inhaltschwere Billet zu lesen. „Ich habe doch den Muth besessen, den ich mir selbst nicht zutraute. Was mich bewogen hat, den ersten Schritt in meinem Leben rückwärts zu thun, das, Laura, ist meine eigene Sache. Ob mich Emil verstanden hat, weiß ich nicht — ich lege die ganze Sache in Ihre Hand; sprechen Sie mit ihm, wenn es erst statthaft ist — besteht er auf dem ersten Abkommen, nun so darf ich mich nicht weigern. Und verzeihen Sie mir, daß ich so indiscret war, die Dienerin mit diesen Zeilen zu beauftragen, ich wußte keinen andern Weg. Auch habe ich ihr gesagt, daß ich — eine Braut habe. Kann sein, daß die nächste Zukunft das wahr macht! — — Die Rose ist zermalmt, nur das Gold ist geblieben. Ihr Blick traf die Wahrheit — der Wurf auf unserm Spaziergange — ich zerschmetterte das Symbol, das keinen Sinn mehr für mich hatte! Nur daß ich Ihnen nicht wie ein Knabe erscheine, der nicht gewußt

hat, was er wollte, und dann um die Frucht, die zu pflücken er den Muth nicht gehabt, in kindische Klagen ausbricht. Denken Sie daran, was ich Ihnen schon sagte. Ich habe niemals verdient, ein Glück, wie ich erstrebte, zu besitzen! Das war es, was mich in Fesseln warf — meine Begriffe sind etwas altspanisch zugespitzt, nicht wahr? Ich bin aber von je meinen eigenen Weg gegangen, und ändern konnte ich mich nicht, selbst nicht um den Preis! Wer es mit mir wagen will, mag es thun auf eigene Gefahr. — Wen ich wahrhaft lieb habe, dem muthe ich es nicht zu. Leben Sie wohl, Laura. Werden Sie glücklich."

Laura senkte ihr Haupt — vor ihrem innern Auge dämmerten weite Fernen. Alle Umrisse zerrannen in Duft, darüber hinwehend entfärbte Blätter, der Winde Spiel! Aber eine treue Hand legte sich auf die Schulter der Sinnenden, und als sie aufblickte, sah sie das liebevolle Auge ihrer Tante. „Träumst du, Kind?"

Aus Jenas Jubelfeier.

Von

Fr. Friedrich.

Stoßt an! Jena soll leben, hurrah, hoch!
Die Philister sind uns gewogen meist,
Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt.
Frei ist der Bursch! Frei ist der Bursch!

1. Eine Jubelfahrt von Apolda bis Jena.

Der Dampfwagen hielt in Apolda still. Die Wagen entluden sich, und die bei weitem größte Anzahl der Angekommenen stürzte sich mit lautem Hurrah auf eine Anzahl Wagen, welche bereit standen, um die zur Jubelfeier eilenden Gäste nach Jena zu fahren. Es war ein wildes, heftiges Gedränge, jeder beeilte sich, einen Platz zu erobern, denn selbst auf dem schlechtesten Ackerwagen zu fahren ist bequemer, als drei Stunden im Sonnenbrand zu Fuß zu laufen. Dazu hatte keiner Lust, denn es war ein gefahrvolles Unternehmen. An dem Wege stehen zahlreiche Wirthshäuser, die blicken den Wanderer verlockend an, in ihnen gibt's Ziegenhainer Bier in den bekannten hölzernen Kännchen, da kann kein alter jenenser Bursch widerstehen, es treibt ihn hinein, wenn ihn nicht ein paar Gäule gewaltsam vorüberziehen.

Die Wagen waren angefüllt und noch nicht die Hälfte der Harrenden hatte Platz gefunden, da kam ein großer mächtiger Möbelwagen angerollt, und auf ihn stürzten die Ungeduldigen los. Ehe noch die Pferde still standen, wurde er von vorn und hinten und an beiden Seiten über die Räder hinweg erstiegen. Wer auf den Wagen wollte, für den hieß es schnelle Beine, starke Arme und noch stärkere Rockschöße haben, denn an diese klammerten sich die Hintermänner mit der Angst der Verzweiflung.

Noch ehe der Kutscher Zeit gewann, den Hinaufkletternden auseinander zu setzen, daß der Wagen bestellt sei, war er bereits zum Uebermaß erfüllt und keiner wich wieder von dem Platze, den er mit Gefahr seiner Beine errungen hatte. Umsonst war alles Schelten und Fluchen des Kutschers, umsonst seine Bitten und seine Erklärung, daß die Pferde so viel Menschen nicht zu ziehen und die Achsen des Wagens sie nicht zu tragen vermöchten. Was kümmern Einen die Pferde und die Achsen, wenn es zur Jubelfeier geht! „Kutscher fahr zu!“ tönte es dem Erbitterten von allen Seiten, wohin er sich auch wandte, entgegen, und in stiller Verzweiflung ergab er sich endlich in sein Geschick und fing an die Häupter seiner Lieben zu zählen und sieh — es waren neun und dreißig, die dicht gedrängt in vier langen Reihen auf dem Wagen saßen mit Koffern und Reisesäcken, Schirmen, Stöcken und Hutschachteln.

„Es sind zu viel, die Pferde können sie nicht ziehen, die Achsen brechen,“ warf der Rossebändiger noch einmal ein, aber neun und dreißig kräftige ungeduldige Stimmen riefen ihm entgegen: „Kutscher nicht raisonnirt, sondern vorwärts marsch!“ — Da schwang er die Peitsche, die Pferde zogen an, und mit lautem Hurrah ging es fort in Apolda hinein. Der Wagen schwankte und krachte, er hatte bis dahin nur alte Möbeln getragen und jetzt befanden sich neun und dreißig alte Häuser auf ihm; doch was that's? Kam es schlimm, so konnte er höchstens brechen oder umwerfen, das war alles! dafür ging es zur Jubelfeier, und Spaß muß auch sein.

Mit lautem Jubel wurde der Wagen in Apolda, der Strumpfwirkerstadt, begrüßt. Von den Dächern flatterten Fahnen, aus den Fenstern schauten alte und junge Damengesichter, denen wurden lustige „Hochs!“ gebracht, denn die eigenen Frauen und Kinder waren ja daheim. Und waren es nicht Burschen, die nach Jena fuhren? Freilich alte Häuser zum Theil mit greisen Köpfen, aber das farbige Burschenband, welche sie wieder über die Brust gehängt hatten, rief Jugenderinnerungen und Jugendmuth mit all seinen tollen und lustigen Streichen zurück. „Ja, frei ist der Bursch!“ das fühlt man selbst auf einem Möbelwagen, mag er auch schaukeln und sich wiegen, mögen auch seine Achsen und Federn jeden Augenblick zu brechen drohen — auch er ist frei und kann thun, was er will!

Zwei frische Gäule wurden zum Vorspann genommen, der Kutscher schwang die Peitsche und war unermüdlich mit derben Ermunterungen und freundschaftlichen Hieben, und vorwärts ging es wieder der Musenstadt ent-

gegen. Zwischen Apolda und Jena liegt aber ein Berg, der ist so hoch und lang, daß ihn selbst der stärkste Glaube nicht versetzen kann, und diesen Berg ging es hinan, aber langsam, langsam nach der Melodie des Goethe-schen Liedes:

„Eine Wassermaus und eine alte Kröte,
Gingen eines Abends noch so späte
Einen steilen, steilen Berg hinan.“

Was half da alles Singen und Jubeln der alten Burschen, was half all ihre Ungeduld und ihre Sehnsucht nach dem traulichen Jena! Die müden Gäule kümmerten sich nicht darum und haben in ihren Pferdeherzen gewiß alle Jubelfahrten, alle Möbelwagen und alten Häuser verwünscht. Und obenein brannte die Sonne recht freundlich warm, der Staub legte sich wie dicker trockner Thau auf Röcke, Hüte und Zungen, und die Füße bemühten sich vergebens, sich unter den Koffern, Kisten und Reisetaschen ein bescheidenes Plätzchen zu suchen. — Eine halbe Jubelfeier für ein Kännchen Lichtenhainer! Aber erst oben auf dem Berge steht ein Wirthshaus, und bis dahin hatten die Pferde noch manche freundschaftliche Peitschenerinnerung zu ertragen.

Es gibt aber kein besseres Mittel in der Welt, die Gemüther zur stillen Beschaulichkeit zu lenken, als Staub und Durst, und ein schmaler Sitz auf einem ewig wackelnden Möbelwagen ist auch nicht geeignet, die Begeisterung zu erhalten und die Herzen zu erfrischen. Das lustige Singen der Jubelfahrer legte sich mehr und mehr, und jeder suchte mit seinem Nachbar oder dem ihm Gegenübersitzenden eine Unterhaltung anzuknüpfen.

„Sie wollen zur Jubelfeier nach Jena?“ fragte ein alter Bursch mit grauem Kopfe einen ihm gegenübersitzenden Mann, dessen Haar dieselbe Farbe trug. — „Ja,“ lautete die kurze Antwort desselben, da er nur ungern sich aus seiner stillen Beschaulichkeit hervorreißen ließ. — „Sie haben in Jena studirt?“ fragte der erstere weiter, und er erhielt wieder ein kurzes „Ja“ zur Antwort. Aber auch dieses schreckte ihn noch nicht ab und er forschte wieder: „haben Sie lange in Jena studirt?“ — „Nein,“ erwiderte der Andere. „Ich bin nur acht Wochen in Jena gewesen, da — da wurde ich relegirt. Aber es hat mir auch in den acht Wochen gut in Jena gefallen, deshalb reise ich jetzt zu seiner Jubelfeier.“ — „Ich bin auch nur acht Wochen dort gewesen, dann haben sie mich fortgesandt,“ rief der Erstere lebhaft und scheinbar erfreut, einen solchen Leidensgefährten ge-

funden zu haben. „In welchem Jahre waren Sie in Jena?“ — „Im Sommersemester 1817.“ — „Ich auch, ich auch,“ rief der Erstere noch lebhafter und blickte seinen Nachbar prüfend an. „Sie heißen M.?“ fragte er. — „Ja.“ — „Und ich heiße L.!“ Und beide Jugendfreunde und Schicksalsgenossen lagen sich in demselben Augenblicke in den Armen und drückten einander fest an die alte Brust, und es glänzte in ihren Augen etwas, was so hell und klar wie Freudenthränen aussah.

Es lag auch etwas Rührendes in dieser Erkennungs- und Wiederfindungsscene auf dem Möbelwagen zwischen Apolda und Jena. Beide waren Jugendfreunde gewesen, hatten zusammen die Schule besucht und waren Ostern 1817 zusammen nach Jena gezogen. Nach acht lustigen Wochen hatten sie beide in unzertrennlicher Freundschaft dem Magnificus die Fenster eingeworfen und waren beide zusammen relegirt. — Nun hatte sie aber das Schicksal auseinander gerissen, sie hatten sich nicht wiedergesehen und auch lange nichts wieder von einander gehört, bis der Möbelwagen sie in dieser Stunde wieder zusammengeführt hatte. Darum war ihre Freude eine so große, darum glänzte es in ihren Augen — es geht doch nichts in der Welt über treue Freunde und Schicksalsgefährten!

Der Wagen hielt vor dem ersten Wirthshause auf der Berghöhe still, und mit Lichtenhainer Bier erneuten die beiden alten Burschen ihre Freundschaft und das alte „Du.“ — Ha, Lichtenhainer Bier, wie das die Gemüther erfrischte und die Begeisterung wieder hob, wie mit jedem Kännchen das alte Burschenblut wieder lustiger und toller durch die Adern rann, wie kräftig die Brust sich hob und wie frisch und laut die alten Lieder erklangen! Ja, Lichtenhainer Bier — welchen Muth und welche Kraft das gibt! Das Vorgespann wurde heim nach Apolda geschickt, und schnell schob nun der Wagen die Gäule den Berg hinab, immer näher und näher der trauten Jubelstadt entgegen. Aber zu langsam für die ungeduldigen alten Häuser. Und es ging auch noch zu langsam, denn Wagen auf Wagen holte den unsrigen ein und fuhr mit lautem Hurrah an ihm vorüber, und wir, die Hauptmacht, neun und dreißig Mann und zwei Kutscher stark, sollten zuletzt kommen! Mahnungen auf Mahnungen zu größerer Eile ergingen an den Kutscher, aber sein Gemüth war noch unempfindlicher und dicker als das Fell der Pferde, bei denen die Peitschenhiebe gleichfalls nicht mehr fruchten wollten.

Endlich, endlich bog der Wagen um die letzte Bergecke, und der

Hausberg mit dem alten Fuchsthurme darauf blickte uns freundlich grüßend entgegen. Mit lautem Hurrah wurde er begrüßt, die Mützen und Hüte wurden geschwenkt, und es war fast, als ob der alte Gesell in der Ferne freundlich lächelte und uns zurief: „he, ich kenne euch wohl, ja ich kenne euch. Ihr seid zwar Philister geworden, aber der alte Bursch sitzt euch noch im Nacken und droht jeden Augenblick hervorzubrechen und mit euch durchzugehen. Ja, ich kenne euch! Ihr waret tolle und lustige Burschen, darum begrüße ich euch doppelt herzlich und heiße euch lieb willkommen.“ — Von den Gipfeln der Berge wehten Fahnen grüßend herab, uns zur Linken zog sich das Schlachtfeld von Jena hin, auf welchem Napoleon für Deutschland so unangenehm geworden war. Zur Rechten lugte die bekannte Oelmühle traulich und verführerisch aus dem Grün der sie umgebenden Bäume hervor — doch was kümmerten uns Fahnen und Schlachtfeld, was Napoleon und die Oelmühle! „Nach Jena, nach Jena!“ riefen neun und dreißig Stimmen, und in demselben Augenblicke tauchten die Thürme der alten lieben Stadt vor uns auf. Es wehten flatternde und farbige Fahnen von ihnen herab, und es war uns allen so freudig und begeistert zu Muthe, als ob die Fahnen auf unser eigenes Haupt gepflanzt wären und wir zur eigenen Jubelfeier führen.

Wieder wurde das alte Lied angestimmt: „Stoßt an! Jena soll leben, hurrah hoch!“ und wohl selten hat es so freudig und begeistert geklungen. Und die Berge ringsum stimmten in den lauten Jubel mit ein und riefen im Echo zurück: „hurrah hoch!“ Die Pferde schienen endlich zu merken, daß es eine besondere Bewandniß mit einer Jubelfeier haben müsse und sie sich nicht blamiren dürften. Sie nahmen ihre letzten Kräfte zusammen, brachten ihren gewohnten Bummeltrab zum Opfer, und rasch auf wackelndem, schwankendem Wagen ging es durch die erste große, aus Tannengrün aufgebaute Ehrenpforte in das Gebiet der Stadt hinein mit lautem Sang und Schwenken der Hüte.

„Frei ist der Bursch! frei ist der Bursch!“ hallte es unaufhörlich, und die Philister empfingen uns so freundlich, als wäre der Möbelwagen eine Arche Noah, welche lustig daher geschwommen käme, und die Mädchen grüßten so vertraulich lächelnd aus den Fenstern, als ob keiner von allen Weib und Kind daheim gehabt hätte. Doch „frei ist der Bursch!“ — und alte Burschen waren es, die durch die Straße hinzogen. — Noch waren wir in der Vorstadt da hielt der Wagen plötzlich vor dem alten Thurme,

unter welchem der Thoreingang zur Stadt hineingeht, still, und der Kutscher weigerte sich, weiter zu fahren, weil das Thor zu niedrig für den großen Wagen sei. O Schmach! Wir sollten vor dem Thore absteigen und zu Fuß in die Stadt hineinlaufen! Der Schlingel hatte seine Bezahlung bereits in der Tasche, das hatte ihm Muth gegeben, aber er wußte noch nicht, was es heißt, alte Burschen fahren und sie vor dem Thore absetzen wollen. „Auf den Markt! Auf den Markt!" erscholl es wie aus einem Munde, da half kein Weigern und Einreden. Was kümmerte uns der Wagen! Bis zum Markte mußte er uns schaffen und sollte er uns auf zerbrochenen Achsen hinschleifen — gleichviel und immer noch besser als zu Fuß den Einzug in die alte Musenstadt zu halten.

Der Kutscher blieb unerbittlich zäh trotz alles Lärmens; da erhoben sich einige Stöcke und trieben die Pferde an, zahlreiche alte Burschen und Philister drängten sich herbei und schoben den Wagen von hinten nach und gewaltsam ging es unter dem Thore hindurch. Zwar knackte und schwankte der Wagen verdächtig, aber „frei ist der Bursch! frei ist der Bursch!" erklang es so laut und jubelnd, und glücklich ging es durch.

Fahnen neben Fahnen flatterten von den Dächern und aus den Fenstern, Kränze und Guirlanden bedeckten die Häuser, alte und junge Damenköpfe schauten aus den Fenstern, und zwischen ihnen allen ging es die Straße entlang, an dem Burgkeller vorbei zum Markt. — Victoria, wir waren glücklich angelangt!

---

2. Am Vorabend.

Auf zum Paradiese und zur Festhalle! Wir hatten uns für fünfzehn Groschen den Unschuldszustand zurückgekauft, damit wir eintreten könnten in das Paradies, und das kleine Porzellanzeichen in dem Knopfloche des Rockes auf der linken Brust hatte uns alle zu Engeln gestempelt. Flügel waren zu unmodern und zu gefährlich, denn wie leicht würde dann die Freiheit noch einen heftigern Aufschwung genommen haben — das durfte nicht sein. Wir hatten zwar gesungen: frei ist der Bursch! und niemand hatte uns deshalb etwas gethan, aber diese Freiheit durfte auch nicht über die gewöhnlichen Grenzen hinausgehen, das heißt, sie gab es einem jeden anheim, so viel Bier zu trinken als ihm gefiel, lustige Lieder zu singen,

das schwarzrothgoldene Burschenband über der Brust und das Halstuch der Hitze wegen in der Tasche zu tragen. Das war doch ganz hübsch, und die jungen und alten Bursche freuten sich dieser Freiheit von Herzen.

Farbige Fahnen wehten von Thürmen und Häusern, auf den Bergen rings um Jena glühten Feuer, wie einst vor einundvierzig Jahren auf der Wartburg, nur mit dem Unterschiede, daß sie dort einst mit Wielands Schriften, resp. mit Riemers griechischem Lexicon und jetzt mit prosaischem Holze genährt wurden, das wilde Bauerjungen, die wie Kobolde mit Pechfackeln umhertanzten und liefen, herbeigetragen hatten. Trotz alledem nahmen sich die Feuer prächtig aus, denn die wilden Schlingel sah man nicht, und als die Glocken der Stadt anfingen zu ertönen und mit feierlichem Ernste das Fest einläuteten, da wurden alle von einer feierlichen und begeisterten Jubelstimmung erfaßt, und Freunde und Fremde drückten einander die Hände und meinten, das sei recht schön, zumal in Jena beim Biere.

In solcher Jubelstimmung und unter Glockengeläute traten wir in das Paradies ein. Wir suchten nicht nach dem verbotenen Apfelbaume, denn wir trugen das Unschulds- und Engelszeichen im Knopfloche. Die mächtige, mit Tannengrün und flatternden Fahnen geschmückte Festhalle war es, die uns sofort in die Augen fiel. Ueber der hohen Eingangspforte hing ein Bild, das den Kurfürsten Johann Friedrich, den Stifter der Universität darstellte, wie er in Jena eintritt und zu seinem Begleiter sagte, indem er mit der Hand auf eine Anzahl Burschen zeigte: „Siehe, das ist Bruder Studium!“ Und diese Worte standen mit großen gelben Buchstaben auf blauem Grunde darübergeschrieben.

„Siehe das ist Bruder Studium!“ — wie Einem das freundlich und grüßend entgegenblickte, wie das alte Burschenherz wieder freudig und laut schlug, wie die Brust dafür zu eng ward! Und aus der Festhalle tönte Jubel und Singen, alte und bekannte Lieder — ja, das war Bruder Studium, der seinen Sitz dort aufgeschlagen, man hörte es an dem lustigen Klirren der Gläser, an dem Reiben der Bierkrüge auf den langen, hölzernen Tafeln, man sah es an dem lustigen Hin- und Herwogen in der Festhalle. Das konnten keine Philister sein mit steifen Vatermördern und mit zusammengeschnürten Herzen — das waren Burschen, freie, lustige Burschen!

Wir traten ein in die Festhalle. Welcher Trubel ringsum! Dort saß ein alter Bursch inmitten junger Burschenschafter. Auf seinem bereits er-

grauenden Haupte hatte er eine farbige Cerevismütze, die war ihm von einem jungen Burschen, mit dem er Brüderschaft getrunken, daraufgesetzt. Ueber seiner Brust hing ein farbiges Band; seine Wangen glühten und aus seinen Augen blickte freudige Begeisterung. Von allen Seiten tranken ihm die Burschen zu, und er konnte es nicht ablehnen, er mußte ihnen nachtrinken, und sein Gesicht färbte sich röther und röther, seine Zunge fing mehr und mehr an zu lallen. Hinter ihm standen seine Frau und seine Tochter und blickten mit banger Besorgniß auf ihn. „Der Vater trinkt zu viel," sprach die Mutter. „Er kann es nicht vertragen, er neigt zum Schlagflusse, wenn wir ihn nur erst glücklich aus der Festhalle hätten." — Die Tochter antwortete mit einem halbunterdrückten Seufzer und schaute besorgt ihren Vater an, der so eben ein frischgefülltes Glas zum Munde führte. Auch die Mutter bemerkte es und trat an ihren Gatten dicht heran, ihm zu wehren, und flüsterte ihm zu: „Lieber Mann, du trinkst zu viel! Bedenke Deinen Schlaganfall — es ist auch schon spät!" — Aber der alte Herr schien keine Lust zu haben, seiner Gattin zu folgen, die lustigen Burschen gefielen ihm, das Bier mundete köstlich, und sich halb zurücklehnend sang er:

„Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind,
Laß sie zu Bette geh'n, wenn sie müde sind, —
Frei ist der Bursch, frei ist der Bursch!"

Die Burschen brachten ihm ein lautes Hoch, und Frau und Tochter zogen sich still zurück, um aus der Ferne zu beobachten. Noch manchen lustigen Bescheid trank der alte Herr mit der farbigen Cerevismütze auf dem Kopfe. Endlich schien er aber zu merken, daß auch solche Mütze vor einem Rausche nicht schütze, er wollte sprechen, aber seine sonst so geübte und geläufige Zunge war unendlich schwer geworden, da erhob er sich und lavirte sich mit vieler Mühe zu seiner Gattin und seiner Tochter. Sofort nahmen ihn beide in ihre Mitte, faßten ihn unter die Arme und geleiteten ihn, so schnell es gehen wollte, zur Festhalle hinaus und heimwärts. Geduldig und seelenvergnügt ging der Alte mit ihnen, die Cerevismütze noch auf dem Haupte. Er fühlte sich ganz wieder als alter Bursch und sang in einem fort: „Frei ist der Bursch, ja, frei ist der Bursch!" — Aber nicht alle Wege, welche aus dem Paradiese führen, laufen grade aus. An der nächsten Ecke, wo es in ein schmales Gäßchen einging, machte der Alte eine bedeutende Schwenkung, und diesmal waren es die Evastöchter, welche

den Sohn Adams vom Falle zurückhielten. Und der Alte erkannte das Verdienst seiner Lieben willig an. Mit schwerer Zunge sagte er, daß es gut sei, wenn ein Bursch verheirathet sei und Töchter besitze, die seien die Stütze seines Alters, er bleibe trotzdem und bei alledem frei!

Die beiden Burschenschaften, der Burgkeller und die Teutonen zogen frühzeitig mit vielen ihrer früheren Mitglieder fort in die Stadt, um dort ihre Commerce zu feiern, aber die Halle blieb noch mit jungen und alten Burschen erfüllt, und als längst die letzten Feuer auf den Bergen verlöscht waren, erklangen noch lustige Studentenlieder aus dem Paradiese in die irdische Welt hinein. Und der Himmel schien sich zu freuen, daß die lustigsten seiner Menschenkinder in das Eden zurückgekehrt waren, aus welchem ein einziger Apfelbiß einst die Sterblichen vertrieben, denn er war heiter und tief dunkelblau, und der Mond, der sich so eben über die dunkle, schattige Lindenallee erhoben hatte, welche sich an einer Seite des Paradieses hinzieht, lachte über das tolle, lustige Treiben in der Halle. Er kannte ja so manchen von diesen alten Burschen, und nicht zum erstenmal in ihrem Leben hatte er ihnen geleuchtet, wenn das Bier den menschlichen Zenith in Verwirrung gebracht.

Doch was that es — frei ist der Bursch! und nicht alle Tage war Vorabend zur Jubelfeier, nicht alle Tage fanden sich so viel alte und traute Freunde zusammen, nicht alle Tage konnte man im Paradiese sitzen und lustig sein! Es war, als ob alle eine Ahnung ergriffen hätte, daß, was bereits einmal geschehen, auch wieder kehren werde, daß die Evas zum zweitenmale die Erdensöhne um die Freuden des Paradieses bringen würden, diesmal aber nicht durch einen Apfel, sondern durch die Crinoline!

Doch auch der Vorabend einer Jubelfeier nimmt ein Ende und wär's auch erst nach Mitternacht. Das Ende kam, und Arm in Arm gings zurück in die Stadt und ins Quartier. Da waren zwei alte Gesellen, die hielten sich brüderlich umfaßt und aufrecht, wenn eine Stelle kam, wo sie das Mondlicht nicht zu erkennen vermochten. Es waren zwei Freunde, die sich nach langen, langen Jahren an diesem Tage auch zum erstenmal wieder getroffen hatten. Ihre Freundschaft hatten sie erneut, hatten aus einem Glase getrunken, gingen Arm in Arm und wollten nun auch in einem Bette schlafen, denn sie hatten ein gemeinsames Quartier gefunden. Sie mußten ihr Zimmer zwar noch mit mehreren Fremden theilen, denen aus Streu ein Lager auf dem Fußboden bereitet war, aber das Bett gehörte

ihnen — so hatten sie ausbedungen. Und glücklich fanden sie sich heim. Glücklich stolperten sie über einige Schläfer hinweg, welche bereits auf der Streu ruhten, und fanden ihr Bett noch unbesetzt. Es war zwar nur ein jenenser Burschenbett, hart und schmal, aber zwei alte und treue Freunde liegen aus Freundschaft still und ziehen die Beine nicht krumm. Wie Engel schliefen sie ein, denn das Bier hatte sie müde gemacht, und sie würden auch auf einem Brette so süß wie auf Eiderdunen geschlafen haben.

Die Morgensonne schien bereits in das Zimmer hinein, da erwachten sie endlich. Aber welch Erwachen! Der Eine suchte den Anderen und fand einen Anderen. Zu zwei hatten sie sich in das Bett gelegt und zu vier trafen sie sich beim Erwachen — neben-, auf- und untereinander, und alle hatten geschlafen so süß wie in Abrahams Schooß. Und dies Erwachen gab den ersten Jubel des Jubeltages und schon früh, früh Morgens erscholl das Lied in dem Zimmer: „Stoßt an! Jena soll leben, hurrah hoch!" und rief die Schläfer der Nachbarschaft wach. — Ja, Jena soll leben, denn nur dort konnte dies passiren, nur dort bei der Jubelfeier, wo das Bier das goldene Zeitalter der Eintracht hervorrief, wo vier in einem Burschenbette schliefen, sanft und gut! —

(Schluß folgt.)

Der Kaiser-Prophet von China.

Von

Corvin.

2.

Am zehnten Tage des sechsten Monats verließ Siu-tschuen das Dorf Wasserlilie und besuchte einen Freund, Namens P'hang, in dessen Dorfe er mehrere Jahre lang Lehrer gewesen war. Aufgeregt durch das Lesen der früher erwähnten Bücher und den Zusammenhang derselben mit seinen Visionen, benahm er sich in einer Weise, daß P'hang glaubte, die Krankheit seines Freundes sei wiedergekehrt. Er gab ihm also einen zuverläßigen Menschen mit, der ihn nach Hause begleiten sollte. Unterwegs redete Siu-tschuen von der Thorheit und Sündhaftigkeit des Götzendienstes und von der Pflicht, den wahren Gott anzubeten. Sein Begleiter hörte ihm eine Zeit lang mit Erstaunen zu und sagte dann: „Alles, was du sagst, ist nichts als Wahrheit. Herr P'hang sagte mir, daß dein Geist wieder gestört sei, und bat mich, dich nach Hause zu begleiten, damit du unterwegs nicht in's Wasser fallen und ertrinken möchtest."

Nach Hause zurückgekehrt, bekehrte Siu-tschuen zwei genaue Freunde zu seinen Ansichten, nämlich Yun-san und Hung-Jin, von welchem Letzteren diese Nachrichten über den Kaiser-Propheten herstammen. Er taufte sie beide zuerst in der Schule, in welcher Yun-san Lehrer war; aber später gingen alle drei in einen Bach und entsündigten sich symbolisch ganz und gar. Darauf warf Siu-tschuen die Götzenbilder auch aus den Schulzimmern seiner Freunde hinaus.

Die drei Freunde studirten nun mit größtem Eifer die „Gute Worte zur Ermahnung des Zeitalters," und wurden immer mehr davon überzeugt, daß Siu-tschuen die Mission erhalten habe, die Welt — nämlich China —

zum wahren Gott zurückzuführen. „Diese Bücher," sagte Siu=tschuen, sind mir sicherlich absichtlich vom Himmel gesandt worden, um die Wahrheit des früher Erlebten zu bestätigen. Hätte ich diese Bücher erhalten, ohne daß ich die Krankheit durchgemacht, so würde ich es nicht gewagt haben, an ihren Inhalt zu glauben und auf eigenen Antrieb die Gebräuche und Gewohnheiten der ganzen Welt zu bekämpfen; wäre ich aber nur krank gewesen und hätte die Bücher nicht erhalten, so würde ich keinen fernern Beweis für die Wahrheit meiner Visionen gehabt haben, die als ein bloßes Resultat einer krankhaften Einbildungskraft hätten angesehen werden können." Dann erhob er seine Stimme und sagte kühn und fest: „Ich habe den unmittelbaren Befehl von Gott, von Angesicht zu Angesicht; der Wille des Himmels ruht auf mir. Ob ich auch dadurch Noth, Schwierigkeiten und Leiden erdulden müßte, ich bin dennoch entschlossen zu handeln. Durch Ungehorsam gegen den himmlischen Befehl würde ich nur den Zorn Gottes hervorrufen; und sind nicht diese Bücher der Grund aller wahren Lehren, die in andern Büchern enthalten sind?"

In diesen Büchern waren eine Anzahl Kapitel der Bibel abgedruckt, und die chinesische Uebersetzung trug noch dazu bei, Siu=tschuen in der Meinung zu bestärken, daß er der Auserwählte Gottes sei; denn die Eigenthümlichkeit der chinesischen Sprache bringt es mit sich, daß man oft nicht genau wissen kann, ob ein Wort in der Einheit oder Mehrzahl steht; und Anreden an alle Menschen, Fürwörter, wie ihr, euch zc., legte er stets als persönlich an sich gerichtet aus. Um die Verwirrung zu vermehren, heißt auch noch das Zeichen, welches Tschuen gesprochen wird, zugleich: Alles, das Ganze, Vollständige, — und wo diese Worte vorkamen, sah Siu=tschuen seinen Namen. —

Am 15. des sechsten Monats kehrte Siu=tschuen wieder nach Wasserlilie zurück, nachdem er Hung=Jin beauftragt hatte, die neue Lehre seiner Familie und seinen Freunden zu predigen. Viele von diesen glaubten und ließen sich taufen; Andere gaben alles Gehörte als wahr zu, fürchteten aber den Spott der Nachbarn, und noch andere betrachteten die neue Lehre als Unsinn. Hung=Jin erhielt von seinem ältern Bruder eine unchristliche Tracht Schläge, weil er die Tafel des Confucius aus dem Schulzimmer entfernt und dadurch veranlaßt hatte, daß die Schüler sämmtlich seine Schule verließen.

Siu=tschuen und Li studirten unterdessen immer eifriger in Wasser=

lilie, und je tiefer sie sich in die Mysterien biblischer Verse verwickelten, desto enthusiastischer wurden sie. Sie ließen sich zwei drei Fuß lange, neun Pfund schwere Schwerter machen, auf deren Klingen drei Worte gravirt wurden: „Dämonen-Vertilgungs-Schwert." Diese Schwerter in den Händen beteten sie und sangen zusammen.

An Siu-tschuen und seinen Freunden bewährte sich abermals das Wort, daß Propheten in ihrer Heimat nichts gelten. Da sie den Götzendienst verachteten und selbst die geheiligte Tafel des Confucius aus ihren Schulzimmern entfernten, so fanden sie keine Schüler und sahen sich ohne Broderwerb. Auch Propheten müssen essen, und sie beschlossen, als Tusch- und Pinselverkäufer in eine andere Provinz zu gehen und dort die neue Lehre zu predigen. Hung-Jin, den sein Bruder für seinen Glauben geprügelt und der viel Spott zu erdulden hatte, durfte Siu-tschuen nicht begleiten, und dieser wanderte mit Yun-san und zwei andern Freunden aus, um das Gebiet der unabhängigen Bergvölker der Miau-tsze aufzusuchen.

Die wandernden Propheten kamen bald in den Distrikt „Clear-far," wo sie mehrere Mitglieder der Familie Li bekehrten und vermittelten, daß Hung-Jin als Schullehrer angestellt wurde. Er behielt diese Stelle mehrere Jahre und bekehrte und taufte gegen sechzig Personen. — Während dieser Zeit zogen die Andern weiter, predigten, bekehrten und tauften, und der Ruf Siu-tschuen's breitete sich immer weiter aus. Er schrieb in diesen Jahren verschiedene religiöse Gedichte und Aufsätze, welche später verändert und vermehrt meistens in die „Kaiserliche Erklärung von Thai-p'hing" aufgenommen sind, welche zu Nanking gedruckt wurde. Zuletzt verweilte er meistens in Hwa-hien und gab dort Schulunterricht.

In den Jahren 1845 und 1846 scheinen ihn seine Erfolge zuerst ernstlich auf den Gedanken gebracht zu haben, daß eine Realisirung seiner Kaiserträume möglich sei. Er traf oftmals mit Hung-Jin zusammen, der noch immer Schullehrer in Clear-far war und der die Schwachheit gehabt und dem Vorurtheil seiner Schüler so weit nachgegeben hatte, daß er die Tafel des Confucius wieder im Schulzimmer aufstellte, wenn er ihr auch selbst keine Verehrung bewies. Diesem offenbarte Siu-tschuen nicht selten seine Gedanken. Er sagte zu ihm unter Anderem: „Gott hat die Welt in Königreiche getheilt und ihnen den Ozean zu Grenzen gegeben, grade so wie ein Vater seine Güter unter seine Söhne theilt; jeder von ihnen sollte den Willen seines Vaters ehren und ruhig das ihm zugetheilte Eigenthum ver-

walten. Wie können nun diese Mandschus gewaltsam in China einbrechen und ihren Brüdern ihre Güter rauben?" — Und später sagte er: „Wenn Gott mir helfen will, unsern Besitz wieder zu erlangen, so wollte ich alle Völker lehren, jedes in seinem Besitzthum zu bleiben, ohne einander zu beleidigen oder zu berauben; wir wollen untereinander verkehren, indem wir uns wahre Grundsätze und Weisheit mittheilen, und einander mit Anstand und Höflichkeit empfangen; wir wollen alle zusammen einem himmlischen Vater dienen, und die Lehren eines gemeinschaftlichen himmlischen Bruders, des Heilandes der Welt, ehren; dies ist der Wunsch meines Herzens seit jener Zeit gewesen, als meine Seele zum Himmel emporgehoben wurde."

Gegen Ende 1846 kam ein Mann von Canton nach Hwa-hien, welcher dorthin die Nachricht brachte, daß ein fremder Missionär Lo-hau (Mr. Roberts) in jener Stadt die wahre Lehre predige. So gern nun Siu-tschuen und Hung-Jin sogleich dorthin gegangen wären, um ihn zu hören, so konnten sie doch nicht von ihrem Posten abkommen, beschlossen aber 1847 hinzugehen. Der Mann, der die Nachricht gebracht hatte, kehrte nach Canton zurück und erzählte den Missionären von Siu-tschuen's Wirksamkeit und welchen Gebrauch derselbe von den durch Zufall erhaltenen christlichen Büchern gemacht habe. Dadurch veranlaßt, schrieb der erste Assistent des Missionärs, ein Chinese, an ihn, und lud ihn ein nach Canton zu kommen. Siu-tschuen und Hung-Jin folgten dieser Einladung und empfingen Unterricht in der christlichen Lehre durch Herrn Roberts. Die chinesischen Hülfsmissionäre wurden aber bald eifersüchtig, fürchteten durch Siu-tschuen's größeres Talent in den Hintergrund geschoben zu werden und machten allerlei Intriguen, welche Hung-Jin veranlaßten, die Theologie aufzugeben und Medizin zu studiren. Siu-tschuen kehrte von einem in Begleitung von Hülfsmissionären unternommenen apostolischen Kreuzzug in die Heimat nach Canton zurück und setzte seinen Unterricht fort. Herr Roberts scheint die Sache nicht sehr ernstlich genommen zu haben und war weit entfernt, die große Bedeutung seines Schülers zu ahnen, gegen den er auch mißtrauisch wurde, als derselbe, auf den Rath arglistiger Nebenbuhler, Herrn Roberts bat, ihm nach der Taufe ein monatliches Gehalt auszusetzen, damit er ganz seinen Studien leben könne. Da dergleichen Gesuche gar zu oft kamen und manche sich nur des Gehalts wegen taufen ließen, so schlug Herr Roberts die Bitte einstweilen ab und verschob die Taufe auf eine unbestimmte Zeit, weil er Siu-tschuen noch nicht für geeignet dazu erachtete.

Siu-tschuen war etwas verdrossen durch diese Weigerung und entdeckte zu spät, daß er in eine ihm von Neidischen gelegte Schlinge gefallen war. Da er kein Geld hatte, um in Canton zu leben und auch nicht wußte, wann die Taufe endlich vollzogen werden würde, so verzichtete er gänzlich darauf und beschloß abermals nach Kwang-su zu gehen, um seinen Freund Jung-Yun-san aufzusuchen. Er trat im sechsten Monat des Jahres 1847 seine Reise an, ein paar Kupfermünzen in der Tasche. Zu arm, um ein Boot zu benützen, mußte er zu Fuß gehen und seinen Bündel selbst tragen. Unterwegs fiel er Räubern in die Hände, die ihm auch noch das Wenige abnahmen, was er besaß. Er wandte sich um Unterstützung an den Präfekten von Schau-king, der sein Unglück beklagte, ihm aber nicht mehr als 400 Cash geben konnte, da er zu einem andern Distrikt gehörte.

Mit einer so kleinen Summe konnte er weder vorwärts, noch rückwärts, und als er so in trüben Gedanken verloren am Wege stand, bemerkte ihn ein Vorübergehender und rief ihm ermuthigend zu: „Ein zerrissenes Tau ist natürlich wieder mit einem Bindfaden zu flicken, und wenn das Boot ans Ufer kommt, ist der Weg wieder offen." Diese Worte sind richtig, dachte Siu-tschuen, und stimmen mit der wahren Lehre überein. Er beschloß daher, „nicht für den morgenden Tag zu sorgen" und nahm seinen Platz in einem Passageboot, um seine Reise nach Kwang-su fortzusetzen.

Die Chinesen nehmen gewöhnlich drei Mahlzeiten täglich; da er aber zu arm war, so beschränkte er sich auf eine, die ihn etwa sechs Kreuzer kostete. Unter den Passagieren waren drei litterarisch gebildete Leute, die mit ihm eine Unterhaltung anfingen und sagten: „Herr, Euer edles Aussehen zeigt leicht, daß Ihr ein Mann von Talent; da Ihr aber, ohne krank zu sein, Euch des Essens enthaltet, so schließen wir daraus, daß Ihr in Noth seid." — Siu-tschuen erzählte ihnen, wie es ihm gegangen, und auch auf ihre Fragen, daß er nach Kwan-su gehe, um die Lehre vom wahren Gott zu verbreiten. Sie wurden begierig, mehr davon zu hören, und am Ende von sieben Tagen — so lange dauerte die Reise — hatte er ihnen die Lehren der christlichen Religion auseinandergesetzt. Am Ziel angekommen, sagten sie ihm: „Ihr solltet nicht niedergeschlagen sein; wenn man reist, muß man auf alles gefaßt sein. Wir haben mit dem Kapitän gesprochen, daß er kein Fahrgeld von Euch verlangt, und hier habt Ihr eine kleine Summe, die wir für Euch sammelten und womit Ihr Eure

Reise fortsetzen könnt.“ Sie gaben ihm eine Schnur von 600 Cash, ungefähr ein Gulden und zwölf Kreuzer nach deutschem Gelde.

Damit kam Siu=tschuen zu Jung=Yun=san in Distelberg. Die Anbeter des wahren Gottes hatten sich hier bis auf mehr als zweitausend vermehrt und ihre Zahl wuchs täglich. Die Ankunft des Propheten erregte freudige Aufregung unter der Gemeinde, die noch durch einen besondern Umstand erhöht wurde. Die Frau eines angesehenen Mitglieds, Namens Yang=Yun=kiau sagte aus, daß als sie im Jahr 1837 sehr krank war und für todt da lag, ihre Seele zum Himmel emporgehoben wurde, wo ein alter Mann zu ihr sagte: „Nach zehn Jahren wird ein Mann von Osten kommen und dich lehren Gott anzubeten; gehorche ihm willig.“

Von Distelberg verbreitete sich die neue Lehre weit in der Provinz Kwang=si, und bald gehörten Gelehrte des ersten und zweiten Grades zur Gemeinde. Wer sich derselben anschloß, warf die Götzenbilder weg und betete den wahren Gott an. Was nun die Form des Gottesdienstes anbetrifft, wenn sie zum Gebet zusammen kamen, so änderte sich dieselbe wahrscheinlich häufig, je nachdem die Kenntnisse über die neue Religion zunahmen. Am Anfange hatte Siu=tschuen nur sehr unbestimmte Ideen über den äußern Gottesdienst. Als er die Götzen wegwarf, setzte er an deren Stelle eine Tafel mit dem Namen Gott darauf geschrieben, und gebrauchte selbst Weihrauch und Goldpapier, wie er es früher gethan. Bald schaffte er das jedoch ab, zum großen Bedauern seiner Stiefmutter, die behauptete, daß die Tafel mit dem Namen Gottes darauf ihr und dem Hause Glück gebracht habe, da die Familie unterdessen in den Stand gekommen war, einige Aecker zu kaufen.

Wenn sich die Gemeinde in Kwang=si zu religiösen Zwecken versammelte, so waren die Sitze der Männer und Frauen von einander geschieden. Zuerst wurde ein Lied zum Lobe Gottes gesungen, dann wurde eine Rede gehalten, entweder über die Gnade Gottes oder die Verdienste Christi, und die Zuhörer wurden ermahnt, ihre Sünden zu bereuen, von Götzendienst abzulassen und Gott mit aufrichtigem Herzen zu dienen. Erklärte jemand, die neue Lehre zu glauben und den Wunsch, in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden, so wurde die Taufe ohne weiteres in folgender Weise an ihm vollzogen: Zwei brennende Lampen und drei Tassen mit Thee wurden auf einen Tisch gestellt. Ein geschriebenes Sündenbekenntniß, welches die Namen der verschiedenen Täuflinge enthielt, wurde von denselben wiederholt und später als eine Art von Opfer verbrannt. Dann wurde gefragt,

ob sie versprächen: „Keine bösen Geister anzubeten, nichts Böses zu thun, sondern die himmlischen Gebote zu halten?“ Nach dieser Beichte knieten sie nieder, und aus einem großen Becken klaren Wassers wurde eine Tasse voll auf den Kopf eines jeden gegossen und dabei gesagt: „Reinigung von allen früheren Sünden, Ausziehen des alten Menschen und Anziehen des neuen.“ Wenn sie aufstanden, tranken sie gewöhnlich von dem Thee, und jeder von ihnen wusch seine Brust mit Wasser, um die innere Reinigung seines Herzens anzudeuten. Es war ebenfalls gebräuchlich, Privatwaschungen im Flusse vorzunehmen, die von Sündenbekenntniß und Gebet um Vergebung begleitet waren. Diejenigen, die getauft waren, empfingen nun geschriebene Gebete, die Morgens, Abends und vor den Mahlzeiten gesprochen werden sollten. Bei besondern Festen, als bei Hochzeiten, Begräbnissen oder am Neujahrsfest, wurden Thiere geopfert und später verzehrt. Versammelten die Gottanbeter sich zum Gebet, dann knieten alle nieder, das Gesicht nach der offenen Seite des Hauses gerichtet, und schlossen ihre Augen, während Einer das Gebet im Namen der ganzen Versammlung sprach.

Zu jener Zeit war in der Provinz Kwang-si ein weit und breit berühmtes Götzenbild zu Ehren eines Mannes, Namens Kan errichtet, von dem man übrigens scheußliche Dinge erzählte. Der Dämon, der dieses Götzenbild bewohnte, war als sehr boshaft verschrieen und daher außerordentlich gefürchtet und geehrt. Als Siu-tschuen von diesem Bilde Nachricht erhielt, rief er: „Diese Art Dämonen waren es, welche ich zu vernichten pflegte, als meine Seele im Himmel wanderte.“ Er ging nun mit einigen Anhängern in den Tempel, wo das Götzenbild stand, schlug es in Stücken, und zerriß die kostbaren Kleider, mit welchen dasselbe geputzt war, und zerbrach die Rauch- und Opfergefäße. Diese verwegene That machte großes Aufsehn in der Umgegend, und die Bewohner des Bezirks boten einhundert Dollars Belohnung für die Gefangennahme der Thäter. Der Dämon aber, erzählt man dort, fuhr in einen Knaben und sagte durch dessen Mund: „Diese Männer meinen es ehrlich; ihr seid nicht im Stande, sie zu verletzen; stellt nur mein Bild wieder her und dann ist alles gut.“ —

Die Bekanntmachung wurde zurückgenommen und das Ansehen Siu-tschuen's und die Zahl seiner Anhänger vermehrte sich durch diesen Vorfall außerordentlich. Solch guter Erfolg ermuthigte den „Propheten“ natürlich in seinem dämonenzerstörenden Werk fortzufahren. Man erzählte ihm von einem berühmten Wallfahrtsort, welcher „der Tempel der sechs Höhlen“

hieß und an dem eine Art von Gottesdienst stattfand, der wegen seiner Abweichungen von christlicher Moral ihm ganz besonders empörend schien. Er schrieb sogleich nach chinesischer Sitte einen Vers an das Volk von Kwang-si, in welchem er demselben sagt, daß die dort herrschenden Teufel ausgerottet werden müßten. Allein die Verse beleidigten das Volk und es betete zu den Dämonen, den Frevler zu tödten; allein diese waren ohnmächtig und — wo es Propheten gibt, fehlt es auch nicht an Wunder — nach einiger Zeit kamen weiße Ameisen, welche bekanntlich eine sehr gefräßige Race sind, und zerstörten den Tempel und die hölzernen Götterbilder. Nun bekamen die „Gottanbeter" in Kwang-si noch mehr Muth, und alle Götzen, deren sie habhaft werden konnten, wurden zerstört, zum Aerger eines großen Theils der Bewohner dieser Provinz, die indessen zu feige waren, um sich gewaltsam diesem frommen Treiben zu widersetzen.

Siu-tschuen's Vater starb, dreiundsiebzig Jahre alt, 1848. Er hatte sich gleichfalls taufen lassen, und rief seine Familie an sein Sterbebett, um ihr zu sagen: „Ich steige nun auf gen Himmel; nach meinem Tode laßt keine buddhistischen Priester kommen oder irgend welche heidnischen Ceremonien vornehmen, verehrt nur Gott und betet zu ihm."

Bald nachher (Ende 1848) kam Siu-tschuen zu gleicher Zeit mit Yun-san nach Hwa-hien, des Propheten Geburtsort. Er war nun fünfunddreißig Jahre alt; er hatte einige Zeit vorher sich Kopf- und Barthaare wachsen lassen, was bei den Chinesen zum Zeichen der Trauer geschieht. Als man ihn nach dem Grunde fragte, sagte er, daß er den Tod seines Vaters voraus gewußt habe.

(Schluß folgt.)

Der Wechselbalg.

Eine Erzählung aus dem Volksleben.

Von

Paul Stein.

In dem an verschiedenartigen Naturschönheiten, wie naiven Volksthümlichkeiten so reichen Schwabenlande zieht sich zwischen den Städten Ellwangen und Krailsheim eine weite Anhöhe voll mannigfacher Abwechslung hin. Ein Theil davon gehörte früher zu Franken und wurde nach der erfolgten Auflösung der deutschen Reichsverfassung Württemberg einverleibt.

Jene Strecke, auf welcher die Begebenheiten der nachfolgenden Erzählung sich zutrugen, bildet einen Theil dieser Gegend, die, obgleich wenig besucht und bekannt, doch manche Reize und viele interessante Eigenthümlichkeiten darbietet, sowohl im Charakter der Bevölkerung, als auch des Bodens, der sie trägt. Die Vermischung des schwäbischen und fränkischen Elementes, welche nun schon ein halbes Jahrhundert stattfindet, hat bis auf den heutigen Tag diese verschiedenen Völkerstämme nicht zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen vermocht. Scharf unterscheidet sich noch immer der Franke von dem Schwaben sowohl in seinem Charakter, seinem Dialekte, seinen Sitten und Gebräuchen, wie auch in seiner ganzen äußeren Erscheinung. Die scharf markirten lebhaften Gesichter und die zierlichen, schlanken Gestalten der fränkischen Bevölkerung findet man sogleich unter den gedrungenen, knochigen Figuren und den weichen, gutmüthigen Physiognomien der Schwaben heraus; ihre dunklen Haare und Augen, wie der ganze Schnitt ihres Gesichtes haben etwas orientalisches, dabei einen Ausdruck von Schlauheit, Leichtsinn und Weltlust, der nur sehr mäßig aus den blauen Augen und dem runden Antlitz seines Nachbarn hervorblitzt, welcher überhaupt viel schwerfälliger, viel derber, aber auch weit offener, weniger fein und manierlich, aber gutmüthiger und zutraulicher als der Franke ist.

Nur in einem Punkte haben sie große Aehnlichkeit mit einander, obgleich auch dieser sich wieder sehr verschiedenartig äußert. Beide sind in hohem Grade abergläubisch. Der Franke findet mit seiner lebhaften Einbildungskraft in jedem Naturereigniß irgend eine übernatürliche, gespenstige Kraft, in jeder Zufälligkeit eine Spuk- oder Hexengeschichte; doch behandelt er diese Sachen, obgleich er fest daran glaubt, mit dem ihm angeborenen leichten Sinne, welcher sich sehr zur Spottlust hinneigt. Der Schwabe nimmt den Aberglauben, den er mit ihm theilt, viel ernster und betrachtet bei seiner schwerfälligeren Begriffsweise ihn als eine unheimliche Macht, welche sein Thun und Lassen umschleicht, und die er, um in diesem Punkte die Verwirrung seiner Gedanken zu vollenden, in den Kultus seiner Religion hineinzieht. Er grübelt über die Geheimnisse nach, die ihn gespenstisch umgeben, und verliert sich häufig trübselig in ihnen, während der Franke sie fürchtet und scheut, aber auch wieder darüber lacht und spottet und manche Sprüche kennt, welche gegen bösen Zauber schützen.

Lebensgenuß gilt diesem Letztern über alles, und zur Zeit unserer Erzählung durfte er dieser überwiegenden Neigung zum Irdischen noch nach Herzenslust fröhnen. Man war sehr nachsichtig gegen die armen Landleute und ließ ihnen noch lange Zeit ungestört ihre etwas gottlosen Gewohnheiten. Hatten sie Sonntags die Kirche besucht, so war dem Himmel damit genug gedient, der übrige Tag gehörte der Erdenlust; da gab es Tanz und Spiel in den meisten Ortschaften, oder man zog von der einen zu der andern; die fröhlichen Franken hatten alle Sonntage Kirchweihfest. Daß dabei zuweilen tiefe Sehnsuchtsseufzer aus den benachbarten schwäbischen Dörfern durch die stillen Tannenwälder zogen, hinüber zu den lustigen Weisen der Musikanten, war wohl sehr begreiflich und jugendlichem Blute auch verzeihlich. Doch nur selten wurde die Versuchung so groß, daß die Jugend den Respekt vor den Ansichten des Alters vergaß und aus der frommen Sonntagsfeier sich hinüberwagte zu der verlockenden Entweihung des hehren Tages. In den altschwäbischen Ortschaften beschränkten sich die Sonntagsvergnügungen auf Nachmittagsspaziergänge durch die Felder bis an den Wald, um in seinem kühlen Schatten sich zu lagern, oder die Alten setzten sich auf die Bank neben der Hausthüre, die Männer wohl auch ins Wirthshaus, und die Jungen stahlen sich hinter die grüne Gartenumzäunung und sangen halb verzagt kleine Liebeslieder, oder erzählten sich allerlei grausige Geschichten von dieser oder jener Hexe, von schlimmer Zauberei in des Nachbars Stalle,

von den Trudenweiblein (Wesen zwischen Fleisch und Geist), wie sie über die Felder und Teiche huschen und an Kreuzwegen oft plötzlich aus dem Boden auftauchen, oder gar von der Pelzliesel, die im Deichstätter Schlosse ihr Wesen trieb, aber im Ganzen doch nichts Böses that, sondern mehr nur neckische Streiche ausführte, die stets schauerliche Lachlust erregten. Mit der Abendglocke ging es dann zur Ruhe, während es in den benachbarten fränkischen Dörfern, wie man sie noch immer nannte, bis in die Nacht hinein toll herging.

An einem hellen Frühlingssonntage, nach beendigter Nachmittagskirche, gingen zwei junge Mädchen Hand in Hand durch die Felder, welche mit ihren reichen, grünen Wellen das kleine Dörfchen umwogten, das ihre Heimat war. Sie gingen schweigend dahin, jede mit ihren eigenen Gedanken hinreichend beschäftigt, wie es schien. Der Einen helles, rundes Gesicht, das einer offenen Rose glich, sah recht freundlich drein, und ihre blauen Augen blickten froh umher, während die Andere bald vor sich niedersah, bald ungeduldig ihren dunkeln Blick in die Ferne schweifen ließ. Diese war von mittlerer Größe, zierlich gebaut, weich und rund, doch ohne besondere Fülle; die Andere hatte drallere Formen, fest und üppig schienen sie stets im Begriffe, die beengende Umhüllung zersprengen zu wollen.

Obschon die Mädchen nichts mit einander sprachen, bewegten doch ihre verschlungenen Hände die runden Arme in neckischen Schwingungen, auch lachten sie sich zuweilen an, dann aber sah jede wieder ihren eigenen Weg. Endlich schien dem frischen Mäulchen der blauaugigen Schönen das Plaudern Bedürfniß zu werden, es that sich lächelnd auf, und zwischen den kirschrothen Lippen zeigten sich zwei Reihen prächtiger Zähne und in den Rosen der runden Wangen zwei Grübchen, die wie Sonnenstrahlen darauf leuchteten.

„Horch, Marchräth (Margarethe)!“ fing sie an; „wie die Wachteln lustig schlagen! Du gehst dahin, als hörtest du es gar nicht, und schaust so weit aus, wo doch alles um dich 'rum so lieblich steht.“ — „Das hört und sieht man alle Tage,“ erwiderte Margarethe, „und die Sonne brennt schon so heiß; ich freue mich auf den Schatten im Walde. Mache, daß wir unter die Tannen kommen!“ — „Ja, dort ist's gut sein,“ sagte Anne. „Es ist halt überall schön, wenn's Frühling ist. Es ist wohl auch a stolze Pracht im Sommer und Herbst, und auch im Winter ist's heimlich hinter dem Ofen — aber wenn der Frühling kommt, da ist's halt am allerschönsten, da ist's so grün und frisch und blüht so geschmack (anmuthig) und

schmeckt (duftet) so schön, als käme alles grades Weges aus dem Himmel 'raus, und es kommt doch justement nur aus dem Erdboden."

„Da lockt's die Sonne 'raus," sprach Margarethe. „Wenn sie warm scheint, blühen die Blümlein auf. Meinst nicht, Anne, daß es mit der Lieb' auch so ist? — Schaut ein feurig Aug' uns an, so regt sich's gewaltig im Herzen drin und schießt in die Höhe bis ins Gesicht herauf. Im Auge drin, so denk' ich mir, steht dann 's Vergißmeinnicht und auf den Backen dunkelrothe Rosen, und auf dem Munde —." Sie stockte und lachte schelmisch vor sich hin. — „Nun auf dem Munde? Was steht denn da für eine Blume?" fragte lachend Anne. — „Da — ja wart' einmal! Da weiß ich keine. Da steht halt geschrieben —" und Margarethe sang mit heller Stimme: „Viel Lieb, viel Lieb für alle Zeit, viel Küßlein noch dazu!" — „O schweig mit deiner Leichtfertigkeit!" sagte Anne und wollte ein recht altkluges Gesicht dazu machen, aber sie vermochte nicht, die weißen Zähne hinter den frischen Lippen zu verbergen, noch die schelmischen Grübchen von den Wangen wegzubringen.

Margarethe lachte immer mehr und fing an zu scherzen, daß Anne noch immer so kindisch thue, wie ein neugebornes Kind, und doch schon zwanzig Jahre alt sei. „Man sieht dir's halt überall an," fuhr sie fort, „daß lauter schwäbisch Blut in dir steckt. Mir ist aber die schwäbische Luft nicht in die Glieder gefahren, wenn ich gleich in deinem Dorfe aufgewachsen bin; Vater und Mutter sind von drüben her, — ich kann's nicht vergessen und will drum machen, daß ich auch wieder hinüber komme." — „Willst denn in Dienst gehen?" fragte erstaunt Anne. „Hast doch genug zu schaffen bei deinen Eltern." — Margarethe rümpfte hochmüthig ihre fein gebogene Nase und entgegnete in etwas spitzem Tone: „In Dienst? Bewahre mich der Herr davor! Dienen mag ich nicht — ich hab's anders im Sinn'." — „Was hast denn im Sinn?" forschte Anne mit etwas scharfem Tone. — Margarethe gab ihr keine Antwort. Sie riß ihre Hand aus der Anna's und setzte sich am Rande des Waldes nieder, den sie eben erreicht hatten.

Anne folgte ihr und warf sich in halbliegender Stellung auf den weichen Moosboden in den Schatten der riesigen Tannenbäume. Sie schwiegen beide eine Weile. Anne wollte ihre Frage nicht wiederholen, Margarethe ihr nicht darauf antworten und jede verfolgte wieder ihre eigene Gedankenreihe.

Margarethe sah wiederholt und ungeduldig durch die schlanken Stämme

der Tannen, so weit ihr Blick den Wald zu durchdringen vermochte, und horchte gespannt auf jeden Laut, welcher daraus hervordrang; indessen Anne auf das Sausen des Windes lauschte, der in den hohen Wipfeln der Bäume spielte und in geheimnißvollen Tönen zu ihr herabdrang. Dabei sah sie hinaus über das grüne, sonnenbeglänzte Feld, welches eine reiche Ernte hoffen ließ. Sie war zwar einer armen Wittwe Kind und hatte nichts von diesem Gottessegen für sich zu erwarten, aber daran dachte sie nicht; sie fühlte nur ein frohes, reines Dankgefühl in sich erwachen gegen den Schöpfer, welcher des Menschen Fleiß also belohnte. Sie freute sich des munteren Spieles der Wachteln und Lerchen, welche hie und da aus ihrem grünen Wohnsitze emporwirbelten.

„Ach, wie singt doch das Lerchle so schön!" rief sie auf einmal lebhaft aus. „Und wie steigt's auf, als wollt's grad in den Himmel 'nein fliegen! Ja, so geschwind geht's nicht, kleins Vögele! Sieh, Marchräth, da kommt's schon wieder abwärts! Hast deine Flügel an der Sonne verbrannt? Gelt, fürwitziges Thierle, wärst besser sitzen geblieben in deinem kühlen Nestle? Zu hoch fliegen taugt nichts! Plumps geht's da wieder 'runter. Denk' auch a bisle dran, Marchräth," fuhr sie, zu dieser gewendet, in gutmüthig besorgtem Tone fort, „es hat verlautet im Dorf und ich wollt' dir's heute sagen —." — „Was hat's verlautet?" fiel ihr Margarethe schnippisch in die Rede. „Ich kann mir's schon zusammen reimen; aber sag's nur." — „Des Waldbauren Sohn von Gunzach steck' dir im Kopfe, verlautet's. Das ist aber reicher stolzer Leute Kind; geh nicht mit ihm, es führt zu nichts gutem." — „Was du predigen kannst, als hättst's beim Herrn Pfarrer gelernt!" sagte ärgerlich und mit etwas leichtfertigem Wesen Margarethe. „Bin ich auch nicht reicher und stolzer Leute Kind, bin ich doch jung und sauber und dem Fritz gut genug. Was geht's denn andere Leute an?" — „Ich glaub's nicht," sprach ruhig Anne, „daß er außer dem Spaß noch mehr will; maule denn nicht mit mir. Aber ich traue den Burschen von Gunzach nicht, sie sind alle wankelmüthig da drüben im Frankenlande."

„Weil sie lustig und guter Dinge sind und keine Kopfhänger, wie die in unserem Dorfe?" rief leidenschaftlich Margarethe. „Weil die tanzen am Sonntage und ihres Lebens sich freuen und spöttisch uns Duckmäuser heißen? Haben sie nicht recht? Wenn die Alten nicht wären und es wäre der Brauch, die Jungen gingen alle lieber zum Tanze, als daß sie durch die Felder spazieren und die Mäuler aufreißen vor lauter Langweiligkeit.

Heimlich trinken und spielen die schwäbischen Bursche doch, und kann einer einmal ungesehen hinüberschlüpfen zum Tanze, so thut er's gewiß. Was nützt da die Frömmigkeit auswendig, wenn's inwendig anders geschrieben steht? Ich wollte, meiner Eltern Haus stände noch zu Lauterbach; — sie waren reiche Leute, — aber —." Sie hielt inne. Ihre Heftigkeit hatte sie zu weit geführt, an eine Erinnerung, welche sie verstummen machte.

„Aber," fuhr Anne fort und sah die aufgeregte Freundin mißbilligend an, „aber sie kamen zurück, weil's zu viel Lustigkeit da drüben gab, und zogen in das schwäbische Dörfle, wo es ihnen wieder besser ging." — „Besser?" fragte Margarethe mit Zornesthränen in den schwarzen Augen, „besser, weil der Hunger von ihrer Thüre blieb und sie mit Noth und Qual ihr Leben fristen konnten? Aber es muß anders kommen — so oder so," setzte sie trotzig hinzu, „und müßt ich auf einen Kreuzweg mich stellen und die Trude anrufen und Seel und Leib ihr anheim geben!" — „Dreck vor d' Ohren, daß es d' Trud' nicht hört!" rief Anne laut und rasch dreimal nach einander und sah ganz entsetzt Margarethe an. „Wie kannst du so gottlos sein und solche Dinge reden? Hättest wenigstens vorher den Spruch sagen sollen, hintennach hilft er nicht viel mehr, und Hexen und Truden haben Gewalt über den, der von ihnen spricht, wenn er nicht erst dreimal so sagt, wie ich eben gethan." — „Du hast es ja hurtig hinterdrein gesprochen," meinte Margarethe; doch überkam sie einige Aengstlichkeit über ihren Leichtsinn. Sie beruhigte sich jedoch endlich damit, daß die Trudenweiblein großen Leuten nicht viel übles zufügen, ja ihnen oft helfen, wenn sie um Mitternacht auf Kreuzwegen darum angerufen werden, und ihren Spuk hauptsächlich nur mit neugeborenen Kindern treiben.

Die Mädchen rückten näher zusammen. Der geweckte Aberglaube rief mancherlei grausige Dinge in ihrem Gedächtnisse wach, und die anziehende Furcht und der prickelnde Reiz, welche Spukgeschichten gewöhnlich hervorlocken, fesselten sie unwillkürlich und leiteten ihre Gedanken von der früheren Unterredung ab.

„Hast's schon gehört?" fragte Margarethe geheimnißvoll, „daß des Sägemüllers Peter wieder da ist? Er soll ganz anders geworden sein in den zwei Jahren, in denen er fort war." — „Wo war er denn nur? Man spricht so allerlei von der Sägemühle; er war so mit einemmal fort, kein Mensch wußte, wohin." — „O von wegen dem, Anne! Es ist nicht jedes so auf den Kopf gefallen, wie du meinst. Man weiß recht wohl, wo der

Peter steckte, es traut sich nur keins, laut davon zu reden." — Anne sah sich etwas ängstlich um, dann flüsterte sie mit erwachter Neugierde: „Ei so rede doch, was du weißt! Mir kannst's schon sagen." — „Es reden viele davon, seit er wieder da ist, der Wechselbalg. Warum sollt ich's nicht auch? Sein Vater hat vor zwei Jahren die Trude flehentlich angerufen auf dem Kreuzwege da drüben am Walde, sie sollt sich des Peters erbarmen, — und da hat ihn denn seine Frau Mutter geholt." — „Seine Mutter?" rief erstaunt Anne. „Ei die ist ja schon gestorben, wie er noch ganz klein war."

„Was schwätzest du so überzwerch! Das war doch seine rechte Mutter nicht. Die Sägemüllerin hat ein schönes, grades Kind zur Welt gebracht, — es soll ausgesehen haben wie ein Posaunenengele, und sie soll grausam stolz darauf gewesen sein und einmal über das andere gesagt haben: „ach, was ein liebliches Kindle!" und hat in ihrem Hochmuth vergessen, erst zu sagen: „b'hüts unser lieber Herrgott!" — und du weißt ja, wenn man ein Kind beruft und sagt dies nicht vorher, absonderlich ehe es getauft ist, so haben Hexen und Truden Gewalt darüber. Der Müller mußte grade an dem Tage, wo das Kind auf die Welt kam, mit einem Wagen voll Bretter nach Krailsheim fahren; als er in der Nacht zurückkehrte, wollten auf ein mal seine Pferde nicht mehr weiter, — eine Trude huschte vor ihnen her und eine Hexe hatte sich zu dem Müller auf den Wagen gesetzt; denn Truden und Hexen sind Geschwisterkinder und stehen einander bei. In der Mühle hörten sie Hülfe rufen — das that die Trude — und wie alles hinaussprang nach den scheuen Pferden und den Hügel hinunterlief, vor dem sie sich bäumten, da wurde die Müllerin schwach, es wurde ihr schwarz vor den Augen, bis sie gar nichts mehr sah, und sie hatte eine recht schlimme Nacht, obschon der Müller ganz wohlbehalten blieb. Als die Amme den andern Morgen kam, das Kind zu waschen und zu wickeln und ihm den Tauffstaat anzuthun, da lag ein Wechselbalg in der Wiege. Der Herr Pfarrer aber, den der Müller davon in Kenntniß setzte, sagte, das sei Aberglaube und sie sollten's geduldig hinnehmen, daß Gott ihnen ein mißgestaltet Kind geschenkt; alles sei Gottes Wille auf der Welt. Da schickten sie sich drein, und die Amme bekam viel Geld, daß sie schweigen solle. Sie hat's auch keinem Menschen erzählt, außer meiner Mutter; aber so was bleibt doch nicht verborgen, denn sie konnten doch den Peter nicht anders machen. Die Müllerin wurde tiefsinnig und starb zwei Jahre später, — und auch den Müller hat man nicht mehr oft lachen gehört."

„Und der Peter ist jetzt die zwei Jahre bei der Trude gewesen?“ fragte schaudernd Anne. — „Freilich. Wer hätte sonst wohl den boshaften Buckligen zu sich genommen? Die Trude hat ihn mit fort geführt — wohin? weiß niemand — und hat ihn zahm gemacht und ihm schöne Kleider angethan, und viele Zaubersprüchlein gelehrt, und ihn vor acht Tagen wieder gebracht. Man hat den Müller auf dem Kreuzwege gesehen, wie er auf sie gewartet hat; aber er hat auch der Trude viel versprechen müssen. Er wollte sein Hab und Gut bis auf weniges der Kirche vermachen; nun aber soll's der Peter kriegen mit Stumpf und Stiel. Und weißt du auch warum?“ — „Nun weil er doch als sein eigen Kind auferzogen wurde,“ meinte Anne. — „Fehlgeschossen! Nein nicht dessetwegen. Ich weiß es besser,“ sagte mit großer Wichtigkeit Margarethe. „Weil er von der Hölle abstammt, soll er wieder dahin zurückkommen. Er soll in Sünde verprassen, was der Alte in stillem, tugendhaftem Leben zusammenbrachte; er soll reich werden, der Wechselbalg, daß er seinen bösen Gelüsten fröhnen kann und der Teufel ihn sicher hat.“

„Ach, mich überläuft's mit einer Gänsehaut!“ sprach sehr naiv Anne. „Erzähle aber doch noch weiter!“ Sie rückte so nahe als möglich zu Margarethe und schlang ihren Arm um deren Nacken. „So, jetzt sage alles, was du weißt von der Sägemühle. Meine Mutter schilt mich immer ein fürwitzigs Ding, wenn ich sie um dies oder das, was so da und dort von alten Zeiten verlautet, ausfragen will, und wird gleich wetterwendisch, daß ich gern schweige. Einmal hat sie mir nur gesagt, ich sei in derselben Nacht auf die Welt gekommen, wie des Müllers Sohn; es sei eine schlimme Nacht gewesen, — die Geister seien umgegangen, — im Schlosse zu Deichstätten habe die Pelzliesel ärger als je zuvor im Keller rumort, und auch im Wildensteiner Schlößle sei der Geist Trepp auf und ab gegangen und habe geseufzt und gestöhnt; auf allen Kreuzwegen habe man die Truden gesehen, und in mehr als einem Stalle sei schlimme Seuche ausgebrochen, — die Hexe aus dem Tannengründle wäre als schwarze Katze überall herumgewandelt und hätt' das Vieh verhext. Nachher sind die Leute wieder zu ihr gelaufen und haben wunderthätige Tränklein bei ihr geholt für theures Geld; denn wenn sie ihren Zorn ausgelassen, macht sie auch manches wieder gut.“

„Warum war sie denn damals so wild? Weißt du das auch, Anne?“ — „Nein, Marchräth. Sag's, erzähl' es mir.“ — „So genau weiß ich's

just auch nicht, — aber es hängt mit der Sägemühle zusammen. Die alte Amme hat's auch gewußt, doch sie wollte nicht recht 'raus mit der Sprache, der Müller hatte ihr zu viel Brabänter auf das Maul gelegt." — „So sage, was du weißt," sprach leise und eifrig Anne.

„Ja, sieh!" hub Margarethe mit geheimnißvoller Wichtigkeit wieder zu erzählen an, „der Müller soll ein sauberer Bursche gewesen sein in seinen jungen Jahren, aber nicht fröhlicher Art. Wie seine einsame Mühle an dem dunkeln Weiher, soll er still und trübe ausgesehen haben, und dem Tanz und Spiele fern geblieben sein; seinem nachherigen Weibe gefiel er indessen drum doch, aber er wollte lange nichts von ihr wissen. Eine Hexe hatte es ihm angethan, eine alte und eine junge, und sie hatten ihn so weit gebracht, daß er die junge heirathen wollte; er glaubte freilich nicht, daß es eine Hexe sei, kam aber grade einmal dazu, wie sie auf der Ofengabel zum Kamin hinausritt mit feurigen Augen und feuriger Zunge, und —."

Ein lustiges Pfeifen in dem Walde tönte mit einemmale hell und spöttisch in die begonnene Hexengeschichte. Margarethe sprang in die Höhe, — ihr Antlitz färbte sich purpurroth und ihr Auge strahlte freudetrunken. Hexen und Gespenster schienen völlig vergessen. „Das ist der Fritz! Er kommt richtig und holt uns zum Tanze!" rief sie jauchzend, ergriff Anne's Hand und zog die Erstaunte mit sich fort zwischen den Bäumen durch, einem Burschen entgegen, der mit fröhlichen Sätzen über den glatten Boden sprang.

„Da bin ich!" rief er den Mädchen zu. „Es ist euch gerathen, daß ihr schon da seid! Juchhe! Die Musikanten spielen lustig auf zu Gunzach; im Garten hinterm Wirthshause ist der Tanz schon los, drum sputet euch!" Er nahm die beiden Mädchen an der Hand und zog sie mit sich fort.

„Nur gemach," sprach Anne, welche in ihrer Ueberraschung einige Schritte willenlos gefolgt war. „Mir so nicht, Fritz, ich gehe nicht mit gen Gunzach. Davon hat mir Marchräth kein Sterbenswörtle gesagt, als sie mich zum Gang in den Wald holte." — „Jetzt bist aber einmal da," sagte Margarethe leichtfertig, „jetzt mußt auch mit." — „Ich mag aber nicht." Anne umfaßte den Stamm einer schwanken Tanne und hielt sich daran fest. Der Bursche brachte sie nicht weiter vorwärts. „Sei nicht so artlich!" rief er ärgerlich. „Heut sind viel Mädle und Bursche von drüben da, kannst drum wohl auch mitmachen. Ein Tänzchen wird dir nicht schaden." — „Nur eine Stunde, eine einzige kleine Stunde!" bat Margarethe.

„Thu's mir zu Lieb! Bis zum Abendläuten sind wir wieder auf dem Heimweg. Ich verspreche dir's heilig!" —

In Anne entstand ein harter Kampf. Ihre eigene Lust, ihr heiterer Sinn, sowie ihre Gutmüthigkeit machten sie sehr geneigt, Margarethens Bitten zu erfüllen, aber die Furcht vor der Mutter Schelten und der anerzogene Begriff, daß jede Weltfreude — dazu gehörte besonders das Tanzen am Sonntage — Sünde sei, schreckten sie davon zurück. Aber Margarethe bat immer dringender und der Bursche malte das Vergnügen des Tanzes so verführerisch aus, daß sie endlich nachgab und wenn auch mit beklommenem Herzen ihnen folgte. „Des Sägemüllers Knecht ist auch beim Tanze," sagte Fritz zu Anne mit leichtem Spotte, „und dies ist doch ein frommer Bursche, ist alle Sonntage, seit er auf der Sägemühle ist, in der Kirche. Ob er andächtig betet, sell weiß ich freilich nicht; das kannst du besser sagen, Anne." — „Ich schau' mich in der Kirche nicht um," meinte etwas beleidigt das Mädchen, „am wenigsten nach der Emporkirche 'nauf, wo die ledigen Bursche stehen. So was ist meine Sache nicht." — „Desto mehr schaut er hinunter nach dir!" lachte Fritz. „Gelt, Marchräth, hast's auch schon gesehen?" — „Schweig!" rief Margarethe. „Hast lauter unnütze Sachen im Kopfe."

Es war ihr bange, Anne möchte sich gekränkt fühlen und wieder umkehren, und sie wollte nicht mit dem Burschen allein zum Tanze kommen. Sie war schlau und dachte: auf vier Schultern trägt sich's leichter, als auf zweien; auch wußte sie, daß die gutmüthige Anne leicht zu etwas zu bewegen sei, wenn man sie drum bitte, drum war sie auch allein heute mit ihr zum Walde gezogen, welcher ihr Dorf von Gunzach trennte. Sie hatte am Tage zuvor dem Fritz sagen lassen, er solle sie dort zum Tanze abholen. Sie stand in einem geheimen Liebesverhältnisse mit ihm und dachte, ihn nach und nach so zu fesseln, daß er sie heirathen würde trotz seines Reichthums und ihrer Armuth. Er aber hatte bis jetzt nichts der Art verlauten lassen und immer nur Scherze und Kurzweil mit ihr getrieben. Dies fing an, sie zu verdrießen und sie nahm sich vor, in Bälde eine ernstliche Zusage von ihm zu verlangen. Aber heute in der Lust des Tanzes lebte sie nur dem Augenblicke; sie vergaß fast Anne darüber, der es, je später es wurde, desto ängstlicher zu Muthe war. Des Sägemüllers Knecht hatte sie, sobald er sie erblickte, in die Reihe der Tanzenden gezogen und flüsterte ihr allerlei verfängliche Dinge ins Ohr, — und sie kannte ihn doch kaum. Er war erst

kurze Zeit in der Mühle, sie hatte ihn nur einigemal flüchtig in der Kirche gesehen, kannte nicht einmal seinen Namen. Woher sollte er den ihrigen wissen? Und doch that er so vertraulich! Es wurde ihr angst und bange; der fremde Knecht hielt sie gewiß für ein leichtfertiges Mädle, da sie so verstohlen auf den Tanzplatz kam und daß sie grade mit Margarethen und Fritz gekommen, welche in wilder Lustigkeit es allen andern zuvorthaten.

Diese Gedanken beunruhigten sie immer mehr. Empfand sie gleich eine geheime Lust, wenn der hübsche Bursche sie fest umschloß, dann wieder von sich ließ, aufjauchzte, in die Hände klatschte, sie leicht anfassend rasch im Kreise drehte, wieder in die Arme nahm und mit ihr dahintanzte, so wurde ihr der Gedanke doch immer unerträglicher, von ihm als ein leichtfertiges Mädchen angesehen zu werden. Nur widerstrebend that sie Bescheid, wenn er ihr das volle Glas zubrachte; sie benetzte kaum ihre Lippen mit dem leichten, süßen Tauberweine, den man dort in den meisten Wirthschaften findet, und das kostbare Getränk, das der Bursche nur um ihretwillen kommen ließ, wollte ihr gar nicht munden. So sehr auch der hübsche Knecht aus der Sägemühle ihr gefiel, konnte sie eine große Beklommenheit in seiner Nähe nicht überwinden; es wurde ihr bange, bis zum Ersticken schwül, wenn er sie so fest an sich preßte, sein heißer Athem ihre Wange streifte, oder gar seine Lippen sie leicht berührten. Sie wünschte sich weit hinweg, in die kleine Stube zu ihrer Mutter, in diesen schützenden Aufenthalt ihrer Kindheit und Jugend, dieses arme Asil, in welchem sie bis jetzt heiter und zufrieden gelebt, genügsam wie die Tauben unter seinem Dache, sorglos wie die Vögelein auf den grünen Zweigen, die es beschatteten, und ohne Wünsche und heißes Verlangen, wie die einfachen Blumen auf dem grünen Brette vor ihrem Kämmerlein. Sie schrieb die Angst und Schwüle, welche sie beim Tanze überkam, der Sünde zu, daß sie sich von Margarethen hatte verleiten lassen, an demselben theil zu nehmen.

Als die Bäume ihre Schatten immer länger über den grünen Tanzplatz warfen, mahnte sie Margarethe an ihr Versprechen, frühzeitig heimzukehren, doch diese wollte noch nichts davon wissen. Mit Schrecken sah Anne die Sonne hinter die dunkeln Waldungen hinabsinken, ihr glühendes Roth immer mehr erblassen und eine immer tiefere Dunkelheit auf dem von hohen Bäumen umgebenen Tanzplatz sich ausbreiten.

„Komm nach Hause, Marchräth,“ bat sie ängstlich, „die Abendglocke wird bald läuten; wir müssen fort von hier.“ — Aber Margarethe ant-

wortete leichtfertig: „Jetzt wird's schön, wenn die Lichter brennen; was nützt es auch, wenn wir zeitig heimkommen? Geschimpft werden wir doch, denn daß wir zu Gunzach getanzt, bleibt nicht verborgen. Drum soll's auch der Mühe werth sein, daß wir ausgescholten werden. Vor Mitternacht gehe ich nicht fort." — Da beschloß Anne, heimlich davon zu gehen. Es wurde immer dunkler; sie wollte dies benützen und sich fortstehlen, ehe Lichter gebracht würden. Bis sie den Wald erreicht hatte, hoffte sie, würde der Strahl der Mondssichel ihr heimwärts leuchten.

Eine kleine Pause trat in das lustige Treiben. Die Mädchen riefen nach Licht, aber der Wirth, welcher sehr gut die geheimen Wünsche seiner Gäste kannte, zögerte den Tanzplatz zu beleuchten. Die Musikanten ruhten sich aus, während die Abendglocke ertönte, und die Mädchen und Bursche gingen paarweise umher, die erhitzten Wangen in der Abendluft zu kühlen, oder auch die tieferen Schatten der Bäume zu suchen. Es war dies eine gefährliche, verführerische Stunde in diesem treulosen, geheimnißvollen Dunkel. Durch die niederen Gebüsche murmelte kosend der kleine Bach, die Nachtigallen trillerten ihre lockenden Töne in den blühenden Zweigen, die Abendwinde bewegten zu zärtlichem Lispeln die jungen zarten Blätter der Bäume und schütteten neckisch einen duftenden Blüthenregen auf die blühende, glühende Jugend, welche sich unter ihnen barg. Da wurde mancher Kuß geraubt, manche Umarmung dreister, manches Liebeswort zärtlicher geflüstert.

Auch Margarethens Tänzer wurde immer kühner und gab ihr so zärtliche Namen, daß sie ihn endlich fragte: „Wann kommst du denn zum Heirathstag (Verlobung) in meiner Eltern Haus?" — Aber auf diese ernste Frage gab er keine Antwort, und es trat eine leichte Verstimmung zwischen ihnen ein.

Als es wieder zum Tanze ging und die Reihe des Vorsingens an Fritz kam, sah er Margarethe spöttisch und bedeutungsvoll an und sang:

„Ist denn das Mädle so wunderschön?
Meint, daß sie 's G'riß a so hat?
Wollen vor zu der Mutter gehn,
Wollen erst fragen: was 's hat?" —

Margarethe erbebte vor Zorn bei diesem spöttischen Gesange. Sie wußte jetzt, wie sie mit dem reichen Bauernsohne dran war, und Annens

Warnung fiel ihr ein. Sie wäre jetzt gerne mit ihr nach Hause gegangen, aber Anne war nirgends zu sehen, und der Knecht von der Sägemühle lief vergebens umher, sie zu suchen. Er brummte und fluchte vor sich hin, da faßte ihn Margarethe bei der Hand und sagte: „Komm, laß uns zusammenhalten! Ich mag den Fritz nicht mehr, er ist mir zu dreist und zu hochmüthig, und dir ist die Anne davongelaufen; die hat auch was anders vor, als dich zum Schatz zu nehmen, die will nicht des Sägemüllers Knecht, die möchte wohl lieber Sägemüllerin werden. Schon als Kind hat sie's mit des Müllers Wechselbalg gehalten, sie war die einzige im Ort, die ihm nicht den Rücken kehrte; — und was gilt's, er bindet wieder mit ihr an?"

„Jetzt schweig!" rief der Knecht laut lachend und entriß ihr dabei unwillig seine Hand. „Des Müllers bucklichter Peter und die Anne, das schönste Mädchen im Land! Nun da könnt eher der jüngste Tag gleich kommen. Nimm du dir den Wechselbalg zum Liebsten, wenn's mit des Waldbauern Fritz ein Ende hat, der macht dich vielleicht eher zu seinem Weib." — Damit ließ er sie stehen und lief fort. Er dachte, daß Anne wohl der Heimat zueile und wollte ihr nach, sie einholen, ihr sagen, daß sie sein Schatz werden müsse, sollt's nicht aus sein mit seiner ganzen Lebensfreude. Aber er fand ihre Spur nicht.

Das Mädchen war mit den ersten Tönen der Abendglocke davon geeilt; sie riefen so dringend nach der Mutter Hütte, daß es sie nicht länger bei der Lustbarkeit duldete. Sie lief, so schnell sie es vermochte, dem nahen Walde zu. Einigemal sah sie sich ängstlich um, ob der gefährliche Bursche ihr nicht folge. Im geheimsten Winkel ihres Herzens mochte sie dies wohl wünschen, aber ihre Furcht vor ihm war trotzdem überwiegend, denn noch nie hatte ein Bursche sie so geängstigt, ihr Herz so gewaltig zum Klopfen gebracht. Sie war noch ganz verworren, als sie den Wald betrat. Die hohen Tannen schienen bei dem fahlen, unsicheren Mondlichte sich gespenstisch zu bewegen. Sie schauderte furchtsam zusammen, verdoppelte ihre Schritte, um möglichst schnell das freie Feld zu erreichen, in welchem ihr Heimatdorf lag. Dabei dachte sie mit Angst an ihre Heimkehr und der strengen Mutter Schelten; dann war es ihr wieder, als höre sie noch immer aus der Ferne die lustige Tanzmusik, als fühle sie den zärtlichen Druck von ihres Tänzers Arm und sähe sein feuriges Auge durch den Dämmerschein blitzen. Es wurde ihr so eng und bange, daß sie sich erschöpft an den Stamm einer Tanne anlehnte, um einen Augenblick zu ruhen. — Da huschte eine dunkle, kugelförmige

Gestalt vor ihr über den Weg hin und verschwand zwischen den Bäumen. „Eine Trude!" stammelte Anne in Todesangst. „Ich habe heut gesündigt; der Böse hat Gewalt über mich. O wäre ich bei meiner Mutter geblieben und hätte im Gärtle mich gesonnt und mit meinen Täublein gespielt, statt leichtsinnig zum Tanze zu gehen!" —

Sie rannte fort, von der Angst zu immer schnellerem Laufe getrieben; aber der Wald wollte kein Ende nehmen, keine Lichtung zum Vorschein kommen. Sie hatte den Fußpfad verloren und lief unsicher zwischen den hohen, schlanken Tannen umher. „Die Trude treibt mich in die Irre!" dachte sie jammernd und brach bei diesem Gedanken vor Angst und Anstrengung zusammen. Flehend hob sie die Hände empor, ihr Auge suchte den Himmel zwischen den dunkeln, dichten Wipfeln der Bäume, sie wollte ihn um Schutz anflehen gegen die Verzauberung, der sie sich verfallen glaubte, aber sie fand in ihrer Todesangst keine Worte dafür, — nur unbestimmte Gedanken konnte sie aus dem Waldesdunkel aufwärts zu seinem Lichte finden.

Da drang ein leises Murmeln an ihr Ohr. Sie sprang auf. „Das ist die Rotha oder Gunza," rief sie freudig und lief dem Schalle nach. Der Wald lichtete sich etwas, und bald stand sie an dem Rande einer sanften, waldigen Anhöhe, an deren Fuß eine kleine Quelle hervorsprudelte. „Jetzt weiß ich den Weg," sprach sie, leichter athmend, mit einem dankbaren Blick gen Himmel.

Leicht wie ein Reh sprang sie die Anhöhe hinab und lief neben dem Bache hin. Je weiter sie auf dem grünen Wiesengrunde vorwärts kam, desto hörbarer wurde noch das Rauschen eines anderen Baches, der immer näher zu kommen schien. Von dem kleinen Wiesenthälchen, welches sie durchschritten, trat sie wieder in einen Wald, wo sie jetzt zwischen dem Silberbande zweier klaren Bäche wandelte, die in raschem Laufe sich immer näher kamen, als trügen sie heiße Sehnsucht, sich in liebender Umarmung zu vermählen.

Die Rotha und Gunza, welche, etwa eine halbe Stunde von einander entfernt, den moosigen Tannengründen jener Gegend entspringen, nähern sich in kurzem Laufe bis auf einen Schritt, dann scheiden sie in scharfer Wendung auseinander. Die Rotha fließt östlich der Donau, die Gunza nach Westen dem Rheine zu. Man nennt diese Stelle die Wasserscheide, und es ist wunderbar, wie hier diese kleinen, verwandten Quellen sich erst so nahe kommen, um dann in ganz entgegengesetzter Richtung für immer zu scheiden.

Es ist, als ob ein plötzlicher Entschluß zwei nach Vereinigung strebende Leben auseinanderreiße. — Keine Rückkehr ist mehr möglich, keine Vereinigung mehr in dem traulichen Heimatschooße, dem sie entsprungen; — unaufhaltsam zieht es sie fort aus dem stillen Frieden ihrer Wälder, vereinsamt stürzen sie in die geräuschvolle Welt. Durch lachende Fluren eilt ihr rascher Lauf, und, angezogen von dem verführerischen Rauschen eines mächtigen Stromes, werfen sie sich in seine Umarmung und gehen darin auf. Ihr eigenstes Leben ist dahin, ihr frisches, liebliches Gemurmel verhallt, ihr klares Wasser wird verschlungen von stolzen Wellen. Ob sie sich da nicht zurücksehnen nach dem stillen Tannengrunde ihrer Heimat, nach der vertrauten Schwester, von der sie in jugendlichem Uebermuthe sich losgerissen? Und ob sie sich wohl wieder suchen, wieder finden werden in jenen unermeßlichen Meeren, denen sie anheimfallen, und die in ihrer unergründlichen Tiefe ewige Geheimnisse bergen?

Doch kehren wir zurück zu dem Kinde, das wie diese Quellen frisch und rein, zwischen ihnen dahin wandelt, noch halb geängstigt von dem Aberglauben seiner Heimat und beinahe ebenso unruhig bewegt durch das Klopfen seines eigenen Herzens, das es nicht recht zu deuten weiß. — Des Mädchens geängstigte Seele fühlte nur ein unruhiges Beben, ein bald süßes, bald banges Verlangen. Sie wußte nicht, was dies bedeute, wußte nicht, daß der Frühling, wie in der Natur, auch in ihrem jungen Herzen angebrochen sei mit seinen Blüthen und Blumen, die nach der Sonne verlangten und die sie umhüllenden Knospen zu durchbrechen strebten.

Wie in halbem Traume, der bald quälend, bald entzückend verworrene Bilder an dem nach Erwachen ringenden Bewußtsein vorüber führt, wandelte Anne dem schmalen grünen Pfade der Wasserscheide zu. Nur noch wenige Schritte war sie davon entfernt, als sie einen dunkeln Gegenstand, querüber liegend, dort erblickte. Sie konnte nicht unterscheiden, was es wohl sein möge, denn der schwache Strahl des Mondes stahl sich nur bescheiden durch die dichten, hohen Bäume. Einen Augenblick blieb sie ängstlich zögernd stehen — aber was konnte es anders sein, als ein Baumstamm, den man hier hingeworfen? Denn unbeweglich lag die dunkle Masse, den schmalen Weg zwischen der Rotha und Gunza versperrend. Entschlossen, darüber wegzusteigen, trat sie darauf zu, aber wie groß war ihr Entsetzen, als sich die dunkle Masse bewegte, langsam sich emporrichtete und vor sie hintrat.

„Du, Anne?“ sagte in höchstem Erstaunen eine ihr bekannte Stimme, und zwei große, rollende Augen blickten sie mit wilder Freude an. — „Peter, du?“ rief das Mädchen erschrocken. „Wie kommst du in der Nacht hieher?“ — „Das will ich dich fragen?“ entgegnete der mißgestaltete Sohn des Sägemüllers, den man den Wechselbalg nannte. „Weßwegen läuft ein Mädle in deinen Jahren so allein in der Nacht im Walde herum? Sage, was suchest du in der Dunkelheit hier?“ Er ergriff ihre beiden Hände und sah sie an, als wollte sein Blick sie durchbohren. — „Ich ging in der Irre,“ erwiderte sie stammelnd. Die Begegnung mit dem Wechselbalge an dieser einsamen Stelle und seine heftige Weise erfüllten sie mit namenlosem Schrecken.

„Sei es, wie es wolle,“ murmelte er dumpf. „Du sollst mir nicht umsonst in den Weg gelaufen sein,“ setzte er laut und in entschiedenem Tone hinzu. „Seit acht Tagen denke ich nur daran, dich allein zu sprechen, aber ich mochte nicht ins Dorf, wo sie mich früher immer mit Abscheu angeschaut, alle, nur du nicht. Warst du auch, als du größer wurdest, nicht mehr so freundlich mit mir, wie du es in unseren Kinderjahren gewesen, so hast du mir doch nicht so verächtlich den Rücken zugekehrt, wie die Anderen. Drum hasse ich auch alle, nur dich nicht, Anne, — dich habe ich gern. Du bist arm, ich will dich reich machen. — Ich habe viel Geld,“ fuhr er hochmüthig fort; „ich bin des reichen Sägemüllers einziges Kind, — alles gehört mein da drunten am Weiher. Verstehst du, Anne, ich bin der reichste Bursch weit und breit. Habe ich auch keine geraden Glieder, so habe ich Geld und Gut, und das ist noch mehr werth. Das weiß ich jetzt, seit ich in der Welt war; das haben sie alle gesagt, wenn ich wild darob wurde, daß sie mich mit allen Schmerzen, die sie mir anthaten, nicht heilen konnten.“

„Was soll das alles mir?“ fragte Anne, ängstlich sich umsehend und bemüht, ihm ihre Hände zu entreißen. „Laß mich meiner Wege gehen, es ist schon so spät, meine Mutter schmäht mich aus.“ — „Laß sie schmähen! Da hast du Geld, leg's ihr auf die Zunge.“ Er zog bei diesen Worten ein ledernes Beutelchen aus der Tasche und wollte es dem Mädchen in die Hand drücken; doch sie sträubte sich dagegen, und es fiel in das plätschernde Wasser. „Ich will dein Geld nicht!“ sprach sie, immer ängstlicher werdend. „Laß mich los, — ich will heim.“ — „Erst sollst du mich hören. Ich will dein Glück,“ sagte er zärtlich; „du sollst Sägemüllerin werden; ich nehme dich zum Weib.“ — „Da soll mich Gott in Gnaden davor behüten!“ schrie Anne entsetzt. „Laß mich los, laß mich los, du ungeschlachter Mensch!“

Peter zuckte zusammen, — seine Brust hob sich in keuchenden Athemzügen und sein rundes Auge rollte in wilder Bosheit. „Du kommst nicht los, Anne," sprach er dumpf, aber sehr bestimmt, und hielt sie mit solcher Kraft dabei fest, daß sie regungslos stehen bleiben mußte. „Ich will dich zum Weibe, und ich bleibe dabei; dein Sträuben hilft dir nichts. Was willst du arms Mädle auch mehr? Seit den zwei Jahren, daß ich fort war, dacht' ich an nichts Anderes, und je länger ich dich ansehe, desto mehr will ich's. Sage gutwillig Ja, oder beim Teufel, ich zwinge dich dazu. Du sollst sehen, der bucklichte Peter ist nicht mehr so blöde wie ehedem, er thut's den andern Burschen gleich."

Anne's Mädchentrotz rang mit ihrer Angst. Hätte die letztere gesiegt und sie den Bucklichten angefleht, sie gehen zu lassen, er hätte vielleicht ihrem Bitten nicht widerstanden, aber ihr Trotz gewann die Oberhand. Sie versuchte, mit ihrer schwachen Kraft sich ihm zu entreißen, und schimpfte ihn und drohte, dem ganzen Orte sein schlechtes Betragen zu offenbaren und ihn allenthalben lächerlich zu machen. — Da erwachte seine Wuth und vereinte sich mit seiner Leidenschaft für das schöne Mädchen, welches er an diesem einsamen Orte ganz in seiner Gewalt hatte. „Dies sollst du wohl bleiben lassen!" rief er voll Ingrimm und umfaßte sie mit seinen langen, knochigen Armen. „Du sollst noch froh sein, wenn ich dich zur Sägemüllerin mache und wohlweislich von dieser Stunde schweigen."

Er preßte sie fester an sich, mit wilden Liebkosungen die sich Sträubende zu überwältigen; da schrie sie in ihrer Todesangst verzweiflungsvoll um Hülfe. Er lachte höhnisch auf: „Du schreist vergebens, Schatz. Die Tannen hören dich nicht und die Truden stehen dem Wechselbalge bei." — Ein fürchterlicher Schauer durchrieselte das Mädchen und machte sie fast erstarren. Sie schrie, ächzte und stöhnte so jammervoll, daß es schaurig durch den stillen Wald hallte.

Da rauschte es drüben an der Gunza. Eine schlanke Gestalt setzte mit einem Sprunge über den Bach, packte den Peter an den Schultern und schleuderte ihn mit Riesenkraft zu Boden, hob Anne, welche mit ihm niedergestürzt war, rasch empor auf seinen Arm, sprang mit ihr über die Rotha und lief unaufhaltsam fort durch den Wald, bis er das freie Feld erreicht hatte, wo ihr Heimatdörfchen lag, einige Schritte vor demselben die kleine Hütte ihrer Mutter; hier stand er still, athmete tief auf und sah sie freudig an.

Mit unbeschreiblicher Wonne erkannte Anne ihren Retter; ihr Herz hatte ihn wohl gleich genannt, aber sie war von dem ganzen Auftritt so ergriffen, daß sie nicht recht zur Besinnung kommen konnte. Erst jetzt, als der Strahl des Mondes sein Antlitz erhellte und in sein glänzendes braunes Auge fiel, glaubte sie daran, daß sie wirklich dem grausigen Peter entkommen und im Arme ihres hübschen Tänzers sich befinde. Einen Moment neigte sie ihr rundes Köpfchen herab und lehnte es im Gefühle der Freude und des Dankes an seine gebräunte Wange, dann aber sagte sie verschämt: „Laß mich doch auf den Boden, du hast mich lange genug getragen, — ich schäme mich.“

Nur sehr zögernd ließ sie der Bursche herabgleiten. Es schien, als enthebe er sich der lieben Last nur ungern, — und als sie vor ihm stand mit niedergeschlagenen Augen und so hochgerötheten Wangen, daß sie selbst in dem fahlen Lichte des Mondes wie glühende Rosen schimmerten, da konnte er der Lust nicht widerstehen, ihre runde, weiche Taille zu umfassen. Sie sah auf — ihre Blicke begegneten sich und es zog sie mit unwiderstehlicher Macht zu einander hin. Sie lag an seiner Brust, er küßte ihre frischen Lippen, — und sie wußten, daß sie sich liebten und einander angehören wollten für das ganze Leben.

„Wie heißest du denn?“ fragte sie endlich mit jenem zärtlichen Stammeln, das dem ersten Kusse der Liebe folgt. — „Johann, mein lieber Schatz,“ gab er mit weichem Tone zur Antwort. „Und du heißt Anne, das weiß ich schon lange, seit ich dich zum erstenmale gesehen. Es war an einem heiligen Orte, in der Kirche; ich hörte nicht mehr, was der Pfarrer sprach, und mußte nur immer denken: dies Mädle möcht' ich zum Schatze!“ — „Das war Sünde, Johann!“ sagte Anne ernsthaft. „Das hättest du nicht thun sollen und gib acht, das müssen wir büßen!“ — „Du hast's heute Abend schon gebüßt,“ sprach er halb ernsthaft, halb scherzend, „und morgen kann's an mich kommen; denn wenn der Peter mich erkannt hat, muß ich aus der Mühle fort, sein Vater mag wollen oder nicht.“ — „Hat denn der Bucklichte so viel Herrschaft in der Sägemühle?“ — „Leider Gottes ist es so. Wie's früher war, weiß ich nicht, denn ich bin erst kurze Zeit bei dem Müller in Dienst und hatte gute Tage bis jetzt, das heißt, bis er kam. Seit der Zeit ist's mit der Ruhe im Hause vorbei. Er quält und peinigt den ganzen Tag, will alles anders haben und alles besser wissen. Der Müller ist traurig, zuckt die Achseln, thut ihm aber seinen Willen, wo's nur möglich

ist, und die alte Müaln (Maria=Anne) ist wie versessen auf den Wechselbalg, obschon er sie plagt, daß es zum Erbarmen ist." — „Die Alte hat ihn groß gezogen; sie war schon in der Mühle, wie ihn die Trude der Müllerin in die Wiege geschmuggelt hat."

Der Bursche sah mit seinem offenen, klugen Gesichte das Mädchen erstaunt an und fragte kopfschüttelnd: „Glaubst du denn dies, Anne?" — „Warum sollte ich dies nicht glauben?" meinte sie. „Solche Dinge haben sich schon oft zugetragen, — man darf nur nicht viel darüber reden."

Sie sah sich etwas scheu um und schmiegte sich fester an des Burschen Seite; er schlang zärtlich seinen Arm um ihren Nacken und so wandelten sie langsam dem Dorfe zu. Sie vergaßen unter ihren zärtlichen Küssen und Blicken die Sünde in der Kirche, den Wechselbalg und alles, was sich daran knüpfen konnte, und standen früher als ihnen lieb war, vor Annens Hütte. Das „gute Nacht, Johann," und „gute Nacht, Anne," wollte kein Ende nehmen, — da zuckte ein Lichtstrahl aus dem Fenster der Hütte über sie hin. „Herr Gott, meine Mutter!" rief erschrecken das Mädchen, entriß sich Johann und gab ihm einen bedeutungsvollen Wink, sich zu entfernen. — „Ich schlafe heute Nacht im Walde draußen," flüsterte er ihr noch zu. „Mit dem ersten Tagesschein komme ich hier vorbei, verschlafe dich nicht!" Dann sprang er rasch von dannen. Anne klopfte an die Thüre, und bis die scheltende Mutter öffnete, war er nicht mehr zu sehen.

Das alte Weib hatte ängstlich auf die Rückkehr der Tochter geharrt und konnte gar nicht begreifen, daß sie nicht mit der Abendglocke heimgekommen war. Sie ging zu Margarethens Eltern, die in ihrer Nähe wohnten, und hörte dort, daß diese auch noch nicht da sei, und die Vermuthung aussprechen, daß die Mädchen wohl zum Tanze in Gunzach wären. Margarethens Eltern, welche früher selbst drüben im lustigen Frankenlande gewohnt hatten, nahmen dies nicht so schwer und suchten Anne's Mutter zu beschwichtigen, welche in große Lamentationen ob solcher Leichtfertigkeit ausbrechen wollte. Sie kehrte aber dennoch nichts weniger als beruhigt in ihre Hütte zurück und nahm in mütterlicher Sorge ein Gebetbuch zur Hand, um einstweilen die große Sünde ihres Kindes so viel wie möglich bei dem Himmel abzubeten. Aber der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach. Das alte Weib, nicht gewohnt, nach dem Abendläuten noch lange wach zu bleiben, nickte bei dem Murmeln des mechanischen Gebetes immer tiefer mit dem Kopfe, bis sie ihn endlich gar nicht mehr erhob und schnarchende Töne

durch die kleine Stube schallten. Das Oellämpchen erlosch und das Weib schlief fort, bis das endlose „gute Nacht" der Liebenden sie weckte.

„Bist endlich da, Anne?" rief sie schlaftrunken, tastete nach dem Feuerzeug und schlug Licht. Das Zucken des Lichtstrahles trennte die Liebenden. Anne klopfte an die Thüre, welche die Mutter scheltend öffnete. „Leichtfertige Dirne," schimpfte das Weib, „die ich nimmer aus den Augen lassen darf! Fürchtest du dich nicht der Sünde, am heiligen Sonntage Weltlust zu treiben und dem Bösen dich anheimzugeben?" — Anne weinte und erzählte der Mutter, wie alles so gekommen, nur die süßen Ereignisse der letzten Stunde behielt sie geheim verwahrt in ihrem Herzen.

Die Erscheinung der Trude, auf welche das Mädchen ein besonderes Gewicht legte, weil sie damit ihr langes Ausbleiben entschuldigen konnte, machte auf die Alte einen schreckhafteren Eindruck, als Anne es wünschte und vermuthete. Sie wurde bleich und zitterte merklich. Ihr Unwille gegen Anne verschwand gänzlich, sie faltete in banger Angst ihre Hände und stöhnte: „O Herr, mein Gott, führe sie nicht wie mich in Versuchung!" — Dann trat sie zu ihrer Tochter und sagte feierlich: „Bete, Kind, bete, daß der Böse keine Gewalt über dich hat! Dort vor dem Bilde des Erlösers bereue dein sündhaftes Thun und flehe um Gnade und Erbarmen!"

Sie zeigte bei diesen Worten auf ein hölzernes Crucifix, das in der Ecke zwischen den zwei Fensterrahmen auf einem Brette stand. Zwei kleine blühende Rosenstöcke befanden sich daneben, — Anne hatte sie heute früh dahin gestellt — dann nahm sie die kleine Leuchte von dem Tische und stellte sie dazu, den kleinen Altar damit erhellend. „Ich gehe einstweilen in die Kammer," fuhr sie fort; „wenn du gebetet hast, so komme hinauf, mache aber erst drei Kreuze auf die Thürschwelle, ehe du sie überschreitest, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, — und tritt rücklings in die Kammer, daß dir keine Hexe nachfolgen kann. Verschließe sorgfältig die Thüre und klopfe dreimal darauf, und bete noch ein Vaterunser, wenn du dich niederlegst, daß der Allmächtige dich gnädig bewahre vor bösem Zauber- und Hexenspuk, denn ich sage dir, Anne, man verfällt ganz unversehens den bösen Mächten. Sie erzeigen uns scheinbar oft eine Wohlthat, aber ihr Segen verwandelt sich jedesmal in Fluch, drum seien sie dir ferne immerdar." Das Weib sprach dies alles in der eintönigen, beschwörenden, feierlichen Weise, welche man so häufig findet, wo Religiosität mit großem Aberglauben sich vermischt oder zum Sektenwesen sich hinneigt.

Dieser eigenthümliche pathetische Ton verfehlt selten seine Wirkung auf einfache, unselbständige Wesen. Auch Anne fühlte sich ängstlich beklommen bei den Worten ihrer Mutter und sank, als diese die Stube verlassen hatte, in andächtiger Zerknirschung auf die Knie nieder und hob flehend ihre Hände zu dem Kreuze empor. Sie flehte um Schutz gegen böse Zauberei den Gott der Liebe an. Da wurde es in ihrer Seele plötzlich licht und klar. Der gute Gott hatte sie ja schon sichtlich beschützt und ihr einen rettenden Engel auf dem schlimmen Wege, den die Trude sie geführt, in Johann gesandt, er hatte ihr in der Stunde der Gefahr den Lebensweg gezeigt, den sie fortan wandeln solle, den Weg an seiner Seite. Ihre Liebe zu dem hübschen Müllerknechte stand so überwiegend in ihrem Herzen, erfüllte sie so ganz, daß sie dieselbe mit ihrem Gebete einte und fromm gläubig sie für eine offenbare Schickung des Himmels ansah. Aber dies Himmelsgeschenk führte ihre Gedanken und Empfindungen unwillkürlich wieder mehr der Erde zu. Während sie die gefalteten Hände noch immer emporhob, senkte sich ihr Blick zu Boden, ihr Auge schloß sich wie zu tiefem Schlummer und ihre Seele weilte bei entzückenden Bildern irdischen Glückes. Der schwache Strahl der kleinen Leuchte neben dem Kreuze und den Rosen beleuchtete sanft ihre ganze Gestalt und verlor sich matt an den dunkeln Wänden der Stube. Kein anmuthigeres Erdenkind war wohl zu schauen, als Anne in dieser Stellung. Ihr Körper neigte sich etwas matt nach vorn, ihre langen blonden Flechten hingen über die volle, wogende Brust bis auf den Boden hinab, ein holdseliges Lächeln schwebte über den kleinen halbgeöffneten Mund, und kaum merklich zeigten sich die Grübchen auf den runden, rosigen Wangen. Ein Hauch reizender Sinnlichkeit mit süßer Unschuld und frommer Demuth gepaart, lag in diesem ganzen Bilde, das kein Laut und keine Bewegung störte.

Da regte es sich draußen vor dem niedern Fenster und ein häßliches Gesicht zeigte sich daran; runde, rollende Augen blickten gierig nach dem knieenden, süß träumenden Mädchen und eine knochige Hand ballte sich drohend gegen sie. — Anne schauderte plötzlich zusammen, die gefalteten Hände lösten sich und fielen schlaff hernieder, — sie schlug staunend das Auge auf und ein Schrei des Entsetzens entfloh ihren Lippen. Rasch sprang sie empor und alle Vorschriften ihrer Mutter vergessend, stürzte sie nach der Thüre, die enge Treppe hinauf in die Kammer, wo sie sich zitternd neben die schlafende Mutter kauerte.

Ermüdung führte sie nach kurzer Zeit in den festen Schlaf der Jugend hinüber. Das Frühroth warf bereits seinen erquicklichen Schimmer durch das kleine Fensterlein, als sie erwachte. Forschend blickte sie einen Moment nach ihrer Mutter, dann warf sie schnell ihr kurzes Röckchen über, trat leise an das Fenster und öffnete es behutsam. Spähend lugte sie zwischen den einfachen Blumenstöcken durch, dem einzigen Luxus der Hütte. Johanns Auge strahlte ihr entgegen. Rasch legte sie den Finger auf den Mund zum Zeichen, daß er schweigen solle, brach eine Blume, küßte sie und warf sie ihm hinab.

Er nickte dankend, aber der Kuß auf die Blume genügte ihm nicht. Er winkte ihr, herunter zu kommen, doch sie schüttelte verneinend mit dem Kopfe und zeigte bedeutungsvoll in die Kammer. Dann ging er langsam von dannen, unzähligemal zurückblickend nach der schönsten Blume am kleinen Fensterlein der armen Hütte. Er sang erst leise, dann immer lauter und lauter:

„Ade, schön Lieb! Zum grünen Wald
Komm ich beim Mondenschein,
Wo's Bächle durch die Tannen rauscht.
Sag', Schätzle, bist du mein?

Wo's Bächle rauscht und still sonst ist,
Kein Mäusle fern noch nah,
Da find'st du mich, herzliebster Schatz,
Ruf' nur, gleich bin ich da.

Im Tannengrund, im grünen Moos,
Beim schönen Mondesschein,
Wart' ich auf dich, mein Augenstern!
Dann, Schätzle, sag: bin dein!"

2.

Die vielen kleinen Quellen, welche jenen tannenbewaldeten Anhöhen entspringen, senken sich, man möchte sagen, stufenweise in die Niederungen hinab, bald da, bald dort sich sammelnd zu Teichen von größerem oder kleinerem Umfange, wie es der jedesmalige kesselförmige Raum, der sie aufnimmt, bedingt. Ist dieser angefüllt, so fließt das Wasser weiter abwärts und treibt Mühlwerke, die sich an diesen Teichen oder Weihern, wie man diese Wasserbecken dort nennt, befinden.

An einem dieser Weiher steht seit uralten Zeiten eine Sägemühle. Sie liegt so verborgen zwischen Tannenwäldern und grünen Erdwällen, daß man den eintönigen Lärm ihrer Sägen früher hört, als man Haus und Wasser sieht. Ihre ganze Umgebung trägt in hohem Grade den einförmigen, ernsten Charakter, der bald mehr, bald minder der ganzen Gegend eigen ist und mit dem leichten Wesen der fränkischen Bevölkerung eben nicht sonderlich harmonirt. Die Sägemühle aber war nicht allein durch ihre Lage einsam und düster, sie war es noch mehr durch ihre Bewohner, die beinahe keinen Verkehr mit der übrigen Welt hatten und noch einförmiger als die Mühle erschienen.

Das Sägewerk arbeitete Jahr aus und ein für eine bedeutende Holzhandlung in Krailsheim, und der Müller machte seit Jahren keinen andern Weg als dorthin. Er grüßte kaum im Vorüberfahren die Leute auf dem Felde, und sein stilles, düsteres Wesen gab ebenso, wie die Mißgestalt seines Sohnes dem Aberglauben hinreichende Nahrung zu den sonderbarsten Gerüchten.

Außer dem Sägemüller befanden sich auch noch eine alte Magd und ein alter Knecht in der Mühle. Als letzterem die Arbeit anfing zu schwer zu werden, miethete der Müller einen jungen Burschen, welcher in der ihm bekannten Holzhandlung diente und dem es in der Stadt nicht mehr gefiel. Das offene, fröhliche Wesen des Burschen zog beinahe gegen seinen Willen den Müller an, und er hatte ihn gemiethet, ehe er es eigentlich recht wollte. Seit Johann in der Sägemühle war, wurde es lauter und freundlicher dort. Sein frischer Gesang ertönte mit dem ersten Schlage der Wachteln und seine rege Thätigkeit brachte neues Leben in das Geschäft. Des Müllers düsteres Gesicht erhellte sich unwillkürlich, wenn er den rüstigen, frohen Knecht ansah, und selbst die alte böse Müaln wurde zugänglich für seine Scherze und kluge Schmeicheleien; nur dem brummigen alten Knechte, der sich durch Johann zurückgesetzt fühlte, war er ein Dorn im Auge. Aber der Bursche war so fleißig und brav und so bescheiden dabei, daß der Alte es beim Brummen bewenden ließ und ihm nichts Uebles zufügte.

Diese Freude in der Mühle sollte nicht lange dauern. Des Müllers Sohn kam in die Heimat zurück, — mit ihm ein unheimlicher Störenfried. Sein Vater hatte vor einigen Jahren zufällig in Krailsheim erfahren, daß es Anstalten gäbe, wo man krumme Glieder wieder grad machen könne; er erzählte Peter davon und dieser ließ ihm keine Ruhe, bis er ihn für theures

Geld in eine solche Anstalt brachte. Der Müller schwieg darüber gegen jedermann, wie er überhaupt über alles schwieg; nur die alte Magd wußte darum, ihr durfte nichts verborgen bleiben, was Peter anging. Sie war schon in der Mühle, als er zur Welt kam, und hatte seit seiner frühsten Kindheit Mutterstelle bei ihm vertreten.

Was sie von den Gerüchten über ihn und der Schwermuth und dem Tode seiner Mutter hielt, wußte man nicht. Sie äußerte sich niemals darüber; doch schien es beinahe, als sei sie nicht frei von dem Aberglauben, welcher das mißgestaltete Kind zu einem Wechselbalge stempelte, denn obgleich sie auf Peter alle Liebe, deren sie fähig war, häufte, so hatte sie vor ihm wieder eine sonderbare Scheu und sichtliche Furcht. Ueberhaupt wurde der Knabe selbst von seinem Vater mit einer gewissen Scheu und Rücksicht behandelt, die man sowohl dem Mitleid mit seiner Mißgestalt, als einer seltsamen Furcht vor ihm zuschreiben konnte. Peter durfte stets thun, was er wollte, und da er von Natur viele schlimme Eigenschaften hatte, bildeten sich diese unter solcher Nachsicht auf eine erschreckende Weise aus; dazu kam noch, daß er von seinen Altersgenossen verlacht und verspottet, auch wegen seiner Bosheit von allen gehaßt wurde. Kein Kind wollte mit dem Wechselbalge zu thun haben, und kam er heulend und wüthend deßhalb nach Hause, so suchte sein Vater und Müaln ihn durch Ertragung aller seiner boshaften Launen dafür schadlos zu halten. So wurde er sehr frühzeitig herrschsüchtig, eigenwillig, leidenschaftlich bis zur Wuth, hochfahrend und voll Bosheit.

Nur für ein Wesen fühlte Peter eine leidenschaftliche Zuneigung, und dies war Anne. Das Mädchen hatte ein ungewöhnlich mitleidiges und gutmüthiges Herz, das sie freundlich gegen den boshaften Bucklichten machte; es that ihr weh, daß kein Kind mit ihm spielen wollte, und sie rief ihn oft heimlich, wenn er einsam aus der Schule nach der Mühle ging, in ihr kleines Gärtchen hinter der Hütte und spielte mit ihm oder begleitete ihn auch wohl eine Strecke Weges. Aber wie sie Beide älter wurden und der Peter im Dorfe immer mehr Gegenstand des Spottes und Hasses war, auch immer schlimmere Eigenschaften entwickelte, da duldete ihre Mutter nicht länger, daß sie mit dem Wechselbalge verkehre. Sie selbst fing an, ihn zu fürchten, denn er blickte oft so wild mit seinen rollenden Augen nach ihr; dann mußte sie manche Spöttereien über ihr Mitleid anhören, so daß sie sich versteckte, wenn sie den Peter auf das Dorf zukommen sah. Dies geschah

jedoch immer seltener, weil sein hochfahrender Sinn den Spott nicht ertragen konnte, der ihm wie so häufig den Mißgestalteten auf rohe Weise zu theil wurde. Der Ingrimm über sein Unglück wurde immer größer und seine Umgebung hatte schlimme Tage, denn an ihr ließ er alle seine bösen Launen aus. Da brachte eines Tages sein Vater die Hoffnung mit, daß er geheilt werden könne, und wilde Freude durchjubelte seine Seele. Wie wollte er sich zeigen als reicher Müllerssohn, wenn er zurückkehrte, ein wohlgestalteter Bursche! Der Erste wollte er sein bei Spiel und Tanz, — und Anne mußte sein Schatz werden. Sein Vater konnte ihn nicht schnell genug fortbringen.

Seine Hoffnungen wurden aber sehr begreiflicher Weise nicht erfüllt. Er kehrte körperlich beinahe ebenso mißgestaltet zurück, wie er die Sägemühle verlassen, aber er hatte manches gesehen, manches erfahren; besonders der Trost, daß man mit Geld alles vergessen machen und erringen könne, hatte tiefe Wurzeln bei ihm gefaßt. Er kam in seine Heimat mit dem festen Vorsatze zurück, jedes Gelüste zu befriedigen, als der Sohn und Erbe des reichen Müllers aufzutreten und seinen Wünschen keine Schranken zu setzen. Anne's Besitz war es vor allem, was er wollte und was ihn auch hauptsächlich aus der Sägemühle fortgetrieben hatte, um seine Mißgestalt zu verlieren. Daß er kaum merklich verändert zurückkehren mußte, erfüllte ihn mit bitterem Ingrimm. Aber er hatte Geld, und so mußte das arme Mädchen dennoch sein Weib werden, ja es ihm noch Dank wissen, daß er sie zur reichen Sägemüllerin machen wolle.

Seit den acht Tagen, wo er in das Haus seines Vaters zurückgekehrt war, beschäftigte ihn der Gedanke, auf welche Weise er sich Annen nähern solle. Ging er ins Dorf, den großen Herrn zu spielen, so wurde er sicher verspottet, dies sagte ihm sein Verstand, so sehr auch sein Hochmuth sich dagegen sträubte; und bescheiden dort aufzutreten, wo er als Kind verhöhnt worden, widersprach seinem hochfahrenden Sinne. Vor allem wollte er Anne ins Geheim zu sprechen suchen. Dieser Wunsch trieb ihn unstet umher, — es ließ ihm keine Ruhe in der einsamen Mühle; Tag und Nacht irrte er in der Nähe des Dorfes umher, und so kam es, daß ihm das Mädchen an der Wasserscheide begegnete.

Bei ihrem Anblicke, bei ihrem Trotze und Widerwillen steigerte sich seine Leidenschaft bis zur thierischen Wuth, und Anne wäre vielleicht verloren gewesen, wenn Johann sie nicht gerettet hätte. Der Bucklichte erkannte

seines Vaters Knecht, als dieser mit dem Mädchen über das Wasser sprang. Er wälzte sich in ohnmächtiger Wuth auf dem grünen Rasen, wahnsinnige Eifersucht erwachte in ihm und trieb ihn fort. Der schwache Lichtstrahl in Annens Hütte lockte ihn dorthin, er glaubte den Knecht bei ihr zu entdecken, — und sah sie scheinbar entschlummert in andächtig betender Stellung. Sie um jeden Preis zu seinem Eigenthum zu machen, stand fest in ihm, und böse, nächtige Gedanken begleiteten ihn auf seinem Wege zur Mühle.

Dort fand er Müaln noch wach und in Sorgen um ihn. Als er endlich kam und sie sein verstörtes Aussehen bemerkte, sah sie ihn mit ängstlichem Kopfschütteln an. „Wo warst so lange, Peter?" fragte sie halb schüchtern, halb vorwurfsvoll. — Doch statt aller Antwort fuhr er sie barsch an: „Wann ist der Knecht heimgekommen?" — „Der Johann ist noch gar nicht da," erwiderte sie. „Der ist beim Tanze in Gunzach." — „Und da war sie wohl auch!" murmelte Peter vor sich hin, „aber ich will's ihr und ihm vertreiben!"

„Was hast du nur, Peter?" fragte die Alte wieder. „Solltest nicht so spät in der Nacht draußen herum laufen, — es könnte dir Böses geschehen." — „Die Trude könnte den Wechselbalg holen!" lachte er höhnisch, „wie sie ihn gebracht hat. Meinst du nicht so, alte Hexe?" — Müaln schlug die Hände zusammen. „Woher weißt du dies?" fragte sie entsetzt. — „Erzählt es nicht jedes Kind im Dorfe? Wie sollt ich's nicht wissen?" sagte er bitter. „Aber sie sollen schweigen von der dummen Teufelsmähre — ich bin reich und will es zeigen, — sie sollen aufgucken! Ich will eine Hochzeit halten, wie noch keine war im ganzen Lande, und das schönste Mädle soll Sägemüllerin werden!"

Die Alte riß vor Erstaunen ihre kleinen Augen möglichst weit auf. „Du willst heirathen, Peter? Und wen?" stotterte sie. — „Die Anne aus der kleinen Hütte im Dorfe," versetzte er mit lauerndem Blicke auf Müaln. — „Die? So!" sprach sie gedehnt. „Will dich denn das saubere Ding?" — Peter stampfte mit dem Fuße und schüttelte die Alte erbost an den Schultern. „Hab ich nicht Geld? Ist sie nicht arm? Glaubst du, daß sie nicht Sägemüllerin werden will?" rief er wild. — „Warum sollte sie nicht wollen?" meinte die Alte nach einigem Bedenken. „Wenn du deinem Zorn Widerstand thust und die Sache schlau anfängst, kann schon etwas daraus werden. Reichthum vermag viel, und deines Vaters Geldkiste ist voll bis oben auf."

„Sprich, wie meinst du?" fragte Peter etwas ruhiger. — „Wenn du mir folgen wolltest, sollte die Sache bald richtig sein. Dein Alter soll bei der Mutter freien um die Tochter und ihr goldene Berge versprechen. Was gilt's, sie sagt ja." — „Aber die Anne, die Anne?" rief Peter wieder heftiger. — „Was kann so ein armes Mädle machen? Kann sie was Besseres werden, als Sägemüllerin hier? Sie muß thun, was ihre Mutter sagt." — „Und wenn sie nicht will?" erwiderte Peter ingrimmig. „Und wenn der Knecht ihr lieber ist, als der Herr?" — „Der Knecht? Der Johann? Läuft der ihr nach?" fragte Müaln neugierig. „Ja, der ist ein sauberer Bursche, ein gefährlicher Bursche." — „Er muß morgen aus dem Hause, oder ich thue ihm ein Leid an!" sagte bebend Peter und seine runden Augen rollten wie feurige Räder. — „Du bist immer so hitzig, Peter; so kommst du nicht zum Ziele," beschwichtigte Müaln ihren Liebling. „Was nützt es, wenn der Knecht fortgejagt wird? Da kann er ja graden Wegs zu ihr laufen und dir die Sache verderben. Nein, so ungescheut muß man nicht sein. Da wüßte ich was anders, wenn's dir auf ein paar hundert Gulden nicht ankommt und dir an dem Mädle gar so viel liegt." — Peter horchte auf. „Mit Geld," murmelte er, „ja mit Geld kann man alles, so sagten sie immer. Rede, alte Hexe, rede, wie du's meinst."

„Der Johann," sagte sie, „ist ein verlassenes Kind, so erzählte er mir, als er ins Haus kam. Man hat ihn gefunden an der Straße, die von Würzburg abwärts führt, als er kaum drei Jahre alt war. Auswanderer, die nach Amerika zogen, ließen ihn zurück, das Kind mochte ihnen wohl eine zu große Last sein, — oder hatten sie es verloren? Etwas Gewisses darüber brachte man nicht in Erfahrung. Das verlassene Kind kam zu armen Leuten, denn die Armuth nimmt sich der Armuth immer am mitleidigsten an; aber wie's halt geht, so ein armer Wurm wird immer herumgestoßen, und der Johann kam bald da-, bald dorthin." — „Aber zu was brauche ich das alles zu wissen?" unterbrach sie Peter ungeduldig. — „Hab Geduld, wirst schon sehen, daß ich nicht umsonst so viel Gerede mache. Dem Johann wurde überall erzählt, wo er hinkam, seine Eltern und Anverwandte seien in Amerika — denn ein halber Ort wanderte grade damals des Weges, auf dem man den Johann gefunden — und mit ihm geht, seitdem er denken kann, der Wunsch um, auch dorthin zu gehen und seine Familie zu suchen. Aber bis jetzt konnte er noch kein Reisegeld zusammen bringen, und er rechnete, wenn er sechs Jahre auf der Mühle hier

diene, könne er vielleicht so viel verdient haben, seine Eltern zu suchen. Gib ihm das Reisegeld und du bist ihn für immer los."

„Ha! Alte, du hast recht! Er soll's haben, — morgen früh gleich soll er fort! — Mit Geld kann man alles!" — „Laß mich die Sache mit deinem Vater ausmachen; du bist zu hitzig, Peter. Verhalte dich ganz ruhig dabei, und diese Woche noch kann Heirathstag sein und in drei Wochen Hochzeit. Verlass' dich auf mich, Peter, und leg' dich jetzt zur Ruhe. So kann vielleicht auf der Sägemühle noch alles gut werden — und das Vergangene vergangen sein." Diese letzten Worte sprach sie so leise, daß Peter sie nicht verstand.

„Wenn mit deiner Hülfe das Mädle mein wird, so sollst du gute Tage haben," sagte er und ergriff heftig ihre Hände. „Wenn du mich aber zum Narrn hältst, werfe ich dich in den Weiher. Der Teufel soll mich holen, ich thu's." — Er gab ihr einen so derben Stoß, daß sie einige Schritte zurücktaumelte und verließ darauf die Stube.

„Der holt dich, so oder so! Dagegen wird ihn auch die Anne nicht schützen können," sprach sie dumpf vor sich hin. „Es wird nicht viel helfen, wenn er auch ein gutes Christenkind zum Weibe kriegt. Was aus der Hölle stammt, kommt sein Lebtag nicht in Himmel. Der arme Peter! Was kann er dafür? Der Müller ist schuld, an allem schuld!" Gesenkten Hauptes ging sie in ihre Kammer und sah mit Erstaunen, daß das erste Frühroth schon anbrach. Bald darauf hörte sie den fröhlichen Gesang Johanns, der mit den ersten Trillern der Lerchen sich mischte.

Peter kam an diesem Tage wenig zum Vorschein; aber Müaln hatte eine lange Unterredung mit dem Müller, welche ihn sehr heiter zu stimmen schien. Sie schlich von ihm zu Peter und flüsterte und wisperte mit dem Bucklichten, dessen häßliches Gesicht dabei in wilder Freude aufblitzte.

Als die Sonne sich abwärts neigte, ging der Müller mit etwas zögernden Schritten nach dem Weiher, wo eben der Knecht beschäftigt war. Der Bursche arbeitete so flink darauf los und machte eine so heitere Miene, daß der Müller, ihn betrachtend, immer langsamer auf ihn zuging. Endlich bemerkte Johann seinen Herrn, wünschte ihm freundlich guten Abend und arbeitete dann in gleicher Weise fort. „Lasse die Arbeit ruhen," sagte nach einer Weile der Müller, „ich habe mit dir zu reden." — Aha, dachte Johann, der Peter hat mir was eingebrockt. Er sah dem Sägemüller freimüthig ins Gesicht, bereit, alles nach Wahrheit zu berichten, selbst

seine Liebe zu Anne, wenn's sein müßte, und sagte ruhig: „Was soll's, Sägemüller?"

Diesem schien es schwer zu werden, sein Anliegen vorzubringen. Er setzte sich an den grünen, waldbewachsenen Abhang nieder, der sich um den Weiher zog, und winkte dem Knecht, ein gleiches zu thun. Es lag eine Wehmuth in des Müllers Zügen, welche Johann in Erstaunen setzte. Böse war der Müller nicht mit ihm, das sah er klar.

„Höre, Johann," fing dieser endlich an, „ich habe in Erfahrung gebracht, daß es dein höchster Wunsch ist, nach Amerika zu gehen, weil du hoffst, eine Heimat und deine Verwandten dort zu finden. Du bist ein braver Bursch — ich bin dir herzlich gut, drum will ich ein Uebriges für dein Wohlergehen thun und dir das nöthige Reisegeld für die Fahrt über's Meer geben." — „Das wolltet Ihr?" rief Johann mit freudigem Staunen. — „Ja, wenn du morgen mit Tagesanbruch die Gegend für immer verlässest." — „Ah, so!" stammelte der Bursche. — „Mein Peter kann dich nicht leiden," fuhr der Müller zögernd fort; „man darf dem armen Kerl das nicht so übel deuten; er ist von wüstem Aussehen und du bist ein flinker, sauberer Bursche; dein Anblick mahnt ihn allzu viel an sein eigenes Unglück, — er will dir aber wohl und ist ganz damit einverstanden, daß ich dir zweihundert Gulden mit auf den Weg gebe." — „Behaltet Euer Geld, Sägemüller," sagte der Bursche mit niedergeschlagenem Wesen, „ich kann's nicht annehmen."

Das Ablehnen dieser Summe war eine schwere Aufgabe für Johann, denn von frühester Kindheit an hatte er sich mit dem Wunsche herumgetragen, so viel zusammenzubringen, um in die neue Welt segeln zu können, wo er ganz sicher glaubte, seine Familie zu finden. Er stellte sich dies, wenn er erst nur dort wäre, sehr leicht vor, obschon er nicht einmal ihre Namen kannte, ja sogar nicht einmal mit Bestimmtheit wußte, ob er wirklich ein von Auswanderern zurückgelassenes Kind sei. Dies letztere aber hatte man ihm so oft vorgesagt, daß er keinen Zweifel darein setzte, und das erstere erschien ihm ganz leicht, denn er stellte sich Amerika nicht viel anders vor, als die kleine Welt, in der er sich bis jetzt herumgetrieben. Da konnte man ja alles beim Amte anzeigen und in die Zeitung drucken lassen, — und wie er froh war, Eltern und Verwandte wieder zu finden, so würden sie ohne Zweifel froh sein, in ihm das längst verlorene Kind zu entdecken nnd auf den ersten Aufruf erscheinen. Dann hatte er eine Heimat gefunden, nach

der es ihn, den Heimatlosen, so sehr verlangte. Nun sah er sich plötzlich der Erfüllung dieses heißen Wunsches nahe gerückt — aber Annens liebliches Bild und Peters häßliche Erscheinung traten dazwischen.

„Warum willst du das Geld nicht nehmen?" fragte der Müller. „Ich gebe es dir ja so gerne, — ich will noch fünfzig Gulden drauf legen. Greif zu, Johann! Willst du denn immer Knecht bleiben? Dort drüben, wenn dir das Glück gut ist, kannst du bald ein Haus haben und Weib und Kind; da läßt sich noch leichter hausen, als bei uns. Hier kannst du alt werden, ohne daß du sagen kannst: ich bin in meinem Eigenthum; drüben aber kann dir dies in kurzer Zeit zu theil werden." — Was der Müller sagte, erschien Johann ganz richtig; vor seiner Seele tauchte schnell ein Bild schöner Häuslichkeit auf, in welcher Anne waltete; seine Wange färbte sich höher und in schwankendem Tone sagte er: „Ich will mir's bis morgen überlegen, Sägemüller." — „Thu's!" bat dieser in eigenthümlicher Bewegung und sein Auge wurde feucht. „Ich lasse dich ungern von mir ziehen, aber Gott weiß, ich kann's nicht ändern, will ich Ruhe und Frieden im Hause haben. Komm morgen früh in meine Kammer, dreihundert Gulden sollen bereit liegen, daß du noch was im Seckel hast, wenn du da drüben landest." — Es schien ihm schwer zu werden, noch länger von dieser Angelegenheit zu sprechen, denn er verließ nach diesen Worten schnell den Knecht, dessen Kopf verschiedene Gedanken durchkreuzten.

Daß Anne ihm treu bleiben würde, auch wenn er fern sei, glaubte er fest, und glückte es ihm in Amerika, woran er nicht zweifelte, so konnte er ihr ja Geld senden und sie ihm bald nachfolgen. Daß er ihr hier kein besonders glückliches Loos bereiten, ja vielleicht es erst nach langen Jahren dahin bringen könne, in ihrem Dorfe ansäßig zu werden und sie zu seinem Weibe zu nehmen, sagte ihm sein Verstand, und ein großer Kampf entstand in ihm, ob er des Müllers Anerbieten annehmen solle oder nicht. Er wußte, daß der Peter dahinter stecke und ihn gern fort haben möchte, um mit Anne leichter anbinden zu können; aber es erschien ihm so lächerlich von dem Bucklichten, zu hoffen, daß das Mädchen ihn zum Schatz nehmen würde, daß ihm dies nicht sehr gefährlich vorkam. Daß der mißgestaltete Peter gar im Ernste daran denke, ein Weib zu nehmen, fiel ihm gar nicht ein. Er dachte wohl auch wieder an die Anspielung Margarethens, aber das Mädchen war boshaft und leichtfertig, und er legte kein Gewicht auf ihr Geschwätz; dennoch kam es ihm beinahe als eine Unmöglichkeit vor, seinen

lieben Schatz auf längere Zeit zu verlassen und so weit entfernt von ihm zu leben. „Ich will ihr alles sagen," war das Endresultat seiner Gedanken, und er beschloß, sie diesen Abend noch um jeden Preis zu sprechen.

Während der Knecht sehnsüchtig auf die Dunkelheit der Nacht harrte, um in ihrem Schutze Annens Hütte zu umschleichen und nach ihr zu spähen, trat der Müller noch beim Sonnenschein im Sonntagsstaat in das kleine Häuschen und sprach lange und eindringlich mit der armen Wittwe. Er warb für seinen Sohn um ihrer Tochter Hand, und da ihm eine Heirath desselben als ein großes Glück erschien, so bot er alles auf, das verführerische Loos einer reichen Müllerin ihr recht anschaulich zu machen. Das alte Weib hätte auch nicht allzu lange Einwendungen gemacht, selbst wenn Peter noch häßlicher gewesen wäre, als er war, wenn nicht der Aberglaube ihn als einen Wechselbalg bezeichnet hätte. Sie konnte sich nicht entschließen, diesem Wahne selbst das traurige Loos der Armuth aufzuopfern. Und als sie dem Müller nichts wesentliches mehr einzureden wußte, machte sie eine sehr deutliche Anspielung auf diesen Umstand.

„Wie könnt Ihr nur so etwas glauben?" sagte der Müller, aber seine Stimme zitterte bei diesen Worten und sein Auge senkte sich zu Boden. „Der Peter ist mein Kind, sage ich; bedarf es mehr Zeugniß, daß alles Geschwätz über ihn eitel Lug und Trug und Mißgunst ist? Weil ich reich bin und er mein alleiniger Erbe ist, sagt man ihm Böses nach. Man gönnt dem Mißgestalteten die reiche Sägemühle nicht, mit dem Kasten voll Geld und Gut. Ihr sollet gute Tage haben, Liese, und Eure Tochter kann stolzer einhergehen als ein Weib weit und breit. Eine neues Stockwerk lasse ich auf die Sägemühle bauen, daß wir alle Platz darin haben, und einrichten lasse ich's dem jungen Paare so schön, wie man es nirgends sonst finden soll." — Das Weib seufzte schwer. Ihre Armuth verlangte nach solchem Glücke, und sie entgegnete in nachgebendem Tone: „Ich will den Herrn Pfarrer um Rath fragen, und wenn er meint, daß es so recht ist, will ich dem Glück nicht Thor und Thür verschließen. Morgen sage ich Euch Bescheid, Sägemüller."

Der Müller verließ leichteren Herzens die Wittwe, als er gekommen war, legte aber zuvor noch zwei blinkende Goldstücke auf den Tisch.

„Will mich der Satan in Versuchung führen?" sagte das Weib und wollte den Blick davon wenden, aber sie vermochte es nicht. Der verführerische Glanz des blinkenden Metalles zog ihn zu mächtig an; sie betastete

das schöne Gold, und die Lust nach mehr wurde überwiegend in ihr. So soll er Kisten voll haben, sprach sie vor sich hin und ihre fahlen Wangen rötheten sich. — Er war immer ein braver Mann, der Sägemüller, — man kann ihm nichts nachsagen; seit er sich verheirathet hat, war er stets rechtschaffen. Was vorher geschah, weiß man nicht genau; und war er der Hexe verfallen, wie man sagt, so wird's nicht seine Schuld sein, das ist Teufelskunst. Habe ich nicht Schlimmeres auf dem Gewissen? — Sie schauderte zusammen. Wenn ich nur wüßte, wie sich's mit dem Peter verhält? Der Herr Pfarrer soll mir Auskunft geben, ehe ich mit dem Mädle davon rede. — Sie kleidete sich etwas sorgfältiger an und verließ die Hütte.

Anne arbeitete heute im Taglohn und kam erst mit dem Abendläuten heim. Unter den Tönen dieser Glocke, welche mit der beginnenden Dunkelheit feierlich durch die stillen Dörfer hallt und zum Gebet und zur Ruhe mahnt, kehrte das Mädchen nach der Hütte zurück. Sie fand sie dunkel und verschlossen und bückte sich eben nach dem Verstecke, wo der Schlüssel zur Hausthüre zu liegen pflegte, als ein Arm sie umschlang und ein Kuß auf ihrem Nacken brannte. Sie schrie in freudigem Schrecken auf. Es war Johann.

Der Bursche zog sie mit sich fort und theilte ihr die Begebenheiten des heutigen Tages mit. Sie sprachen lange hin und her über des Müllers großmüthiges Anerbieten; Anne meinte, er solle es nicht zurückweisen, indem darin die einzige Möglichkeit einer baldigen Vereinigung für sie liege, — sie wolle ihm ja gerne nachfolgen bis an das Ende der Welt, sobald es ihre Mittel erlaubten. Es lag zwar ein großer Schmerz für sie in dem nahen Abschiede, aber des Müllers Anerbieten war für ihre Armuth ein so großer Vortheil, daß sie nicht wagte, ihn zurückzuweisen. Mit der leicht erregten Hoffnung der Jugend sahen die Liebenden in eine schöne Zukunft. „Ich lasse dir von der Baarschaft zurück," sagte Johann, „ich brauche das Geld nicht all, wenn mir der Müller wirklich dreihundert Gulden gibt. Bald schicke ich dir noch mehr dazu, und ehe ein Jahr um ist, kommst du mir nach und wirst mein Weib." Sie umarmten sich und vergaßen bei diesem schönen Zukunftsbilde den nahen Trennungsschmerz.

Morgen wollten sie mit Sonnenaufgang sich an der Wasserscheide treffen zum Lebewohl und noch näherer Besprechung. Der Abschied an diesem Abende fiel ihnen schwer. Anne eilte davon, ihre hervorstürzenden Thränen zu verbergen, — Johann ging mit schwerem Herzen dem Walde zu.

Er vertiefte sich in seinen dunkeln Schatten und kam, ohne es grade zu wollen, an die Wasserscheide. Wehmüthig blickte er in die Gunza, welche sich nach dem Westen wendet. „Morgen wandere ich mit dir fort, kleins Bächle,“ sagte er trübe, „und mein Schatz bleibt hier zurück an der Rotha, die nach Sonnenaufgang zieht.“

Allerlei traurige Gedanken, die ein bevorstehender naher Abschied immer hervorruft und die sich durch die düstere Umgebung des Tannenwaldes bei dem Burschen in hohem Grade steigerten, überwältigten ihn so, daß er sich laut weinend auf den Boden warf. Doch bald ermannte er sich wieder. Bin ich nicht ein dummer Kerl, daß ich mich gräme, wo mir das Glück so wohl will? dachte er. Heute über's Jahr muß ich die Anne bei mir haben, dann bin ich der glücklichste Mensch auf der weiten Gotteswelt, — da habe ich eine Heimat und sie zum Weibe. — Er wollte erst mit dem Morgen in die Sägemühle zurückkehren und ging das Wiesenthälchen entlang bis an den Ursprung der Gunza; dort legte er sich im tiefen Grunde auf den weichen Moosboden nieder und entschlief bei dem Murmeln der Quelle.

Aber während Johann von einer schönen Zukunft träumte und die Nymphe der Quelle ihn in immer tieferen Schlaf lullte, ereigneten sich in und um die kleine Hütte der armen Wittwe sehr bedeutungsvolle Dinge für ihn.

Das abergläubische Weib war sehr beruhigt von dem Seelsorger ihrer Gemeinde zurückgekehrt; seine vernünftigen Zurechtweisungen hatten ziemlich leichten Eingang bei ihr gefunden, da sie mit den geheimen Wünschen ihres Herzens übereinstimmten. Die Macht des Geldes wirkt im Allgemeinen so mächtig — um wie viel mehr auf die Armuth — daß es nicht zu verwundern ist, wie die arme Wittwe selbst den so festsitzenden Aberglauben bei der Hoffnung, reich zu werden, wenn auch nicht verbannte, doch mächtig zurückdrängte. Ihre Gewissensskrupel hatte der Pfarrer beseitigt, und das Grauen, das sie vor einer Verbindung ihres Kindes mit Peter hatte, beschwichtigte sie mit dem Gedanken an seinen braven Vater und dessen Reichthum. Ein Sträuben von Seiten Annens hoffte sie leicht zu überwinden, da das Mädchen sich früher mit vielem Mitleid des Bucklichten angenommen hatte; auch mußte es ihr doch viel erwünschter sein, eine reiche Müllerin zu werden, als Jahr aus, Jahr ein im Taglohn zu arbeiten. Statt Anne, wie diese es nicht anders erwartete, scheltend zu empfangen, war sie freundlich, fast demüthig gegen sie, und nach einigen Umschweifen, mit Bibelsprüchen untermischt und Klugheitsregeln gewürzt, theilte sie ihr das ihnen

bevorstehende Glück mit. „Wir werden jetzt reich, Anne,“ schloß sie. „Geld und Gut fällt uns in Ueberfluß zu, unsere guten Tage nehmen, der Herr sei gepriesen, ihren Anfang.“

Das Mädchen war fast vor Entsetzen erstarrt bei diesen Glückverkündigungen ihrer Mutter; dann brach sie in heftiges Weinen aus und erklärte, lieber sterben, als des Peters Weib werden zu wollen. Umsonst waren alle Vorstellungen ihrer Mutter. Sie legten sich endlich in Unfrieden zu Bette, das Weib voll Unwillen über den Widerstand Annens, das arme Mädchen voll Verzweiflung, in heftigem Kampfe des gewohnten kindlichen Gehorsams mit ihrer Liebe zu Johann.

Während Anne in Todesangst an die nächste Zukunft dachte, an Johanns Scheiden und die sie umgebenden Gefahren, tobte ihr häßlicher Freier wie ein Rasender in der Sägemühle. Daß sein Vater nur eine unbestimmte Antwort zurückbrachte, erfüllte ihn mit Zorn und Angst. Hatte doch auch der Knecht noch keine bestimmte Antwort gegeben und es lag so nahe, daß er sich erst mit Anne verständigen wolle. Gewiß war er jetzt bei ihr und bestärkte sie in ihrer Liebe zu ihm; er war der Geprellte. Vergebens suchte sein Vater ihn zu besänftigen, selbst Müaln vermochte nichts mehr über ihn. Getäuschte Erwartung, Liebesnoth und Eifersucht, Haß und Rache tobten in ihm und er rannte bei der eingetretenen Dunkelheit aus der Mühle fort. Es trieb ihn im Walde umher, nach der Wasserscheide hin. Seine Eifersucht machte ihn glauben, daß die Liebenden an dieser einsamen Stelle sich treffen würden, — doch alles war still, kein anderer Laut hörbar, als die geheimnißvolle Stimme des Waldes und das Murmeln des Baches. Seiner selbst nicht mehr mächtig, warf er sich auf den Rasen nieder, wo einige Momente vorher Johann, von Trennungsschmerz erfaßt, weinend gelegen hatte. Dann fuhr er wieder auf und umkreiste wie ein Geier Annens arme Hütte. Er kam ihr immer näher; ein matter Lichtstrahl flackerte in die dunkle Nacht hinaus, dann erlosch er plötzlich.

Peter stand vor der dunklen Hütte und starrte mit namenloser Qual und schwarzen Gedanken zu Annens kleinem Kämmerlein empor. Seine rasende Eifersucht führte ihm das schöne Mädchen von Johanns Armen umschlungen, vor die Seele. Bald wollte er Lärm machen und in die Hütte eindringen, bald ruhig hier warten bis zum Morgen, um sich Gewißheit zu verschaffen. Er warf sich erschöpft von körperlicher Anstrengung und Seelenqual auf einige Büschel Stroh, welche hinter der Hütte aufgeschichtet

lagen. Aber es ließ ihm keine Ruhe, immer schwärzere Gedanken durchtobten ihn und ein plötzlicher Entschluß durchzuckte die gewitterschwüle Nacht seiner leidenschaftlichen, verderbten Seele.

Er fuhr empor und sah mit rollenden Augen auf die kleine, dunkle Hütte, — dann zog er mit zitternder Hast ein Feuerzeug aus der Tasche und in wenigen Minuten loderte der Strohhaufen hinter derselben flammend empor. Das Feuer schlug pfeilschnell über das mürbe Dach und faßte gierig die alten, ausgetrockneten Wände. — Ein fürchterlicher Angstschrei tönte aus der Kammer. — Peter lachte höhnisch auf. Einem bösen Dämon gleich entfloh er in den nahen Wald und weidete sich dort an dem Anblicke der immer höher lodernden Flamme.

Die Sturmglocke ertönte, aber bis die schlafenden Bauern erwachten und die verrosteten Löschwerkzeuge in Bewegung brachten, stürzte die kleine Hütte krachend und prasselnd zusammen, alle Habe der armen Wittwe und ihrer Tochter in Glut und Rauch begrabend. Vergebens suchten sie noch einiges zu retten; das Feuer, von dem Winde lustig angefacht, machte zu schnelle Arbeit, und das alte Weib kam bei diesen Versuchen fast ums Leben. Jetzt lag sie mit Brandwunden bedeckt auf dem Felde vor der brennenden Hütte, in den Armen der trostlosen Anne.

Man umstand die beiden Unglücklichen theilnehmend, aber niemand wußte vorerst andere Hülfe, als sie in das Gemeinde-Armenhaus zu bringen. Dorthin wollten einige mitleidige Weiber Bettzeug, Kleider und Speisen schaffen. Das Weib stöhnte unter fürchterlichen Schmerzen und beinahe noch mehr unter dem Gedanken, in das Armenhaus gebracht zu werden. Für Anne lag einiger Trost in diesem Gedanken. Aus dem Armenhause wird mich der reiche Müller nicht zur Schwiegertochter holen, dachte sie und sah sich nach Johann um; — aber nirgends beleuchtete der grelle Feuerschein sein liebes Antlitz. Wie war es möglich, daß er nicht zu ihr kam in dieser großen Noth?

Als man eben die Alte wegbringen wollte, fuhr ein Wagen eilends daher. Es war der Sägemüller, der auf den Höhen bei der Mühle den Brand der Hütte gesehen und sich rasch entschlossen hatte, dieses Unglück der Wittwe für seines Hauses Glück zu nützen. Unterwegs fand er seinen Sohn, der sich zu ihm auf den Wagen setzte.

„Ich nehme das arme Weib und ihre Tochter zu mir in mein Haus," rief er und sprang von dem Wagen herab. Langsam folgte ihm Peter. —

„Sie sollen nicht ins Armenhaus, — behüte Gott!“ fuhr er fort. „Solch Unglück soll sie nicht treffen! Ich werde für sie sorgen. Die Gemeine soll keine Last mit ihnen haben. Es soll ihnen in der Mühle wohlergehen!“ — „Vergelt's Euch Gott tausendmal!“ stammelte das alte Weib. „Ihr seid ein rechtschaffener Mann; Ihr und Euer Sohn, Ihr nehmt Euch in dem großen Elend unsrer an.“ — „Der brave Sägemüller!“ lief es von Mund zu Mund. — „Und sieh, der Peter thut Gutes!“ klang es hinterdrein. „Der Bucklichte hat sich gebessert in der Fremde!“ flüsterte man sich zu. „Es ist am Ende doch nur eine böse Mär, daß er bei der Trude war, — aber ein Wechselbalg bleibt er drum doch!“

Während diese und ähnliche Reden gewechselt wurden, hob man behutsam das Weib auf den Wagen und legte sie möglichst bequem auf einige Bündel Stroh und Heu. Peter ließ noch nach dem nächsten Doktor senden für die Leidende, was ihm sehr hoch angerechnet wurde. Unter allgemeiner Anerkennung der edlen That des Müllers und auch seines Sohnes fuhr der Wagen langsam nach der Mühle. Das Feuer war beinahe gänzlich erloschen, nur hie und da blitzte noch eine Flamme flüchtig auf, den Dahinfahrenden einen röthlichen Schein nachsendend.

Auf Annens Schooß, der es vorkam, als umgebe sie ein wüstes Traumbild, lag das müde Haupt ihrer Mutter. Peter saß hinter ihr und sah bald triumphirend auf sie, bald nach der rauchenden Brandstätte zurück. Mit Geld kann man alles wagen! dachte er. Was liegt an der niedergebrannten Hütte? Ich gebe ihr meinen Reichthum für ihre Armuth, mein Geld für ihre Liebe.

Johann, der von den Ereignissen dieser Nacht nichts wußte und vergebens an der Wasserscheide auf Anne wartete, konnte ihr Ausbleiben nicht begreifen. Er wollte sie erst sehen und sprechen, ehe er in die Sägemühle zurückkehrte, und schlug deßhalb den Weg nach dem Dorfe ein. Er blickte aus der Ferne sehnsüchtig nach ihrer Hütte, — sie war verschwunden. War dies Zauberei oder blendete ihn der Strahl der aufgehenden Sonne? Er hielt die Hand vor die Augen, aber die Hütte wollte nicht zum Vorschein kommen; nur ein dunkler Flecken wurde sichtbar, wo sie gestanden, sonst konnte er nichts entdecken. In namenloser Angst beflügelte er seine Schritte und bald stand er vor der wüsten Brandstätte. „Wo ist Anne und ihre Mutter?“ rief er entsetzt einem Vorübergehenden zu. — „Das mußt du doch wissen,“ war die kurze Antwort. „Die sind ja auf der Sägemühle bei deinem Herrn.“

War dies alles wahr, was er sah und hörte? Die Hütte niedergebrannt, — und sein Schatz auf der Sägemühle bei Peter? — Er fühlte sich an seinen Kopf und rieb sich die Augen; es war ihm im Augenblick, als träume er noch — dann aber lief er, von unheimlicher Sorge getrieben, mit schnellen Schritten der Sägemühle zu. Schon hörte er ihren eintönigen Laut, — noch mußte er den Abhang hinab, dann stand er vor dem Hause, in welchem Anne einen Aufenthalt gefunden hatte. Eine kleine Weile blieb er zögernd stehen. Wenn sie nur herauskäme! dachte er sehnsüchtig — da rauschte es neben ihm, und der Sägemüller trat zwischen den Bäumen hervor und reichte ihm die Hand.

„Johann," sagte er mit bewegter Stimme, „ich habe dir schon eine Weile hier aufgepaßt. Du mußt mir was zu Liebe thun —". Er stockte. — „Was soll's, Sägemüller?" fragte der Bursche mit banger Ahnung. — „Kehre hier um!" sprach er. „Da liegen dreihundert Gulden." Er deutete auf ein ledernes Säckchen, das neben einem Baume lag. „Nimm sie, Johann! Und möge es dir in fernem Lande wohlergehen! Lasse manchmal von dir hören und glaube, daß ich dich immer in gutem Andenken behalte!"

Ueber des Müllers gefurchte Wangen rollten Thränen, und der Knecht fühlte die Hand heftig erzittern, welche die seinige hielt. Eine eigenthümliche Bewegung erfaßte auch ihn trotz dem Mißtrauen, das er in Betreff Annens gegen den Müller gefaßt hatte; es war ihm, als müsse er sich an den Hals des gerührten Mannes werfen und ihm alle seine Besorgnisse und Hoffnungen anvertrauen und sein ganzes Lebensglück an sein rechtschaffenes Herz legen. Aber der Müller war sein Herr und Peter dessen Sohn. Was konnte er hoffen, er, der Knecht, der heimatlose Fremdling? Er hatte nur ein Herz, das ihn wahrhaft liebte, und dies war Annens. Sie wollte man ihm entreißen, das war ihm jetzt klar, — und ein bitteres Gefühl bemächtigte sich seiner offenen Seele.

„Das Geld hätte ich genommen, Sägemüller," sagte er kalt und entzog ihm seine Hand, „wenn alles geblieben wäre, wie es vor dieser Nacht war, und hätte Euch noch mit meinem letzten Athemzuge gedankt; aber jetzt will ich es nicht mehr. Ich lasse mich nicht bezahlen für mein Fortgehen aus Eurem Hause. Ich bin ein ehrlicher Bursche und hab' Euch treu gedient, und habe nicht nöthig, mich heimlich davonzuschleichen. Ihr müßtet mich behalten bis zum nächsten Ziele, doch das sollt Ihr nicht gezwungen thun; aber offen und ohne Hehl, ohne Schliche und Kniffe will ich aus der

Mühle gehen, wie ich hineingekommen bin." — Darauf ging er schnellen Schrittes den Abhang hinab und der Müller folgte ihm mit widerstreitenden Gedanken und Empfindungen langsam nach.

Er wußte von der Begegnung Peters mit Anne und Johann an der Wasserscheide nichts, Müaln hatte ihm dies kluger Weise verschwiegen. Sie sagte ihm nur, daß der Knecht auch Absichten auf das Mädchen habe, deßhalb dem Peter so verhaßt sei und als ein sehr gefährlicher Nebenbuhler schleunigst entfernt werden müsse. Diese Nothwendigkeit bei Peters Wünschen begriff der Müller sehr gut, und da er den Knecht liebgewonnen hatte, kam ihm der Vorschlag Müalns, Johann zu einer Reise nach Amerika behülflich zu sein, ganz erwünscht. Er konnte auf diese Weise mit dessen Entfernung aus der Mühle, welche er doch eigentlich als ein Unrecht ansah, eine Wohlthat verbinden, die des Knechtes Lebensglück zur Folge haben konnte. Das Zaudern Johanns mit der Annahme seines Vorschlages machte ihn etwas stutzig, denn war alles so, wie Müaln ihm gesagt hatte, so mußte sein Anerbieten, das gewiß ein sehr großmüthiges und ganz ungewöhnliches war, dem Knecht als ein großes Glück erscheinen. Sein entschiedenes Ablehnen jetzt erweckte mancherlei Befürchtungen bei ihm wegen der Verheirathung Peters mit Annen, und die frohen Hoffnungen, welche er an diese Verbindung knüpfte, trübten sich sehr.

Anne saß am Bette ihrer kranken Mutter, die der Müller in ein abgelegenes Stübchen hatte bringen lassen, und dachte beständig: warum kam der Johann nicht zum Brande? Warum blieb er mir fern in meiner größten Noth? — Als die alte Müaln mit dem Frühstück kam, konnte Anne nicht länger schweigen und fragte schüchtern, ob der Johann nicht in der Mühle sei?

Die Alte warf einen lauernden Blick auf das Mädchen und ein Zug boshafter Freude zog über ihr verwittertes Gesicht. „Der Knecht," sagte sie scheinbar ganz gleichgültig, „kommt nicht mehr hieher. Seit einer halben Stunde ist er fort gegangen; der Müller gab ihm Geld, damit er zu seinen Verwandten nach Amerika wandern könne, und er wird sich hier nicht mehr blicken lassen." — „Wo war er denn heute Nacht?" stammelte Anne todtenbleich. — „Wo sollt' er gewesen sein? In seiner Kammer hat er gelegen und geschlafen." — „Hörte er denn nicht, daß unsere Hütte brannte?" forschte das Mädchen zitternd. — „Das kann ich dir nicht sagen; sollt's aber doch denken, denn er war ja wach, als euch der Sägemüller barmherzig hieher brachte," gab die Alte zur Antwort und zwinkerte mit ihren kleinen

Augen. — „Und jetzt ist er fort? Ganz fort?“ fragte Anne trostlos. — „Der kann von Glück sagen!“ sprach Müaln, statt eine bestimmte Antwort auf Annens Frage zu geben. „Der Müller hat einen Narrn gefressen an dem leichtfertigen Blute, — der schlaue Bursche verstand dies zu benützen und schmeichelte ihm das Geld zu der weiten Reise ab. Nun, ich gönn's ihm. So ein heimatloser Mensch treibt sich nie auf guten Wegen umher; vielleicht wird es anders mit ihm, wenn er seine Angehörigen findet.“ — „Der Johann ist ein braver Bursche,“ sagte das Mädchen lebhaft und ihre erblaßte Wange röthete sich wieder.

„Wie man's nimmt,“ versetzte Müaln gleichmüthig. „Fleißig ist er, das muß man ihm lassen, und lustig und guter Dinge auch; ich will ihm nichts schlechtes nachreden, er ist halt an das Herumziehen gewöhnt und an das Scharmuzieren. Bei solchen Burschen heißt es: an jedem Finger ein Mädle, heute die, morgen eine andere. Drüben in Krailsheim weiß man von dem Johann zu erzählen. Des Holzhändlers Magd — doch solche Dinge taugen nicht vor das Ohr eines so rechtschaffenen Mädles, wie du bist, Anne, das nicht weiß, wie's in der Welt zugeht und, so Gott will, nie etwas davon erfahren soll.“

Müaln verließ die Stube und rieb sich vor derselben vergnügt die Hände. A bisle Unkraut zur rechten Zeit ausgestreut, dachte sie, überwuchert den ganzen Acker. Mißtrauen untergräbt die Liebe, und ein gekränktes Herz ergibt sich am leichtesten dem Willen Anderer. In drei Wochen hält der Peter mit der Anne Hochzeit! — Dann ging sie durch einen schmalen, dunkeln Gang, den sie sorgfältig hinter sich verschloß, eine enge Treppe hinab, eine andere, welche nach dem Hinterbau führte, hinauf. Dort befand sich die Kammer des Knechtes. Sie trat ein. Johann hatte eben seine Kleider zusammengepackt und war im Begriffe zu gehen.

„Die Anne ist in aller Frühe zum Doktor gegangen, wie ich dir gesagt,“ sprach sie zu dem Knechte. „Du begegnest ihr vielleicht auf dem Wege; ist dies nicht, so verlasse dich darauf, daß ich ihr sage, du erwartest sie heute Abend an der Wasserscheide. Hier kannst du doch nichts vernünftiges mit ihr reden. Der Peter paßt dir auf, und ihre kranke Mutter lamentirt immer nach ihr. Sie wird den ganzen Tag nicht mehr von ihrem Bette wegkommen. Gehe ruhig deiner Wege, denn hier ist nicht mehr gut sein für dich. Den Müller hat's tief gekränkt, daß du seine Wohlthat so mir nichts, dir nichts ausgeschlagen, und der Peter kann's nicht vergessen,

daß du ihn mißhandelt hast. Thue nichts in Zorn und Unmuth, rathe ich dir zu deinem Besten. Kein Mensch kann ja die Anne zwingen, sich mit dem Peter einzulassen, wenn es nicht ihr eigener Wille ist." — „Sie ist arm, er reich!" murmelte Johann finster. — „Aber du bist sauber und er ist wüst wie die Nacht. Das Mädle wird an dir hängen bleiben, verlaß dich drauf."

Johann, welcher den Worten der Alten glaubte, beeilte sich, aus der Mühle fortzukommen. Er schlug den Weg nach Krailsheim ein, denn auf diesem hoffte er Anne zu begegnen; auch wollte er sehen, ob er nicht wieder Dienst bei seinem früheren Herrn bekommen könne. Den Gedanken nach Amerika gab er gänzlich auf.

Anne begegnete ihm begreiflicher Weise nicht, — doch fand er ein Unterkommen in dem Städtchen. Am späten Abende harrte er an der Wasserscheide auf seinen Schatz, aber statt Anne kam Müaln und brachte ihm die Kunde, daß diese ihre kranke Mutter nicht verlassen könne, ihn aber dringend bitte, doch das Geld von dem Müller anzunehmen und nach Amerika zu gehen. Sie brachte das lederne Säckchen mit und reichte es dem Burschen hin. „Zögerst du auch heute Abend noch, so ist es für dich verloren," sagte sie, „denn zum drittenmale bietet dir's der Müller nicht an und nur auf der Anne Zureden that er es noch einmal."

Johann wußte nicht, was er zu dem allem sagen und denken solle. Er hatte selbst ein zu offenes Gemüth, um die Falschheit der Alten zu durchschauen. Regte sich auch ein leichtes Mißtrauen gegen sie in seinem Innern, so lagen ihm solche verschmitzte Lügen doch zu fern, um nicht wenigstens das zu glauben, was sie ihm von Annen sagte. Sie wußte viel herzliche Theilnahme mit ihm und dem Mädchen zu heucheln; auch konnte Johann immer noch nicht an einen ernstlichen Plan Peters zu einer baldigen Heirath mit Anne denken, noch weniger ihre Einwilligung dazu für möglich halten.

„Vorerst gehe ich nicht nach Amerika," redete er entschieden. „Bringe nur dem Müller das Geld wieder. Erst muß ich ganz genau wissen, wie ich mit der Anne dran bin; ist's dann nicht mehr Zeit, so bleibe ich in Gottes Namen, wo ich bin, und warte die Zukunft ab. Dies sage ihr und deinem Herrn." — „Du bist ein Schode (Narr)!" rief die Alte. „Ich will gescheuter sein als du, ich nehme das Geld nicht mehr mit. Ein solches Glück kommt dir nicht wieder! Ueberleg' dir's noch diese Nacht!" — Mit

diesen Worten verschwand sie so schnell in der Dunkelheit des Waldes, daß der Bursche ihr vergebens nachsah und nachrief. Sie kehrte nicht wieder und ließ ihn allein bei dem Gelde zurück, welches ihm die Verpflichtung auferlegte, nach Amerika auszuwandern. — Müaln berechnete schlau: wenn er einmal das schöne Geld zu sich genommen, kann er sich nicht so leicht wieder davon trennen.

Rathlos stand Johann vor dem ledernen Säckchen und seinem gewichtigen Inhalt. Sollte er es hier liegen lassen, oder mit nach Krailsheim nehmen? — Er beschloß das letztere. Dort wollte er das Geld seinem Herrn übergeben und nichts Festes bestimmen, bis er selbst noch aus Annens Munde ihren bestimmten Willen erfahren hätte. Der Gedanke kam ihm, das Mädchen heimlich mit sich zu nehmen, aber dieser Plan war schwer auszuführen, noch lag deren Mutter, wie Müaln ihm gesagt, todkrank an ihren Brandwunden darnieder.

Sehr unschlüssig und unruhig kehrte er in seinen neuen Dienst zurück. Er bekam viele Arbeit und konnte mehrere Tage nicht daran denken, sich zu entfernen. Als es ihm endlich möglich wurde, am späten Abend nach der Sägemühle zu gehen, fand er dort bereits alles in tiefer Ruhe. Nur der große Hofhund war wach, er kannte Johann und sprang freudig an ihm hinauf und störte ihn nicht, das stille Haus zu umgehen. Sehnsüchtig sah er daran empor und rief leise Annens Namen — aber nichts regte sich. Sie lag von Kummer und Anstrengung niedergedrückt, schlafend neben der kranken Mutter und träumte von ihm. Sein leises Rufen drang nicht in die abgelegene Stube, in der sie wie in einem Gefängnisse von ihrer Mutter gefesselt und von Peter und Müaln bewacht wurde. Sie wußte nicht anders, als daß Johann fort nach Amerika sei. Daß er gehen konnte, ohne ihr Lebewohl zu sagen, ohne sie nach dem großen Unglück, das sie betroffen, noch einmal zu sehen, begriff sie nicht, und ihr Herz krankte an namenlosem Leid. Schenkte sie auch Müalns Urtheil über den Knecht keinen ernsten Glauben, so kannte sie ihn doch seit zu kurzer Zeit, um in ihrer Liebe eine unerschütterliche Stütze gegen alle schlimmen Einflüsterungen und Verläumdungen zu finden. Mißtrauen und bitterer Schmerz beugten ihre junge, noch wenig selbständige Seele darnieder und machten sie reif zu dem Opfer, das ihre Mutter in jener quälenden, ewigen Wiederholung von ihr forderte, welche auch stärkere Naturen bezwingen kann. Dazu kam die große Ver-

pflichtung, die sie jetzt dem Müller gegenüber hatte durch sein freundliches, zuvorkommendes Wesen gegen sie.

Als die arme Wittwe wieder aus dem Bette sein konnte und der Müller dann zu ihr trat und in Annens Beisein seinen Wunsch wiederholte, ihre Tochter auch zu der seinigen zu machen, als er mit flehenden Worten und Thränen im Auge Anne bat, seine alten Tage zu beglücken, seinen unglücklichen Sohn nicht entgelten zu lassen, daß Gott ihn so mißgestaltet geschaffen, und ihr heilig und theuer gelobte, Peter müsse sie auf den Händen tragen und alles thun, was sie nur wünsche, und dann ihre Mutter in lautes Weinen und Segenswünsche für den edlen Müller und seinen Sohn ausbrach — da ließ sie sich halb betäubt von dem Müller umfassen und als seine Tochter umarmen.

Peter war auf Müalns Zureden so klug, seine heftige Leidenschaft zu verbergen und sich Annen möglichst wenig zu nahen. Der Müller leitete ganz in der Stille die Verlobung ein, und das arme Mädchen unterschrieb todtenbleich mit zitternder Hand und gebrochenem Herzen den Ehekontrakt, welcher in der vortheilhaftesten Weise für sie abgefaßt war. In vierzehn Tagen sollte die Hochzeit sein. So lang, beschloß Peter, sich ganz ruhig zu verhalten. War Anne sein Weib, dann wollte er den Herrn der Mühle und ihren Herrn spielen und sich rächen und schadlos halten für die Gewalt, die er jetzt sich anthun mußte, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Johann hatte im Auftrage seines Herrn auswärts zu thun und kam gerade am Tage vor Annens Verlobung mit Peter nach Krailsheim zurück. Der Müller war in dieser Zeit nicht im Städtchen gewesen, und es war Johann peinlich, daß die dreihundert Gulden noch in seinem Besitze waren. Er bat seinen Herrn, morgen die Summe selbst auf die Sägemühle zurückbringen zu dürfen. Da dieser jedoch nicht wußte, wie die ganze Sache zusammenhing, konnte er den armen Knecht nicht begreifen, der ein solches großmüthiges Geschenk zurückweisen wollte, und redete ihm zu, damit zu warten, bis der Sägemüller wieder in die Stadt komme. Aber Johann bestand darauf, morgen das Geld nach der Mühle zu tragen, — und sein Herr willigte endlich ein. Er wollte die Nacht im Städtchen bleiben, aber es duldete ihn dort nicht.

Als er Feierabend hatte, ging er trotz großer Ermüdung den Wäldern zu, welche die Mühle umgaben. Er kam ihr immer näher, sein Weg führte ihn an die Wasserscheide, dort setzte er sich traurig nieder, und bange Sorge,

was wohl nicht alles unterdessen in der Mühle vorgefallen sein könne, ängstigte seine Seele. Er beschloß, nach dem Dorfe zu gehen und Margarethe aufzusuchen. Sie wußte doch sicher etwas Bestimmtes von Annen. Trübselig ging er dahin; an der öden Brandstätte, wo Annens Hütte gestanden, blieb er stehen, und unwillkürlich traten heiße Thränen in sein treues Auge. Wie glücklich war er noch vor so kurzer Zeit eine schöne Stunde hier, wo sie ihm sagte, daß sie ihn liebe und sein Schatz sein wolle, wo sie sich küßten und herzten, bis der Lichtstrahl aus der Hütte sie trennte! Er zog die Blume hervor, welche sie am folgenden Morgen ihm mit einem Kusse und Liebesblicke zugeworfen hatte; die Erinnerung an dieses kurze Liebesglück war ja alles, was ihm geblieben! Er hatte ja Anne seitdem kaum wiedergesehen.

Morgen wollte er in die Mühle, dem Müller das Geld zurückgeben und Anne um jeden Preis zu sprechen suchen. Unter diesen Gedanken blieb er an der schwarzen Brandstätte stehen, fast vergessend, was ihn eigentlich hieher geführt. Da kamen flüchtige Tritte aus dem Dorfe. Er wandte sich um, und die schwarzaugige Margarethe mit dem feinen Gesichte stand vor ihm.

„Gott sei Dank, daß ich dich einmal finde!“ sagte sie freudig. „Es hat mir geahnt, daß du in der Nacht hier herumstreichst; ich war schon einigemale dich zu suchen, hier und an der Wasserscheide, denn ich hörte, daß du dort mit der Anne Zusammenkünfte hattest. Ihr waret rechte Duckmäuser,“ fuhr sie fort, „und ich gönn's euch, es war ja doch nur eine kurze Freude!“ — „Ja wohl, kurz!“ seufzte Johann. „Leider Gottes, viel kürzer noch, als du glaubst.“ — „Sei's, wie es sei!“ sprach sie leichthin. „Was vorbei ist, kommt nicht wieder. Tröste dich mit mir, Johann! Der Fritz, der Schelm, hat mich auch genarrt und freit um ein reiches Mädle, — und die Anne —.“ — „Nun, die Anne?“ rief Johann in banger Pein. — „Weißt du's denn nicht? Die hat heut Heirathstag mit dem Peter gehalten.“

Johann wankte und fiel auf einen halbverkohlten Balken nieder, einen traurigen Ueberrest der Hütte; aber schnell fuhr er wieder empor. „Du lügst!“ schrie er und faßte das Mädchen hart an. — „Bitt' mir's aus! — Sei du höflicher!“ sagte sie unwillig, setzte aber schnell hinzu: „Nun ich muß dir's schon zu gut halten, wenn du nichts wußtest von dem Heirathstag. So etwas ist freilich eine schlimme Ueberraschung. Aber sagte ich dir's nicht schon beim Tanze in Gunzach drüben, als sie davonlief? O, das war längst zwischen ihrer Mutter und dem Müller abgekartet! Es hat früher

schon heimliches Zeug zwischen der Mühle und der armen Hütte gegeben. In der Nacht, wo die Müllerin selig niederkam, kam auch die Anne auf die Welt; die Amme aber stand dem reichen Weibe bei und ließ die Anne in ihrer Noth liegen. Da hätte, sagt man, ein Geist, eine Hexe oder eine Trude, einige sagen auch, die Pelzliesel von Deichstätten, man weiß das nicht so genau, sich des armen Weibes angenommen und ihr in ihrer schweren Stunde beigestanden, und hätte dem Kinde ein Zauberkraut in die Wiege gelegt, daß es schön und brav werden solle. Es war schon bei der Geburt für den Wechselbalg bestimmt, der ein Trudenkind ist. Was aber Hexen und Geister beschließen, dagegen kämpft der Mensch vergeblich an; drum muß sie auch des Peters Weib werden, trotz der Liebe zu dir im Herzen — und wer weiß, ob sie dich nur noch mag, denn in der Sägemühle haben die bösen Mächte leichtes Spiel. Die alte Müaln ist auch eine halbe Hexe."

„Ja wohl eine Hexe!" murmelte Johann ganz betäubt und verwirrt von allem, was ihm Margarethe mittheilte. Er fühlte einen so ungeheuren Schmerz sein Herz durchziehen, daß er keines klaren Gedankens fähig war, und er fragte daher das Mädchen: „Sag, Marchräth, was soll ich thun? Was ist zu machen?" — „Thun? Machen?" rief sie. „Was kannst denn du noch machen, wo die Truden ihr Spiel treiben und der reiche Peter schon Heirathstag gehalten und alles schriftlich gemacht hat? Da ist's aus mit deiner Macht; an die Anne brauchst nicht mehr zu denken. In vierzehn Tagen hält sie Hochzeit, der Herr Pfarrer und die ganze Gemeinde sind schon in Kenntniß davon gesetzt. Auch hat der Müller ihr alles verschreiben lassen für den Fall, daß Peter ohne Leibeserben sterben sollte. Kannst du gegen Geld und Zauberei streiten, so ein armer Knecht, wie du bist? Kannst du dagegen etwas einwenden?" — Johann verhüllte sein Gesicht und brach in ohnmächtige, schmerzliche Thränen aus.

„Nimm's nicht so schwer!" tröstete Margarethe. „Geht's mir doch auch nicht viel besser. — Ich weiß dir guten Rath, Johann," setzte sie in zärtlich theilnehmendem Tone hinzu. „Meine Eltern wandern nach Siebenbürgen aus; nimm das Geld von dem Müller, das er dir geben wollte zu einer Reise nach Amerika, nimm's und gehe mit uns, und zähle dich zu unserer Familie. Statt mit der Gunza gen Abend, zieh mit der Rotha nach Sonnenaufgang! Am Morgen hat man mehr Aussicht auf Glück, als am Abend."

Johann schwieg düster. Er hörte des Mädchens Worte nur halb, furchtbare Qualen schnürten ihm die Brust zusammen. „Das Geld soll ich nehmen? Pfui!“ rief er endlich nach Athem ringend, „dies Höllengeld für Anne? Nein, nimmermehr! Was sagst du von Sonnenaufgang — meine Sonne ist unter! Wo sie nicht ist, scheint keine Sonne für mich. Dort ans Meer, wo sie untersinkt, will ich wandern, wo kein Tag mehr ist, kein Mond und keine Sternlein blinken, da paßt es allein noch für mich, — Nacht, alles Nacht um mich, wenn es so ist, wie du gesagt!“ — „Sei doch nicht so obenhinaus!“ sprach beschwichtigend Margarethe und legte mit zärtlichem Drucke ihren runden Arm auf seine Schulter und sah ihn mit ihren schönen Augen recht flehend an. „Warum an ein Mädle sein ganzes Glück hängen? Es gibt ja noch andere, die vielleicht besser sind und es besser mit dir meinen! Komm mit mir, Johann, zu meinen Eltern; lasse dir alles auseinandersetzen, wie's in Siebenbürgen gut sein wird und wie man dort bald reich werden kann. Schlage dir die ungetreue Anne aus dem Sinne; ich hab's mit dem Fritz auch so gemacht. Liebe vergeht oft schneller, als sie kommt; man muß in der Welt nach dem Glück greifen, das man festhalten kann.“

Sie legte bei diesen Worten schmeichelnd ihr hübsches Gesicht an seine Brust und er hörte die schnellen Schläge ihres leicht erregbaren Herzens, — aber das seine umfaßte nur ein Bild, und es war ein treues Herz, das in der Brust des Burschen schlug; darum vermochte das schöne Mädchen nicht einmal seine Sinne zu erregen. Er stieß sie rauh von sich. „Weiß nicht, was du willst!“ sagte er hart. „Ziehe hin, wo dir's gut dünkt, aber mich lass' aus dem Spiele.“ — Damit ließ er sie stehen und flüchtete in den einsamen, dunkeln Wald, mit Annens Bild und seinem herben Weh im Herzen.

Planlos irrte er umher zwischen den hohen Tannen, die weder der sanfte Strahl des Mondes, noch die glitzernden Sterne erhellten. Es war ein wolkenschwerer Himmel, der über den riesigen Bäumen hing, durch deren stolze Wipfel der Wind mit unheimlichem Gebrause fuhr. Johann dachte erst, nachdem er mehrere Stunden herumgelaufen, an die Rückkehr in das Städtchen, an seinen morgigen Gang nach der Sägemühle mit dem Gelde. Dies wollte er jedenfalls thun und sich selbst überzeugen, wie alles dort zusammenhing. Aber er wußte sich nicht mehr im Walde zurechtzufinden; den gebahnten Weg hatte er längst verloren und unsicher wand er sich zwischen den Bäumen durch. So ging es fort bis zum Morgengrauen.

Seine schweren, drückenden Gedanken ließen ihn kaum die allmälige Erschöpfung seiner Kräfte empfinden; doch als der frische Nachtthau sich niedersenkte und feucht durch seine Kleider drang, schauderte er fieberhaft zusammen und fühlte plötzlich eine peinliche Müdigkeit in allen Gliedern.

Er sah sich nach dem Ausgange des Waldes um, aber nirgends entdeckte er eine lichte Stelle, — überall waren hohe Tannen, die kein Ende zu nehmen schienen; er wußte nicht, nach welcher Gegend sein unsteter, nächtlicher Gang ihn geführt, und setzte sich erschöpft und rathlos auf den nassen Boden nieder. Da wirbelten in kleiner Entfernung leichte Rauchwolken empor, sie vermischten sich mit den feinen, weißen Morgennebeln, die wie leichte Schleier sich um die dunkeln Bäume woben und lustig sie umflatterten, bis der Sonnenstrahl sie hinweglockte, um freier seine geliebten Erdenkinder mit einem heißen Kusse zu begrüßen. — Wer mag hier in dem dichten Walde wohnen? dachte Johann und ging dieser Spur menschlicher Nähe nach. Bald stand er an dem Abhange eines schmalen Tannengrundes, in dessen Tiefe eine moosbedeckte Hütte lag. Er konnte nicht begreifen, wer wohl an diesem einsamen, schauerlichen Orte hausen möge, und stieg etwas zögernd den glatten Abhang hinab.

In und um die Hütte regte sich nichts, und hätte sich nicht Rauch aus dem niedern Schornsteine gewunden, er hätte sie für völlig unbewohnt halten müssen. Der Aberglaube, dem er zwar nicht ganz ergeben, aber von dem er auch nicht frei war, machte sich geltend, und es wurde ihm unheimlich in dieser düstern Abgeschiedenheit. Peinigender Durst aber zehrte an ihm und eine unbeschreibliche Ermattung machte das Bedürfniß nach Ruhe und Labung so überwiegend, daß er beschloß, an die geheimnißvolle Wohnung zu pochen. Schwankend schritt er darauf zu, — da that sich die kleine Thür der Hütte auf, eine Geise lief heraus und ein altes, zusammengeschrumpftes Weib trat auf die Schwelle. Sie sah in die Höhe, den schmalen Streifen Himmel suchend, der über dieser Schlucht sich wölbte, und murmelte undeutliche Worte vor sich hin. War es ein Gebet — waren es Zaubersprüche? — Johann konnte das nicht entscheiden. Daß sie ihn noch nicht bemerkt, glaubte er sicher — und er stand zweifelnd, ob er sich der unheimlichen Erscheinung nahen solle oder nicht. — Da sprach das Weib in dumpfem Tone, ohne nach ihm zu sehen: „Komm her! Meine Hütte steht jedem offen, der sich ihr naht. Was ist dein Begehr bei der alten Gertrud?“

„Ich lief im Walde irre," sprach Johann, „die ganze lange Nacht, und fühle mich krank und sterbensmüde. Gib mir einen Trunk Wasser und ein Stück Brod, Alte, und laß mich bei dir ausruhen!" — „Du scheust dich nicht bei mir zu trinken und zu essen und dich zu verweilen in meiner Hütte?" fragte das Weib und sah ihn forschend an. „Weißt du, wer ich bin?" — „Du nanntest dich Gertrud." — „Und die Leute nennen mich die Hexe aus dem Tannengründle," sagte sie mit bitterem Hohne. „Willst du noch Wasser und Brod von mir nehmen und in meine Hütte treten?". —

Johann zauderte einen Augenblick; aber sein Durst wurde immer quälender, seine Mattigkeit immer krankhafter. „Laß mich in deine Hütte," redete er von Fieberschauer geschüttelt, „und gib mir zu trinken." — „So komm," sprach sie eintönig und ging voraus in die kleine Stube, welche beinahe den ganzen Raum der Hütte einnahm. Eine Bank, ein Tisch und ein ärmliches Lager nebst einigen Gefäßen war alles, was sie enthielt. Das Weib brachte dem Todmüden Milch und Brod. Er trank hastig, dann legte er seinen Kopf auf den Tisch und fiel in einen unruhigen Schlummer. Forschend sah die Alte auf den jungen Burschen, sie legte wiederholt die Hand an die Stirn und schien mit einer Erinnerung zu kämpfen.

„Seit Jahren," murmelte sie vor sich hin, „kommt selten jemand mehr zu der Hexe, man fürchtet ihre Zauberei mehr, als man ihre Hülfe sucht; sie hat Ruhe im Tannengründle, — Ruhe zum Sterben. Warum muß längst Vergangenes noch einmal hier einkehren? Warum muß ich noch einmal an sie erinnert werden, an ihr Leid und ihre böse That?"

Johann erwachte fieberglühend, sah sich wild um und sprach irre Worte: „Der Wechselbalg soll sie nicht haben, die Anne! Fluch über ihre Mutter, die sie ihm kuppelte! — Fluch dem Müller! — Anne, komm zu mir — fort aus der Sägemühle — ich baue dein armes Hüttle wieder auf — fort von dem Wechselbalg — Peter, ich lass' dir die Anne nicht!" — Er sprang in wilder Hast auf und fiel dann besinnungslos zu Boden. Das alte Weib hatte große Mühe, Johann auf ihr Lager zu bringen, dann holte sie ihm aus einer nahen Quelle frisches Wasser. Es war dies das einzige Wundertränklein, das die Hexe dem Kranken reichte.

„Jetzt könnte ich Hexenkünste brauchen," sprach sie höhnisch, „wenn es Zauberei und Teufelsspuk gäbe! Einst glaubte ich selbst daran und stellte mich lange Nächte auf Kreuzwege, um mich bösen Mächten zu verschreiben.

O damals kochte Haß und Rache in mir, als ich mit meiner Schande unter dem Herzen meiner Heimat entfloh! Der alte Schäfer, der mich barmherzig zu sich nahm, bestärkte mich in meinem Wahne und lehrte mich dies und das, und reizte mich mehr zu können als die Andern. Ihre Scheu und Furcht war meine Freude, ihre Verachtung kümmerte mich wenig, — bis sie heranwuchs, mein Kind, meine schöne Regine! — Sie sollte mein verachtetes Loos nicht theilen, — da that ich sie von mir, — o hätte ich es nie gethan!" — Sie verhüllte ihr Gesicht und schien alles um sich her, selbst den Kranken zu vergessen — da schrie er auf in Fieberphantasien: „Anne, mein Schatz, nimm den Wechselbalg nicht zum Manne — du bist verhext — die Trude hat dir's angethan, wie sie deiner Mutter beistand, als du zur Welt kamst! — Mach dich los — mach dich los von dem Peter — er ist dein Unglück —!" —

Die alte Gertrud horchte auf. „Was redet er nur immer von dem Wechselbalg und der Anne — und der Trude?" sprach sie vor sich hin. Sie setzte sich, sonderbar erregt, an sein Lager und lauschte seinen Fieberträumen den Kummer seines Herzens ab und reimte sich nach und nach eine Geschichte zusammen, welche sie in längst vergangene Zeiten zurückführte und mit Grauen erfüllte.

Johanns Zustand wurde gefährlich, doch seine gute Natur und Jugendkraft trugen den Sieg davon. Er kam wieder zum Bewußtsein, aber seine Geistesfähigkeiten waren geschwächt, sein Zustand glich dem eines Kindes. Matt lächelnd sah er die Alte an, blickte in der Hütte umher und fragte mit schwachem, kindischem Tone: „Wo ist die Regine? Warum kommt sie nicht zu mir?" — „Regine? Was weißt du von der Regine?" fragte mit angehaltenem Athem die Alte. — „Ist sie denn nicht meine Mutter? Du bist doch die Ahne; sie hat mich lieb und bringt mir schöne Sachen. Sie soll kommen." — „Johannes!" rief das Weib. „Du bist Johannes?" Und sie verbarg ihr Haupt an seinem Bette.

Johann fuhr sich über die Stirne — sein Bewußtsein rang nach Klarheit, aber seine Kopfnerven waren noch zu sehr abgespannt, als daß er lange nachzudenken vermochte. Er schloß erschöpft seine Augen und fiel in einen langen tiefen Schlaf. Wunderbar gestärkt erwachte er endlich, doch mit seinem vollen Bewußtsein kehrte auch die Erinnerung an Anne und sein Schmerz zurück. Was in seinem geschwächten Zustande durch die Gegenwart der Alten und die Umgebung der Hütte vor seinem Geiste aufgetaucht

war, hielt er für einen Traum, den er schon öfter, nur undeutlicher geträumt und jetzt für ein Spiel des Zufalls hielt. Doch machte die Hütte und der Anblick Gertruds einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn, den er in dem kranken Zustande nicht empfunden hatte, in welchem er sie zum erstenmale erblickte.

Die Alte erzälte ihm von seiner so schnell ausgebrochenen bösen Krankheit und entlockte ihm mit leichter Mühe nun auch im bewußten Zustande den Inhalt seiner Fieberträume und alles, was sie mit Bestimmtheit zu wissen verlangte. Als er von der nahen Heirath Peters mit Anne sprach, fuhr sie entsetzt zusammen. „Das darf nicht sein!" schrie sie auf. „Raffe dich empor, Johann. Noch heute Nacht müssen wir fort, heute ist der dreizehnte Tag, daß du in meiner Hütte weilst, und morgen wollen sie Hochzeit in der Sägemühle halten, wie du sagst. Auf, Johann, erhebe dich! Dies darf nimmermehr geschehen, soll Gottes Fluch sie nicht alle treffen."

Johann, welcher jetzt erst erfuhr, wie lang er krank gewesen, raffte sich mit der äußersten Anstrengung seiner Kräfte zusammen. Der Ausspruch der Hexe, obschon er sich gar nicht denken konnte, wie sie diese Heirath hintertreiben könne, gab ihm dennoch einige Hoffnung und mit ihr wieder Lebenskraft und Muth.

Nach Mitternacht machten sie sich auf den Weg, aber es ging nur langsam vorwärts. Die Alte war nicht mehr an weites Gehen gewöhnt und ihre mürben Knochen rührten sich nur noch nach ihrem festen Willen; auch Johann fühlte bei dem weiten Gange nur zu sehr, wie krank er gewesen. Selbst das frische Erwachen des Tages und der belebende Sonnenstrahl stärkten nur wenig die müden Wanderer; aber sie mußten vorwärts, — das stand in dem Weibe und Johann fest, und dieser Wille brachte sie weiter, immer weiter. Ihre Hast wurde immer ängstlicher, je mehr ihre Kräfte ermatteten. Johann sah mit unsäglicher Angst die immer höher steigende Sonne, — nicht minder schien das Weib in unheimlicher Seelenpein befangen zu sein.

Endlich standen sie an dem Abhange, der nach der Sägemühle führte. Johann horchte auf den Ton der Sägen, aber er vernahm ihn nicht; sie ruhten heute, denn heute war ja Festtag in der Mühle — Peter führte Anne zum Altare. —

Todtenbleich, mit niedergeschlagenem Blicke, stand die Braut festlich geschmückt, den Brautkranz auf den blonden Flechten, an der Hand

des alten Müllers vor dem Hause, bereit, den Wagen zu besteigen, welcher sie nach der Kirche bringen sollte. Außer dem Brautpaare und den Eltern waren nur einige Zeugen geladen. Der Müller wollte gegen den Wunsch seines Sohnes eine stille, einfache Hochzeit halten. Peter schickte sich auf Müalns Rath, der sich bis jetzt so gut erwiesen hatte, ohne Widerstand auch in diese Anordnung, aber alle seine Fibern waren bis zum Zerspringen angespannt durch die ungewohnte Bezwingung seiner wilden Leidenschaften und aller seiner herrschsüchtigen und bösen Pläne. Sein häßliches Gesicht war dunkel gefärbt und aufgedunsen und vergebens suchte er seine gerötheten Augen niederzuschlagen. Gierig blickten sie auf seine Beute. Durch Annens Herz zog ein eisiger Hauch, so oft ihr Auge dem seinigen begegnete, und sein Schlag wurde schwer und langsam, als solle dies junge Leben bald für immer stille stehen.

Der alte Müller warf einen besorgten Blick auf die blasse, zitternde Braut, an die sich alle Freude und Hoffnung seiner ganzen Zukunft knüpfte. Peter schien so umgewandelt, so sehr zu seinem Vortheile verändert, seitdem das Mädchen in der Mühle war, daß er sicher hoffte, sie werde als sein Weib ihn ganz zum Guten lenken können; er sah eine Versöhnung mit der Vergangenheit, die ihn oft schwer drückte, in dieser Verbindung, eine Versöhnung für eine Schuld, die in seinem Leben lag und bis jetzt seine Tage getrübt hatte. Er dankte Gott zu jeder Stunde dafür und segnete Anne in seinem Herzen, so oft er ihrer dachte, und nahm sich vor, sie so glücklich zu machen, wie sein Reichthum es nur vermöchte. Ihre stille Trauer und sanfte Ergebenheit erweckten wohl oft sein Mitleid; allein er dachte, sie werde sich an den widerlichen Anblick Peters nach und nach gewöhnen und in der Wohlhabenheit und einer behäbigen Lebensweise, die ihr bis jetzt völlig fremd geblieben war, bald Entschädigung und Freude finden. Er faßte sie um ihre weiche Taille, um sie auf den harrenden Wagen zu heben — da schrie eine kreischende Stimme von dem Abhange herab: „Haltet ein! Haltet ein! Im Namen Gottes sage ich dies." —

Peters Gesicht färbte sich noch dunkler und seine Brust keuchte schwer. Der Müller ließ erschrocken Anne los und sah sich um. Die alte Gertrud trat ihm entgegen.

„Was willst du thun, Sägemüller?" sagte sie in feierlicher Weise. „Willst auch noch im Alter sündigen? Ist es nicht genug, daß du *sie* unter den Boden gebracht, willst du auch dies junge Blut hier zu Grunde richten?

Sieh sie an, die bleiche Hochzeiterin, — so hat die Regine ausgeschaut, als du die reiche Bauerntochter an den Altar führtest; drei Jahre nachher begrub ich sie. Diese da macht's nicht so lange. Gib sie dem Burschen, der sie liebt und den sie wieder liebt; thue es, Müller, und zwinge mich nicht, mehr zu sagen." —

Der Müller erzitterte und sah die Sprecherin voll Entsetzen an; aber Peter schrie wild auf: „Werft die alte Hexe in den Weiher! Es ist die Gertrud aus dem Tannengründle, — und dich, schlechter Knecht, werfe ich selbst hinein!" — Er stürzte auf Johann zu, der völlig erschöpft an der andern Seite des Brautwagens lehnte und halb bewußtlos vor sich niedersah. Ehe man es hindern konnte, faßte Peter den sich nur matt Sträubenden und zog ihn nach dem Wasser hin. Erstarrt standen die Hochzeitgäste.

„Halt ein!" schrie der Müller. „Begehe kein Verbrechen!" — Aber Peter hörte nicht auf ihn. Er rang mit Johann, dem die drohende Todesgefahr wieder einige Kraft verlieh.

Anne, welche von Schrecken erfaßt, regungslos dagestanden hatte, begriff plötzlich die Gefahr des Geliebten, sprang zu den Ringenden und hing sich an Johanns Arm. „Lass' ihn, Peter! Lass' ihn, du boshafter Wechselbalg! Er ist mein Schatz, ihn hab' ich gern; dich hasse ich wie die Hölle!" — „So geht Beide zum Teufel!" brüllte außer sich vor Wuth der Mißgestaltete und drängte das liebende Paar, welches sich fest umschlungen hielt, an den Rand des Teiches. Noch ein Stoß, und sie lagen im nassen Grabe. Aber der Müller hielt Peters Arm von dieser grausen That zurück; auch kamen die Andern dazu, und der rasende Peter wurde mit Gewalt von Johann getrennt, der, einer Ohnmacht nahe, mit seligem Lächeln in Annens Antlitz schaute, das diese weinend über ihn beugte.

„Wer gab dir ein Recht, diese Hochzeit zu unterbrechen?" fragte einer der Zeugen die alte Gertrud, mit halber Scheu die gefürchtete Hexe betrachtend. — Sie gab keine Antwort und schien im Kampfe mit sich selbst zu sein, dann richtete sie, wie von einem festen Entschlusse gehoben, ihre gebeugte Gestalt hoch empor und sprach frei umherblickend: „Ich wollte als Hexe sterben, gescheut und gefürchtet von euch, dummem Volke, dessen Aberglauben ich verlache; aber es soll anders sein. Drum hört! Weil ich in meiner Jugend betrogen worden, wollt' ich an der Welt mich rächen, die mir verhaßt geworden, und ergab mich der Zauberei. Ich war so dumm wie ihr und glaubte daran; aber wie ich einsam lebte und den geheimen

Dingen bis auf den Grund nachging, sah ich, daß alle Zauberei eitel Lug und Trug ist, und alles, was ihr für Gespenster, für Hexen und Truden haltet, seine ganz natürlichen Gründe hat — ihr versteht sie nur nicht und wollt sie nicht verstehen lernen, weil das Geheimnißvolle und Wunderbare euch mehr gilt, als Verstand und Weisheit und euch oft eure Sünden zudecken hilft. — Als der Sägemüller mein unglückliches Kind, meine schöne Regine, verließ, bemäntelte der Aberglaube seine Untreue; das Kind der Hexe konnte er doch nicht freien, und er führte die reiche Bauerntochter heim. Aber das Hexenkind wollte sich rächen für sein unverschuldetes Weh, und der Aberglaube, welcher es unglücklich machte, sollte ihm dazu verhelfen."

„Was geht das aber uns an und meine Heirath mit Anne?" unterbrach sie Peter mit gedämpfter, unsicherer Stimme. — „Dich geht es am meisten an," fuhr Gertrud fort, „denn du bist der Wechselbalg, den die unglückliche Regine in die Wiege legte, welche an dem Bette der Müllerin stand, und dafür ihr schönes Kind mit sich nahm, deinen Sohn, Sägemüller!" — „O!" stammelte dieser, „wie ist mir? Sage, Hexe, was geschah mit meinem armen Kinde?"

„Regine trug es in die Hexenhütte im Tannengründle und pflegte das Kind und liebte es wider ihren Willen, als wäre es ihr eigen. Oft und schwer bereute sie, was sie gthan. Als sie starb, da wurde das Kind mir ein nagendes Weh und eine Last, — ich setzte es aus." — „Mein Kind, mein Sohn!" schrie verzweiflungsvoll der Müller, während Peter mit gläsernen Augen und blau unterlaufenem Gesichte das Weib anstarrte und mit schwerer Zunge herausstieß: „Sie lügt, — sie lügt, die vermaledeite Hexe!" — „Mit dem Lügen hat's ein Ende!" erwiderte Gertrud kalt. „Du bist nicht der rechte Sohn des Müllers, aber auch kein Trudenkind, bist deiner Hochzeiterin Zwillingsbruder, bist dort der armen Wittwe Sohn." — Peter stieß einen fürchterlichen Schrei aus und stürzte zusammen.

„Mein Kind!" schrie Anne's Mutter. „Dies mein Kind, das die Trude mir abgefordert, als sie mir beigestanden in meiner Noth, und der ich es gab, weil zwei Kinder mir zu viel waren? O wie schwer habe ich diese Sünde oft bereut!" —

Sie stürzte neben dem Peter nieder und überhäufte ihn mit Liebkosungen; aber er gab ihr keine Antwort. Starr lag er in den Armen seiner Mutter. Ein Schlag hatte ihn gerührt. Alle reihten sich um ihn, man suchte ihn ins Leben zurückzurufen, aber vergebens, er starb nach wenigen

Minuten, von seiner Mutter verzweiflungsvoll beweint, die ihn einst lieblos der Trude überlassen. Die Vorwürfe, welche sie sich ihr ganzes Leben lang darüber gemacht und nur durch den Aberglauben zeitweise beschwichtigt hatte, erwachten bei dem Anblicke des Todten in verstärktem Grade und erweckten den peinigenden Gedanken in ihr, daß der Unglückliche sich vielleicht besser entwickelt und wohler gefühlt hätte in der armen Hütte, am Herzen einer liebenden Mutter, beschützt von ihr und umgeben von einer geliebten Schwester.

Anne weinte an Johanns Brust: „der arme Peter, mein unglücklicher Bruder!“

„Aber wo finde ich nun meinen Sohn?“ jammerte der Müller und faßte Gertrud heftig bei der Hand und zeigte auf Peters Leiche. „Den hier hast du mir getödtet mit deiner Kunde — o sei barmherzig und zeige mir den Weg, wo ich den Lebenden finde?“ — Gertrud schien sich an des Müllers Schmerz zu weiden, denn sie schwieg hartnäckig eine Weile, dann sagte sie finster: „Du stahlst mir mein Kind, mein einziges Kind — und ich soll das deine dir wiederschaffen?“ — Er senkte trostlos sein Haupt und schwere Thränen rollten über seine Wangen. „O Herr, mein Gott, du strafst mich hart!“ sprach er mit so tiefem Schmerze, daß Gertrud erbebte und ihr Mitleid erwachte; aber noch ehe sie mildere Worte sprechen konnte, umfaßte Johann den Müller und rief mit einem Tone, der die Umstehenden erschütterte, in überwältigender Freude und Rührung: „Vater, mein Vater! Ich bin dein Sohn. Sie kann's nicht läugnen, was so laut mein Herz dir zuruft!“ —

Anne umfaßte des Müllers Knie, der zitternd in Johanns Armen lag. „Ist's denn wahr?“ schluchzte er. „Du mein Kind? Du, den ich liebte vom ersten Augenblicke an? Du, Johann, mein Sohn? O ich glücklicher Vater! Ich habe ein braves, ein gutes, ein wohlgestaltetes Kind!“

Während des Müllers Herz aufjauchzte am Herzen des wiedergefundenen Sohnes, erlöst vom bangen Aberglauben, der ihn ein halbes Leben lang als Spielball böser Mächte erscheinen ließ, jammerte Annens Mutter über der Leiche des Mißgestalteten, dessen böses Thun und grauses Ende sie der Sünde zuschrieb, daß sie ihn einst bösen Menschen anheimgegeben. Denn war es auch keine Trude, so war es doch die Tochter einer Hexe, der sie das Kind überlassen hatte; daß die alte Gertrud keine Hexe sei, glaubte sie nimmermehr. Sie überließ sich trostlos ihren Gewissensbissen. Daß die

Geschwister gar zum Brautzuge geschmückt neben einander gestanden, machte ihre schwachen Verstandeskräfte so wirr, daß sie keinen klaren Anhaltspunkt für alles dieses finden, keine versöhnende Lösung mehr begreifen konnte. Wild riß sie den Brautkranz von Annens Haupt und warf ihn mit allen Zeichen eines wirren Entsetzens in den Weiher, dann umfaßte sie verzweiflungsvoll die Leiche ihres Sohnes und ächzte und stöhnte so lange fort, bis man sie neben ihm zur ewigen Ruhe legen konnte.

Der Müller hatte mit der alten Gertrud noch eine geheime Unterredung, worin sie ihm von Reginen erzählen mußte, dem Mädchen, das er in seiner Jugend heiß geliebt, dem er seine Treue verpfändet und das er dann verlassen hatte, nachdem er erfahren, sie sei das Kind der Hexe im Tannengründle. Er hatte dies später oft bereut, indem er sich bei genauer Prüfung seines Innern eingestand, daß nicht der Aberglaube allein, sondern auch das reiche Erbe seines nachherigen Weibes großen Einfluß auf ihn gehabt habe. Er sah das mißgestaltete Kind und seines Weibes Schwermuth und frühen Tod als gerechte Strafe dafür an. Was er von Peter halten solle, wußte er selbst nicht recht, er hatte gleich nach der Geburt das Kind nicht selbst gesehen, und seines Weibes Behauptung, Peter sei ein Wechselbalg und nicht das Kind, das sie geboren, ließ ihn nicht über den anerzogenen Aberglauben Herr werden, während des Pfarrers vernünftige und eindringliche Vorstellungen, die dieser ihm machte, als er ihn um Rath in der schlimmen Sache fragte, auch wieder große Zweifel in ihm erregten. Daß das böse, mißgestaltete Kind eine Strafe für die Sünde sei, die er an Reginen begangen, mochte Peter nun ein Wechselbalg sein oder nicht — blieb bei ihm feste Ueberzeugung und trübte sein ganzes Leben. Es erleichterte jetzt fast sein Gewissen, daß Regine sich so furchtbar rächte, indem sie den Aberglauben von Annens Mutter benützte, welcher sie durch ihr Stöhnen in die Hütte gezogen, beigestanden und das mißgestaltete Kind, ohne es ihr zu zeigen, als Lohn für ihre Hülfe gefordert hatte, die sie für eine übernatürliche ausgab, um es dann, den günstigen Moment benützend, mit des Müllers Kinde zu vertauschen.

„Ihr seid quitt!" sagte die alte Gertrud. „Sie wird dir vergeben, — vergib du ihr! Zu euren Sünden hat der Aberglaube euch willig die Hand geboten. Er stammt nicht von Oben, er ängstigt und erschreckt die Gemüther, verdummt den Kopf und verheimlicht oder bemäntelt oft böse Thaten. Drum treib' ihn fort aus deinem Hause! Was euch geheimniß=

volles aufstoßen mag in Flur und Feld, oder wo es sonst sei, forschet ihm nach, und ihr werdet stets finden, daß es nicht wunderbarer ist, als alles, was ihr täglich vor Augen habt. Was ihr Truden nennt, sind eigenthümliche Dünste, welche da und dort oft plötzlich in dieser Gegend aufsteigen und vergehen; so vergeht aller Aberglaube und Hexenspuk, wenn man ihm nachforscht. Ich habe dies an mir erfahren. Lange Jahre suchte ich nach Zauberkräften und bösen, geheimen Mitteln, — mein Suchen und Forschen, mein Nachdenken in der Einsamkeit aber lehrten mich, daß alles natürliche Dinge seien, — doch ich hieß eine Hexe, — ich war verfehmt und blieb es auch und werde es bleiben bis an mein Ende. Dann fahre ich zur Hölle, und sie werden jubeln, daß die Hexe im Tannengründle der Teufel geholt hat." — Gertrud lachte höhnisch auf, dann aber setzte sie mit einiger Rührung hinzu: „Niemand wird um die Hexe weinen. — Ade, Müller! Glück und Segen sei mit dir und deinem Hause!" — Sie ging, — und man sah sie auf der Sägemühle nicht wieder.

Nach einiger Zeit hieß es, die Hexe im Tannengründle sei in die Hölle gefahren, — und in manchem Hause athmete man leichter bei dieser Nachricht; nur in der Sägemühle gedachte man dankbar der alten Gertrud, welche durch ihr Erscheinen so großes Unglück abgewendet, — und weinte im Stillen eine Thräne um die todte Hexe.

Glück und Zufriedenheit blühten fortan in der stillen Sägemühle. Johann und Anne wurden ein glückliches Paar. Sie kämpften muthig gegen den tief eingewurzelten Aberglauben ihrer Heimat und gönnten ihm keine bleibende Stätte mehr in ihrem Hause. Wollte er sich zuweilen noch bei Annen regen, so mahnte der junge Müller gleich daran, wie in seinem Gefolge sich die Sünde gezeigt und beinahe die gräßlichsten Verbrechen begangen worden wären. Da schauderte sie und bezwang sogleich das anerzogene Vorurtheil. Einfacher frommer Glaube, von so trüben Flecken gereinigte Religiosität erhöhten ihr Liebesglück und verschönten wunderbar ihre häuslichen Freuden.

Annens Jugendgespielin, die etwas leichtfertige Margarethe, erhielt von dem glücklichen Paare die für Johanns Auswanderung bestimmten dreihundert Gulden mit auf den Weg nach Siebenbürgen. Dort ging es ihr ziemlich gut; auch fand sie endlich einen Burschen, der sie zum Altare führte.

Aus Jenas Jubelfeier.

Von

Fr. Friedrich.

(Schluß.)

---

3. Der Festzug.

„Morgens um sechs Uhr auf dem Markte Gesang der beiden Lieder: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut," und „Eine feste Burg ist unser Gott." Um acht Uhr Begrüßung der Deputationen im oberen Saale der neuen Bibliothek. Um neun und ein halb Uhr Festzug von der neuen Bibliothek den Fürstengraben hinauf durch die Johannisstraße in die Stadtkirche." — So lautete das Festprogramm. Unendlich viele lagen aber morgens um sechs Uhr noch in süßem Schlummer und sangen deshalb auch die Lieder nicht mit, und ebenso viele hatten wenig Lust dem Empfange der Deputationen beizuwohnen, denn Deputationen sind immer langweilig. Weiße Westen und weiße Handschuh, steife Verbeugungen, und wenn es gestattet wird, lange und steife Reden, das ist alles und konnte in Jena nicht besser sein, als es an anderen Orten ist — Deputationen sind sich überall gleich, und wer eine gesehen, hat für seine ganze Lebenszeit genug daran.

Bis neun ein halb Uhr war aber viel Zeit. Der Morgendurst war bald gestillt und die Zeit bis dahin nicht besser auszufüllen als durch eine Wanderung durch die alten und bekannten Straßen der Stadt.

Jedes Haus war festlich geschmückt mit Fahnen, Kränzen und Guirlanden; das hatten wir in andern Städten auch schon gesehen — aber einen Schmuck trug die Stadt, wie ihn kaum eine zweite deutsche Stadt aufzuweisen haben dürfte. Auf kleinen Blechschildern standen die Namen derjenigen Männer, welche Deutschlands Stolz sind und einst in Jena gelernt und

gelehrt haben, an den Häusern, wo sie einst gewohnt, und darunter waren die Jahre bemerkt, in denen sie in Jena geweilt. Ein heiliges und zugleich wehmüthiges Gefühl zog in die Brust ein, wenn man diese Namen und die oft so bescheidenen, fast ärmlichen Stätten, an denen sie gewohnt, erblickte. Und doch war es zugleich, als ob der Geist all dieser Männer über der Stadt schwebte und wie ein Freiheitshauch durch sie hin zöge. Fast jedes Haus in Jena ist durch jene kleinen Schilder zu einem Denkmale für alle Zeiten geworden, und wenn man auf jene Namen blickte, so war es Einem, als ob die Geschichte des Menschengeistes und der Wissenschaften seit drei Jahrhunderten wie ein Bild vor dem Geiste vorüberzöge. Dort wohnte der erste Professor Jenas, Striegel, dort Melanchthon, der geistige Fels der Reformation. Jenes Haus dort trägt die Namen Alexanders von Humboldt, des Meisters aller Wissenschaften, seines Bruders Wilhelm, und noch fünf bis sechs anderer berühmter Männern. Dort wirkte und schuf Schiller, dort in dem stolzen Hause Göthe, der Dichter und Minister. Jenes Dach hat einst die beiden Schlegel und Hegel, jenes Schelling und ein anderes Fichte, Fries und andre beherbergt. Dort hatten Blumenbach, dort Oken, dort Lichtenstein, Friedrich II., Gall und andere gewohnt.

Das war Jenas schönster Jubelschmuck. Das ist auch nicht verraucht und geschwunden mit den drei lustigen Tagen, das wird noch nach Jahren so sein, und wenn auch einst all die alten Häuser zerfallen und vernichtet sind, immer wird die Geschichte noch die Namen aufbewahren und mit Stolz nennen, deren Geisteswiege in Jena stand.

Und blicken wir auf all diese Männer zurück — weht nicht durch all ihr Wirken und Schaffen der freie, frische Geist hindurch, der von jeher in Jena gewohnt, der noch immer und immer gleichsam mit jedem frischen Lufthauche, der von den nahen Bergen kommt, in die Stadt und in die Herzen dringt? Ja, es gibt nur ein Jena, in dem der Geist der Freiheit so mächtig und gewaltig weht, und wollt ihr begreifen, woher es kommt und was es ist — seht, ihr hättet an den Abenden der Jubeltage nur an dem alten Burgkeller vorüber zu gehen brauchen, hättet den Wahlspruch der alten Burschenschaft: „Freiheit, Ehre, Vaterland!" im bunten Lampenlicht glänzen sehen sollen, und es würde eine Ahnung in euch aufgestiegen sein, worauf die Freiheit des Geistes sich stützt, woher sie kommt und was sie gibt und erhält.

Die Zeit des Festzuges rückte heran, die Gäste strömten vor die neue Bibliothek, welche ihnen als Versammlungspunkt angegeben war, und

harrten der Dinge, die da kommen sollten. Aber die Dinge kamen nicht, das heißt der Zug setzte sich nicht in Bewegung. Zwar waren die Büchsenschützen Jenas, Apoldas, Weimars, Gothas und verschiedener anderer Städte längst aufmarschirt, und zwar mit wichtigen Philistermienen und steifen Beinen; die Schulen und Institute mit ihren Lehrern standen marschbereit, die Geistlichkeit und städtischen Behörden hatten sich eingefunden, und die Zünfte, Innungen und bürgerlichen Gesellschaften waren längst auf dem Platze, denn es war Sonntag, und sie hatten nichts zu thun. Die Deputationen und Ehrengäste befanden sich auf der Bibliothek, die Burschen und anderen Gäste — alle, alle waren da und standen vier Mann hoch in Bereitschaft — aber der Zug setzte sich dennoch nicht in Bewegung. Alle Straßen, durch welche der Zug kommen sollte, waren zum Erdrücken mit Menschen erfüllt, die meilenweit aus der Umgegend herbeigeströmt waren — es half alles nichts, der Zug war in völliger Bereitschaft, nur rührte er sich nicht. Hier und dort kamen schon einzelne Desertionen aus Reih und Glied nach dem nahen Fürstenkeller vor, denn dort in kühler Laube bei einem Glase Erlanger zu sitzen, war bequemer als vier Mann hoch in Sonnenschein und Hitze vor dem Bibliotheksgebäude zu stehen. Die Desertionen mehrten sich, aber die Deserteure kehrten endlich wieder, und der Zug stand immer noch still.

Niemand wußte, an wem die Schuld lag. Die Ersten schimpften über die Letzten, und die Letzten über die Ersten, und das ungeduldig harrende Publikum über alle. Da verlor zuletzt selbst der Himmel die Geduld, denn ein still stehender Festzug kann auch aus der Vogelperspective langweilig werden, und ließ ein Gewitter heraufziehen. Das half! Die studentischen Chargirten und Marschälle liefen ordnend in die Kreuz und Quere, Tausende von Augen blickten besorgt zu den näher und näher heranziehenden Wolken auf, und nur die Beschirmten sahen dem Gewitter mit einem unverschämten Gleichmuthe entgegen. Und der Zug setzte sich wirklich unter Trompeten und Paukenschlag, unter Donner und dem Läuten der Glocken in Bewegung. Die Fahnen flatterten, die Federn auf den Baretten der Marschälle nickten vergnügt und wohlgefällig. Da fielen die ersten Regentropfen. Erst langsam und einzeln, aber dann immer häufiger und dichter. Noch dachte niemand daran zu desertiren und sich zu blamiren; als aber der Regen ein- und zudringlich zu werden anfing, als er den neuen Röcken und Hüten für immer den Glanz zu rauben drohte, schauten sich Zahlreiche nach einer Lücke zwischen den Zuschauern um, durch welche sie ent-

fliehen könnten, aber wie eine feste Mauer standen sie zu beiden Seiten, durch ihre drängenden Hintermänner selbst an der Flucht gehindert.

Plötzlich erscholl eine helle schrillende Frauenstimme: „Gustav, dein neuer Hut, dein neuer Hut!" und der Genannte, eine ächte Philisterseele aus der Rubrik der Innungen und bürgerlichen Gesellschaften, machte sich sogleich durch die Angst und den Schrecken, welche ihn befielen, bemerkbar. Er entschloß sich indeß rasch, denn die Worte seiner Gattin schienen lauter und drohender in sein Ohr gedrungen zu sein als alles Donnern des Himmels; er eilte aus Reih und Glied hervor, lief an dem Zuge hinauf, um zwischen den Zuschauern eine Lücke zu finden, aber vergebens. Er eilte darauf wieder zurück nach der andern Seite, seinen Hut unter dem Schooße seines Rockes bergend und sein Haupt erbarmungslos dem Regen preisgebend, aber auch hier fand der Verzweiflungsvolle überall eine undurchdringliche Mauer, und ein lautes Hurrah und Hohngelächter der Menge verfolgte ihn und hetzte ihn von einem Orte zum andern. „Gustav, dein neuer Hut, dein neuer Hut!" erschallte es aus hundert Kehlen, bis der Gehetzte endlich in finsterer Verzweiflung beschloß, seiner Gattin, dem Himmel und allen Menschen zu trotzen. Er setzte den Hut wieder auf den Kopf, trat wieder in Reih und Glied ein und marschirte weiter der Kirche zu in untadelhafter Haltung.

Im langsamen Schritte hatte der Festzug begonnen, denn die Büchsenschützen hielten etwas auf Tempo und guten Paradeschritt, aber unwillkürlich wurden die Schritte immer größer und rascher, die Hintermänner drängten, und zulezt ging es fast im Trabe durch die festlich geschmückten Straßen. Im Regen hört alles auf, Begeisterung und Ehrgefühl, und die Nässe dringt sowohl dem Burschen auf die Haut wie dem Philister — den Schnupfen bekommen beide.

Mit einer wässrigen Stimmung ging es in die Kirche hinein mit Trompeten und Paukenschall, mit Fahnen und Schlägern, und das alte große Haus vermochte die Tausende, die gekommen waren, kaum zu bergen. Da war kein Plätzchen unbesetzt, Kopf reihte sich an Kopf. Die Predigt des Dr. Schwarz war aber dazu angethan, die Herzen zu entflammen und die erweichte Begeisterung wieder zu heben. Die sprach es offen aus was Jena groß und berühmt gemacht, was Tausende und Tausende seiner Söhne zu seinem Ehrenfeste herbeigezogen — das sei die Luft der Freiheit, der Geistesfreiheit, die dort von jeher geherrscht und gewohnt. Frei lehren und frei

lernen, das sei der Wahlspruch, der Jena für alle Zeiten mächtig schützen und schirmen werde, trotz aller Angriffe und Verleumdungen.

„Stoßt an! freies Wort lebe! hurrah, hoch!
Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
Der bleibt fürwahr ein erbärmlicher Wicht,
Frei ist der Bursch! frei ist der Bursch!“

---

4. Die Commerce im Paradiese.

Der zweite Jubeltag mit seinem Festzuge in die Collegienkirche, wo der Professor eloquentiae eine lange und gelehrte Jubelrede hielt, mit seinem Festdiner der eingeladenen Gäste, bei dem viele Toaste ausgebracht und noch mehr Champagner ausgetrunken wurde, mit seinem Balle Abends in den Rosensälen, an dem nur weiße Westen, weiße Halstücher und weiße Handschuhe theil nehmen durften, war glücklich zu Ende gebracht. Auch der größte Theil des dritten Tages war mit dem Festzuge und den Ehrenpromotionen der vier Facultäten rasch entschwunden, aber der beste Theil dieses Tages und der ganzen Jubelfeier sollte nachfolgen, nämlich die Commerce im Paradiese, zu denen die Stadt Jena das Bier schenkte.

Commerce hatten all die Tausende alter und junger Burschen, welche zu der Jubelfeier zusammen gekommen waren, schon mitgemacht, aber noch keine Commerce im Paradiese. So gut war es ja selbst dem Adam und der Eva nicht geworden, so gut wird es sobald auch den sterblichen Menschen nicht wieder werden. Und obenein schenkte die Stadt Jena das Bier. Wir haben schon in vieler Menschen Städten und Dörfern commercirt, haben den Landesvater schon an manchen, manchen Orten gesungen, aber nirgends war uns das Bier geschenkt, überall haben wir es bezahlt und mehr als wir getrunken.

Da schlug manches Herz mit Ungeduld der vierten Nachmittagsstunde entgegen, wo die Commerce beginnen sollten, und der Durst wurde schon vorher durch manches Glas Bier angefacht. Von allen Seiten, von nah und fern waren Philister mit Weib und Töchtern herbeigeströmt, um dem lustigen Commerciren der alten Burschen zuzuschaun. Sie zahlten fünfzehn Neugroschen, dafür wurden sie zu Burschen gestempelt und hatten Eintritt in die Festhalle mit Zopf und Weib und Töchtern. Das hatte aber den Himmel geärgert. Für Burschen war die Festhalle erbaut, und Crinoline

hatten sie eingenommen, deshalb hatte schon am ersten Morgen des Jubelfestes der Regen die Inschrift über dem Eingange zur Ehrenpforte: „Siehe, das ist Bruder Studium“ vernichtet. Erweicht und zerrissen lag der Bruder Studium an der Erde, und Philister und Crinoline gingen darüber hinweg. Und er war nicht wieder aufgehängt, und es wäre auch nur ein Hohn gewesen. Zwar herrschte an diesem Tage in der Festhalle und dem Paradiese fast allgemein das Du der Bruderschaft, aber die Crinoline, die Crinoline — sie spotteten der Brüderschaft und des Bruder Studium, und noch ehe die einzelnen Burschenschaften und Corps mit Musik, Fahnen, Schlägern und Chargirten angezogen kamen, füllten sie bereits die Festhalle und saßen auf den Bänken und an den Tafeln und hatten die Biergläser in Beschlag genommen, daß die Burschen fast verdursten mußten.

„Hier ist es schön, hier fühlt man, daß man unter Menschen ist,“ sprach eine Mutter zu ihrer Tochter, als sie in die mit Crinolinen und Burschen, mit Zigarrenrauch und Staub, mit Bierduft und betäubendem Geräusch erfüllte Festhalle eintrat. „Ja, hier bleiben wir, bis alles vorbei ist,“ erwiderte die Tochter, „wenn wir nur erst einen guten Sitz recht nahe bei den Studenten und Bier hätten.“ Und der Gatte und Vater schritt mit einer ellenlangen Zigarrenspitze im Munde und einem Gesichte, welches aussah, als ob es Gardinenpredigten und Zahnweh und Bußtage erfunden hätte, hinterdrein und wehrte mit einem armdicken Philisterstocke jede Berührung mit dem Stahlrocke seiner Frau ab, denn so war ihm befohlen. Mit größter Mühe trug er eine Bank herbei, auf die stellten sich seine Gattin und Tochter, um das Gewoge und Gedränge der Tausende zu sehen. Auch der gutmüthige Philister wollte sich dies zu Nutze machen und stieg auf die Bank. Ein erzürnter Blick seiner Gattin ward ihm dafür zu Theil. „Bedenke doch mein neues Kleid,“ sprach sie unwillig, „du zerdrückst es ja fast,“ und die Tochter rief: „Die Bank wackelt, wenn du darauf stehst; ich falle herunter, halte sie lieber.“ — Und der gutgezogene Ehemann stieg herab und hielt die Bank mit beiden Händen fest.

Gleich darauf kamen einige flotte und langbebärtete Burschen, die stiegen ohne zu fragen auf die Bank, und die Mutter lächelte freundlich, obschon ihr neues Kleid in die größte Enge gedrängt wurde. Der Standpunkt wackelte heftig, trotz aller Bemühungen des Philisters ihn zu halten; die Tochter balancirte kokett, und als die Burschen dies bemerkten und herabsteigen wollten, bat sie dieselben ja zu bleiben, denn sie kenne kein schöneres Vergnügen als zu balanciren und sich wiegen zu lassen. — Und der Ehe=

mann und Vater? — Er stand geduldig dahinter, stützte mit dem Fuße die Bank, hielt die Biergläser, aus denen seine Gattin und Tochter getrunken, in beiden Händen, hatte den dicken Philisterstock unter den Arm geklemmt und erfreute sich der Aussicht, welche ihm die Rücken seiner Damen darboten — ein ächtes, gutgezogenes Philisterbild.

Und die einzelnen Studentenverbindungen mit ihren alten Mitgliedern hatten auf den Bänken und an den Tafeln vor der Festhalle Platz genommen. Von der Tribüne herab flatterten ihre Fahnen und schwenkten ihre Präsides lustig die Gläser. Nach stürmischem Angriffe auf die mächtigen Bierfässer, welche an den beiden Eingängen der Festhalle lagen, wurde das erste Lied: „Auf, schwärmt und trinkt, geliebte Brüder!“ von Tausenden und aber Tausenden, unter welche die gedruckten Commercelieder vertheilt waren, angestimmt, und nach kurzer Frist folgte ihm das alte Burschenlied: „Stoßt an! Jena soll leben, hurrah, hoch!“ — Und gewaltig und mächtig rauschte der Sang durch das Paradies hin und brach sich an den nahen Bergen, die im Echo zurückriefen: hurrah, hoch — hurrah hoch. Die Gesichter der Damen glänzten und glüthen vor freudiger Begeisterung, und in manches alte Burschenauge drängte sich eine heimliche Thräne. Jetzt stand er noch hier inmitten lieber und lustiger Freunde, hier war er von freier, frischer Luft umweht, hier tauchte all der Jubel, das Glück und der Freiheitsrausch längst entschwundener Jahre in seiner Brust wieder auf und ließ ihn noch einmal empfinden, was es heißt: „frei ist der Bursch, frei ist der Bursch!“ — und wenige Tage, ja wenige Stunden später saß er wieder allein hinter seinen Acten oder auf seinem Dorfe als Pfarrer, bei Weib und Kind und Gesinde und Vieh, dann war all der Jubelrausch entflohen und entschwunden, und er war wieder, was er schon seit Jahren gewesen — ein Philister.

Immer lustiger und lauter wurde das Leben, immer rauschender wogte es durcheinander, immer wohler fühlten sich die Damen. Die erste Bierlieferung der Stadt Jena war ausgetrunken, hunderte von Stimmen verlangten nach neuem Stoffe, und eine Bierpost, auf welcher die geleerten Fässer aufgethürmt waren, jagte durch die lange, düstere Lindenallee nach dem Brauhause der Stadt, um neuen Stoff zu holen. Hoch oben auf dem obersten der Fässer saß ein Bursch, um die Bierexpedition zu beschleunigen, und seine Beine hingen an den Seiten des Fasses herunter wie an den Flanken eines Pferdes. Im Fluge ging es zum Brauhaus und langsam zurück. Mit Jubel wurde die neue Sendung begrüßt, ungestüm wurden die Fässer von dem Wagen gerollt, und zahlreiche Burschenhände waren

sofort bereit, sie in Empfang zu nehmen und an die Orte zu rollen, wo die Biernoth am größten war. Frisch vom Fasse wurden nun die Gläser den Damen kredenzt, welche die Burschen wie ein blumiger Kranz umgaben.

Und endlich wurde der Landesvater angestimmt — das war der Gipfelpunkt des Commerces. Da kam glühende Begeisterung über all die alten Burschen und Grauköpfe mit weißen, geistlichen Binden, welche die Mehrzahl der Gäste bildeten. Sie fühlten in ihrem Herzen ein Stück Jugendmuth und Jugendlust, und das hebt und weitet die Brust gewaltig und mächtig. — Die letzte Stunde der Jubelfeier rückte immer näher und näher heran, und minutenweis suchte sie jeder zu genießen und zu erfassen, minutenweis in seine Erinnerung einzuprägen, denn wer den schönsten und längsten Theil seines Lebens, die Zeit der Wünsche, Hoffnungen und Thaten hinter sich hat, der muß von der Erinnerung zehren, und wohl ihm, wenn sich solche Glanzpunkte in sein Gedächtniß drängen, wie Jenas Jubelfeier bildete.

Tausende waren zu frohen und lustigen Stunden vereint gewesen, Jünglinge, Männer und Greise, aus allen Ländern, aus allen Gauen Deutschlands waren sie gekommen — und doch herrschte unter allen — unter allen nur ein Geist, der Geist der Eintracht und Freude. Durch keinen Streit, durch keinen Unfall, durch keine leeren Principien wurden die Jubeltage Jenas gestört. Mit richtigem Takte erfaßten alle die Freude des Augenblicks und des Festes — das machte, es lebte und webte in allen, welche gekommen waren, noch ein Stück des alten frischen und freien Geistes. Darum schieden auch alle am folgenden Morgen so wehmüthig still. Es war nicht Ermüdung und ein Sinken der Begeisterung, es war das Gefühl, das hundert und aber hundert offen aussprachen: „Es giebt nur ein Jena!“ — Wir alle scheiden mit einem Herzen voll freudiger Erinnerungen aus ihm. Ob wir aber die traute Stadt je wiedersehen werden — das — das — doch

„Jena soll leben, hurrah, hoch!“ —

Der Kaiser-Prophet von China.

Von

Corvin.

(Schluß.)

3.

Schon früher haben wir davon geredet, wie Hung-Siu-tschuen sich nach seiner Krankheit verändert hatte. Als junger Mensch war er heiter und offen und alle seine Kameraden liebten ihn, obwohl er sie zu Zeiten seinen größern Verstand und Witz fühlen ließ. Nach 1837 aber wurden seine Geberden und sein ganzes Benehmen, wir möchten sagen, großartiger; der Prophet in ihm, denn er fühlte sich als solcher, machte sich auch nach außen geltend, und die Zahl der Ungläubigen, die ihn noch immer für verrückt hielten, machte sich über sein seltsames Gebahren lustig. Er nahm einen ruhigen, würdigen Gang an, sprach nicht so viel als sonst und lachte noch seltener. Wenn er saß, war seine Stellung grade; er lehnte sich weder rückwärts, noch seitwärts; seine Hände ruhten auf den Knieen und seine Füße standen ein wenig auseinander. So konnte er stundenlang sitzen, ohne zu ermüden. Seine Worte waren nun oft strenge, und manche fühlten sich dadurch beleidigt. Mit ehrlichen, wohlmeinenden Leuten, waren sie auch noch so arm und geringen Standes, unterhielt er sich gern und lange. Aber leichtfertige Menschen konnten ihm keine Rede abgewinnen; er verachtete sie, so reich und angesehn sie auch sein mochten.

Propheten gelten nichts in der Heimat; das bewährte sich auch Anfangs an Siu-tschuen; allein als er in der Ferne Ruf erworben, gewann er auch Achtung zu Hause. Zwei Ehebrecher in jenem Ort fürchteten seinen Tadel so sehr, daß sie hinweggingen und mehrere Jahre ausblieben. Ein einflußreicher Mann, der Inspektor über die Güter von zehn Dorfschaften

war, erlaubte sich große Bedrückungen. Siu-tschuen versammelte achtzig bis neunzig Familien und setzte den Mann ab und einen Andern an seine Stelle. Der Abgesetzte war klug genug, sich nicht zu rächen; er sandte im Gegentheil Siu-tschuen Geschenke. In seinem Clan Hung führte er den Gebrauch von neun verschiedenen Ruthen ein, auf deren jeder geschrieben stand, was sie zu bestrafen habe: 1) Schlag' die Ehebrecher; 2) Schlag' die Weiberverführer; 3) Schlag' die den Eltern ungehorsam sind; 4) Schlag' Diebe, Räuber und Spieler; 5) Schlag' alle Vagabunden, die Böses im Schild führen u. s. w. Diese Ruthen wurden den Aeltesten der Familie gegeben; allein später, als Siu-tschuen den Ort verließ, warf sie einer seiner Onkel als Unsinn in den Fluß.

Im Allgemeinen war er in seinem Dorfe geachtet und vielleicht mehr noch, als ein besonderes Wesen, gefürchtet. Es ist nicht jedermanns Liebhaberei, sich fortwährend anpredigen zu lassen, und manche seiner Freunde wurden darüber ungeduldig und baten ihn, sie mit seinem religiösen „Schnickschnack“ zu verschonen. Diese vermied er und pflegte zu sagen: „Diejenigen, welche nicht an die wahre Lehre von Gott und Jesus glauben, obwohl sie alte Bekannte sein mögen, sind doch keine Freunde mehr von mir, sondern sie sind Teufel (Dämonen). Dagegen alle, welche an Gott und Jesus glauben, sind wahre himmlische Brüder und wahre Freunde. Glauben sie nicht meinen Worten, dann muß jeder von ihnen seinen eigenen Weg gehen; ich kann sie nicht in den Himmel bringen, und sie sollen mich nicht zur Hölle hinunter ziehen. Wenn meine eigenen Eltern, mein Weib, meine Kinder nicht glauben, so kann ich sie nicht als meine Angehörigen betrachten, wie viel weniger andere Freunde! Nur die himmlische Freundschaft ist wahr; jede andere ist falsch. Was andere gewinnen, können sie mir nicht mittheilen, und was ich gewinne, kann ich nicht mit ihnen theilen. Ich wünschte nur, daß recht viele in den Himmel kommen möchten, und es schmerzt mich, daß sie zur Hölle fahren sollen. Deßhalb kann ich mich nicht enthalten, ihnen die wahre Lehre zu predigen.“

Inzwischen blieb die Gemeinde in Distelberg stets noch die wichtigste der Gottanbeter in China; dahin zog es Hung und seinen Freund Jung, und im fünften Monat 1849 brachen sie dahin auf. Die beiden Apostel wurden dort von ihrer Gemeinde mit um so größerer Freude begrüßt, als man hoffte, daß durch sie allerlei Streitigkeiten geschlichtet werden würden,

die durch seltsame Vorfälle hervorgebracht waren, wie sie unter religiösen Gemeinden vorzukommen pflegen.

Während die Gemeinde im Gebet versammelt war, bekam dieser oder jener Krämpfe, fiel zur Erde und der ganze Körper war mit Schweiß bedeckt. In diesem Zustand äußerten die „vom Geist Ergriffenen" allerlei überspannte Worte, Ermahnungen zur Buße, Prophezeihungen rc., kurz allerlei, was oft so unverständlich war, daß es von Einigen für Offenbarung gehalten wurde. Die Chinesen waren gescheut genug, die in solchen Zuständen geäußerten Worte niederzuschreiben und mit ihrem Urtheil darüber zu warten, bis die höhere Autorität des Propheten darüber entschieden haben würde, weil er wissen müßte, was Offenbarung war, da er selbst dergleichen durchgemacht hatte. Er urtheilte sehr kurz, ebenso wie es schon einer der Erleuchteten selbst, Yang-Siu-tschin, gethan, daß diese Reden „zum Theil von Gott, zum Theil vom Teufel stammten."

Hung Siu-tschuen brachte nun Ordnung in diesen ungeregelten Offenbarungsschwindel; er führte gute Zucht ein und verbot den Genuß des Opiums, ja sogar den des Tabaks und geistiger Getränke. Ehe er Prophet war, konnte er übrigens selbst eine ziemliche Quantität Reiswein trinken; später begnügte er sich mit drei Täßchen voll, um kein böses Beispiel zu geben. Dabei wollen wir bemerken, daß diese Tassen, woraus die Chinesen ihren Reisbranntwein trinken, nicht etwa unsern Bouillontassen gleichen, sondern nicht größer sind als etwa zwei Fingerhüte. In Kwang-si aber, hieß es, habe er sich dieses Genusses ganz enthalten; wenigstens soll er diese Enthaltsamkeit von seinem Nachfolger verlangt haben.

Im fünften Monat des Jahres 1850 hatte Siu-tschuen folgende Offenbarung: „In dem dreißigsten Jahr des Tau-kwang (1850) will ich Plagen niedersenden; diejenigen von euch, die standhaft im Glauben bleiben, sollen gerettet werden, aber die Ungläubigen sollen mit der Pest heimgesucht werden. Nach dem achten Monat werden die Felder unbestellt bleiben und die Häuser leer stehen; deßhalb rufe deine eigene Familie und Anverwandten hierher." — Er sandte daher Kiang-Liung-chong nebst zwei andern Gläubigen mit Briefen nach Hwa-hien, und des Propheten ganze Familie kam nach Kwang-si. Nach dem Tode des Kaisers Taukwang, 1850, herrschte wirklich die Pest in mehreren Theilen der Kwang-Provinzen, was natürlich das Ansehn Siu-tschuen's, wie die Zahl seiner Anhänger vermehrte. Viele

schlossen sich der Gottanbeter-Gemeinde an, in der Hoffnung, schon dadurch allein der Ansteckung zu entgehen.

Die chinesischen Autoritäten hatten bis dahin dem Treiben der Gottanbeter ziemlich ruhig zugesehen und sie im Allgemeinen als unschädliche Schwärmer betrachtet. Es traten jedoch bald Ereignisse ein, welche dieses Verhältniß änderten.

In den unzugänglichen Gebirgen von Kwang-si haben sich seit langen Zeiten Räuber und andere Geächtete aufgehalten, die von hier aus ihre Gewaltthätigkeiten gegen benachbarte Ortschaften ausübten. Die Zahl dieser Leute hatte sich in den letzten Jahren sehr vermehrt und sie hatten sich in regelmäßige Banden vereinigt, deren Kühnheit von Tag zu Tag wuchs, so daß sie ganz frei und offen Dörfer und selbst Städte angriffen. Die meisten dieser Männer waren solche aus Kwang-tung und angrenzenden Provinzen, welche von den alten Einwohnern, den Punti, Fremde oder Ansiedler genannt werden — Hakka. Sie hatten zahlreiche Dörfer in Kwang-si, obwohl dieselben nicht so wohlhabend waren wie die der Puntis, mit denen sie in fortwährendem Streit lagen. Zu jener Zeit wurde diese Art von Erbfeindschaft durch einen besondern Vorfall auf's neue heftiger angefacht und führte endlich zu offenem Krieg.

Ein sehr reicher Hakka, Namens Wun, hatte ein Mädchen alsConkubine angenommen — wie das in China ganz gesetzlich ist — und sich mit den Eltern durch Zahlung einer Summe abgefunden. Dieses Mädchen war aber schon früher einem Punti-Manne zur Ehe versprochen worden, was ebenfalls nach dortigen Gesetzen bindend ist, und dieser verlangte seine Braut. Wun verweigerte sie und die Sache kam vor Gericht. Die Mandarinen, wohl der ewigen Zänkereien müde, sollen den Puntis gerathen haben, sich selbst Recht zu verschaffen. Sicher ist es, daß am 28. September 1850 der Krieg zwischen den Hakkas und Puntis ausbrach. Die Hakkas, durch ihre räuberischen und kampfgeübten Stammgenossen aus den Bergen unterstützt, schlugen in den ersten Tagen die zahlreicheren Puntis; allein diese bekamen militärische Hülfe und das Blatt wandte sich. Die Hakkas wurden geschlagen und ihre Häuser verbrannt, so daß sie in dieser Noth ihre Zuflucht zu den Gottanbetern nahmen, welche in kommunistischen Gemeinden von ein bis dreihundert Personen zerstreut im Lande lebten. Die Hakkas beteten an, was man nur immer wünschte, und erhielten ihren Antheil an der Nahrung der Gemeinde.

Diese Vereinigung mit den geschlagenen Hakkas, nebst Weibern und Kindern und was von ihrem Hausstand übrig war, mit den Gottanbetern, zog diesen natürlich die Feindschaft der Puntis zu. Einige der letzteren, die zu einem großen Dorfe gehörten, nahmen in der Nähe eines Ortes, der Goldfeld heißt, einen Büffel weg, welcher das Eigenthum eines Gottanbeters war. Die Gemeinde derselben verlangte das Thier zurück, und als diesem Wunsch nicht gleich Folge geleistet wurde, entschädigten sie sich durch Wegnahme einiger Kühe, die der stärkern Partei gehörten. Die Sache wurde indessen ausgeglichen, und die Thiere waren bereits ausgewechselt und beide Parteien im Begriff zu scheiden, als die Puntis einige Schüsse gegen die Hakkas abfeuerten. Diese wehrten sich und trieben die Puntis in ihr eigenes Dorf zurück. Letztere schrieben diese durch eine schwächere Partei erlittene Niederlage dem Zorn ihrer Götter zu und veranstalteten ein Fest, sie zu versöhnen; allein noch während desselben ergriff sie mehrmals panischer Schrecken, da es hieß, die Gottanbeter rückten an. Die hierauf folgenden Feindseligkeiten lenkten mit Gewalt die Augen der Mandarinen auf die Gottanbeter, welche nun als Störer der öffentlichen Ruhe, als Beschützer von Geächteten und Räubern, als Verächter und Störer der Religion Anderer und als geheime Verschwörer gegen die Regierung angesehen und verfolgt wurden.

Diese Umstände hatten Siu-tschuen und Yun-san veranlaßt, Distelberg zu verlassen und sich im Gebirge an einem Platz zu verbergen, welcher „die großen Wechselhügel" hieß. Die Mandarinen erhielten Nachricht davon, daß sie hier im Hause eines Freundes lebten, und sandten Soldaten gegen sie aus. Der Ort war aber nur durch einen engen Paß zugänglich, den Siu-tschuen sehr wohl mit wenigen seiner Anhänger, die er bei sich hatte, vertheidigen konnte, und die chinesischen Soldaten, stets denkend, daß „Vorsicht der beste Theil der Tapferkeit ist," hielten es für besser, außerhalb zu bleiben und die Verfolgten in ihrem Felsenloche gewissermaßen einzumauern. Sie verbarrikadirten daher auf das sorgfältigste den Paß und bewachten ihn mit der größten Aufmerksamkeit.

Die Gemeinde in Distelberg erhielt Nachricht von der Gefahr ihrer beiden Führer, wie es heißt, durch eine Offenbarung des Yang-Siu-tschin, und eine große Anzahl der Gottanbeter rückte den Soldaten entgegen, die unter großem Jubel in die Flucht gejagt wurden.

Siu-tschuen hielt es jetzt an der Zeit, offen mit seinem Plan hervor-

zutreten, den er schon dadurch vorbereitet hatte, daß er die Mitglieder der verschiedenen Gemeinden veranlaßte, ihr Land und ihren sonstigen Besitz zu verkaufen und den Ertrag in die allgemeine Kasse zu legen, woraus jedes Gemeindemitglied genährt und gekleidet wurde. Als er jetzt die Gottanbeter aufrief, sich um seine Fahne zu schaaren, waren sie nicht durch Besitz gehindert und folgten seinem Ruf in großen Massen. Nicht nur Leute aus den niedrigsten Ständen kamen zu ihm; nein Männer von Bedeutung, Graduirte des ersten und zweiten Grades fanden sich mit ihren Familien im Lager des Mannes ein, den sie nun als Gottgesandten anerkannten. Ein Mann, Namens Wei-ching, führte ihm allein tausend Personen seines Clans zu.

Siu-tschuen nahm sogleich eine bedeutende Marktstadt ein, die von einem breiten Flusse umflossen und dadurch gegen einen Handstreich gesichert war. Diese Stellung wurde von dem Propheten befestigt, und als die kaiserlichen Soldaten ankamen, schüttelten sie bedenklich die Köpfe und schlugen ihr Lager in sicherer Entfernung von der Stadt auf. Beide Parteien begnügten sich damit, sich unschädliche Schüsse über den Fluß hinüber zuzuschicken.

Siu-tschuen sandte von jener Marktstadt einen vertrauten Boten Kiang-Liang-chong ab, der als Arzt zu reisen und seinen Medizinkasten zu tragen pflegte, um die übrigen Angehörigen der beiden Clans Hung und Jung nach Kwang-si zu rufen. Der Prophet hatte jedoch nicht Zeit, ihre Ankunft an einem Orte abzuwarten; Mangel an den nöthigen Lebensmitteln zwang ihn, sein Lager zu verlegen. Er that dies heimlich in sehr geschickter Weise, überschritt den Fluß und war schon weit hinweg, während ihn die Feinde noch immer in der Stadt glaubten; denn er hatte einige Frauen der Stadt in ein Haus am Ufer gebracht und ihnen den Befehl gegeben, den ganzen Tag Lärm auf der Trommel zu machen. Als diese List endlich zu wirken aufhörte, sandte der kaiserliche Feldherr den Gottanbetern leichte Truppen nach; allein sie kamen deren Arrieregarde zu nahe, wurden ihrerseits angegriffen, zurückgeschlagen und in großer Menge getödtet.

Die Kaiserlichen waren wüthend und rächten sich nach der Feiglinge Weise an Wehrlosen. Sie stürmten die verlassene Marktstadt, plünderten sie, verbrannten an 2000 Läden und brachten alles um, was nur in irgend einer Verbindung mit den Insurgenten gestanden hatte. Diese unklugen Grausamkeiten empörten das Volk. Diejenigen Gottanbeter, die vielleicht

nicht daran dachten, ihre kriegerischen Brüder thätig zu unterstützen, wurden nun durch die Furcht gezwungen, ihnen zuzuziehen.

Siu-tschuen hatte in einem großen Dorfe, Thai-tsun, sein Lager aufgeschlagen. Hier fand er reichliche Vorräthe und schonte die Einwohner nicht, da er sie für eine feindselige Handlung zu bestrafen hatte. Ein Freischaarenführer, Chin-a-kwei, der schon lange vorher die Regierung beunruhigt hatte, zeigte sich willig, sich mit Siu-tschuen zu vereinigen; bevor er jedoch dieses Vorhaben ausführen konnte, wurde er von den Bewohnern von Thai-tsun gefangen genommen, den Mandarinen ausgeliefert und hingerichtet.

Chinesische Frauen haben sich nicht selten als große Anführerinnen bewiesen. Auch an diesem Aufstande betheiligten sie sich, und zwei berühmte Insurgentenführerinnen stießen, jede mit zweitausend Mann Frauenzimmern, zur Armee des Propheten. Dieser stellte die gefährlichen Truppen etwas fern von dem Gros seiner Armee, eine Abtheilung auf dem rechten, die andere auf dem linkel Flügel vorgeschoben und als Außenposten dienend.

Die Lust zum Aufstande lebte schon lange in China; allein es hatte bisher am Muth gefehlt. Die Herrschaft der Tataren wurde von einem großen Theil des Volkes nur mit Seufzen getragen, und man dachte mit Sehnsucht an die Zeiten der chinesischen Ming-Dynastie, unter der China glücklich gewesen war. Die Tataren zu vertreiben und die Abkömmlinge der Mingkaiser wieder auf den Thron zu setzen, war der Zweck mehrerer geheimer Gesellschaften, unter denen die der San-huh-hwui, oder Triadgesellschaft, die bekannteste und bedeutendste ist. Sie waren keineswegs unthätig gewesen; allein ihre Leistungen erreichten bei weitem nicht die kolossalen Proportionen, welche der Aufstand Siu-tschuen's innerhalb so kurzer Zeit angenommen hatte. Sie fanden es daher vortheilhaft, diesem eine Verbindung vorzuschlagen, was von acht Chefs der Triadgesellschaft geschah. Der Prophet bewilligte ihr Begehren unter der Bedingung, daß sie Gott anbeteten. Dazu erklärten sie sich bereit und sandten ihren Tribut an Lebensmitteln u. s. w., wogegen ihnen Siu-tschuen sechzehn Prediger schickte, die sie mit der neuen Lehre bekannt machen sollten. Nachdem dies geschehen war, vereinigten die acht Chefs ihre Truppen mit denen der Gottanbeter.

Fünfzehn der ausgesandten Prediger hatten das von ihren Schülern ihnen gegebene Geld in die allgemeine Kasse geliefert, wie es das Gesetz der

Gemeinde vorschrieb; aber einer von ihnen behielt es für sich, ohne weiter etwas davon zu erwähnen. Er war überhaupt kein besonderer Heiliger; er konnte dem Opium nicht ganz entsagen und hatte sogar einige der Gemeinde gehörige Waffenstücke verkauft, um sich den „schwarzen Dreck“ zu verschaffen; ein anderesmal hatte er sich betrunken und einige der Brüder verletzt. Für diese Vergehen war er bestraft worden und man würde ihn vielleicht ganz entfernt haben, wenn er nicht ein so guter Prediger gewesen wäre. Dies Verbergen von Geld war aber eine ernsthafte Sache. Siu-tschuen wollte ein abschreckendes Beispiel geben, und selbst die eigenen Anverwandten des Missethäters, die ebenfalls bei dem Heere waren, drangen darauf, daß er nach dem Gesetze bestraft werden sollte. Demzufolge ward er enthauptet.

Diese Strenge machte einen eigenthümlichen Eindruck auf die acht Anführer der Triad-Gesellschaft. „Wenn man mit einem Manne, den man uns als Lehrer sandte, für ein an und für sich unbedeutendes Vergehen so hart umgeht, was haben wir zu erwarten?“ Das war der Gedanke, der sich ihnen aufdrängte, und welcher sieben der Chefs veranlaßte, mit ihren Truppen das Lager der Insurgenten zu verlassen, sich später den Kaiserlichen zu übergeben und ihre Waffen gegen die früheren Freunde zu wenden. Sechs dieser Abtrünnigen sollen später in die Hände der Insurgenten gefallen und getödtet worden sein. Einem der Chefs, Lo-thai-kang, gefielen die Disciplin und die Lehre Siu-tschuen's und er blieb ihm treu.

Die Absichten der Triadgesellschaft stimmten mit den Plänen des Propheten nur in so weit überein, als es sich um die Vertreibung der Tataren handelte. Die Wiederherstellung einer längst verschollenen Dynastie schien ihm Thorheit. „Wer kann sich jetzt nach zweihundert Jahren für die Ming begeistern?“ sagte er. „Sind unsere Berge und Ebenen wiedererobert, dann stiften wir eine neue Dynastie. Die Triadgesellschaft hat eine Menge Gebräuche, die ich verabscheue; wer ihr beitritt, muß den Teufel anbeten und sechsunddreißig Eide schwören; ein Schwert ist auf seinen Hals gelegt, und er muß Geld zum Gebrauch der Gesellschaft beisteuern. Ihr wirklicher Zweck ist nun mit der Zeit gemein und unwürdig geworden. Wenn wir die wahre Lehre predigen und uns auf die mächtige Hülfe Gottes verlassen, dann werden wenige von uns einer Menge Anderer gleich sein.“ — Darauf befahl Siu-tschuen seinen Unterbefehlshabern, fernerhin keine Mitglieder der Triadgesellschaft anzunehmen, es sei denn, daß sie ihre Gebräuche ablegten und sich zur neuen Lehre bekannten.

Im Herbst 1851 verlegte der Prophet sein Lager nach der Stadt Yung-ngan in Ost-Kwang-si, die er auf eigenthümliche Art eroberte. Er ließ seine Truppen schnell gegen die nicht sehr hohen Mauern vorrücken und — eine Unmasse von Raketen und Feuerwerk hinüberwerfen, was die vertheidigenden kaiserlichen Soldaten in Unordnung brachte. Unterdessen erstiegen die Insurgenten die Mauern und nahmen die Stadt mit ihrem Staatsschatz und ihren Staatsvorrathshäusern ein. Hier nun wurde Siu-tschuen einstimmig zum Kaiser der neuen Dynastie ausgerufen, welche T'hae-ping T'heen-kwoh — „Große Ruhe, Himmelskönigreich" genannt wurde. Es wird erzählt, daß er diese höchste Würde jedem der vier andern Anführer angeboten habe, daß diese sie aber ablehnten und Siu-tschuen Gehorsam versprachen.

Wir haben nun die uns gesetzte Aufgabe erfüllt, denn die ferneren Erfolge des Kaiser-Propheten sind bekannt. Er führte seine Armee durch die verschiedenen Provinzen von Kwang-si, Hu-nan, Hu-peh, Kiang-si, Ngan-hwui und Kiang-su, wo er die alte Hauptstadt des Reiches, **Nanking**, am 19. März 1853 eroberte. —

Zeitbilder aus Belgiens Vergangenheit.

Von

L. A. v. Warnkönig.

1.

Der Sühn-Akt einer flandrischen Edeldame vom Jahr 1396.

Zu den größten Veränderungen des socialen Lebens der Völker gehören unstreitig die, welche die Verfolgung und Bestrafung der Verbrecher erlitten hat. Wird jetzt ein Verbrechen oder auch nur ein — die Staats-Gesetze verletzendes — Vergehen begangen, so beginnt sofort die Thätigkeit der Gerichte: — die That wird constatirt, der Schuldige aufgesucht, in Untersuchung, und wenn die That ein Verbrechen war, in Haft genommen, endlich — wenn die Obrigkeit glaubt, Beweise genug zur Ueberführung des Beschuldigten zu haben, vor das Straf-Gericht, bei schweren Verbrechen vor das — der Geschwornen gestellt; es findet Anklage und Vertheidigung statt, und der schuldig Befundene wird in die gesetzlich bestimmte Strafe verurtheilt.

Es steht in der Regel nicht in der Macht der durch das Verbrechen Benachtheiligten, die dem Verbrecher drohende Verfolgung abzuhalten, oder die Untersuchung niederzuschlagen, und noch weniger, die Strafe vom Schuldigen abzuwenden. Es ist niemand gestattet durch Geld sich von der Strafe loszukaufen; nur in wenigen Fällen kann die Einsperrung in eine Geldbuße verwandelt werden. Begnadigung zu ertheilen, ist Sache des Landesherrn.

Dieses jetzt überall für gerecht und nothwendig gehaltene Strafsystem galt nicht zu allen Zeiten; fast ein Jahrtausend, d. h. von den Zeiten der Völkerwanderung bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bestand bei den germanischen und romano-germanischen Völkern ein anderes, den Verbrechern günstigeres, indem dieselben durch verschiedene Mittel von den sie

bedrohenden Strafen sich frei machen konnten. Zu diesen Mitteln gehörte z. B. für die Freigebornen — später nur für die Adeligen — der gerichtliche Zweikampf, für die Uebrigen das sogenannte „Gottes-Urtheil", welches zu bestehen freilich oft einen über alle Furcht sich erhebenden Muth erforderte, wenn dasselbe z. B. in der Feuer- oder der Wasserprobe bestand. Denn ein glühendes Eisen in die Hand zu nehmen, über ein solches hinzugehen, oder aus dem Grunde eines Kessels mit siedendem Wasser ein Stück Geld herauf zu holen, war ein furchtbares Wagstück. Doch konnte man dadurch sein Leben retten, wenn nach dem Verlaufe der gesetzlichen Frist die Wunde geheilt oder der Heilung nahe war, indem der Besteher des Gottes-Urtheils nur im entgegengesetzten Falle für schuldig betrachtet wurde.

Ein anderes Rettungsmittel ganz verschiedener Art war die „Sühne", das heißt: die Vornahme eines feierlichen Versöhnungsaktes und die damit verbundene Zahlung eines Sühngeldes an den durch den Verbrecher Verletzten, oder an seine Familie nebst Bußgeld an die Obrigkeit, — vorausgesetzt, daß das Sühnungswerk zu Stande kam.

Es war bei schweren Verbrechen, z. B. dem Todtschlag, ein sich Loskaufen von der Blutrache möglich; bei andern: Zahlung der Wunde, der Schmerzen, der thätlichen oder sonstigen Beleidigung. Schon in den ältesten Gesetzen der germanischen Völker waren Tarife dieser — unter dem Namen des Weer (nicht Wehr, sondern Wieder- d. i. Vergeltungs-) Geldes bekannten — oft in die kleinsten Einzelnheiten eingehenden — Abfindungen festgesetzt. Wie in den chirurgischen Taxordnungen unserer Tage oft genau bestimmt ist, wie viel Groschen oder Gulden dem Operateur für die Abnahme dieses oder jenes Gliedes zu zahlen sind, so war in jenen Volksrechten festgesetzt, wie viel der Schuldige zu zahlen hatte für das, von ihm an einem anderen begangene, Abhauen eines, zweier, dreier, vier oder aller fünf Finger, für das eines oder mehrerer Gelenke, für eine abgehauene Hand, ein ausgestochenes Auge, ein abgeschnittnes Ohr u. s. w.

Dies unter dem Namen des Compositions-Systems bekannte Strafrecht hatte demungeachtet das alttestamentliche Princip der Wiedervergeltung zur Grundlage — Haupt für Haupt, Auge für Auge, Zahn für Zahn. — Es gab so grausame Lebens- und Leibes-Strafen, daß schon der Gedanke, sie seien einst wirklich zur Anwendung gekommen, unser Gefühl empört. — Wem es nicht möglich ward, sich los zu kaufen, ward unerbittlich ihr Opfer.

Während des ganzen Mittelalters, beherrscht von dem Fehde- und Faust-Recht, hatte das Leben nicht den hohen Werth, wie in unseren Tagen einer Civilisation, welche — wie man auch denken mag — die aller frühe-ren Jahrhunderte weit hinter sich zurückläßt. Das Compositions-System der Sühne war daher ein wohlthätiges, jene Strenge milderndes, Institut christlicher Menschenliebe, das die Kirche unter ihren Schutz nahm, wie sie schon seit der Mitte des elften Jahrhunderts durch die sogenannten Gottesfrieden und die, den Friedensbrechern darin angedrohten, Kirchen-strafen der Ausübung des Fehderechts ein Ziel zu setzen suchte und es nach und nach dahin brachte, daß die durch Mitschwörende verstärkten Rei-nigungs-Eide an die Stelle der Gottes-Urtheile traten, oder diese selbst unter ihrer Mitwirkung, d. h. nur dann abgehalten wurden, wenn die Versuche des Geistlichen den Angeschuldigten durch Beten und Fasten zu einem Geständniß zu bringen, keinen Erfolg hatten.

Im späteren Mittelalter erlitt das in seinen Grundzügen eben geschil-derte System des Strafrechts einige Aenderungen, besonders in Folge der gesteigerten Macht der Landesherren; auch kamen neue Strafarten in Uebung, wie z. B. die Verurtheilung zum Stiften von gemalten Kirchenfenstern, ferner die zu Pilgerfahrten oft in die fernsten Länder — nach Rom, zum heiligen Jacob von Compostella in Spanien, nach Jerusalem u. s. w. Doch blieben die altgermanischen Grundprincipien in Geltung, namentlich die der Sühne und des Loskaufens von den Strafen, so zwar, daß es selbst Tarife gab für den Loskauf von den Pilgerfahrten.

Zu den Ländern, in welchen das alte germanische Strafrecht — ob-wohl modificirt, sich am längsten erhielt, gehören die Niederlande, nament-lich Flandern, indem es hier erst unter der Regierung Philipps II. im Jahr 1575 durch ein neues Strafgesetzbuch geändert wurde. Man hat noch ge-naue Mittheilungen über die Vornahme der Sühnakte (Zoendink — Sühn-Gericht); sie waren in eigener Verordnung (Zoenkeuren — Süh-nungs-Statuten) regulirt und wurden in der Kirche vorgenommen. Der Hergang des Sühnungsakts im Falle einer vorgekommenen Tödtung war — wenn der Schuldige ein Edelmann war — folgender.

An dem festgesetzten Tage erschienen, auf geschehene Vorladung, zu der in dieser bestimmten Stunde, unter Begleitung einer Anzahl Mitglieder des Lehenhofs und des Schöffen-Gerichts mit dem Bürgermeister und dem gräflichen Bailli an der Spitze, die Parteien — der Schuldige mit seinen

„Magen" (nächsten Blutsfreunden) und die des Erschlagenen — im Gerichtslokale. Das den Frieden feststellende Sühne-Abkommen wurde ihnen vorgelesen und von beiden Seiten Sicherheit für dessen Vollzug geleistet. Hierauf gingen der oder die Schuldigen, von den Ihrigen begleitet in die Kirche, entkleideten sich bis aufs Hemd, und stellten sich zunächst der Thüre auf. Am oberen Ende des Kreuzgangs stand als Vertreter und Haupt-Acteur beim Sühnungs-Acte, der nächste Verwandte des Getödteten; er hatte den Sühnungs-Kuß entgegen zu nehmen, und ward deßhalb der Mund-Sühner genannt. — Nachdem, geführt vom Bailli, dem Bürgermeister u. s. w., der Schuldige und, wenn er deren hatte, auch die Mitschuldigen in den Kreuzgang getreten waren, warfen sie sich mit gebundenen Händen auf die Kniee, und der Bailli rief der anderen Partei zu: „Seht hier den (die) N. N. mit ihren Magen und Freunden, — sie bitten um des Todes willen, den unser lieber Heiland am Kreuze für unser Aller Wohl am guten Freitag starb, um Gnade. Vergebet ihm, (ihnen) den Tod des Erschlagenen, deines Bruders (Sohnes oder Vaters) N.; sie tragen über die Missethat ein bitteres ewiges Leid!"

Sie erhoben sich dann, wurden gegen die Mitte der Kirche geführt und dort der gleiche Akt wiederholt, — traten endlich vor den Mundsühner, wo derselbe Akt zum dritten Mal stattfand, worauf der Schuldige oder die Schuldigen den Mundsühner auf die Wange küßten. Nachdem dies geschehen, fragte der Bailli die umstehenden Lehensmannen und Schöffen: „ob es ihnen scheine, daß der Friede zwischen den Parteien gemacht und das Sühngericht so gut und rechtmäßig vorgenommen worden sei, wie es mußte?" — Im Namen aller antwortete dann Einer der Lehensmannen: „Bailli, nach allem was wir gehört und gesehen haben, weisen (bezeugen) wir, daß dieser Frieden und dieses Sühngericht so wohl, so ehrsam und so rechtmäßig vorgenommen und vollzogen, daß so geküßt und gesühnt ist, daß der Friede würdig ist von beiden Theilen gehalten zu werden, so wie von ihren Magen, den geborenen und ungeborenen, inländischen und ausländischen, ehelichen und Bastarden und von allen, von welchen man einen Friedensbruch fürchten könnte. — Leistet Folge!" — Auf gleiche Weise fragte der Bürgermeister die Schöffen, und Einer derselben wiederholte denselben Spruch. — Darauf stellte der Bailli die Frage: „was weiter zu geschehen habe?" — Die Lehensmannen erklärten dann feierlich: „daß die Parteien von beiden Seiten sich zur Beilegung der Fehde die Hände zu ge-

ben, zu versprechen und zu beschwören hätten, den eingegangenen gesetzlichen Frieden und das Sühngericht wohl und redlich zu halten, so wie ihre Erben und Nachkommen, überhaupt alle, von welchen man Verdacht haben könne, sie möchten bei eintretender Gelegenheit dem Gegner Uebeles zufügen wollen." — Dies gelobten alle, und darauf schied man sich.

In ähnlicher Weise wurden auch Sühngerichte abgehalten, wenn das begangene Verbrechen nicht eine Tödtung, sondern eine Verwundung oder nur eine Real-Injurie war. Man bewahrt im flandrischen Staatsarchiv zu Gent noch die Aktenstücke über einen im Jahr 1396 in der Kirche der Abtei Sanct Peter allda vorgenommenen Sühnungsakt, dem eine hochstehende adelige Dame sich unterworfen hatte. Die Schilderung dieses, unsere Leser gewiß ansprechenden Hergangs ist der Hauptgegenstand des gegenwärtigen mittelalterlichen Zeitbildes, dessen Verständniß durch unsere Mittheilungen über das altgermanische Strafrecht vorbereitet werden sollte.

Auf ihrem Schlosse zu Melle, etwa anderthalb Stunden von Gent, lebte im vierzehnten Jahrhundert die reiche und hoch angesehene Edeldame Yolanta, aus dem alten berühmten Geschlechte der Burggrafen von Courtray; sie wurde daher Yolanta Courtraisin oder la Courtraisine, auch Dame von Melle genannt. — Als sie im Jahr 1365 für volljährig erklärt wurde, übermachte ihr ihr gewesener Vormund 152 Mark Silber, eine goldene Brautkrone, zwei Pferde, fünfzehen Betten mit Zubehör und 136 Ellen gebleichte Leinwand. — Sie war dreimal verheirathet; ihr dritter Gemahl war in seiner Jugend Kriegsgefährte Peters von Lusignan, Königs von Cypern, gewesen, wird in den Gedichten des bekannten Chronisten und Dichters Froissart genannt, und war 1384 noch am Leben. Yolanta starb den 21. März 1422, also sechs und zwanzig Jahre nach der Vornahme des zu schildernden Sühnactes.

Ihre Besitzungen grenzten an die sehr ausgedehnten der schon 612 gegründeten Benedictiner Abtei von Sanct Peter in Gent, welcher, wie allen Stiftern der ältesten Zeit, volle Gerichtsbarkeit auch in Straffachen zustand. — Der Bailli des Abts hatte einst in dem der Abtei gehörenden Dorf Lettel Kanthem einen gerichtlichen Act vorgenommen, welchem die Dame Yolanta sich zu widersetzen versuchte. Es kam zum Streite, und nachdem sie den Beamten schon auf das Stärkste ausgeschimpft hatte, vergaß sie sich so weit, daß sie persönlich mit einem Stock über ihn herfiel und, wie man zu sagen pflegt, ihn prügelte.

Der Abt von Sanct Peter lud die Thäterin vor sein, aus seinen Lehensmannen gebildetes Criminal-Gericht, das Verbrechen wurde bewiesen und sie, die sich vor dem Gerichte jedoch nicht gestellt hatte, darauf, unter Androhung des Verlustes ihrer Hand, auf fünfzig Jahre aus allen der Abtei gehörenden Territorien verbannt. — Obwohl sie für ihre Hand zunächst nichts zu fürchten hatte, war es ihr doch höchst peinlich, die Verurtheilung sich zugezogen zu haben; sie suchte nach dem Verlauf einiger Zeit eine Verständigung mit dem Abte, d. h. Aussöhnung mit ihm und seinem von ihr mißhandelten Bailli herbeizuführen, um den Nachlaß ihrer Strafe und rechtlichen Frieden mit der Abtei und dem beleidigten Bailli zu erhalten.

Hiezu hielt der Abt die feierliche Abhaltung eines Sühngerichts für nöthig, und nachdem man sich über die Summe der von Yolanta zu leistenden Bußgelder verständigt hatte, wurde der Tag (der 4. April 1396) und die Zeit zur Vornahme des Sühn-Actes in der Kirche von Sanct Peter festgesetzt. — Nach der darüber aufgenommenen protokollarischen Urkunde war dessen Hergang folgender.

Die Edeldame erschien, begleitet von ihren Verwandten, ihren Leuten, ihren Schildträger voran, vor der Kirche. Dort wartete sie auf den Seigneur Abt. Im festlichsten weißen Ornate, begleitet von den Seinigen, unter dem Vortritt eines den abtlichen Hirtenstab haltenden Schildträgers, begab er sich nun, während des Absingens eines feierlichen Hochamts, an dem die gesammte Geistlichkeit der Abtei theil nahm und welchem eine unzählbare Volksmenge beiwohnte, vor den Hochaltar. Yolanta, in bescheidener Kleidung, ohne Kopfbedeckung, bewegte sich von dem Orte, wo sie stand, ihre Dienerschaft voran, und von ihrer Begleitung gefolgt, in unterthäniger Haltung nach dem Herrn Abt zu. Einer der Diener trug, eine brennende Kerze haltend, ein silbernes Becken, auf welchem das Bild einer abgehauenen Frauenhand und das Familienwappen der Schuldigen eingegraben war, nebst einer Inschrift auf dessen Rande, in der ihr Verbrechen, dessen Sühnung, so wie die Summe des Sühngeldes mit großen Buchstaben angegeben waren. Sie überreichte ihm selbst, als bleibendes Denkmal ihrer Schuld und der Aussöhnung, dies Becken, sich tief verneigend, und ihn anflehend: „ihr für ihre, gegen seinen Beamten und gegen die, dem Abte und der Kirche schuldige, Achtung begangene schwere Missethat Verzeihung angedeihen zu lassen, und auch das Verbannungs-Urtheil zurück zu nehmen."

Hierauf richtete der damalige Vorstand des abtlichen Lehenshofes in Gegenwart einer Anzahl ritterlicher Lehensmannen an Yolanta die Frage: „ob sie die Buße dafür darbringe, daß sie seiner Zeit den Bailli des Abts und der Abtei während der Vornahme ihm obliegender amtlicher Funktionen mit einem Stocke geschlagen und noch sonst mißhandelt habe?" — Sie antwortete hierauf mit lauter und allen hörbarer Stimme: „Ja, sie habe sich dieses Verbrechens schuldig gemacht, und bitte nun um Gnade!"

Der Abt ließ nun das als Sühnungsdenkmal dargereichte Becken, in Gegenwart der Bittenden, vor dem Altar aufhängen und sprach darauf in wohlwollender Weise ihre Begnadigung und die Lösung des Bannes aus. Diese Begnadigungserklärung proclamirte dann der mit den Lehensmannen zunächst dem Hochaltar stehende Vorstand des Lehenshofs, und rief jene, so wie den zur Protokollirung des Actes anwesenden öffentlichen Notar an, Zeugen der richtigen Abhaltung desselben zu sein. Diese fragten nochmals die Dame Yolanta: „ob alles sich so verhalte wie erklärt worden?" was sie in freundlicher Weise mit Ja! beantwortete, worauf dieser Act des Sühngerichts für wohl und gesetzmäßig abgehalten von ihnen bezeugt wurde.

Allein damit war das Ganze noch nicht zu Ende. Auch mit dem einst von ihr mißhandelten Bailli mußte die Schuldige versöhnt werden. Zu diesem Zwecke hatte sich der Beleidigte in einer an die Abtei stoßenden Kapelle eingefunden; die sämmtlichen Theilnehmer an der so eben vollendeten Feierlichkeit, der Abt mit seinem Gefolge, Yolanta mit dem ihrigen, die Lehensmannen mit ihrem Vorstand, begaben sich nun nach dieser Kapelle, welche die durch die Eisengitter spähende Volksmenge umlagerte. — Der Vorstand des Lehenshofes erklärte: „daß die Schuldige zwar mit der Abtei, dem Abte, und dem von ihr mißhandelten Bailli als Beamten ausgesöhnt sei; daß sie aber, wie auch der Herr Abt, den Willen habe, sich mit demselben, als einem von ihr gröblich beleidigten Manne, zu versöhnen, damit hinfür kein Zustand der Fehde, sondern Friede unter beiden obwalte, — ein Friede, dessen Bruch, nach dem Spruch des Herrn Abtes mit 1000 Livres Parisis gebüßt werden solle."

Zum Zeichen dieses zu schließenden Friedens berührten dann beide Theile einen vom Vorstande des Lehenshofes ihnen gereichten weißen Stab und baten den Abt, er möge später die Summe des noch weiter zu zahlenden Bußgeldes festsetzen. — Nachdem hierauf die Lehensmannen, abermals als Zeugen der feierlichen Handlung aufgerufen, erklärt hatten, dieselbe

sei, wie es sich gebühre, vorgenommen worden, war das Sühngericht zu Ende.

Das Protokoll wurde in lateinischer Sprache von dem bei dem Acte fungirenden apostolischen und kaiserlichen Notar gefertigt und in gehöriger Weise ausgeführt. Es ist gedruckt zu finden in den, von dem nun verstorbenen Herrn Obergerichtsrath Cannaert 1835 zu Gent in flamändischer Sprache geschriebenen „Beiträgen zur Kenntniß des alten Strafrechts von Flandern“ S. 326—333.

Gegen alle Erwartung war mit diesem prunkvoll abgehaltenen Sühngericht die Sache aber noch nicht zu Ende. Die öffentliche Meinung sprach sich gegen das Verfahren des Abtes aus; die Verwandten Yolantas wünschten das in der Kirche von Sanct Peter hängende Denkmal der Erniedrigung ihrer Base vernichtet zu sehen. Man veranlaßte einige Jahre später den damals in Lille residirenden hohen Rath von Flandern, den Abt von Sanct Peter vorzuladen, weil er durch die Verwandlung der Strafe des Bannes in eine, die Dame von Melle entehrende, Zahlung von Bußgeldern und das Aufhängen des Beckens in der Kirche seine Gerichtsbarkeit überschritten und sich des Mißbrauchs seiner Gewalt schuldig gemacht habe. — Der Abt ließ sich auf den Proceß ein, wurde zu 200 Mark Silber verurtheilt und die Wegnahme und Vernichtung des Beckens ausgesprochen. — Um eine Appellation des Abts an das Parlament von Paris zu verhindern, unter welchem der Graf von Flandern stand, insofern er Vasall des Königs von Frankreich war, ließ der hohe Rath des Landes das Urtheil in der, auf deutschem Reichsgebiete liegenden, zu Flandern gehörenden, Grafschaft Alost publiciren und sogleich zur Wegnahme und Vernichtung des bewußten Beckens schreiten. Der Abt trat aber dennoch vor dem Parlament als Kläger gegen den Grafen auf und erhielt den 21. Juni 1402 ein ihm günstiges Urtheil. Der Graf war aber weder dort erschienen, noch durch irgend jemand vertreten worden, und ließ den gegen ihn erlassenen Spruch auf sich beruhen.

Eine Herzensgeschichte.

Erzählt

von

Lorenz Diefenbach.

Emil sah sinnend auf die kleine Stadt hinab, die im mondbeglänzten Thale vor ihm lag, und hemmte unwillkürlich den Schritt, den bis dahin die Sehnsucht beflügelt hatte — die Sehnsucht nach der Vaterstadt, die er zum erstenmale als wohlgeprüfter Kandidat des Predigtamtes betreten sollte, zunächst aber die Sehnsucht nach seinen beiden Vätern.

Der eine dieser „Väter" hatte zwar vorlängst auf Emils erste liebkosende Begrüßung mit dem Vaternamen nach dem Stichworte eines damals beliebten Lustspiels geantwortet: „Du irrst dich, mein Junge, ich bin ja nur mein Bruder!", war aber sehr erfreut gewesen, als sein Neffe ihm darauf entgegnet hatte: „Du hast mich ja doch immer deinen lieben Sohn genannt, und nun lasse ich mich nicht mehr enterben!" — Emils Vater war fast gleichzeitig mit seinem ältern Bruder Wittwer geworden, und dieser hätte sich vollends verwaist gefühlt, wenn nicht sein Bruder ihm willig Theil an der Liebe und der Erziehung seines einzigen Kindes gegeben hätte. Beide Brüder wohnten ganz nahe an einander, zu beiden Seiten der Kirche, in welcher beide allsonntäglich die Herzen der Bürger erbauten, der ältere als Organist, der jüngere als Prediger.

Der junge Wanderer unterschied nicht bloß deutlich diese in Mitten des Städtchens auf einem Hügel liegenden Gebäude, sondern auch die einzelnen, im Mondstrahle schimmernden Fenster. Wie viel Freude harrte seiner in den hinter diesen Fenstern liegenden Gemächern und wie viel Freude brachte er in sie hinein! Aber erst morgen frühe; denn er wußte, wie er unbemerkt in die Scheune des Stadtpfarrhofes gelangen konnte, in welcher er den Rest

der Sommernacht auf duftigem Heulager zubringen wollte, um am Morgen Vater und Oheim als willkommener Spukgeist zu necken.

Desto weniger versagte er sich jetzt den Genuß, noch im Anschauen der reizenden abgeschlossenen Thalheimat zu verweilen. Ueber ihr schwebte die Mitternacht, geisterhaft, aber nicht gespenstig; denn der Mond stand hoch am wolkenlosen Himmel, die Elfen zogen mit wehenden Nebelschleiern über dem Flüßchen und seinen bebuschten Ufern, und das tiefere Dunkel hatte sich scheu in die Wälder versteckt, die das Thal umsäumten. Die wenigen und vereinzelten Stimmen der Thiere, Rufe und Gesangestöne der Nachtwächter oder verspäteter Wanderer, der Schlag der Uhren — alle diese Laute hallten gleich wie in einem Dome wieder, und nur bisweilen durchflog ein Flüstern ungesehener Lippen die Luft und berührte mit frischem Hauche das erhitzte Antlitz des Jünglings.

Seine Freude auf Heimkehr und Wiedersehen war nicht ganz ungemischt. Bei jedem Ferienbesuche hatte er in treuem Kindesherzen der frühe verlorenen Mutter gedacht und that es auch jetzt, und mit schmerzlicher Erinnerung an die bange Klage, die sie in ihrer letzten Zeit öfters ausgesprochen hatte: daß sie nicht hoffen dürfe, ihren lieben Knaben je als jungen Mann zu sehen, ja nicht einmal sein allmäliges Heranreifen zu erleben. Jedoch vertiefte er sich nicht lange in diese traurigen Gedanken, und die Gestalt der Mutter verschwamm mit undeutlichen Umrissen in dem Nebel der fernen Zeit, aus welcher sie aufgetaucht war. Dafür erschien jetzt eine nähere Vergangenheit vor Emils geistigem Auge. Auch sie war nicht ungemischt heiter, indem sie einen noch nicht ganz beseitigten Zwiespalt in seinem Leben umfaßte, der mit jener zwiefachen Vaterschaft zusammenhing und nahezu auch eine dauernde Mißstimmung zwischen den so enge verbundenen Brüdern hervorgerufen hätte.

Der Organist warb, wo er konnte, Herzen, Ohren, Lippen und Hände für die Kunst, welcher sein Leben gewidmet war, und die sich keineswegs auf die Orgel beschränkte. Er besaß vielmehr eine so vielseitige theoretische und praktische Kenntniß der Tonkunst, wie irgend ein Kapellmeister; und er war nur deßwegen kein Kapellmeister, weil er lieber Organist und behaglicher Insasse seiner Vaterstadt sein wollte, in welcher er nach mannigfachen Wanderungen von Angehörigen und Jugendgenossen mit offenen Armen aufgenommen worden war. Auf diesen Wanderungen hatte er sich nicht bloß Geld und Gut, sondern auch ein liebes Weib ersungen und erspielt;

die reiche Erbin zog den jungen hübschen Musiker vielen nicht hübschen und noch weniger musikalischen Bewerbern vor und folgte ihm gerne aus ihrer großen Vaterstadt in seine kleine, leider nicht auf lange Zeit!

Begreiflicherweise erstreckte sich sein Werben um Kunstgenossen in erhöhtem Maße auch auf sein Seelenkind, den jungen Neffen, den er zum Erben seiner materiellen, wie seiner geistigen Güter bestimmt hatte. Bei diesem bedurfte es nur eines Hauches, um den Funken zur Flamme anzufachen, und bald hatte der alte Priester der Kunst Ursache, auf seinen Jünger stolz zu sein.

Der Pastor stand dem Heiligthume, in welchem Bruder und Sohn ministrirten, keineswegs ferne. Er hatte vielmehr die ersten Weihen der Tonkunst erhalten, und aus England, wo er längere Zeit in einem vornehmen Hause Hofmeister gewesen war, eine besondere Vorliebe für das königliche Saitenspiel, die Harfe, mitgebracht. Er hatte schon früh diese Vorliebe auf seinen Sohn übertragen und diesen mit dem besten Erfolge im Harfenspiele unterrichtet. Er freute sich, daß Emil der geliebten Harfe so wenig einen Mißton verzieh, wie sich selbst, während die jungen Ladies für sie geschwärmt hatten, auch wenn sie verstimmt war, oder wenn ihre zarten Finger mit den kühnsten Griffen und Mißgriffen allen Gesetzen der Harmonie Trotz boten. Dennoch konnte der Pastor sich nicht entschließen, Emil die von ihm selbst, wie von seinem Oheim gewünschte rein musikalische Laufbahn zu gestatten. Seine Gattin hatte so oft den Wunsch ausgesprochen, dereinst ihren Sohn in gleich stattlicher Haltung auf der Kanzel zu sehen, wie ihren geliebten Gatten. Auch er hatte sich früh an den Gedanken gewöhnt, Emil einst in den Beruf einzuführen, den er selbst hoch hielt und liebgewonnen hatte, und welcher damals, in dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts, weit leichter zu einer innerlich und äußerlich ungestörten Wirksamkeit und zu harmlosem Lebensglücke führte, als in unserer Zeit voll scharfer Gegensätze. Dazu kam auch die Besorgniß des Pastors, einst in seinen alten Tagen entweder einsam mit einem fremden Vikar hausen, oder dem Sohne vielleicht in eine fremde Ferne folgen, wenigstens an den so häufigen Unruhen und Kreuzzügen des Künstlerlebens unbehaglichen Theil nehmen zu müssen, statt mit ihm den Frieden eines Pfarrhofes zu theilen und ihm in dem vertrauten Berufe bis an sein Ende mit Rath und That beistehen zu können.

Der Organist aber glaubte fest an die göttliche Vorausbestimmung

Emils zum Künstler, und sah in allem, was diesen Beruf zur bloßen Beigabe des Lebens und Strebens herabwürdigen könnte, eine feindselige Macht. So denn auch in den Möglichkeiten, daß das Pfarramt seinen Neffen in eine kunstverlassene Wüste „verbannen" könne, in welcher noch dazu die starre Frömmigkeit eines geistlichen Vorgesetzten ihm alle „weltliche" Musik verpönen möchte; oder daß eine allzu frühe und allzu kinderreiche Ehe nach geistlicher Weise sein Haus mit so unmusikalischen Tönen füllen könne, daß die Musen auf Nimmerwiederkehr hinausflögen. — Emils Vater konnte sich nicht verhehlen, daß sein Bruder wohlerworbene Rechte zu gewichtiger Einrede hatte, nicht bloß durch seine wahrhaft väterliche und von Emil warm erwiderte Liebe, sondern auch durch den ausgezeichneten und erfolgreichen Unterricht, mit welchem er schon den Knaben durch die Vorhalle des Tempels hindurchgeführt hatte; sowie auch durch das bereits abgeschlossene Vermächtniß seines bedeutenden Vermögens, das Emil zu jener glücklichen, aber nicht zahlreichen Klasse von Künstlern gesellen sollte, „die's gottlob nicht nöthig haben," zu musiziren oder zu malen.

Endlich vereinbarten die streitenden Mächte unter einander und mit ihrem Liebling: daß er vorerst Theologie studiren, zugleich aber auch einen philosophischen Kurs durchmachen solle, ohne jedoch der Muße für fortwährende musikalische Uebung zu entbehren. Nach dem theologischen Examen sollte er dereinst als Weltweiser promoviren, hierauf aber mündig gesprochen werden und das Recht der eigenen Lebenswahl erhalten als natürliche Folge der vollendeten Vorbereitung auf verschiedene Berufswege. Der dritte dieser Berufswege war das weltliche Lehramt, auf welches ihm die offizielle Weltweisheit ein höheres Recht geben und das er jedenfalls als Vorschule irgend eines andern Berufes eine Zeit lange üben sollte. So war es bei Theologen von jeher üblich; und beide Väter genossen ihr Leben lang die Früchte der Erfahrungen, des vielseitigeren Umgangs und selbst der größeren Abhängigkeit, die sie früherhin in jenem Amte eingesammelt hatten.

Die Ausführung dieser Pläne war bis dahin glücklich gediehen. Die Brüder hatten sich in Emils Erziehung und in die Aufgabe getheilt, ihn in Wissenschaft und Kunst einzuführen. Beide hatten sogar, seitdem er erwuchs, die einst in der Fremde angenommenen und seitdem im bequemen Stillleben bei Seite gelegten weltmännischen Manieren wieder einigermaßen aus der Garderobe ihrer Vergangenheit hervorgesucht, um auch hierin dem Zöglinge als Vorbilder zu dienen. Freilich waren diese Manieren zum Theile

durch die Treibhauswärme des fortrennenden Jahrhunderts zum Rococco eingeschrumpft.

Dafür aber führte derselbe jugendliche Geist, der Emil früh zum Tonkünstler reifen ließ, ihn auch früh zu lebhaftem Verkehre mit den Menschen, die den munteren, leicht erwärmten Jüngling, zumal in Begleitung der geselligsten Kunst, überall freundlich aufnahmen. Als er in das bewegtere Leben der Provinzialhauptstadt eintrat, wo er die Oberklasse des Gymnasiums besuchte, förderte außer der Musik auch die von früh auf ihm von seinem Vater mitgetheilte praktische Kenntniß der englischen Sprache seine Aufnahme in die gebildetsten Kreise. Zu dem allem kam noch der Empfehlungsbrief, der in den schönen, offenen Zügen seines Antlitzes, in seinen bald blitzenden, bald sanft leuchtenden dunkelblauen Augen von höherer Hand geschrieben stand. Ueberallher wurde seine Lebenslust und seine Eitelkeit angeregt; aber das stete Andenken an die Erwartungen seiner theuersten Menschen hielt diesen Anregungen das nöthige Gegengewicht und ihn selbst in der rechten Mitte.

Jetzt, wo wir ihn bei seiner nächtlichen Heimkehr belauschten, stand ihm eine bedeutsame Probe und laute Beweisführung seiner geistlichen Kandidatur bevor. Er sollte als Prediger an geweihter Stelle auftreten, zwar nicht zum allerersten Male, aber zum erstenmale in Gegenwart seines Vaters. Seine erste Predigt war im Grunde nur eine homiletische Uebung in der „Studentenkirche" gewesen; die zweite hatte er in einer Dorfkirche unfern von der Universitätsstadt gehalten, in welcher häufig angsterfüllte junge Redner vor einem mehr neugierigen, als andächtigen Auditorium auftraten.

Zwar war jetzt seine Studienzeit noch nicht ganz vorüber, weil er noch einen letzten rein philosophischen Kurs machen und darauf, nach einiger Vorbereitung im väterlichen Hause, den Doktortitel öffentlich erwerben sollte. Aber er war doch schon nicht mehr Student, sondern bereits Kandidat; und wer diesen Weg einst machte, der kennt auch die große Umwandlung, welche schon die ersten Tage in diesem neuen Stande hervorzubringen pflegen. Die idealistische Vernunft flüchtet sich vor dem trivialen Verstande; das erst verspottete kleine Leben mit seinen Pflichten steht in ernster, oft auch drohender Gestalt am Horizonte vor dem Wanderer; die Gegenwart läßt sich nicht mehr unmittelbar genießen, weil die Zukunft zu nahe hereinragt.

Unser Held sah seiner Zukunft, zumal der nächsten auf der Kanzel, zwar durchaus nicht mit schwerem Herzen entgegen, vielmehr sogar mit Freudigkeit, weil er seinem Vater eine große Freude machen sollte und für sein Vorhaben wohlgerüstet war. Denn die Predigt war schon längst nicht bloß abgefaßt, sondern auch einstudirt, und sein Vater selbst hatte sich es vorbehalten, die letzte Feile an Rede und Redner zu legen. Aber gerade das große Gewicht, das sein Vater auf diese Predigt legte, lastete einigermaßen auch auf seinem Bewußtsein. Er fühlte überhaupt, daß an den jungen Mann, der bald seine eigene Zukunft mit Umsicht und Willenskraft entscheiden sollte, weit ernstere Forderungen gestellt wurden, als kurz zuvor noch an den Studenten.

Anfangs war davon die Rede gewesen, daß er diese Predigt in seiner Vaterstadt halten sollte. Aber Emil fürchtete, in dem Anblicke so vieler alter und junger Nachbarn und Bekannten sich nicht zu der Höhe eines apostolischen Selbstbewußtseins erheben zu können. Er dachte an die Gesichter der alten Leute, die doch nur ihres Seelsorgers Sohn in ihm sehen würden; er besorgte, sein geistlicher Ernst möchte den alten Spielkameraden nur als Maske erscheinen; er scheute sich, allen den aufmerksamen Augen junger Schönen zu begegnen, in welche er noch vor kurzem so oft ohne allen Anflug frommer Erhabenheit geblickt hatte.

Auch sein Vater trug Sorge, er möchte auf der väterlichen Kanzel sich selbst noch nicht männlich genug erscheinen und in der allzu bekannten Umgebung befangen werden. Deßhalb sollte die Predigt in Poltendorf, einem eine Meile entfernten Dorfe, gehalten werden, dessen Pfarrer vor einiger Zeit eine Base Emils geheirathet hatte. Für Emil hatte dieser Ort die angenehmste Mitte zwischen völliger Fremde und vertrauter Bekanntheit. Bevor er die Hochschule bezog, war er einigemale mit seinem Vater dort gewesen und mit den Familien der dortigen Honoratioren: des Pfarrers, eines Oberförsters und eines gebildeten Oekonomen, der einen bedeutenden Edelhof dicht am Dorfe gepachtet hatte, einigermaßen bekannt geworden.

Sein Vater hatte ihm schon geschrieben, daß die nun auch aus den Kinderschuhen getretenen Söhne und Töchter jener Familien mit neugieriger Theilnahme seines Besuches und seines öffentlichen Auftretens harrten. Um alle Zerstreuung vor dem ernsten Werke zu vermeiden, wollten Vater und Sohn am Sonntagsfrühmorgen im Dorfe eintreffen und erst nach dem Gottesdienste die alten Bekannten begrüßen. Der Oheim hatte längst seine

Begleitung abgesagt. „Ich würde," äußerte er, „bei jedem Halte des lieben Predigers für ihn zittern; wenn er wirklich stecken bliebe, einen Schlagfluß bekommen; und wenn die Predigt glänzend ausfiele, fürchten, daß die Eitelkeit Emil seinem höheren Berufe, der Kunst, untreu machte. Besser, ich erfahre alles erst nachher und verspiele mir die Grillen in der verhängnißvollen Stunde." — So war mit sorglicher und wiederholter Abrede schon längst vor Emils Heimkehr alles genau bestimmt worden. Und so geschah es auch.

Emil hatte die in jener zauberischen Nacht vorgenommene Morgenüberraschung in beiden Vaterhäusern mit so viel List und herzinniger Freude über das Gelingen ausgeführt, daß sein Oheim entzückt war und auch sein Vater den gewohnten Ernst verlor, ob er schon warnend sagte: „Was würden am nächsten Sonntage deine Zuhörer sagen, wenn sie wüßten, welch großes Kind in ihrem Prediger steckt!"

Als jedoch der Morgen dieses Sonntags gekommen war, wandelten Vater und Sohn in gleich ernster Stimmung gen Poltendorf; jener ließ sich daheim durch den Mitprediger des Städtchens ersetzen. Beim Abgang von Hause beschäftigte Beide der traurige Gedanke, daß ihnen die Mitsorge und Mitfreude der Verlorenen, der Gattin, der Mutter, fehle. Indem sie aber vorschritten, wandten sich ihre Gedanken und Reden auf die ernstfreudige, mit jedem Schritte näher kommende Aufgabe des Tages. Als sie der Weg in den Säulentempel eines Tannenhochwaldes führte, forderte der Pastor seinen Sohn auf, ihm noch einmal den Anfang seiner Predigt vorzutragen. Dieser that es mit immer mehr gehobener Stimmung und Stimme, deren Wiederhall allein das feierliche Schweigen umher unterbrach, bis ein unerwarteter Sängerchor in dem lichtgrünen Laubwerk eines Buchenwaldes, in welchen der Weg unmittelbar überführte, diesen Vorgottesdienst fröhlich fortsetzte, ohne ein Amen des verstummenden Predigers abzuwarten.

Nachdem die ersten Begrüßungen mit dem lieben Ehepaare im Pfarrhause gewechselt waren, wurde Emil ein Zimmer angewiesen, in welchem er sich ungestört zum Gottesdienste rüsten konnte. Damals hatte eben der priesterliche Chorrock begonnen, im mittleren Deutschland wieder das einfachere Mäntelchen zu verdrängen, welches seither genügt hatte, um in Verbindung mit den weißen Beffchen den Prediger auszuzeichnen, und nicht einmal vor allen, da auch die Kirchensenioren und andere Kirchendiener

ähnliche Amtskleidung trugen. Emil war in der ächt evangelischen Idee des allgemeinen Priesterthums erzogen, und doch durchschauerte ihn ein Gefühl des Besonderen, als der weite Chorrock zum erstenmale seine ganze weltliche Person bedeckte, deren einziger Rest, das blühende Gesicht, ihm zwar kontrastirend genug aus dem Spiegel entgegenblickte, seinerseits aber wiederum durch die Verbündete des Chorrockes, die bischöflich gestaltete Mütze, eine Begrenzung erhielt, welche die freie Höhe der Stirne, den Hauptsitz des Denkens und seines Ausdruckes, verhüllte.

Emil fühlte sich von einem Gemische bald anziehender und hebender, bald abstoßender und beengender Empfindungen befangen, und dieses setzte sich fort, als der betagte Schullehrer und Organist des Ortes eintrat und in demüthiger Haltung von seinen jungen Lippen Befehle, namentlich die Bestimmung des Hauptliedes, erwartete — eine Befugniß, die er bei seinen beiden ersten Predigten noch nicht persönlich geübt hatte. Glücklicherweise hatte er nicht Zeit, seine dunkeln Empfindungen in deutliche, aber desto uneinigere Gedanken zu übersetzen. Kaum war der Schullehrer abgegangen, so wurde mit einer kleinen Glocke „das letzte Zeichen" geläutet, welchem nach kurzer Pause der harmonische Klang des ganzen Geläutes folgte, dieser dem Christen so feierlich lautende Klang, dessen Verstummen „für ewig" (wie ein türkischer Geschichtsschreiber sagt) auf den zahllosen Glockenthürmen der herrlichen griechischen Kaiserstadt den für ganz Europa so schmachvollen Augenblick bezeichnete, in welchem Barbarenhorden die noch in ihrer jahrtausendlangen Verkümmerung so mächtige, unter den Trümmern theils selbstverschuldeten, theils von feindlichen Göttern herbeigeführten Nationalunglücks mit unversiegbarer Lebenskraft hervordringende Griechenbildung in die schwersten Fesseln schlugen, die sie je getragen hatte.

Die etwas schwankende Harmonie in Emils Gefühlen wurde durch die der Glocken wieder hergestellt. Ihr Ruf ertönte, als sei er unmittelbar an ihn gerichtet, ein Ruf der Pflicht und der Ehre. Mit einemmale verschwand auch die Stille und Oede des Sonntagmorgens. Die so eben noch menschenleere Hauptstraße des Dorfes füllte sich mit einer festlich gekleideten, andächtig und bedächtig einherschreitenden Menge. Dennoch ließen sich nur einzelne und leise Gesprächslaute vernehmen; dagegen trug die reine Luft die Tonwellen der Glocken in ungedämpfter Fülle hoch über den Häuptern der Wandelnden, und bald drang auch der prächtige Klang einer gut gespielten Orgel durch die geöffneten Kirchthüren bis weit ins Freie hinaus.

Ein Sonntagmorgen in schöner Sommerzeit auf dem Lande, wo jetzt noch wirkliches „Land" in Gebirgen und Wäldern verborgen liegt, ist Idyll und Hymne zugleich.

Emil zitterte vor Bewegung, als er die Orgel vernahm, und wäre, wie er sich eingestand, lieber an der Stelle des Orgelspielers gewesen, um seinen Gefühlen Töne zu leihen, statt daß er sich nun an bloße Worte gefesselt fand, deren Vortrag, um sicher zu bleiben, nur für Betonung und Geberde dem Schwunge der Empfindung einigen Einfluß gestatten durfte.

Der Gesang der Gemeinde, deren stille Andacht sich in eine überlaute umwandelte, hatte wenigstens den wohlthätigen Einfluß auf Emil, daß er seiner aufgeregten Stimmung die nöthige prosaische Beimischung gab. Das Altargebet und die Vorlesung der Epistel wurden ihm zur öffentlichen Vorübung auf die nach einem zweiten kurzen Gesange folgende Predigt. So betrat er denn endlich die Kanzel in der besten Fassung, nachdem er noch einen Händedruck mit seinem unten im Pfarrstuhle verweilenden Vater gewechselt hatte. Der Vortrag der Predigt ging trefflich von statten; das Publikum schloß kein Auge zum Schlummer und öffnete keinen Mund zum Gähnen. Dem jungen Redner verklärte sich die Probepredigt zum freien Berufswerke, seine eigene Person zum Lehrer und Liebling des Volkes. Aber ein Augenblick genügte, um dieses Kraftgefühl und die Vorempfindung der geistlichen Weihe und Würde, die den eben noch empfundenen Beruf zur Kunst in Schatten stellte, wie zur Strafe für die mitwirkende Eitelkeit, in das demüthige Bewußtsein des hülfsbedürftigen Schülerthums zu verwandeln.

War es eine Gestalt, ein Ton, vielleicht auch ein unkirchlicher Gast unter den eigenen Gedanken, oder auch eine logische Lücke in seiner geschriebenen Predigt, die sich jetzt, wie dies in der That häufig geschieht, bei dem Vortrage derselben zur Lücke im Gedächtnisse gestaltete — welche plötzlich mitten im lebhaftesten Flusse der Rede, jedoch am Schlusse eines Satzes, einen dämonischen Einfluß auf den Redner ausübte: darüber ist er selbst niemals ins Reine gekommen. Fest aber steht die Thatsache, daß er durch einen völligen Starrkrampf seines Gedächtnisses überrascht wurde, welcher ihm nicht bloß das nächste, sondern auch das letztgesprochene Wort der so fleißig memorirten Predigt gänzlich entrückte. Da also, um mit den Irländern zu reden, selbst das Ende des Fadens abgeschnitten war, an welches ein neuer hätte angeknüpft werden können, so war Emil weit übler daran, als wenn nur die Fortsetzung seinen Händen entglitten gewesen wäre, deren

Stelle dann eine rasche und glückliche Improvisade vielleicht reichlich ersetzt hätte.

Aber solche Gedanken und fromme Wünsche gingen nur blitzartig durch Emils gefoltertes Gehirn, und zum Nachsinnen war nur sekundenlange Frist gegeben, nicht hinreichend, um die Hülfsmacht in seiner Tasche, nämlich die Handschrift der Predigt, zu Tage und — noch dazu verstohlen — vor seine Augen zu fördern. Vergeblich wünschte er, sie magnetisch durch die Kleider hindurch lesen zu können. Scham, Zorn gegen sich selbst, vergebliches Ringen nach den verlorenen Gedanken durchstürmten ihn und dehnten ihm wenige Sekunden zur halben Ewigkeit aus. Doch schon in der ersten derselben hätte ihm ein glücklicher Instinkt die homiletische Klugheitsregel vor Augen geführt, welche für solche Fälle das stotternde Suchen nach Worten verpönt und völliges Schweigen nebst möglichst ruhiger Haltung gebietet.

Fast unwillkürlich mied in diesem verhängnißvollen Augenblicke sein Blick die auf ihn gerichteten Augen der Zuhörer, um nicht in diesen den schrecklichen Wiederschein des eigenen Ausdruckes, der verrathenen Angst zu entdecken. Statt dessen erhob er die Augen nach oben, um dort Hülfe für die erstarrte Denkkraft zu suchen; und sie ward ihm von dort, wenn auch nicht unmittelbar vom Himmel herab.

In der That hatten, wie es sich späterhin herausstellte, die Zuhörer mit Einschluß seines Vaters, die wenigen Sekunden seines Schweigens als eine ihnen selbst zum Nachdenken gegebene Pause ausgelegt, und nicht wenige Zuschauerinnen ihre Andacht an dem frommen Aufblicke seiner ausdrucksvollen Augen entzündet, den ihm die Angst eingegeben hatte. Die richtige Einsicht erlangte nur eine Zuschauerin, eben weil sie zugleich die aufmerksamste Zuhörerin gewesen war. Und ihr Blick voll angstvoller Theilnahme begegnete recht eigentlich mit einem Strahle von oben Emils hülfesuchendem Aufblicke, da sie von der hoch gelegenen Emporbühne der Honoratioren auf den Prediger herabsah.

Der Strahl dieses Auges, der ebenso sehr seinen ganzen Stolz wach rief, als ihm die Geisterhülfe des Mitgefühls zutrug, erleuchtete mit magischem Schimmer das Dunkel seines Gedächtnisses. Er fand nun sogar den Muth zu einer, wenn auch nur ganz kurzen Improvisation, indem er die vorhin bezeichnete Deutung seines Schweigens voraussetzte und seinen Zuhörern sagte: er hoffe, daß sie das bisher Gesagte noch hinreichend im Sinne

hätten, um den Zusammenhang einiger wichtigen Folgesätze damit zu begreifen, die er ihnen jetzt noch aussprechen wolle.

Erst im Herabgehen von der Kanzel suchte er den hülfreichen Engel, aber ohne ihn zu finden. Er hatte nicht mehr gesehen, daß das junge Mädchen, welchem die rettenden Augen angehörten, deren Wirkung gar wohl selbst bemerkt hatte und, dadurch betroffen, zurückgetreten war. Der Drang des Augenblicks hatte Emils Blicke und Gedanken schnell wieder auf seine Stimmung zwischen Himmel und Erde zurückgetrieben. Gleichwohl waren ihm die holden Züge der Erscheinung eingeprägt und schwebten ihm in den nächsten Stunden unaufhörlich vor, so daß er nicht wußte, ob sie ihm schon früher bekannt gewesen waren, oder ob nur ihre stete Wiederkehr vor seinen inneren Blick ihm das Gefühl alter Bekanntschaft gab. Die Scheu, sein Geheimniß zu verrathen, hielt ihn von Fragen nach den Personen ab, welche jene Emporbühne eingenommen hatten. Desto neugieriger sah er dem zu Besuchen und geselligem Verkehre bestimmten Nachmittage und Abend entgegen, da er mit seinem Vater hier übernachten sollte. Diese Spannung hinderte ihn aber nicht, am Mittage die Gastlichkeit des Pfarrers und die Kochkunst seiner Frau nach Qualität und Quantität zu würdigen.

Sein erster Nachmittagsbesuch in Gesellschaft seines Vaters und ihrer Wirthe, wurde dem zunächst gelegenen Hause des Oberförsters zu theil. Schmachtende Mädchenaugen, die in Emil den schönen Mann sahen, und kaum weniger hoffnungsvoll blickende Augen der Hausfrau, die in ihm zum Voraus den wohlbestallten Schwiegersohn zu erkennen wünschten, wurden dem Kommenden schon hinter den Fenstern bemerklich, nicht aber die Augen, die er suchte. Dafür wurde ihm die Ahnung, wo er diese finden sollte, jetzt zur Gewißheit, indem ihm das Gesichtchen eines lieblichen Kindes vorschwebte, das einst zu seinen vorübergehenden Spielgenossen an diesem Orte gehört hatte. Darum hatte er auch im Forsthause keine Ruhe, obgleich Alt und Jung ihn mit der größten Freundlichkeit empfing, mit Lobsprüchen über die gelungene Predigt, mit Wünschen und Weissagungen einer glücklichen Zukunft, mit schalkhaften Aeußerungen über die tiefe Einsamkeit eines jungen Pfarrers auf dem Lande, von welcher ihn nur eine junge Pfarrerin erlösen könne.

Als er eine halbe Stunde später mit den Begleitern in den Edelhof eintrat und dessen Bewohner, nämlich Eltern und einziges Kind, den Besuch willkommen hießen — da hatte Emil die Erscheinung aus der Höhe

wiedergefunden, ohne daß sie durch ihre gegenwärtige Stellung auf ebener Erde an Engelhaftigkeit verloren hätte.

Gewiß, Friederike würde jedem schönheitssinnigen Manne als ein holdes Engelskind erschienen sein, auch wenn sie nicht das Verdienst um ihn gehabt hätte, ihn aus einer angstvollen Lage zu erretten. Wenig über sechzehn Jahre alt, von zierlicher, nicht gar großer Gestalt, erschien sie häufig noch völlig kindlich, wenn ihre hellbraunen Augen den Ausdruck schüchterner Freundlichkeit trugen. Oft aber, wenn etwas Vernommenes oder Gelesenes sie lebhaft berührte, erglänzte in diesen Augen der Ausdruck jugendlicher Begeisterung, oder das ruhigere Licht des thätigen Denkens. Wenn sie sich ganz unbelauscht glaubte, geschah es zuweilen, daß ein sinnender Ernst sich über das ganze liebliche Antlitz lagerte, oder daß eine mächtige, mehr als ernste Empfindung wie mit geisterhaftem Hauche für Augenblicke das Roth der blühenden Wangen auslöschte.

Jetzt, wo Emil nach mehreren Jahren das reizend erblühte Kind wieder als alte Bekanntin begrüßte, wäre ihr Lächeln noch ganz das kindliche der früheren Zeit gewesen, wenn es sich nicht mit einem Erröthen verschwistert hätte, dessen Wiederschein auf Emils Wangen die gemeinsame Erinnerung an das erste Wiedersehen heute Morgen bezeugte. Ein nur von ihr verstandenes Dankeswort Emils drückte dieser Erinnerung vollends den Stempel eines gemeinsamen Geheimnisses auf und führte dadurch Beide schnell einander näher.

Es liegt nicht in unserer Absicht, die Begegnungen und Gespräche, durch welche diese Annäherung im Verlaufe der nächsten Zeit zunahm, im Einzelnen zu verzeichnen. Wir begnügen uns mit einigen Umrissen, indem wir deren Ausführung und Färbung den schönsten Erinnerungen unserer älteren Leser und Leserinnen aus dem eigenen Leben, wie der Einbildungskraft und Hoffnung der jüngeren überlassen.

Emil wiederholte seine Besuche in Poltendorf während der Ferienzeit, wie später während der seinem philosophischen Kurse folgenden Frist, die er zur Vorbereitung auf die Promotion zu Hause verbrachte. Er sah Friederike in ihrer geräuschlosen, aber ununterbrochenen Thätigkeit in Haus und Hof, er vernahm das Lob ihrer geistigen Strebsamkeit von dem Pfarrer, der ihr Lehrer war und gemeinsam mit ihren Eltern die Bücher wählte, aus welchen sie nach der geregelten Tagesarbeit Unterhaltung und Belehrung zog. Im Sommer ließ ihr die Theilnahme an dem großen Haushalte und am

Gartenbau nur wenig Zeit zum Lesen und zur Musik, in welcher sie sich bis dahin zu ihrem Leidwesen nur auf die Anfangsgründe des Gesanges und des Klavierspiels beschränken mußte. Die Eltern wollten und konnten für jetzt noch nicht des einzigen Kindes entbehren, um es in ein Institut zu senden, und hielten es auch an sich gerathener, sich nach einer Lehrerin umzuthun, die unter ihren Augen und in Gemeinschaft mit ihnen Friederikens Erziehung vollenden sollte.

„Nehmen Sie mich zum Erzieher an!“ sagte einmal Emil, als in seiner Gegenwart dieses Vorhaben ausgesprochen wurde. „Dieses Amt ist ja ohnehin meine nächste Lebensaufgabe.“ — Friederike erröthete tief und ihr Blick haftete, jedoch nur einen kurzen Augenblick, auf dem Sprecher mit einem Ausdrucke, der ihm eine Menge süßer Geheimnisse entdeckt haben würde, wenn er ihn bemerkt hätte. Ihre Eltern verschwiegen lächelnd ihr Einverständniß mit Emils Wunsche. Die Pfarrerin aber fragte: „Aha, Sie möchten sich Friederike erziehen?“ indem sie jedoch dieses „sich“ nur unbetont in den Satz einschmuggelte.

Emil wagte keine Antwort auf diese vermehrte Ausgabe seines Wunsches, weder ein Nein, weil es eine Unwahrheit gewesen wäre, noch ein Ja, weil er sich scheute, durch ein so entscheidendes Wörtchen dem Idyll der Gegenwart das Epos seiner Zukunft aufzuopfern. Die Empfindungen jenes Sonntagmorgens, die für Emil den Predigerberuf in so schönes Licht gestellt hatten, waren längst gegen Vorstellungen in Schatten getreten, die ihn in die große Welt, in das bewegtere Menschenleben, in den tieferen Verkehr mit Kunst und Wissenschaft lockten. Anderseits war er noch mehr, als über sein Herz und seine Zukunft, über Friederikens innerstes Wesen im Unklaren, nicht bloß über den Grad ihrer Neigung zu ihm, sondern auch über ihre ganze geistige Wahlverwandtschaft mit ihm, ob er gleich nicht selten durch tiefere und reichlich lohnende Blicke in ihr demüthig verhülltes Innere überrascht wurde. Dies geschah weniger durch Aussprüche von ihrer Seite, als durch ihre bescheidenen Fragen, wenn die Unterhaltung höhere Lebensgebiete berührte.

Leider war Emil überhaupt, wie es lebhaften und leicht aufregbaren Jünglingen zu ergehen pflegt, bevor sie festen Untergrund finden, in hohem Grade Skeptiker; und wie sein Geist oft unruhig zwischen Licht und Dunkel wogte, so auch sein Herz zwischen Wohl und Wehe. Dazu hatte ihn das Werben seiner beiden Erzieher um seine Neigung für verschiedene Berufs-

arten deren Licht und Schatten immer so parteilich und widersprechend dargestellt, daß er sich gewöhnt hatte, überall optische Täuschungen für möglich zu halten. So kam es auch, daß er bei seinem Gesange:

„Bei deinem ersten, ersten Blick
Flog dir mein Herz entgegen!“

Friederikens Augen in verklärendem Schimmer erglänzen sah, aber mit selbstquälerischem Scharfsinne innerlich die Frage erwog: „Ob mehr die Macht der Töne, oder die Erinnerung an jene heilbringende und noch größeres Heil verheißende Begegnung ihrer Blicke Friederikens schöne Augen mit höherem Glanze leuchten lasse?“

Bei ihm selbst verschmolzen sich diese beiden Anregungen innig. Despotisch genug verlangte er den gleichen Schwung bei Friederiken und hätte ihr nicht einmal verziehen, wenn nur der Sänger und nicht der Gesang sie entzückt hätte. Die Kunstliebe war wirklich mächtiger in ihm, als die Selbstliebe; und wenn Friederike nur durch die Schönheit der Sangweise und seines Vortrags, nicht durch die Beziehung des Textes so lebhaft angesprochen worden wäre, so hätte ihm dies allerdings ebenfalls sehr wehe gethan, aber nicht seiner Eitelkeit, sondern seinem Herzen. Denn seinem Herzen trat Friederike leise, leise immer näher. Sie trat ihm näher, auch wo sie sich in keusche Ferne zurückzog, wenn des Jägers begehrliches und eitles Töchterlein oder andere Genossinnen aus der Umgegend sichtbar um des jungen Mannes Gunst buhlten. Sie trat seinem Herzen näher, wenn er selbst heimkehrend mit jedem Schritte weiter von ihr wegging und sein letzter Rückblick aus der Ferne nur noch ihr offenstehendes Fenster unterscheiden, nicht aber in den Hintergrund des Zimmers dringen konnte, aus welchem sie vielleicht ihm nachsah.

Sie stand aber wirklich jedesmal dort und sah ihm nach, bis er im Walde verschwand. Und als er dort zum letztenmale vor seiner Promotion verschwand, flüsterte sie ihm mit schwerem Herzen nach: „Du lieber, lieber Freund, stünde ich nur hoch genug, um ein Wort zu deiner nahenden Berufswahl mitzusprechen! Aber ich muß es dulden, wenn sie mir dich in unerreichbare Ferne entrückt!“

Doch je höher sie ihn stellte, desto strengere Schranken zog ihr jungfräuliches Selbstbewußtsein, verbunden mit dem völlig klaren Selbstbekenntnisse ihrer eigenen Liebe. Sie floh in der letzten Zeit das Alleinsein

mit Emil, weil sie sich nicht Kraft genug zutraute, seiner möglichen wärmeren Annäherung eine Fülle der Empfindung zu verhehlen, die er nach ihrer Ansicht unmöglich in gleichem Maße erwidern konnte.

Nicht minder als Friederikens Eltern, begünstigten Emils Vater und Oheim in sittiger und maßvoller Weise das Suchen und Finden der jungen Leute und würden nicht ungern vernommen haben, daß sie sich bestimmter verständigt hätten, bevor Emil mit dem Doktortitel das Recht der freien Berufswahl errang. Aber da nach einem halben Jahre dieser Zeitpunkt eintrat, war das Wörtchen Liebe weder zwischen Beiden, noch zwischen ihnen und ihren Vertrauten ausgesprochen worden. Und diese — für Emil zunächst sein Oheim, für Friederike die um wenige Jahre ältere Pfarrerin — fühlten viel zu zart, um den verborgenen Keim vor der Zeit ans Licht zu ziehen.

Eine derbere Hand versuchte dies. Des Oberförsters Tochter hatte sich anfangs nicht wenig durch den sichtbaren Vorzug gekränkt gefunden, welchen Emil der etwas jüngeren Nachbarin unverhohlen zuerkannte. Aber sie erhob sich bald über diese kleine Schwäche, indem sie sich, um vor einem Rückfalle gesichert zu sein, willig von einem jungen Jäger erjagen ließ, mit welchem sie nach nur vierwöchentlicher Bekanntschaft als erklärte Braut Besuche machte. Als sie in den Edelhof kamen, ermahnte sie Friederike scherzend zur baldigen Nachfolge. Diese entgegnete lächelnd: „Ja, ich werde deinem Beispiele folgen, sobald ich finde, ohne zu suchen, und gefunden werde, ohne mich dem Finder zu entziehen." — „Du sprichst immer in Räthseln!" sagte die Gespielin abbrechend und etwas ärgerlich, sei es über Friederikens Unverständlichkeit, oder über ihren eigenen Unverstand.

Dieses Räthsel war aber Friederikens tiefster Ernst und Wille.

Emil war als glücklich promovirter Doctor philosophiae heimgekehrt. Seine öffentliche Disputation hatte auf die Theilnehmer und Zuhörer einen äußerst günstigen Eindruck gemacht und seinen Muth zu selbständigem Auftreten bedeutend erhöht. Auf dem Katheder hatte er keine Spur jener ängstlichen Verlegenheit empfunden, die ihm seit jener, wiewohl so glücklich überwundenen Gefahr auf der Kanzel jedesmal wiederkehrte, wenn er sich auch nur in Gedanken auf jene Rednerbühne versetzte, auf welcher der allein berechtigte Redner auch allein sein Reden oder Verstummen zu verantworten hat.

Aber jetzt, wo ihm die gelungene Probe den Weg zum akademischen Lehramte bahnte und günstig beleuchtete, stand er mit dem Gefühle einer allzu reichlichen und eben deßhalb sehr schwierigen Wahl am dreifachen Kreuzwege. Immer mehr wandte er bei dieser Wahl dem Wege den Rücken, der in die friedliche Stille des Landlebens führte und am Ziele ein zwischen Chorrock und Schlafrock getheiltes Leben als Perspektive zeigte. Freilich kamen auch wieder Stunden, wo eine andere Lichtbrechung ihm Landleben und Pfarramt als ein würdigeres Ziel voll fruchtbaren Strebens darstellte, an welchem zugleich eine Gruppe theurer Gestalten — des Vaters, des Oheims, der holden jungen Freundin, ihm eine Zukunft voll heimlichen Glückes bezeichnete.

Glücklicherweise fand er sich, vorläufig wenigstens, der Wahl und Qual durch die schon erwähnte Vorausbestimmung enthoben — daß er vor dem Eintritte in irgend einen dauernden Beruf eine Zeit lang seine Kräfte als Lehrer und Erzieher üben solle, sei es in Instituten, oder in einer Familie. Zugleich hatte er selbst darauf angetragen, daß ihm allein während dieser Wanderzeit der Erwerb der für seinen Lebensbedarf und seine Liebhabereien nöthigen Mittel überlassen bleibe, damit er auch in dieser Hinsicht die Forderungen des Lebens kennen und aus eigener Kraft befriedigen lerne.

Wiederum begünstigten ihn die Umstände neben der eigenen Tüchtigkeit, so daß er eine nach allen Seiten hin seinen Wünschen entsprechende Stellung erhielt, und zwar fast unmittelbar nach seiner Heimkehr. — Bei seinem ersten Besuche in Poltendorf traf er bei Warnebold — so hieß Friederikens Vater — den Besitzer des von demselben gepachteten Hofes, den Baron Meinings. Diesem stellte ihn Warnebold als Kandidaten, Doktor und Künstler vor. „So jung noch," sagte der Baron mit verwunderter, aber sehr wohlgefälliger Miene, „und bereits mit einer dreifachen Krone geschmückt!"

Emil entgegnete rasch und in gleich heiterem Tone: „Sie sind allzu gnädig! Ich habe bis dahin keinen andern offiziellen Kopfschmuck verspürt, als den Doktorhut, und unter diesem leider oft einen horror vacui, das Gefühl trostloser Leere. Der Künstler in mir muß erst künftig den Lorbeerkranz verdienen und der Kandidat trägt das Barett nur erst als geliehenen Schmuck." — Der Baron bemerkte lachend: „Ich glaube jetzt an Ihre Befähigung zum Redner und Prediger, auch ohne akademische Zeugnisse, und

wünschte bald Gelegenheit zu finden, um über Ihre Lehrgabe, sowie über Ihre künstlerische Weihe urtheilen zu können, soweit meine Urtheilskraft reicht."

Warnebold, der zu seiner Freude den günstigen Eindruck bemerkte, welchen Emils Geistesgegenwart auf den Baron machte, und sogleich praktische Zwecke ins Auge faßte, sprach jetzt zu Letzterem: „Zur Kunstprobe bietet sich sogleich einige Gelegenheit durch das Piano meiner Tochter; ich bedaure nur, daß wir meines jungen Freundes Lieblingsinstrument, die Harfe, nicht zur Hand haben." Meinings, der zwar nicht selbst Musik übte, wohl aber kannte und liebte, stimmte gerne zu, und die kleine Gesellschaft verfügte sich in ein nach dem Garten gelegenes geräumiges und dem Schalle günstiges Zimmer, in welchem das Pianoforte stand.

Emil, dessen Miene und Haltung bei diesem improvisirten Examen weder Besorgniß noch Stolz ausdrückte, sagte zu dem Baron, bevor er sich an das Klavier setzte: „Ich will denken, Sie wollten nicht mich, sondern Musik hören, und würden es mir schlecht danken, wenn ich Ihnen statt der Kunst nur Kunststücke spenden wollte." — „Sie denken recht," antwortete Meinings erfreut; „mich widern jene Virtuosen an, die weniger auf Zuhörer, als auf Zuschauer für das Seiltänzerspiel ihrer Hände rechnen."

Emil hatte bis dahin noch nicht Gelegenheit gefunden, Friederike besonders zu begrüßen, die bescheiden im Hintergrunde gestanden. Jetzt trat er noch zu ihr und redete laut: „Ich bedarf auch noch Ihrer Erlaubniß," setzte aber leiser hinzu, während sie mit ihm ans Klavier trat, um es zu öffnen und ihre Eltern bereits mit dem Baron in einiger Entfernung Platz genommen hatten: „und ich hoffe, wenn mein Genius mich mitten im Spiele verlassen sollte, zum zweitenmal durch Ihre lieben Augen gerettet zu werden." Diese Augen sagten freudestrahlend Ja. Friederikens etwas bedrückte Stimmung wandelte sich um bei dieser Erinnerung, die ihr in Emils Munde gerade jetzt kaum weniger melodisch klang, als früherhin sein Gesang „Bei deinem ersten, ersten Blick —!"

Emil probirte zuerst die Stimmung des Klaviers mit einigen einfachen Passagen, die keine sonderliche Fingerfertigkeit erforderten, aber dem geübten Ohre des Barons sogleich durch Anschlag und reine Ausführung die Meisterhand kund thaten. Hierauf sah er einige Augenblicke schweigend vor sich hin und begann dann mit leisen, mysteriösen Akkorden, die immer unruhiger anwuchsen; Klagelaute mischten sich ein, mit welchen sich wilde Zornesrufe zu kreuzen schienen; aber als das ganze Tonbild den höchsten Aufruhr

kämpfender Empfindungen darstellte, ertönten in einzelnen Pausen leise, wie von ferne, klare Durakkorde im Basse gleich als eine Verheißung nahender Gotteshülfe — sie schwollen an und kamen näher — sie formten sich allmälig zum Chorale, in welchen nur noch leises Schluchzen und verhallende Schmerzenstöne aus dem besiegten Seelensturme hereinreichten — und mit einemmale, den Zuhörern unerwartet, erhob Emil seine kraftvolle und zugleich maßvolle Baritonstimme zu einem Psalme, den er selbst nach guten Mustern komponirt hatte.

Der Eindruck, welchen die Zuhörer empfanden, wurde ihnen zwiefach, auch als Zuschauern, zu theil, indem Emils ausdrucksvolle Züge jeden Wechsel der Empfindung in seiner Musik abspiegelten und dadurch zugleich beurkundeten, wie tief aus seinem Innern die Töne quollen. Alle schwiegen, von dem Nachhalle dieser Scene erfüllt, und Emil selbst, der seine ganze Umgebung während des Gesanges vergessen hatte, sah bewegt vor sich hin, und ließ bisweilen noch, immer leiser, den letzten Akkord traumhaft in den Saiten nachflüstern.

Als er endlich die Augen erhob, machte den ohnehin Erregten ein unerwarteter, ja räthselhafter Anblick sichtbar zusammenschauern. Die Zuhörer hatten sich nämlich, wie er wußte, absichtlich nicht gerade vor ihn gesetzt, um nicht zu stören, sondern saßen weit genug seitwärts, um ihn zu sehen, ohne in dem näheren Bereiche seines Blickes zu sein. Bis zu diesem Momente hatten sie alle die Augen nicht von ihm verwendet und deßhalb ebensowenig wie er, bemerkt, daß sich die Mitte der vor ihm liegenden Wand, an deren einem Ende jene saßen, unhörbar geöffnet hatte — was freilich an sich nicht eben wunderbar war, weil sich an dieser Stelle eine Tapetenthüre befand, in welche ein kurzer Gang mündete. Die Thür war aber Emil unbekannt, und mit desto größerem Staunen sah er in die geöffnete Mauer hinein, an deren innerem Rande, den übrigen Anwesenden noch unsichtbar, eine schwarzgekleidete Dame stand, aus deren schön geformtem und jugendlich zartem, aber bleichem und regungslosem Gesichte ihn tiefdunkle Augen anstarrten, gleich als sei er selbst eine Geistererscheinung.

Die Anwesenden hatten sein Zusammenfahren bemerkt und folgten verwundert der Richtung seines Blickes. Als die Dame selbst langsam vollends aus dem Gange in den Salon trat, überflog ein glühendes Roth Friederikens Wangen, und sie sah unruhig bald jene, bald Emil an, die beide noch immer einander anblickten, wie in wechselseitiger Fascination befangen.

Ein Ruf des Barons unterbrach die einige Sekunden lang dauernde Stille. „Reinhardine!“ rief er lebhaft, „indem ich dich herwünsche, bist du da und hast hoffentlich unsern Kunstgenuß hinter den Coulissen getheilt! Ich stelle dir den Spender vor, und Ihnen, Herr Doktor, meine Tochter. Kind, wie bleich siehst du aus! Hat dich der Morgenritt angegriffen? Nein, ich kenne dich besser, die Musik war es!“ — „Ich habe sie von Anfang bis zu Ende gehört und gesehen,“ antwortete Reinhardine, indem sich ihre Wangen wieder rötheten oder vielmehr jene tiefe Blässe verloren, die ebensowohl von einer körperlichen Anstrengung, wie von einer Gemüthsbewegung herrühren konnte.

Die Erscheinung verlor zwar in den nächsten Minuten den geisterhaften Ausdruck, nicht aber so die Fascinationskraft für Emil. Er starrte sie nicht mehr an, aber er sah sie mit einer aus Wohlgefallen und einer Art von Neugier gemischten Empfindung häufig an und begegnete dabei gewöhnlich auch ihrem Blicke. Dieser Blick war immer ernst, aber darum doch keineswegs ruhig; auch ohne daß sich die dunkeln Augäpfel bewegten, wechselte ihr Ausdruck. Sie flammten bald wild auf, bald erglänzten sie in weichem, feuchtem Schimmer, als Reinhardine die Frage ihres Vaters: wie sie den Morgen zugebracht habe? nur damit beantwortete, daß sie die Eindrücke der eben vernommenen Musik schilderte und deren Sinn zu deuten suchte. Erst hiernach kam es zu ausführlichen Erörterungen, aus welchen sich ergab, daß Emil nur deßwegen nicht vorher Reinhardinens Gegenwart in Poltendorf und ihre vorübergehende Abwesenheit auf einem Ausfluge zu Pferde erfahren hatte, weil, wie wir uns erinnern, schon den ersten Begrüßungen und Gesprächsworten die Aufforderung zur Musik gefolgt war, welcher er sogleich Folge geleistet hatte.

Der Rest des Tages brachte die durch ungewohnte Begegnungen und Eindrücke etwas aufgeregte Stimmung wieder in ruhiges Gleis. Uebrigens nahm der Baron fast ausschließlich Emil in Beschlag, so daß dieser nur nebenbei Friederiken und ihren Eltern von seiner Promotion erzählen konnte und auch nur wenige Gelegenheit fand, durch Reinhardinens Augen Blicke in ihren Geist und Charakter zu thun, da der erklärende Text zu dem Bilde — das Gespräch, das deutliche Wort — heute nur in Bruchstücken zum Vorschein kommen konnte. Bekanntlich kann ein geistreicher Leser oft aus schönen Frauenaugen die interessantesten Dinge herauslesen, bemerkt aber, sobald die Schöne auch den Mund öffnet, zu seinem Schrecken,

daß der Inhalt seiner Lecture nur aus seiner eigenen Phantasie entsprang und daß „der Abgrund hinter den Augen“ keine Schätze barg. Jedoch hatten schon Reinhardinens phantasiereiche Glossen zu Emils Musik diesen überzeugt, daß die Natur ihr nicht bloß die hohe Gestalt und das schöne Haupt gegeben hatte, sondern daß auch in diesem Haupte rasche Gedanken und in dem dazu gehörigen Herzen leidenschaftliche Empfindungen hausten. Dafür zeugten auch die einzelnen Bemerkungen, die sie in das Gespräch ihres Vaters mit Emil warf.

Dieser konnte nicht umhin, in ruhigeren Pausen Vergleiche zwischen beiden Mädchen anzustellen, für welche schon dem oberflächlichen Beschauer Gestalt und Haltung so reichlichen Stoff gab. Emil fühlte sich von zwiefachem und sehr verschiedenartigem Reize befangen, der hier um sein Wohlgefallen, ja seine Huldigung, dort aber um seine Herzensneigung zu werben schien. In Reinhardinens Wesen pulsirte eine aufgeregte und aufregende Lebenskraft ihm entgegen; wandte er aber Blick und Gedanken auf Friederike, so hätte er ausrufen mögen: „Du bist die Ruh, der Friede mild!“

Ueberhaupt durchlebte er einen reichen Tag, eben auch durch die Unterhaltung mit Meinings, der sich als ein vielseitig gebildeter und lebhaft, wenn auch etwas oberflächlich, die verschiedenartigsten Interessen ergreifender Mann zeigte. Sichtbar war er erfreut über die Aufmerksamkeit und Raschheit, mit welcher Emil seinem oft abspringenden Gespräche folgte und die in Ernste und Scherze wechselnden Tonarten lebendig wiederklingen ließ. Als Emil spät am Nachmittage Abschied nahm, sagte ihm der Baron, daß er nur noch den nächsten Tag mit seiner Tochter in der kleinen, ihm in dem Hofhause reservirten Wohnung verweilen, aber seiner Gattin, die aus Gesundheitsgründen an der raschen nnd anstrengenden Reise keinen theil genommen habe, Emils Bekanntschaft und Kunstspenden versprechen werde.

Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, war zwar äußerst verbindlich, aber doch gönnerhaft genug, um Emil in Zweifel zu lassen; ob er bei der Gunst dieser „versprochenen“ Bekanntschaft, trotz der von seiner Kunst erwarteten „Spenden“ mehr als Spender, oder mehr als Empfänger betheiligt sei. Auch hatte der Baron keine eigentliche Einladung ausgesprochen, seine Tochter dagegen mit leichtem Neigen des Hauptes seine Rede durch die Worte ergänzt: „Mein Piano wird bereit sein, Sie in der schönsten Stimmung zu empfangen.“ — Ganz anders erklang ihm der einfache Abschiedsgruß: „Nicht wahr, wir sehen und hören Sie bald wieder?“

den Frau Warnebold mit diesen Worten und ihre Tochter mit einem bittenden Blicke aussprach.

Er sollte indessen bald erfahren, daß Meinings seine Aeußerungen nicht bloß aus Höflichkeit gethan und daß er vielleicht nur deßwegen Emil nicht zu einem Besuche eingeladen hatte, weil er bereits eine nähere Beziehung zu ihm und dauernden Umgang mit ihm vor Augen hatte, ohne noch über den Weg zu diesem Ziele im Klaren zu sein.

Sogleich nach Emils Weggang sprach Meinings sich auf das Vortheilhafteste über ihn aus und äußerte den Wunsch, ihn künftig zu der gut dotirten und nicht mit zeitraubenden Verpflichtungen verbundenen Pfarrei seines Stammgutes Meiningsstein und des gleichnamigen, an das alte Freiherrnschloß grenzenden Dorfes zu präsentiren, da der betagte Pfarrer schon jetzt eines Vikars bedürfe und schwerlich mehr lange leben werde. Er wolle Emil zu veranlassen suchen, daß er sogleich dieses Vikariat annehme, welches er ihm ohne Verzug verschaffen könne.

Seine Tochter und Warnebold hörten dies mit laut ausgesprochener Beistimmung; des Letzteren Gattin und Tochter aber schwiegen und sahen sich unwillkürlich mit einem ernsten Blicke an, als Reinhardine mit einer bei ihr freilich nicht gar seltenen Exaltation sagte: „Wie freue ich mich auf die Kunstgenüsse, die er uns bringen wird, vor allem auf seinen seelenvollen Gesang! Und gar seinen Gesang zur Harfe, dieser Reliquie uralter Tonkunst, deren voller Klang das Gezirpe der Guitarre wieder überall aus Deutschland vertreiben sollte! Wie glücklich wäre ich erst, wenn ich selbst sie spielen könnte!“ — „Dazu,“ meinte ihr Vater, „wird leicht Rath werden, wenn der junge geistliche Harfenschläger erst einmal in Meiningsstein eingezogen ist. Ich verspreche dir einstweilen zur Christgabe eine Harfe.“

Warnebold fand es denn doch nöthig, dem weiteren Ausspinnen dieser Verfügungen über Emils Zukunft Einhalt zu thun, indem er bemerkte: „Ich zweifle nicht, daß der junge Mann Ihren gnädigen Absichten mit der größten Freude und Dankbarkeit folgen wird, wenn er anders den geistlichen Beruf dem künstlerischen vorzieht, was bis dahin noch sehr in Zweifel stand. Sodann erlaube ich mir zu bemerken, daß er nach dem Willen der Seinen, wie nach seinem eigenen, vor allem eine, wenn auch nicht lange, Zeit hindurch als Lehrer auftreten oder, wie sein Vater sagt, durch Lehren lernen soll.“ — „Auch dazu,“ sagte der Baron nach kurzem Besinnen, „würde ich

ihm förderlich sein können; und dein Harfenspiel, Reinhardine, vielleicht um so früher beginnen lassen — ich meine in der Residenz, vor unserer Heimkehr aufs Land."

Es war nämlich bereits alles vorgerichtet, daß der Baron mit Frau und Tochter in den nächsten Tagen des eben begonnenen Herbstes in die Residenz übersiedeln konnte, wo sein jüngster Sprößling, ein fünfzehnjähriger Sohn, seit kurzem das Lyceum besuchte. Dort sollte im Verlaufe des Winterhalbjahres Reinhardine in größere Gesellschaftskreise eingeführt werden, zugleich aber noch einige Unterrichtsstunden in einem angesehenen Dameninstitute besuchen. Die Direktion dieses Institutes, meinte der Baron, würde sicher auf seine Empfehlung Emil, wenn auch für ein anderes Fach augenblicklich seine Thätigkeit nicht verlangt werde, wenigstens als Harfenlehrer willkommen heißen, und wäre es auch den würdigen Directricen mehr um den Klang dieses Namens auf ihrem Programme, als um den der Harfe selbst zu thun. Emils Persönlichkeit halte er für völlig geeignet, um alsbald für die Kunst des Harfenschlags eine Schaar von Proselytinnen zu werben.

Er erwärmte sich im Laufe des Gespräches immer mehr für den Gedanken, Emils Mäcen zu werden und ihn in irgend eine Laufbahn einzuführen, auch wenn sein Geschmack und sein Glückstern nicht den Weg nach der Kirche zeigten, so viel er selbst auch darum geben würde, wenn er in dem einsamen Meiningsstein Emils Haus gründen und — wie er sich wohlwollend, doch aber nicht ohne Standesbewußtsein ausdrückte — an ihm einen geistig mindestens ebenbürtigen Hausfreund gewinnen könnte. Er werde ihm deßhalb gewiß die ihm zugedachte Pfarrstelle nicht aufdrängen, wenn ihn der Ruf der Kunst oder der Wissenschaft nach andern Richtungen lockte. — Auch der am Abend hinzugekommene Pfarrer wurde mit in die Berathung gezogen und am Ende beschlossen, daß die drei Männer am folgenden Vormittage nach dem Städtchen hinüber fahren und Emils Zukunft mit ihm und den Seinen besprechen und bestimmen sollten.

Gleichzeitig saßen Letztere ebenfalls in lebhafter Unterhaltung zusammen. Emil schilderte den Tag mit frischen Farben, sein Vater hörte mit gewohntem Ernste, sein Oheim oft lächelnd zu. Ersterer kannte den Baron einigermaßen und nannte ihn einen für alles Gute und Schöne empfänglichen Mann, dem es nur einigermaßen an Stetigkeit und Tiefe fehle.

Am folgenden Morgen wurde denn wirklich Emil mit den Seinen

durch die drei für sein Glück verschworenen Männer überfallen und mit gut begründeten Vorschlägen so bestürmt, daß er sich sogleich gefangen gab und die Zustimmung seines Vaters sowohl, als seines Oheims erhielt, indem jeder von beiden die seinen Wünschen für Emils künftigen Hauptberuf entsprechenden Seiten des neuen Planes ins Auge faßte.

Emils Stellung in der Residenz, in welcher er bereits in der nächsten Zeit kurz nach der Familie Meinings eintreffen mußte, sollte eine soviel möglich unabhängige sein. Er wollte dort nicht bloß lehren, sondern auch lernen, und namentlich den Besuch der Opern und Concerte als erwünschtes und wichtiges Mittel für seine musikalische Fortbildung handhaben. Meinings versprach, ihn in so diplomatischer Weise zu empfehlen, daß er für eine mäßige Zahl einträglicher Unterrichtsstunden persönlich keine Schritte zu thun habe, als die wenigen bei der Unterrichtsbehörde nöthigen, im Uebrigen aber abwarten dürfe, bis er gesucht werde. — Auf Emils lebhafte Dankesworte erwiderte er freundlich: „Nur keinen voreiligen Dank! Jetzt kommen auch meine Forderungen. Zunächst die Erstlingsopfer Ihres Lehramtes: Harfenstunde für meine Tochter, englische Conversation und Litteratur für meinen Sohn. Sodann zu beiderseitigem Vortheil und Behagen, wie ich hoffe, Ihre Anwesenheit in den kleinen Abendzirkeln, die ich wöchentlich einmal in meinem Hause sammeln werde."

In der befriedigtesten Stimmung trennte man sich. Meinings freute sich aus aufrichtigem Wohlwollen über die Annahme seiner Vorschläge, und sah zugleich zum Lohne dafür sein Walten als Emils Vorsehung aufs dankbarste anerkannt. Der Pastor begrüßte im Geiste schon seinen Sohn als wohlbestallten Amtsbruder, der Organist den Neffen als Kunstgenossen auf glänzendem Schauplatze; Warnebold sah seine Tochter als Emils glückliche und geehrte Gattin, und freute sich darauf, den Seinen den Erfolg des Morgens mitzutheilen.

Jedoch schienen Letztere minder regen Antheil zu nehmen, als er erwartet hatte, wogegen die junge Baronesse ihre lebhafte Theilnahme nicht verhehlte. In gleichem Maße, wie diese hervortrat, zog sich die arme Friederike stiller in sich selbst zurück, so daß ihr Vater, der freilich in Reinhardinen nur die hochgeborene Gönnerin Emils sah, an der bisher vorausgesetzten Neigung seiner Tochter für jenen irre wurde.

Diese athmete freier, als der Besuch abgereist war, aber nur, weil sie jetzt ungestört ihren Sorgen und Schmerzen nachhängen konnte, in welche

sich übrigens, beinahe als heilsames Gegengift, ein zwiefacher Unwille mischte, der freilich in dieser sanften und bescheidenen Brust nicht die Oberhand gewinnen konnte. Sie zürnte vor allem ihrer eigenen Schwäche, daß sie einer so wenig erwiderten, ja vielleicht mit völligem Undanke gelohnten Neigung nicht den gebührenden Widerstand entgegensetze. Sie konnte aber auch Emil die jähe Hingebung an die neuen Eindrücke nicht vergeben, die sie von dem Augenblicke an datirte, wo Reinhardinens stolzer und origineller Reiz ihn anzog und ihn ihr raubte, wie sie sich mit Bestimmtheit vorsagte.

„Aber," sprach sie weiter mit sich selbst, „habe ich denn wirklich einen Anspruch auf seinen Besitz, auf seine Liebe? Hat er mir je dieses Wort ausgesprochen, das ich Thörin mit Freuden erwidern würde? Gott! Wenn er dies ahnte, dies wüßte, und wollte mich nun mit den Almosen lauer Freundschaftsversicherungen oder einer mehr als halb erheuchelten Abschiedstrauer beschwichtigen! Nein, nein! Ich will wahrlich neidlos zusehen, wenn Schönheit, Geist und Bildung diese Beiden immer näher zusammenführen; aber auf das Einzige, was ich dagegen zu setzen habe, auf mein Herz, will ich dann stolz sein und es seinem Mitleid ebensowenig verrathen, wie ihrem Stolze!" — Und sie preßte dieses arme Herz mit so starkem Willen zusammen, daß sie Emil bei dem kurze Zeit darauf erfolgenden Abschiede wirklich täuschte, um so sicherer, da sie ihn vor dieser allerdings schweren Stunde noch einmal sah und einen leichteren Anfang zur Ausführung der beschlossenen Haltung machen konnte.

Er kam nämlich wenige Tage nach jenem entscheidenden, um, wie er sich ausdrückte, nochmals Warnebold seinen Dank für seine freundschaftliche Mitwirkung zu der Gestaltung seiner Zukunft auszusprechen und noch mancherlei Nachricht und Rath von ihm einzuholen, namentlich in Bezug auf die Familie Meinings und seine Stellung zu ihr. Warnebold bestätigte seines Vaters Ansicht über den Baron und sprach seine Ueberzeugung aus, daß dieser zwar das Bewußtsein der Exclusivität als Standeserbtheil besitze, aber zugleich an dem Wahlspruche festhalte: „noblesse oblige!" Er sei, sagte er, mehrmals Zeuge von Conflikten des Menschen mit dem Freiherrn in Meinings Seele gewesen, bei welchen der erstere immer Sieger geblieben sei, wenn auch vielleicht — wie Warnebold lachend hinzusetzte, der Baron jedesmal für diese Sünde im Ahnensaale seines Schlosses dem ersten Ritter Meinings auf Meinigsstein geheime Abbitte geleistet habe. Von den übrigen Familiengliedern wußte Warnebold nur zu sagen, daß Freifrau Meinings

das Landleben dem in der Stadt vorziehe, weil sie auf dem Lande aufgewachsen sei und für ihre reizbare Gesundheit Lärm und Unruhe des Stadtlebens fürchte. Sie scheine sehr harmlos und gutmüthig zu sein, „gehorsam ihrem Herrn," sowie ihren Kindern, wenigstens der Tochter, welcher auch ihrem Vater gegenüber das Organ für unbedingte Unterordnung gänzlich abgehe.

Friederike hörte dem Gespräche, namentlich ihres Vaters Mittheilungen über die Familie Meinings, aufmerksam zu und suchte öfters Gelegenheit, in die heitere Stimmung des Erzählers einzugehen, vorzüglich wenn Emil sich ihr und ihrer Mutter mit Zwischenreden zuwandte, die auf die Gegenwage der verheißungsvollen Zukunft die glückliche Gegenwart legten, welche er „für jetzt" jener opfern müsse.

Entschieden wich sie jedem Alleinsein mit Emil aus, an diesem, wie an dem gefürchteten Tage seines letzten Besuches, an welchem ihr die Durchführung dieses Meidens in jeder Beziehung schwerer fiel — Emil hatte seine Abschiedsbesuche zu Poltendorf in dem Pfarrhause begonnen und beschloß sie nach kurzem Aufenthalte im Forsthause auf dem Edelhofe. Hier konnte und wollte er zwar auch nicht lange verweilen, suchte aber Friederikens Augen und persönliche Nähe, wie sie mit einer Mischung von Befriedigung und schmerzlichem Mißtrauen sich eingestand, angelegentlicher, als seit längerer Zeit geschehen war. Zudem fügte es vielleicht nicht bloßer Zufall, daß ihre Eltern sie einige peinliche Minuten lang mit dem Geliebten, aber ach, so Wankelmüthigen allein ließen. Ihr Vater war zuerst in den Hof gegangen, wo er den Knechten laute Anordnungen ertheilte. Als kurz darauf auch ihre Mutter abgerufen wurde, wollte sie an deren Stelle hinauseilen, was Emil recht gut bemerkte, wurde aber durch die rufende Dienerin selbst zurückgewiesen, welche ausdrücklich „die Frau" sprechen wollte und mußte.

Um in diesem unerwarteten Tête-à-Tête standhaft zu bleiben, rief sie sich schnell alle die Wahrzeichen zurück, die, wirklich oder vermeintlich, für die leidenschaftliche Hast zeugten, mit welcher Emil dem vor ihm sich aufrollenden neuen Leben zueilte, ohne auch nur noch einige Wochen länger in den altvertrauten Kreisen und in der Nähe der Jugendfreundin zu verweilen, deren Andenken, ja deren Gegenwart in diesem ungenügsamen Mannesherzen nur einen farblosen Schatten bildeten, gegenüber dem glänzenden Bilde der ephemeren, recht eigentlich nur eintägigen Erscheinung jenes vielleicht herzlosen Wesens! War er ja selbst in dieser letzten Frist vor seiner

Abreise nur einmal hier gewesen, und dies vorzüglich nur seines neuen Lebenskreises wegen!

Sie that ihm jedenfalls einiges Unrecht. Allerdings hatte Friederikens Nähe in dieser letzten Zeit nicht Anziehungskraft genug für ihn gehabt, um ihn öfter nach dem vordem so lieben Wanderziele zu führen, aber keineswegs weil seine Gedanken ungetreu zu der schwarzen Dame im verzauberten Schlosse am fernen Horizonte gewandert wären. Wir müssen vielmehr in Emils Seele aufrichtig gestehen, daß er prosaisch, kaltblütig und klug genug war, um keine Zeit zu braunen, noch weniger zu schwarzen Erinnerungen an nähere oder fernere Mädchenaugen zu finden. Von früh bis spät war er mit musikalischen Studien und Uebungen, mit englischem Gespräche und Gelese und mit andern Vorbereitungen auf seinen plötzlich so nah herangetretenen Lehrberuf beschäftigt. Wir dürfen sogar eine noch weit ärgere Entartung dieses sonst so dichterisch empfindenden und liebeerfüllten Herzens nicht verschweigen: er entzog einen der schönsten Herbstnachmittage sowohl den harrenden Freunden in Poltendorf, wie seinen Studien, um sein ganzes irdisches Ich den sehr irdischen Blicken und Berührungen von — Schneidern, Schustern, Hutmachern u. s. w. preiszugeben, damit kein Rest des bisherigen Kleinstädters der freiherrlichen Protektion in der Residenz Verlegenheiten bereite.

Er kam auch jetzt gewiß weder in der Absicht, der holden Freundin Lebewohl auf unabsehbar lange Zeit zu sagen, noch auch in aller Form Liebesschwüre für die Dauer dieser Frist und die darauf folgende Ewigkeit auszutauschen. Vielmehr dachte er schon lebhaft an die ersten Hauptferien, in welchen er nach einem halben Jahre den Vätern, den Freunden und der Freundin seine Erlebnisse persönlich mittheilen würde, und in seine Wanderlust hinein tönten leise Rufe vorempfundenen Heimwehs. Nur das beichtete er sich selbst unterwegs auf dem letzten Gange nach Poltendorf, daß die Jugendfreundin nicht mehr die Alleinige war, deren Andenken sein Herz schneller klopfen ließ, sondern daß dieses bewegliche Organ auch durch das Bild seiner künftigen Harfenschülerin in gelinden Wellenschlag versetzt wurde.

Aber wenn dieser Dualismus auch wirklich eine Sünde war, so sprach er sich bei der Erinnerung an Friederikens Haltung bei seinem neulichen Besuche von ihr frei. Und heute vollends deutete ihre Miene und Rede auf nichts weniger, als auf Sehnsucht nach herzbrechendem Abschied und trostvollen Liebesbetheurungen.

Indessen wurde Emils Herz durch diese Errungenschaft der Schuldlosigkeit und der vollberechtigten Freiheit kaum so viel erleichtert, als es sich dagegen durch Friederikens Herzenskühle und leichten Abschiedsmuth schmerzlich bedrückt fühlte. Wäre er freilich über das unvorhergesehene Selbander nicht ebenso betroffen gewesen, wie Friederike selbst, so würde er auf einen ganz anderen Wärmegrad ihres Herzens, als den ihr zugeschriebenen, aus dem Farbenwechsel ihrer Wangen und aus dem Zucken ihrer Lippen geschlossen haben. Und hätten nicht Beide in den ersten Augenblicken schweigend und mit gesenkten Augen vor einander gestanden, so würde auch Friederike durch ähnliche Zeichen in Emils Zügen den Muth und vielleicht den Willen verloren haben, ihre Doppelrolle stolzer Entsagung und kummervoller Herzenshärte durchzuführen.

Aber jene Augenblicke wechselseitiger Blindheit reichten hin, um Beide in ihren vorgefaßten Meinungen und in der Ausführung des schwer empfundenen Maskenspiels zu bestärken. Und doch bebten ihre Stimmen, als er von seiner Vorfreude auf die nächsten Ferien in allgemeinen Ausdrücken sprach, und sie in ähnlicher Weise von der interessanten und gestaltenreichen Welt, die sich ihm jetzt eröffnen werde. Und als sie sich bald darauf in Gegenwart der Eltern beim Scheiden die Hände reichten, so waren diese eiskalt vor verschwiegenem, unterdrücktem Herzeleid; aber jedes deutete sich die empfundene Kälte der dargereichten Hand aus der Herzenserkaltung des Andern, und brach den Stab über alle alten Wünsche und Hoffnungen mit dem gedachten Abschiedsworte: auf Nimmerwiedersehen!

„Er ging, sie blieb — beide ewig allein!“

Er blieb aber doch nicht so „ewig allein,“ wie er auf dem dunkeln Heimwege von dem Abschiedsabend zu Poltendorf sich gefühlt hatte. Wir dürfen ihn darum noch nicht gewöhnlichen Männerleichtsinns anklagen, wenn die Gestalten und Klänge des daheim verlassenen kleinen Lebenskreises verblichen und verhallten vor den vielfarbigen Erscheinungen und dem lauten Getön des verhältnißmäßig großen Lebens, in welches Emil nun eintrat. Und dieses neue Leben, in welchem er einheimisch werden sollte und wollte, machte so viele unmittelbare Forderungen an seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit, daß er vorläufig das ganze Gebiet der Empfindung und der Einbildungskraft nur Nachts im Traume betreten durfte, in welchem

dann Vergangenheit und Gegenwart oft wunderlich genug sich in einander verschlangen.

Friederike dagegen stand hülflos in einer Gegenwart, die ihr nichts Neues bot für das entflohene, aufgegebene, verlorene Alte, nicht einmal eine wohlthuende Zerstreuung in den jetzt folgenden stillen Wintertagen, keine Abhaltung von den Gedanken, die nur allzu oft bei Tag und Nacht zu wehmüthigen Träumen wurden. Unmittelbare Nachrichten von dem jungen Manne, der weder ihr Verwandter, noch ihr Verlobter war, durfte sie nicht erwarten. Damals war öffentlicher Briefwechsel zwischen schönen Geistern zweierlei Geschlechts nur erst eine seltene, von der Sitte kaum geduldete Erscheinung, so lange die Correspondenten das kanonische Alter noch nicht erreicht hatten. Freilich gingen damals, wie jetzt und vor Alters, geheime Depeschen voll tiefen Sinnes und Unsinnes zwischen Liebenden hin und her. Aber in diesem Falle war höchstens von Freundschaft die Rede, obgleich seit kurzem in beiden jungen Seelen das klare Andenken der Freundschaft durch eine bittere Beimischung, eine leise, sogar dem Hasse gleichermaßen wie der Liebe verwandte Herzensschwingung, oft getrübt und in quälendes Grübeln verwandelt wurde.

Es war ein Ereigniß für Friederike, daß eines Tages Emils Vater Berichte und Grüße von ihm brachte. Jener las im Pfarrhause beiden befreundeten Familien folgende Stellen aus einem von Emil an Vater und Oheim gerichteten Briefe vor:

„Der Baron sorgt für mich, ich würde sagen: väterlich, aber das Wort paßt wieder gar nicht, denn dazu bezeigt er mir zu viel Gunst statt der Liebe, und meine Förderung wird ihm mehr zur eigenen Ehrensache, als zur Herzensangelegenheit. Dafür suche ich ihm denn auch alle Ehre zu machen, und, wie es scheint, nicht ohne Erfolg; ich muß mich nur hüten, der verbreitetsten aller menschlichen Erbsünden, der Eitelkeit, allzu viel einzuräumen. In dem Institute nämlich, welches Reinhardine, die junge Baronesse, besucht, gebe ich Stunden im Harfenspiele und neuestens auch in Litteraturkunde. Meine jungen Schülerinnen wetteifern, meine Aufgaben und Forderungen an ihren Fleiß zu erfüllen, und ich darf hinzusetzen, meinen Beifall zu erwerben. Nächst letzterem aber ist der Beifall einer Mitschülerin, eben Reinhardinens, das Ziel ihrer Bemühungen. Jede sucht ihre Haltung und Manier, ja ihre Redeweise und ihren Blick nachzuahmen. Aber selbst den geschicktesten Nachahmerinnen fehlt der Inhalt des Urbildes,

der Geist, der Reinhardine weit mehr auszeichnet, als ihr Stand (wir haben sogar Gräfinnen im Institute); und mit diesem Geiste fehlt ihnen dessen Ausdruck, der Reinhardinens Zügen eine so eigenthümliche Schönheit verleiht. Ich habe hinreichende Gelegenheit, sie zu beobachten, da ich sie, außer im Institute, häufig in ihrem Hause sehe, wo ich ihr noch Privatstunde auf der Harfe gebe und Gesangduette mit ihr übe. Dadurch trete ich denn auch ihrer gewöhnlich zuhörenden Mutter näher, einer lieben, einfachen Frau, die allein mich bisweilen vergessen läßt, daß ich im besten Falle doch nur der bürgerliche Günstling im adeligen Hause bin. Ihr gleicht ihr Sohn, ein guter Junge, dem ich einigen Hülfsunterricht ertheile. Nach dem allem könnt Ihr ermessen, wie es mir hier zu Muthe ist, und daß ich trotz reicher musikalischer und geselliger Genüsse in vielen einsamen Stunden mich zu Euch zurücksehne, wie zu den Freunden im Pfarrhause und den lieben bürgerlichen Leuten im adeligen Hofe zu Poltendorf."

Obschon die wenigen Schlußworte unverkennbar eine viel herzlichere Empfindung ausdrückten, als der ganze übrige Inhalt des Briefes, so trat doch Emils lebendiges Interesse, wenn nicht gar seine Bewunderung für Reinhardine zu deutlich hervor, um nicht Friederikens Freude über sein Andenken zu überwiegen, das — wie sie seufzend zu sich sagte — vor der Gegenwart eines so vielbegabten Wesens bald ganz verbleichen mußte.

Das Bild, das Emil von Reinhardinen entwarf, war nicht unwahr, aber auch nicht vollständig. Namentlich hätte er Grund gehabt, mehr für sie, als für sich selbst Gefahren der Eitelkeit zu fürchten. Aber sie war zu wohlerzogen und zu klug, um diese Triebfeder leicht errathen zu lassen, und Emil bereits etwas zu parteiisch, um sie zu entdecken. Uebrigens lag ihrem aus edlem Metalle und einigen Schlacken zusammengesetzten Charakter gemeine Koketterie ferne. Ihre Eitelkeit war idealerer Art und großentheils von ihrem Vater ihr vererbt oder anerzogen.

Dies galt namentlich von der hohen Vorstellung, die sie von jeder angeborenen Würde und Bestimmung hatte, also auch von dem Stande, dem sie angehörte, und folgerecht eine noch höhere Vorstellung von den höheren Stufen der ganzen Jakobsleiter bis zum Monarchenhause hinauf. Diese Achtung vor der Würde der Aristokratie schloß aber um so weniger ihre Verachtung eines auf die sieben noblen Passionen stolzen Junkerthums und ähnlicher Entartungen aus, als sie den Anspruch auf das Recht des Adels von der erfüllten Pflicht desselben abhängig machte, gleich ihrem Vater.

Nur in dieser untheilbaren Zweiheit adeliger Eigenschaft wollte sie auch sich selbst als Adelige geltend machen und anerkannt wissen, ohne zu bemerken, wie der Reiz einer zur Huldigung gesteigerten „Anerkennung," wie der Glanz des zum erstenmale jetzt nahe vor ihren Augen flimmernden Hoflebens immer mehr Gewalt über sie gewannen.

Durch eine Ironie des Zufalls, mit welcher sich freilich Reinhardinens rein geistige Hochachtung vor aller wahren, auf unabhängige Forschung gegründeten Wissenschaft verbündete, geschah es, daß sie in ihrem Legitimismus durch eine sehr unlegitimistische Autorität bestärkt wurde, nämlich durch Karl Vogts Theorie, welche die bedeutendsten geistigen und sittlichen Eigenschaften von der Abstammung abhängig macht und zugleich dem Racencharakter eine unzerstörbare Dauer zuschreibt. Die Bekanntschaft mit dieser Theorie verdankte Reinhardine der Lehrerin der Naturgeschichte in dem Institute, die dem Wissensdrang der bevorzugten Schülerin nichts vorenthalten zu dürfen glaubte.

Aber alle diese legitimistischen und revolutionären Autoritäten wichen allmälig einer neutralen, die jene neutralisirte. Reinhardine stellte bald Vergleichungen an zwischen dem aufregenden und doch das Gefühl der Leere zurücklassenden Genusse, den sie in vanity fair, in dem eitlen Treiben der großen Gesellschaften fand, und zwischen dem Glücke, das sie die wachsende Achtung und Zuneigung des jugendlichen Lehrers empfinden ließ. Wenn sie seinen Worten und Klängen horchte oder im Gespräche und Gesang daran theil nahm, hielt sie selbst es für unmöglich, daß je wieder der Eintritt in die glänzende Gesellschaft der Residenz das höchste Ziel ihrer Wünsche und Bestrebungen werden könne. Wohl kamen wieder Stunden, in welchen der Schein mehr Macht über sie hatte und worin das Wettjagen ihrer meisten Standesgenossen nach schimmernder Abhängigkeit sie in seinen Taumel zu ziehen begann. Aber diese Anwandlungen verschwanden, wenn sie auch nur Emils Bild zu Hülfe rief, und noch schneller, wenn er selbst vor ihr stand, sei es allein, oder neben Andern, selbst den Löwen der „guten Gesellschaft." Freilich war der hochgeachtete Künstler und Denker nicht bloß zugleich ein schöner Mann, sondern er besaß auch jene Haltung voll Sicherheit, aber ohne Ansprüche, die gewöhnlich nur wahrhaft Vornehmen zugeschrieben wird.

Wie viele Kräfte und Schwächen wirken zusammen, um schon unter Männern, wie viel mehr noch zwischen Mann und Weib wechselseitiges Wohlgefallen hier zu vertrauensvoller Freundschaft, dort zu hingebender

und zugleich anspruchsvoller Leidenschaft zu steigern! So geschah es auch hier, indem Reinhardine immer widerstandloser der einen Neigung alle andern opferte, Emil immer seltener Friederikens Bild erblickte, und dann nur mit leiser Selbstanklage, ob er sich gleich jedesmal vorsprach: „Sie schied kalt von dir, sie wollte dich nicht halten!"

Emil und Reinhardine sahen die Eigenschaften, die sie zu einander hinzogen, auch von Andern anerkannt und ausgezeichnet. So gesellte sich zu der eigenen Achtung und Neigung noch deren Rechtfertigung durch fremdes Urtheil und der stete anstachelnde Kampf zwischen Eifersucht auf die Werbenden draußen und dem Glauben an Alleinherrschaft im Herzen des Andern. Und nun Klang und Gesang als die stärksten Leiter der Herzenselektricität und die nervendurchzuckende Berührung der Hände, die sich, lehrend und lernend, auf den zitternden Saiten der Harfe begegneten! Die Gegenwart der Mutter und Emils Lehrergewissen zogen freilich noch heilsame Grenzen; aber der Winter verging schnell, und die schöne Jahreszeit, die an sich schon neuen Wogenschlag in alle Sinne und Seelen bringt, führte auch noch durch besondere Umstände Emil und Reinhardine häufiger und näher zusammen.

Ihre Eltern drängten zur Heimkehr nach Meiningsstein; ihre Mutter, weil ihre Gesundheit und ihre Stimmung ländlicher Luft und Stille bedurfte, der Baron ihr zu Liebe und weil er seiner ausgedehnten Landwirthschaft sich nicht entziehen zu dürfen glaubte. Sie hätten ihre Tochter gerne noch zum Abschlusse ihrer Lehrjahre als Pensionärin in jenem Institute zurückgelassen, das sie bisher nur von der elterlichen Wohnung aus besucht hatte. Aber unter vielen ihnen bekannten Familien in der Residenz war keine befreundet genug, um Reinhardinen einen wünschenswerthen Ersatz für die Abwesenheit des eigenen Familienkreises zu bieten, welchen ihr die ziemlich klösterliche Abgeschlossenheit der Pension in keiner Weise ersetzte. Als Lehranstalt verdiente das Institut völlig seinen guten Ruf, als Erziehungsanstalt aber nur den Ruf einer gut gelenkten Mechanik.

Reinhardine sah dies ein und liebte überdies ihre Mutter zu sehr, um die Leidende leichten Herzens allein nach Meiningsstein abreisen zu lassen, wo sie dann ihre beiden Kinder entbehren würde, sobald ihres Sohnes Ferien vorüber waren. Und doch kostete ihr auch gerade jetzt, wo Emil durch die glücklich begonnene Laufbahn wahrscheinlich an die Residenz gefesselt blieb, der Abschied von dieser ein schweres Opfer. Aber zur guten Stunde, als

sie eben mit Emil über Gehn und Bleiben redete und dieser die Klage, die nur ihre Stimme und Miene verrieth, mit lauten Worten aussprach, fiel beiden ein, daß Emils Lehramt in dieser Stadt ja nur ein Uebungskurs sei und anderswo ebenso gut fortgesetzt oder in eine andere Probe aus seiner dreifachen Wahl verwandelt werden könne.

Es fiel ihnen, Reinhardinen voran, ferner ein, daß gerade und einzig nur Schloß und Dorf Meiningsstein die seltene Gelegenheit für Emil biete, alle drei Richtungen seiner Wahl zu gleicher Zeit zu probiren. Der Baron hatte ihn ja bereits im vorigen Herbste in das Pfarrvikariat daselbst einführen wollen, und er brauchte nur daran erinnert zu werden, um dies jetzt zu thun.

Dies geschah denn auch unverzüglich zu allseitiger Befriedigung. Der Baron kam der Erinnerung seiner Tochter mit der Versicherung entgegen, daß er, „wie immer," an alles gedacht habe, was seiner Sorge bedürfe, und daß sogar eben jetzt ein Pfarrvikar in Meiningsstein eintreten müsse, wenn nicht die ganze Gemeinde durch die Altersschwäche ihres Pastors angesteckt werden solle. Er bezweifle nur, daß Emil den belebten Schauplatz seiner Thätigkeit, auf welchem er seinen Empfehlungen so viele Ehre gemacht habe, gegen das eintönige Landleben austauschen möge. Reinhardine dagegen wagte zu vermuthen, daß der junge Mann von Natur einen sehr idyllischen Geschmack habe und zudem dem Hause Meinings treuergeben sei. Dieser bestätigte auf des Barons Befragen denn auch die Vermuthungen des Fräuleins in vollem Maße und betheuerte, daß er nach besten Kräften in Meiningsstein predigen, lehren und musiciren werde. Die Zustimmung des Vaters sei ihm gewiß, und die des väterlichen Freundes hoffe er gegen das Versprechen zu gewinnen, daß er das geistliche Vikariat wiederum zur Probezeit rechnen und noch kein bindendes Wort für seine Zukunft aussprechen wolle.

Am Abend dieses Tages voll halb ausgesprochener Geständnisse der wechselseitigen Unentbehrlichkeit, voll gelungenen Spiels um ernste Dinge, war Emil endlich ungestört mit sich allein und hätte jetzt Raum gehabt, deutlicher im eigenen Herzen zu lesen und wenigstens gegen sich selbst ganz wahr zu sein. Aber er vermochte es nicht, er fand nicht die Kraft zu klaren Vorstellungen, noch viel weniger zu Entschlüssen über seine Berufswahl und über seine Neigungen. Nicht einmal darüber konnte er so bald ins Reine kommen, ob er persönlich, oder nur schriftlich mit den Seinen über

diese Beschleunigung des allerdings schon früher in Aussicht gestellten Vikariats verkehren solle. Kindliche Gefühle zogen ihn heimwärts, und aus waldgrünem Rahmen dämmerte ein liebliches Mädchenbild hervor; aber ein anderes, näheres strahlte ihm wiederum in verlockendem Schimmer entgegen und wurde ihm zum alleinigen Leitsterne für die Wahl seines Weges.

Er schrieb den Seinen, daß er nicht kommen könne, wenn sie anders seiner Uebersiedelung nach Meiningsstein ihre Zustimmung gäben, weil er dann vollauf zu thun habe, um bis zur äußersten Frist der Abreise seine Verpflichtungen in der Residenz zu lösen. „Ich werde dort," so schrieb er, „scheiden, wie ich gehe, als ein hin und her Wandelnder, der nur verweilt und noch nirgends bleibt, der bei jedem Scheiden an Nimmerwiedersehen denkt, um vielleicht bald zurückzuflüchten. Dies sagt auch den Freunden in Poltendorf."

Diese Freunde vernahmen den Inhalt des Briefes, statt dessen sie den Verfasser selbst erwartet hatten, ohne ihren Gedanken und Empfindungen dabei laute Worte zu leihen. Auch Emils Vater, der ihnen den Brief mittheilte, war nicht heiter gestimmt, sagte aber nur zu Warnebold: „Ich weiß nicht, ob ich von Herzen sagen darf, was doch nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche wahr ist: Emil hat viel Glück! Wer seine Flucht vor dem Glücke ahnt, hat es nicht ganz, vielmehr hat das Glück ihn und behandelt ihn als einen Günstling, das heißt nach Laune. Es war schon zu viel Glück für meinen Sohn, daß er so früh eine zwar durch Begabung und Fleiß, aber noch nicht durch Sinnesfestigkeit verdiente Mündigkeit und Freiheit der Berufswahl erhielt. Wer weiß, ob er nicht dabei fehlgreift, von falschen Beweggründen geleitet! Ich sage dies gerade jetzt, wo sich seine Magnetnadel dem von mir bisher gewünschten Berufe zuwendet."

Friederike zehrte an ihren Erinnerungen, bis diese an ihr zu zehren begannen. Auch sie klagte das Glück, nicht die Menschen, an, das Glück ohne Herz und Absicht, das die Menschen, je nachdem es günstig oder ungünstig auftritt, hier dem guten Gotte und dort seinem Gegenfüßler zuschreiben. Wir heutigen Deutschen haben zwar noch den Ausdruck „gutes Glück" beibehalten, mögen aber nicht mehr das „Glück" bös schelten, sondern taufen es lieber in sein Gegentheil um, als „Unglück"; oder wir geben der unparteiischen Macht ohne Liebe und Haß, dem „unerbittlichen Fatum" der Alten, andere, sehr verschiedenartige Namen.

Auf Meiningsstein öffnete ein sommerheißer Frühling die Knospen in der Natur, wie in den Menschenherzen rasch und üppig zu Blüthen.

Der Baron war den Tag über selten bei seiner Familie; er führte ausgebreiteten Briefwechsel, beritt seine Felder und war eben immer geschäftig. Den Abend dagegen widmete er ruhigerem Behagen. Emil, der ihn bald auf Spaziergängen in den kühleren Stunden begleitete, bald, und zwar oft in Gemeinschaft mit Reinhardinen, ihm Kunstgenüsse verschaffte, wurde ihm immer unentbehrlicher.

Die beiden ausübenden Künstler waren aber auch oft ohne zuhörendes und zuschauendes Publikum, sei es im Schlosse, wo denn doch ihre musikalische Thätigkeit den übrigen Bewohnern von ferne hörbar wurde, oder in einem Kiosk des Schloßgartens, aus welchem oft Harfenduette an den gegenüber ragenden Felsen widerhallten, von niemand gehört, als von den Spielenden selbst, aber ebendeßwegen von ihnen um so tiefer empfunden.

Es war eine wundervolle Stelle, dieser Kiosk, theils unmittelbar durch die Natur, theils durch Menschenwerk von der bewohnten Welt geschieden. Auf einem kleinen freien Platze am Ende eines Tannenhaines gelegen, der ihn von dem offenen Garten trennte und die Aussicht auf Schloß und Dorf verdeckte, lief er auf der andern Seite in eine offene, leicht und zierlich, aber fest aus Eisen gebaute Veranda aus. Diese grenzte dicht an eine jäh abstürzende Schlucht, welche durch zwei hohe Felsenufer gebildet wird; in ihrer Tiefe rauschte ein dunkler Bach, dessen Urahne einst als mächtiger Strom die Felsen auseinander riß. Das dem Kioske gegenüberliegende Ufer bildet einen, auch auf seiner von hier aus nicht sichtbaren Seite, steil ansteigenden Grat, der weder Menschen noch Thieren einen Lohn für die schwierige Erkletterung bietet und deßhalb selbst die offene Veranda vor profanen Blicken schützt.

Nicht selten, und am häufigsten kurz vor einer Reise der freiherrlichen Familie zu einem, dem neuvermählten Landesherrn bereiteten Feste standen dort die Beiden dicht neben einander, Hand in Hand vom Harfenspiele feiernd, und betheuerten einander mit Worten ewige Freundschaft, mit den Blicken aber heiße Liebe, bei welcher sich bekanntlich die ewige Dauer von selbst versteht. Geheime Scheu vor der traulicheren Einsamkeit des kleinen Gemaches, welche Beide einander in die Arme zu locken drohte, trieb sie hinaus auf die zwar auch einsame, aber doch dem hellen Tage offenstehende Gallerie. — Und ein weiterer Schritt, ein Schwung über das luftig Gitter

hinab hätte sie für immer von der so süß lockenden Gefahr errettet, einander das verhehlte, verbotene Gefühl zu gestehen und mit Küssen und Umarmungen zu besiegeln!

Reinhardine gab am Tage vor jener Reise ähnlichen Gedanken Raum und halbverhüllten Ausdruck.

„Es ist eigen," sagte sie zu Emil, „daß von jeher das dem Menschen doch fremdartige und gefahrdrohende Element des Wassers ihm einen verlockenden Reiz bot, der so oft in Sage und Dichtung hervortritt. Selbst der Tod in Mitten des durchsichtigen Elementes wurde immer von dem finstren Tode unterschieden, der seine Beute unter eine dichte Decke von Erde birgt. Vor diesem graust auch mir, weil ich das Leben liebe; aber das Rauschen da unten, das stets lebendig bewegte und trotz seiner beschatteten Tiefe von mannigfachem Lichterspiel beseelte Gewässer lockt mich, als könnte ich, als könnten wir da unten in sicherem Glücke zusammen leben, von keiner trennenden Zukunft gestört, keinem Banne der Erde erreichbar, von allen Vorurtheilen der Menschen und der eigenen Brust befreit!" — „Warum dies nur da unten, theure Freundin? Warum nicht lieber hier oben im vollen Lichte des Tages?" entgegnete Emil, seltsam von ihren letzten Worten gemahnt, ja aufgeschreckt.

Er hielt es kaum für möglich, daß Reinhardine dem Standesunterschiede eine trennende Macht über sie beide einräume. Sich selbst fühlte er jetzt von weiterer Annäherung, von dem offenen Geständnisse seiner leidenschaftlichen Liebe nur noch durch seine abhängige Stellung zu Reinhardinens Eltern und noch mehr durch die Argwohnlosigkeit abgehalten, mit welcher diese seinem Verkehre mit ihrer Tochter ruhig zusahen. Er bemerkte nicht, daß wenigstens der Baron ihnen eigentlich nicht zusah, sondern vielmehr gar nicht sah, was sie außerhalb seiner persönlichen Gegenwart trieben, weil er stets durch anderweitige Gedanken und Beschäftigungen zerstreut war, aber auch ohnedies gar nicht an die Möglichkeit dachte, daß die einzige Tochter des Freiherrn von Meinings mit dessen Pfarrvikar außer dem Einverständnisse der „ebenbürtigen" Geister ein noch viel innigeres der Herzen eingehe, durch welches die künftige Integrität des Stammbaums in Frage kommen könne.

Emil hatte durch die persönlich rein freundschaftliche Haltung, die der Baron allmälig gegen ihn angenommen hatte, die früher hinlänglich von ihm bemerkten und in dem Residenzleben stärker hervorgetretenen aristokra-

tischen Lebensansichten desselben ganz aus den Augen verloren. Reinhardine aber hatte diese Ansichten bis dahin gekannt und getheilt und sah sich mit Schrecken auf dem Wege zu dem Bruche mit ihnen, ohne die Kraft zur Durchführung dieses Bruches nach allen Seiten hin zu empfinden, wobei sie den Widerstand ihres Vaters noch nicht einmal am meisten fürchtete und von der milden Mutter gar keinen zu befürchten hatte.

Diese Ansichten hätten ihr immerhin gestattet, dem bürgerlichen Manne das adelige Herz, aber nicht, die adelige Hand zu schenken. Selbst jetzt, auf dem Gipfelpunkte ihrer Leidenschaft für Emil, von der höchsten Achtung für ihn erfüllt, hatte sie nicht den Muth zur entschiedenen Wahl zwischen einer phantastischen Selbstopferung, die den Geliebten zugleich traf, und zwischen dem Erkämpfen des Glückes von einer, wie sie glaubte, auch von Emil anerkannten Macht.

Dieser fuhr jetzt fort: „Sollten wir nicht vielmehr in uns selbst den Spruch finden, der allen Bann und feindlichen Zauber löst? Wollen wir nicht in unzertrennlichem Bündnisse die Vorurtheile bekämpfen, die uns kein reines und dauerndes Glück gestatten mögen?" — „Ja," sagte Reinhardine halblaut, mehr nur zu sich selbst, „wenn wir in diesem Kampfe nur uns allein verletzten!" — „Aber," entgegnete Emil, „wenn wir nur die Wahl haben, entweder die Trennenden einigermaßen zu verletzen, oder selbst, getrennt, zu verbluten?"

Reinhardinens Aeußerungen hatten ihm den Standesstolz des Barons wieder vor Augen geführt und zwar zugleich ihre eigene Unterordnung unter das Herkommen angedeutet, aber dieses Geständniß in den letzten Worten wieder aufgehoben, als fürchte sie nur noch den Kampf mit ihrer Kindesliebe. Jedenfalls hatte das kurze Gespräch ihr Verhältniß zu einander, dies fühlten Beide, zur Entscheidung gereift.

Emil hatte bei seinen letzten Worten den Arm um Reinhardine geschlungen; er zog sie sanft an sich und seine Augen sagten ihr, wie tief ihn eine Trennung von ihr verwunden werde. Sie gab sich willig der sanften Kraft hin, die sie heranzog, und stand schweigend und sinnend an Emil gelehnt. Dieser fühlte, daß sie erzitterte, neigte sich zu ihr und redete leise und innig: „Reinhardine, wollen wir so zusammenbleiben? Oder hast du den Muth zur Trennung?" — Er fühlte sich plötzlich heftig umarmt und Reinhardinens brennenden Kuß auf seinen Lippen. Aber indem er sein

Glück festhalten wollte, schwand es ihm ebenso plötzlich aus den Armen, und er hörte noch den Ruf der Enteilenden: „Lebe wohl!"

Hätte sie sich in den Abgrund vor ihnen gestürzt — er wäre ihr augenblicklich nachgefolgt. Aber er sah sie durch den inneren Raum und durch die geöffnete Thüre noch über den freien Platz eilen, sah sie ohne einen Umblick im Boskette verschwinden und starrte ihr nach, ohne seinen Platz zu verlassen. „Ist es Traum," rief er außer sich aus, „oder Wahnsinn? Sie war mein, noch empfinde ich die Glut ihrer Lippen, noch ihr Herz an dem meinen schlagen — wie ist es möglich, daß ihre Hingebung nur das täuschende, sinnebestechende Vorspiel des ernstgemeinten Abschieds war? Denn dieses Lebewohl gilt für immer!"

Er brütete einige Minuten vor sich hin, voll Unglückseligkeit, voll Unwillens über sich selbst und gegen Reinhardine. Den Rest des Nachmittags verbrachte er auf den menschenleersten Pfaden und kam am Abend gesammelt genug zurück, um im Schlosse glückliche Reise für den nächsten Frühmorgen zu wünschen. — Vielleicht, dachte er, wird mir Reinhardine ihr Lebewohl in milderem Sinne auszulegen suchen, aber sie soll mich ungläubig und fest finden!

Doch kam er gar nicht in diese Versuchung und fand sich wirklich sehr erleichtert, als ihm Reinhardine nur einen freundlichen Gruß sandte und sich entschuldigen ließ, da ihr ein Kopfleiden frühe Nachtruhe gebiete, damit sie am andern Morgen ihre gesunden Kräfte zur Reise wiederfinde.

Nach ungefähr vierzehn Tagen wollte die Familie zurückkommen. Emil benutzte diese Frist zur Vollendung seiner Selbstberuhigung durch Beschäftigungen theoretischer und praktischer Art, aber mit Ausschluß der Musik, von welcher er keine Beruhigung zu hoffen hatte. Namentlich suchte er sich fleißiger den Pflichten des Predigers und Seelsorgers zuzuwenden, als bisher, wo er sich zwar keine eigentliche Vernachläßigung des übernommenen Amtes vorzuwerfen hatte, wohl aber Mangel an Wärme und Eifer für die freieren Aufgaben desselben. Aber es gelang ihm nicht, diesem Mangel sonderlich abzuhelfen. Er fühlte das Bedürfniß, die innere Verstimmung, die er noch nicht wegphilosophiren konnte, durch eine neue Richtung seiner Interessen zu heilen, vermochte aber nicht, diese in erwünschter Stärke seinem Amte zuzuwenden.

Erst nach vier Wochen erhielt er von dem Haushofmeister des Barons Nachricht von der bevorstehenden Rückkehr der Herrschaft. Nicht ohne

Herzklopfen ließ er sich am Abend ihrer Ankunft melden und war nicht sehr befremdet, als er statt Reinhardinens ein offenes Briefchen von ihr vorfand, das ihm die Baronin überreichte. Es lautete:

„Mein theurer, verehrter Freund und Lehrer! Ich bin noch nicht im Stande, Ihnen alle die Gründe mitzutheilen, die mich noch länger von der Heimkehr abhalten und mir Entsagung auf Ihren unersetzlichen Unterricht und Umgang auferlegen. Wunsch und Wille sind einander oft feind. Leben Sie wohl und ruhig! Das ist mehr, wenigstens etwas Dauerhafteres, als glücklich leben. Auch ich suche Ruhe, selbst um den Preis des Glückes. Darnach müssen Sie alles beurtheilen, was ich thue oder mit mir thun lasse. R."

Emil war zwar darauf vorbereitet, daß das offene Blättchen entweder nichtsbedeutende Worte oder Hieroglyphen enthalten würde, konnte diese aber jetzt doch nicht so vollständig enträthseln, als er gedacht hatte, und ahnte in ihnen noch ein Geheimniß für sich, außer dem Geheimnisse, das sie Reinhardinens Eltern verhüllen sollten.

Er brauchte sich nicht lange mit Rathen zu quälen. Meinings war in seiner besten und mittheilsamsten Laune und ganz ohne Ahnung der Empfindungen, die hinter Emils nachsinnendem Ernste wogten. „Nicht wahr," sagte er, „das ist ein Räthsel in Briefform? Aber nicht bloß für Sie! Doch Sie kennen ja Reinhardinens Wunderlichkeiten, und da wir wissen, daß sie schon in ihrer alltäglichen Stimmung nicht alltäglich, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn sie bei ungewohnten Begegnissen das Widerspiel anderer Leute ist." — „Bei ungewohnten Begegnissen?" wiederholte Emil fragend. — „Ja so!" lachte der Baron, „Sie können ja nicht wissen, was meine Tochter selbst kaum weiß — daß ein Juwel von Cavalier, Graf Dulis, dessen Sie sich noch von unsern Abendzirkeln, wie seiner hübschen Schwester von Ihrem Institute her erinnern werden — daß also dieser ausgezeichnete Mann sich ernstlich um Reinhardinens Gunst bemüht. Dies im Vertrauen, da die Entscheidung noch in ihrer Hand schwebt. Doch, wir kennen ja Ihre warme Theilnahme an dem Geschicke unseres Hauses!"

Emil versetzte mit dem ruhigsten Tone, zu welchem er sich selbst nicht ohne Verwunderung Glück wünschte: „Diese Entscheidung scheint, wenn ich die Räthselworte des Briefes richtig deute, nahe bevorzustehen und nicht sowohl das Ergebniß einer plötzlichen Leidenschaft, als vielmehr eines wohlbedachten Entschlusses zu sein." — „Wenigstens," erwiderte Meinings,

„will sie selbst sie so angesehen wissen und hat wirklich die Marotte, sich nicht glücklich zu fühlen, wenn ein durch Geburt und Rang, wie durch persönliche Vorzüge hervorragender Mann um ihre Gunst und Hand wirbt, ja, was das tollste ist, wenn sie ihm gleichwohl freiwillig diese Hand zu gewähren gedenkt. Denn wir wollen sie wahrlich zu keiner Heirath zwingen. Glücklicher Weise versichert mir der Graf, daß er für die gewöhnlichen Minauderien junger und alter Damen blasirt sei und am meisten durch Originalitäten angezogen werde."

Emil empfahl sich bald, nachdem er weiter erfahren hatte, daß Reinhardine nicht in der Residenz zurückgeblieben, sondern der Einladung eben jener Gräfin Dulis, ihrer Institutsgenossin, gefolgt sei, ihre Ferien in der anmuthigen Residenz ihres Vaters zu theilen.

Er eilte in den Schloßgarten, um ganz ungestört zu sein, und las den Brief noch so oft durch, wie es die zunehmende Dämmerung gestattete. Er glaubte aus mehreren Worten Liebesbetheurungen und Zeugnisse tiefer Empfindung herauslesen zu dürfen. Aber um so schmerzlicher bewegt und um so entrüsteter rief er dann aus: „Und doch diese Verzichtleistung! Das Ringen nach Ruhe um den Preis des Glückes! Warum um so hohen Preis? Wovor will sie Ruhe haben? Ohne Zweifel vor den Anfechtungen des Glanzes, der Eitelkeit, vor all dem Scheinglücke, das sie mächtiger anzieht und fesselt, als das wahre und dauernde Glück, welches ihre eigene edlere Empfindung erheischt! Wahrlich die sicherste Art, der Versuchung los zu werden, indem man sich ihr zur Beute gibt! Und mein Glück, meine Ruhe gilt ihr nichts?"

In diesem und ähnlichem Selbstgespräch, immer tiefer erregt, hatte er mechanisch den einst so oft, nicht aber seit seinem letzten Zusammensein mit Reinhardinen betretenen Weg nach dem Kioske eingeschlagen und sah sich unvermuthet an der Thüre angelangt. Er trat ein und setzte sich in eine Ecke des um die Wand laufenden Divans. Schon herrschte tiefe Dämmerung, und nur durch die Glasthüre der Veranda drang der letzte Tagesreflex von den gegenüberliegenden Felsen herein. — Wie viele süße Erinnerungen schloß dieser trauliche Raum ein! Wie glücklich war er hier oft mit Reinhardinen gewesen und wie viel glücklicher noch konnten sie beide sein, wenn sie nicht in ihrer Schwäche und Verblendung all dieses Glück ihren Göttern geopfert hätte! Denn daß sie ihm aus Pietät gegen ihren Vater entsage, hatte er nur einen flüchtigen Augenblick lange geglaubt. Er wußte,

daß dieser ihren ernsten Wünschen, ihrer Zufriedenheit keine grausame Versagung entgegenstellen werde.

Er wollte auf die Veranda treten, wurde aber in diesem Augenblicke von einem Saitenklange überrascht, der fallend und wieder steigend forttönte und mit der ganzen Macht regelloser und doch so wohllautender Klage, welche die Windharfe besitzt, des Hörers Herz erfüllte. Er errieth alsbald, daß die bewegte Abendluft, die durch die so eben geöffnete Thüre einzog und zugleich die nur angelehnte Gartenthüre aufgestoßen hatte, durch ihren freien Durchzug diese Töne hervorrief, und zwar aus den Saiten der in jener verhängnißvollen Stunde hier verlassenen, vergessenen Harfen, die ihm zugleich durch den nun ungehemmter hereindringenden Abendschein sichtbar wurden. Er hätte sie streifen müssen, wäre er sogleich beim Eintritte mitten durch das Zimmer nach der Veranda gegangen.

Da standen sie beide noch traulich an einander gelehnt, wie einst ihre Besitzer, und hauchten ihre Klagen vereint aus, während jene durch unübersehbare Ferne getrennt waren. Dem Einen derselben, der ihnen jetzt tief ergriffen lauschte, riefen sie alle einst hier ertönten Klänge wach. „Verhallt, ihr verführerischen Klänge!“ rief er laut und in zorniger Aufwallung aus. „Verhallt auch mir, da sie euch vergessen hat!“

Hätte er ganz gewußt, wie klanglos wirklich Reinhardinens Leben in der kurzen Zeit geworden war — er hätte ihrer milder, ja mitleidig gedacht und seinen Unwillen nur auf die eigene Schwäche gerichtet.

Es war ihm zu Muthe, als müßte er die beiden Mitschuldigen des ihm widerfahrenen Leides in die Schlucht hinabschmettern, damit sie auf immer verhallten. Er bezwang diese Anwandlung doch nur, um in minder gewaltsamer, aber trotz ihrer Bedeutsamkeit noch ziemlich kindischer Weise seiner leidenschaftlichen Bewegung genug zu thun. Er zog ein Federmesser hervor und wollte mit Einem Schnitte den Saiten die unheilvoll bezaubernde Stimme rauben. Aber indem er das Zerstörungswerk begann und das Messer hastig durch die Saiten seiner Harfe zu ziehen versuchte, ertönten diese zum Theile unzerschnitten in ihrem vollen Klange, zum Theile zersprangen sie mit schrillem Weheschrei.

Er fuhr schaudernd zurück. Die Harfe wurde ihm zum beseelten Wesen, zur holden Muse der Tonkunst selbst, zur treuesten Freundin, die sein Undank, sein Wahnsinn zu morden im Begriffe war! Er nahm sie auf die Arme und trug sie durch den nächtlichen Park in seine nahe gelegene Wohnung.

Auf diesem dunkeln Wege wurde es hell und heller in ihm, und vor allem wurde ihm sein Beruf klar. Er fühlte, daß er ohne die Tonkunst nicht leben könne. „Eher ohne Liebe!“ rief er aus. — Aber dem lauten Ausrufe antwortete Echo fragend: „Ohne Liebe? Ohne Liebe?“ Und zwei wohlbekannte Frauenstimmen wiederholten mehrmals das bedeutungsvolle Wort, die eine als Klage, die andere als Frage. Die eine tönte wie vom Sturm emporgerissen immer schwächer aus hoher Luft; die andere wie von mildem Hauche aus der Ferne hergetragen, anfangs kaum hörbar, dann näher und vernehmbarer, eine Stimme von kindlich reinem Klange, den er einst — es dünkte ihm vor langer Zeit — ach so gerne in nächster Nähe vernommen hatte! — Er wußte nicht, ob diese Stimme jemals ihm wieder erklingen werde; und deutlicher als je warf er sich vor, sein schönstes Glück verscherzt, das Recht darauf verloren zu haben.

Gewiß aber wurde es ihm, daß er hier nicht länger verweilen dürfe, und daß sein nächstes Wanderziel das Vaterhaus war. Der Zufall erleichterte ihm die Entfernung von hier. Er fand in dem Pfarrhause einen Universitätsbekannten, einen Neffen seines alten Pastors, angelangt, der so eben sein letztes theologisches Examen gemacht und nur deßwegen nicht schon früher Schritte gethan hatte, um das Vikariat und die Anwartschaft der Pfarrstelle zu erlangen, weil der Patron ganz unversehens Emil hergebracht hatte. Er kam auch jetzt ohne diese Absicht, gedachte aber anderweitige Förderung des Barons nachzusuchen.

Desto freudiger war er überrascht, als ihm Emil selbst mit der Bitte entgegenkam, vorerst an den nächsten Sonntagen, sodann aber auch, soweit dies von ihnen beiden abhänge, für die Zukunft seine Stelle anzunehmen. Als Hauptgrund gab Emil seinen kürzlich zur Reife gelangten Entschluß an, das Predigtamt von der Wahlliste seiner Zukunft zu streichen; deßhalb sei es ihm Bedürfniß, alsbald persönlich seinem Vater diese vielleicht nicht willkommene Mittheilung zu machen. Am folgenden Tage wolle er dem Baron die Sache vortragen.

Dies führte er denn auch aus, freilich nicht mit ganz rückhaltloser Offenherzigkeit. Er sagte unter Anderem zu dem Baron: „Ich hatte jetzt einen Monat lang Zeit zur Selbstprüfung, unbestochen durch den Reiz des inhaltreichsten Umgangs, da Ihr Haus leer war. Mir fehlt zum geistlichen Berufe noch für lange Zeit das geziemende innere Alter, die würdige Ruhe des Sinnes und der Haltung und vielleicht für immer die geduldige Liebe,

die allein in Lehre und Seelsorge unermüdet und unverbittert ausharren läßt. Ich gehe unter die Drachen — um mit Amadeus Hoffmann zu reden — unter die Dichter und Künstler, zunächst nur als Gehülfe meines alten lieben Organisten daheim. Später wird dem Künstler die Welt offen stehn, wenn er sie sucht und wenn Sie mir die unschätzbare Gunst nicht entziehen, gegen welche ich jetzt vielleicht undankbar erscheine. Doch nein, Sie werden meinen Entschluß würdigen!"

Meinings hatte ihn ausreden lassen und versetzte jetzt: „Ich bin zufriedener mit Ihren geistlichen Leistungen, als Sie selbst, aber darum nicht minder überzeugt von Ihrer Befähigung, für die Musik zu leben und dann auch hoffentlich von ihr, ob ich Sie gleich leider in Ermangelung einer Kapelle nicht zu meinem Kapellmeister machen kann. Ich bin ernstlich durch Ihre Bevorzugung eines für jetzt noch so bescheidenen Berufes überzeugt, daß Sie Ihren wahren Beruf wählen."

Emil schied nach wenigen Tagen im besten Vernehmen von dem Baron und von seiner Gemahlin, die allein die Beziehung ihrer Tochter zu diesem schnellen Abschiede ahnte. Sie theilte jener den wesentlichen Inhalt der eben berichteten Unterredung mit, bei welcher sie gegenwärtig gewesen war. Aus jener Ahnung deutete sie es auch, daß Reinhardine viel früher, als sie erwartet wurde, und unangemeldet in Meiningsstein eintraf und sich gar nicht die Mühe gab, ihre Unruhe, selbst ihren Schmerz darüber, daß sie Emil nicht mehr antraf, ihren Eltern zu verhehlen. Sie sagte freilich nur zu ihrem Vater: „Ich habe mich auf die Nachricht von unseres Doktors Entschlusse aufgemacht, um meinen ganzen Einfluß auf ihn in die Wagschale seiner Wahl zu legen; ich meine, nicht um ihn zweifelhaft an seinem hohen Berufe zur Kunst zu machen, wohl aber um ihn von der Selbsteinkerkerung in einen engen Lebenskreis abzuhalten, die seine Kräfte entweder allmälig lähmen, oder wahrscheinlicher bald zu ungeduldigen Anstrengungen treiben wird, um neue Freiheit, wenn nicht gar neue Knechtschaft zu finden." Sie sprach damit einen Theil der Wahrheit aus.

Die Zerstreuungen und Festlichkeiten in der Residenz hatten nicht hingereicht, um den inneren Zwist zu beschwichtigen, vor welchem sie geflohen war. Um ihn gleichsam mit Gewalt zu betäuben, ging sie in das hohe Spiel um ihr ganzes Lebensglück ein, das ihr des Grafen Bewerbung bot, indem sie seine Aufmerksamkeiten und bald sogar jene Einladung seiner Schwester annahm. Er war zwar viel älter als letztere, aber ein immer

noch jugendlicher Mann von glänzender Außenseite und nicht unbedeutendem Verstande, aber ganz ohne Innerlichkeit und nur im Besitze jener dürftigen Bildung, die eine Menge von Kenntnissen, aber eine träge Scheu vor tieferer Erkenntniß in sich schließt.

Reinhardine konnte schon nach wenigen Tagen, die sie in seiner Gesellschaft bei seiner Familie verlebte, nicht umhin, Vergleichungen mit dem gemiedenen Geliebten anzustellen. Sie fand sich durch den Unterschied so betroffen, daß sie ungerecht gegen den Grafen wurde und seinen Eigenschaften selbst die Anerkennung entzog, die sie verdient hätten, wenn ihr Träger auch nicht das Verdienst gehabt hätte, seine Hand und den Rest seines etwas abgenützten Lebens der parteiischen Richterin zugedacht zu haben. Sie sagte sich zwar vor, daß sie ja entschlossen sei, nur das geziemende, von Verhältnissen und Sitten gestattete Maß des Wohlseins in Anspruch zu nehmen, da ihr nun einmal das Glück versagt sei — der Souffleur im tieferen Herzensgrunde korrigirte: da sie sich nun einmal das Glück versage. Der Zweifel an ihrer Kraft zur Durchführung dieser Versagung ließ sie vorsichtig der formellen Erklärung des Grafen ausweichen und seinen Annäherungen fortwährend Grenzen ziehen.

Die Unabhängigkeit, die sie sich durch diese kühlere Haltung bewahrte, ließ sie leichteren Muthes, als ihrer Mutter Brief ankam, ihre unverzügliche Abreise beschließen und überhob sie der Verbindlichkeit, die Beweggründe derselben einer offenen Diskussion zu unterwerfen oder gar jenen Brief vorzulegen. Völlig klar über diese Beweggründe war sie sich selbst nicht. Sie wußte nur bestimmt, daß Emils Verlust ihr des Grafen Gewinnst jetzt unerträglich machte. Aber von dem, was sie nun wollte, stand nur die Absicht deutlich vor ihr, Emil in Meiningsstein zurückzuhalten, nicht aber die Mittel, wodurch sie dies bewirken sollte.

Bei ihren Gastfreunden gestattete sie sich die Unwahrheit der Aussage: ihre kränkliche Mutter fordere zwar in dem eben angekommenen Briefe ihre Anwesenheit daheim nicht, bedürfe deren aber in hohem Grade, wie sie aus der ganzen Abfassung des Briefes ersehe. Jedenfalls lasse ihr selbst dieser Gedanke keinen Augenblick der Ruhe mehr. Ebenso unwahr war ihr Abschiedswort: „Auf baldiges heiteres Wiedersehen!"

Der Geist, der sie zu Emil nach Meiningsstein gerufen hatte, rief sie ihm nach in weitere Ferne. Dort, wo sie ihn zuerst gesehen und gewonnen hatte, wollte sie ihn wiedersehen und wiedergewinnen — auf ihrem

Familiengute zu Poltendorf. Er würde die Einladung ihrer Eltern dorthin nicht ausschlagen können, noch wollen, hoffte sie; daß das Parterre im Edelhofe ältere Ansprüche an Emils Besuch hatte, als die Herrenwohnung in der Beletage — daran dachte sie nicht, noch weniger an die Möglichkeit, daß diese älteren Ansprüche nähere gewesen waren und wieder werden könnten.

Aber wie Blitze trafen diese unvorbedachten Thatsachen und Möglichkeiten ihr Herz, als sie nur etwa eine Woche später in Poltendorf eingetroffen war und Friederike erblickte, mit dem größten Erstaunen nicht sowohl über diese, als über sich selbst. „Wie war es möglich, sagte sie mit offenherziger Unparteilichkeit zu ihrer Mutter, „daß ich („daß er", lautete in ihr eine schwerere Frage) diese unter Küchenkräutern und Feldblume so wunderbar erblühte Rosa Thea übersehen konnte, als ich vor einem Jahre hier war? Denn in so kurzer Frist kann sie nicht erst aus unscheinbarer Knospe sich so reich und zart entwickelt haben!"

Und doch hatte dieses eine Jahr manche Wandelungen an Friederiken hervorgerufen. Ihr Wuchs war höher und noch schlanker als früher geworden, die frische Rundung ihres Gesichtes zum zarten, minder lebhaft gefärbten Ovale; und ein tieferer Ernst in dem ganzen Ausdrucke ihres Gesichtes wurde durch den freundlichen Aufblick ihrer seelenvollen Augen nur gemildert, nicht aufgehoben.

Wir haben noch nachzutragen, daß Reinhardine ihre Eltern durch eindringliches Zureden bestimmt hatte, mit ihr nach Poltendorf zu reisen, um mit ihr gemeinsam Emils Lebensplänen wo möglich eine heilsame Wendung zu geben. Um jedoch nicht das ganze Gewicht ihrer Theilnahme zu verrathen, hatte sie ihre Mutter an die Pracht der Wälderfarben im Frühherbste erinnert und alles zur Geltung gebracht, was jener bei dieser Reise anziehend und ersprießlich sein konnte.

Emil war von den Seinen zwar nicht liebevoller, aber heiterer, als er erwartet hatte, empfangen worden, und gegen seine Vermuthung fand seine Berufswahl keinen Widerspruch. Weder rieth ihm sein Vater ab, die unter so günstigen Auspizien beschrittene Predigerlaufbahn zu verlassen, noch gedachte sein Oheim, ihn für die Dauer an den kleinen Ort und an die beschränkte Ausübung der Kunst zu fesseln. „Der Tonkünstler," sagte der Organist zu seinem Jünger, „bedarf des wechselnden Aufenthaltes. Bald in großen Städten, wo die vollstimmige und in der Ausführung technisch vollendete Darstellung der Tonstücke sie ihm in Lebensgröße und in

allen ihren Farben vorführt. Bald aber auch auf dem stillen Lande, nicht bloß um sich durch die schönere Fülle und die unmittelbarere Berührung der Natur zu eigenen Schöpfungen begeistern zu lassen; sondern auch um sich ruhiger und in beliebiger Wiederholung jeder Einzelheit in die Tiefen fremder Schöpfungen zu versenken. Hier muß deßhalb das Klavier seine stete Gesellschaft sein."

So fest aber auch jetzt Emil von seiner Bestimmung zur Tonkunst überzeugt war und so eifrig er auch seit seiner Rückkunft mit dem Oheime musizirte, so klang ihm doch immer stärker wieder jenes fragende Echo nach: „Ohne Liebe?" — Die Antwort auf diese Frage, Ja oder Nein, mußte er in Poltendorf finden, dies wurde seinem liebebedürftigen Herzen stündlich gewisser. Aber obgleich dort kein Wort gegeben und gebrochen worden war, so wies ihn doch ein Cherub von der Pforte dieses Paradieses zurück. Er lebte noch einmal im Geiste jede Stunde durch, die er seit der Probepredigt mit Friederiken zugebracht hatte, und glaubte jetzt, ihre Zurückhaltung gegen ihn in den letzten Stunden nicht auf Herzenskälte deuten zu müssen.

Den gordischen Knoten durchhieb eine wie vom Himmel herabfallende Einladung des Barons zum Mittagessen nach Poltendorf. Emil glaubte seinen Augen nicht, aber Vater und Oheim lasen denselben Namen und fanden sich miteingeladen. „Zu unserer einfachen Mahlzeit," schrieb der Baron verbindlich an alle Drei, „müssen Sie mir und den Meinen, mit welchen ich hier den Abschied des Sommers feiern will, die rechte Würze in Köpfen und Herzen mitbringen."

Dieser Einladung war nur Ein Tag der Ruhe nach der Reise vorausgegangen, für Reinhardine freilich vielmehr ein Tag der größten Unruhe, die sich auch Friederiken mittheilte, als diese erfuhr, wer mit ihr und ihren Eltern am folgenden Tage bei dem Baron zu Gaste sein werde. Ihre Unruhe wuchs sogar fieberhaft, als sie jetzt erst erfuhr, daß Emil ganz von Meiningsstein abgegangen sei und vorläufig in seiner Heimat bleiben werde.

Bei dieser Gelegenheit verriethen sich die Nebenbuhlerinnen beide einander. Reinhardine erreichte zwar durch die persönliche Mittheilung dieser Neuigkeiten ihren Zweck: deren Eindruck auf Friederikens Gemüth zu beobachten; wurde dadurch aber selbst so erregt, daß Friederike auch ihre Spannung auf diese Zusammenkunft bemerken mußte, obgleich dieselbe angelegentlich mit der Aufgabe beschäftigt war, ihr eigenes Hangen und

Bangen zwischen zwei sehr entgegengesetzten Empfindungen zu maskiren. Wir müssen übrigens beiden jungen Seelen nachsagen, daß sie sich bei diesem gewissermaßen feindlichen Recognosciren und Ausforschen in unverhoffter Weise theilnehmend näher traten. Sie erkannten sich, ohne dies auszusprechen, als Leidensschwestern.

Reinhardine hatte Selbsterkenntniß und eigenes Schuldbewußtsein genug, um Emil zum Voraus von aller Schuld freizusprechen, wenn er ihr dieses einfache Landmädchen vorziehen würde, für welches sie selbst eine unbegreiflich schnell und warm erwachsene Zuneigung empfand. Und Friederike errieth, daß zwischen jenen Beiden Dinge vorgefallen sein mußten, die Emil zur Flucht getrieben hatten, Reinhardine zur Verfolgung oder doch, wie sie vermuthete, zu dem Versuche, den Flüchtling wieder zu gewinnen. Dazu wäre sie zu stolz gewesen; aber sie sagte sich, daß ein äußerlich und innerlich so reich begabtes Wesen, wie jene, an Emil unendlich viel verloren haben mußte, um solche Schritte zu thun — und so gewann Reinhardine ihr Mitgefühl. „Ich aber," damit schloß ihr Selbstgespräch, „werde ihr die Wiedergewinnung des Flüchtlings wahrlich nicht mißgönnen und noch weniger ihn zurückzuhalten suchen, wenn er wieder zu ihr zurückkehren will!"

Reinhardinens Monolog lautete: „Ich will nur sein Glück entscheiden helfen, nicht meines, das meine eigene Schuld von dem seinen getrennt hat. Aber prüfen will ich sein Herz, ob es meine Schuld vielleicht doch vergessen hat, und dann es nicht zum zweitenmale kränken!"

Aber auch Emil rüstete sich sorgsam zu dem wahrscheinlichen Stande zwischen zwei Feuern, gleichviel, ob die Doppelglut eifersüchtiger Liebe ihn bedrohe, oder ob diese, in Haß verwandelt, ihn zum Märtyrer der Freiheit machen werde, die er — freiwillig oder nicht — bis dahin der Liebe vorgezogen hatte.

An dem entscheidenden Tage hütete sich Friederike wohl, Emil schmollend zu empfangen, um ihm nicht ihre alten Ansprüche zu verrathen. Reinhardine hielt sich und ihn zu hoch, um mit sentimentalen Mienen ihm ihre Reue anzudeuten. Beide übertrafen seine und ihre eigene Erwartung durch eine, freilich nicht ganz naive Munterkeit und durch eine gehobene Stimmung, die sie in jede Tonart des Gesprächs, nach ihren verschiedenen Naturen mehr und minder lebhaft, eingehn ließ. Reinhardine ließ alle Funken ihres Geistes sprühen; ihr Vater, der in der vergnügtesten Laune war, stand ihr nach Kräften bei, und Emil, der eine ihn anfangs noch bedrückende

Befangenheit ganz überwunden hatte, rief seine besten Geister wach, um mit Witz und Ernst dem Vorwurfe der Wandelbarkeit zu begegnen, der von allen Seiten zunächst gegen seine Berufswahl und die ihr vorausgegangenen Proben gerichtet wurde, aber im Munde seiner jungen Nachbarinnen noch eine geheime Nebenbedeutung erhielt.

Es wurde ihm denn doch wunderlich zu Muthe, indem er annehmen durfte, daß die auf den Wangen und in den Augen beider Schönen aufschlagenden Flammen durch seine Gegenwart entzündet waren. Zu einem Don Juan fühlte er sich nicht geschaffen, wenigstens prophezeite ihm sein Debut keine Meisterschaft in dieser Rolle, und er gestand sich bescheiden, daß nur sein gutes Glück ihm heute zwei so holde Freundinnen an die Seite führe, wo er eher Feindinnen erwartet hätte. Schon aus Zartgefühl gegen Reinhardine vermied er, ihr den Vorzug allzu bemerklich zu machen, den sein Herz entschieden Friederiken zuerkannte. Jener aber verrieth der Tastsinn des Herzens, daß Emils wärmste Blicke und Worte, wenn sie auch keineswegs ausschließlich Friederiken zugewandt waren, doch nur dieser galten.

Er hatte Reinhardine zu Tische geführt, und als die Gesellschaft zum Kaffee in den Garten geladen wurde, reichte er ihr wiederum den Arm, ohne den Versuch zu machen, Friederike wieder herbeizuziehen, die sich übrigens absichtlich entfernte und sich im Hause noch zu schaffen machte. Jene beiden schlugen gerne einen kleinen Umweg im Garten ein, auf welchem sie, ohne aufzufallen, ein laut begonnenes Gespräch etwas leiser fortsetzen konnten, das sich auf Emils zunächst vorgezeichneten Wirkungskreis bezog.

Reinhardine hatte nicht die Wahl seines Berufes getadelt, sondern die engen Schranken, in welche er ihn und sich selbst bannen wolle. Er hatte dagegen mit Wärme das Stillleben in der Heimat seiner Kindheit und Jugend gepriesen. „Aber," sagte jetzt Reinhardine, „malt Ihnen nicht Phantasie und Neigung, und zwar mannigfache Neigung — sie versuchte zu lächeln — den kleinbürgerlichen Kreis ins Schöne?" — „Wo ist das Kleinbürgerthum nicht zu Hause?" fragte Emil dagegen. „Jedoch kann man ihm wohl an bevölkerteren und minder abgeschlossenen Orten eher ausweichen oder einen Ersatz dafür finden. Ueberdies bin ich ja gar nicht gesonnen, der größeren Welt unbedingt und für immer zu entsagen; ich werde ihr nicht fremd, sie mir nicht unzugänglich werden." — „Aber wenn Sie sich hierin täuschten? Wenn Sie den Ausweg aus dem beengenden Kreise

gerade dann am wenigsten finden, wenn Sie seine Enge empfinden?" Sie wurde immer ernster, indem sie sprach.

Emil entgegnete: „Selbst in diesem Falle, den ich nicht voraussetze, würde ich dem beengenden Zauberkreise diese Eigenschaft verzeihen, weil ich in ihm mich selbst wiedergefunden habe und den Frieden meiner Jugend!" — „Sagen Sie offener: und die Liebe meiner Jugend!" Sie sagte dies ohne Bitterkeit, mit leiserer, bebender Stimme. — Emil sah ihr bewegt in die schönen, jetzt etwas getrübten Augen. „Meine erste Liebe," setzte er ihre in seine Seele gesprochenen Worte fort, „die ich undankbar vergessen hatte, um ein gleiches, aber verdienteres Schicksal für die zweite einzutauschen."

Ein Strahl wehmüthiger Freude, die höher war, als bloße befriedigte Eitelkeit flog über Reinhardinens Züge. „So darf sich," fragte sie mit einer ihr früher fremden Ergebung, „das Herz, das ein Kleinod unwiderbringlich verscherzte, so darf es sich zuletzt doch mit dem Bewußtsein trösten, es wirklich einmal besessen zu haben?" Beider Blicke begegneten sich in dem milden Glanze einer Versöhnung, welche an die Stelle der leidenschaftlichen, in Kämpfen nicht bestandenen Neigung, die sie früher verbunden hatte, eine ruhigere, aber dauernde verhieß.

Sie waren jetzt wieder bei der Gesellschaft angekommen, bei welcher nur Friederike fehlte. Reinhardine fragte nach ihr und erfuhr, daß sie noch im Hause verweile. Sie ging hinein, um sie abzuholen, wie sie sagte.

Friederike hatte sich, voll Sehnsucht nach Einsamkeit, für einige Minuten in ihr Zimmer zurückgezogen und verlor sich in einem Gedankenlabyrinth, aus dem sie keinen genügenden Ausweg finden konnte. Sie hatte wohl bemerkt, daß Emils Augen oft die ihren suchten und seine Worte ihr Herz; aber noch wußte sie nicht, welchen Antheil fortan Reinhardine an seinem Herzen haben werde. Daß sie ein Recht auf dasselbe gehabt habe, war ihr unzweifelhaft, daß sie es wieder verscherzt hatte, wahrscheinlich; aber ihrem reinen Herzen lag der selbstsüchtige Wunsch ferne, daß Beide für alle Zukunft einander wildfremd oder gar feind sein sollten. Ja, sie hatte in der kurzen Zeit Reinhardine, deren Entgegenkommen nicht ihrer Eitelkeit, sondern ihrem Herzen wohlthat, so lieb gewonnen, daß jede Härte Emils gegen jene sie zu seiner Gegnerin gemacht haben würde. Diese schönen Empfindungen mochten freilich Hand in Hand mit der Ueberzeugung erwachsen, daß denn doch Emils allerwärmste Neigung für immer und ausschließlich zu ihr selbst zurückgekehrt sei.

Und in dieser Ueberzeugung bestärkte sie Reinhardine, die jetzt zu ihr eintrat und, als sie ihr entgegenkam, sie mit einemmale umarmte und dabei nur sagte: „Wir haben Beide gewonnen, Sie einen Geliebten, dem Sie gewiß stets die Einzige sein werden; ich hoffentlich einen Freund, dessen besten Herzensantheil ich neidlos im Besitze meiner theuren Freundin sehen werde — denn diese werden Sie mir doch von heute an bleiben?"

Friederike konnte ihr nur durch eine stumme Umarmung antworten; auch zog jene sie sogleich fort. Beide traten Hand in Hand in den Garten. Ihre ganze Erscheinung ließ Emil an Liebe und Freundschaft zugleich glauben, also an eine Zweiheit des Herzensglückes, die auch dem besten Christen gestattet ist. Er fühlte sich dieses Doppelglückes nicht ganz werth, sondern nahm es als ein Gnadengeschenk gütiger Götter an.

Statt der früheren lauten Munterkeit herrschte jetzt ruhige Gemüthlichkeit in der Unterhaltung vor. Emil machte keinen Versuch, Friederike allein zu sprechen, auch nicht einmal beim Abschiede. Eigentlich nahm er gar keinen Abschied von beiden Freundinnen, um nicht alte Schmerzen und Vorwürfe aufzuregen und um noch kein Recht auf das neue Glück in Anspruch zu nehmen. Aber als er, von Sehnsucht erfüllt, schon am folgenden Tage wiederkehrte, war es Reinhardine, die ihn im Garten empfing und nach einem neuen Gespräch zu Friederiken führte. Das erste offene, innige Wort erschloß jetzt die beiden Herzen, und das Glück ging für sie auf, um niemals wieder zu versinken.

Sagen aus der Bretagne.

Von

Claire von Glümer.

VII.

Die versunkene Stadt.

Als König Gralon, der große Held, von seinen Kriegsfahrten heimkam, dachte er daran, einen Ruhesitz für seine alten Tage zu gründen, und keine Stelle seines Reiches schien ihm dazu passender zu sein, als jene westliche Spitze der Bretagne, welche heut zu Tage die Pointe-du-Raz genannt wird.

Dies Vorgebirge, das jetzt nur eine nackte, zerklüftete Felsmasse ist, durch deren Schluchten sich die Flut brüllend ihren Weg bahnt, war damals von einem Streifen des fruchtbarsten Landes umgürtet. Am Fuße der Bergwand, die vor dem Ostwinde Schutz gewährte, gediehen die köstlichsten Früchte, in den kleinen Buchten ringsumher gab es Ueberfluß an Fischen, sowie manchen vortrefflichen Ackergrund, und die heilige Insel Sein — wohin sich die alten bretagnischen Götter vor dem Christenthume geflüchtet hatten — sah man von dieser Küste aus beständig vor Augen. Dennoch hatte kein Mensch gewagt, sich an diesem gesegneten Ufer niederzulassen, weil ein gewaltiger Meermann hier jeden Abend seinen Spaziergang machte. An und für sich war dieser Meermann zwar ein friedlicher, umgänglicher Geselle, aber er hatte die fatale Gewohnheit seinen langen Mantel nicht ordentlich zusammen zu nehmen, wenn er aus dem Wasser stieg, und so zog er mit seiner Schleppe bald eine Masse von Land, Seetang und Gethier hinter sich her, bald einen Wogenschwall, der jeder menschlichen Ansiedelung verderblich gewesen wäre.

Aber König Gralon wußte sich zu helfen, denn er war ein ebenso

kluger als tapfrer Mann, und wenn die eigne Klugheit nicht ausreichte, wendete er sich an den heiligen Nomenoé, d. h. er verbrannte ihm zu Ehren eine Wachskerze. Sobald der Heilige droben in seiner Herrlichkeit den Duft derselben spürte, sah er auf die Erde herunter nach seinem treuesten Diener, dem König der Bretagne, und gewährte ihm Hülfe oder Rath, wie er es eben brauchte. Auch des Meermanns wegen zündete Gralon eine Kerze an; die Eingebung Nomenoés ließ nicht auf sich warten, und schon am nächsten Tage ging der König ans Werk.

Sobald es Abend wurde, begab er sich nämlich ganz allein nach dem Strande, wo der Meermann gewöhnlich spazieren ging, setzte sich auf eine Klippe, stützte die Ellbogen auf die Knie, legte den Kopf in beide Hände und starrte mit finstern Blicken auf das Meer hinaus. Nach kurzer Zeit fing es an in der Tiefe zu rauschen, es stieg höher und höher, und im Mondenschein sah der König daß ein riesiger Kopf aus den Wellen auftauchte. Die Augen waren so groß, wie des Königs goldner Schild, im Munde hätte ein Ritter sammt seinem Rosse Platz gefunden, und wenn das Ungethüm athmete, klang es, als ob der Sturm zwischen den Klippen heult und pfeift. Aber der König blieb so unbeweglich sitzen, als ob er den Meermann gar nicht sähe, und während dieser anfing am Strande auf und ab zu spazieren, wobei er aus seiner Tasche einen Fisch nach dem andern hervorzog und verzehrte, starrte Gralon noch immer aufs Meer hinaus. Erst als ihm die Schleppe des Meermanns so nahe kam, daß sie ihn beinahe in die See hineingefegt hätte, fuhr er auf und fragte zornig, was das zu bedeuten hätte? — Der Wasserriese, der gern mit jedermann in Frieden lebte, erschrak nicht wenig, als er den König erkannte. So höflich als möglich bat er ihn um Verzeihung, um ihn zu versöhnen bot er ihm sogar von seinen Fischen an. Aber der König dankte, setzte sich wieder auf die Klippe und nahm eine so betrübte Miene an, daß der Meermann seine Traurigkeit bemerkte und sich nach dem Grunde derselben erkundigte.

„Ich habe einen kostbaren Zauberschlüssel verloren!" antwortete Gralon. — „So will ich dir suchen helfen," sagte der gefällige Meermann. Der König erwiderte, daß er ihm für seinen guten Willen sehr dankbar wäre. „Die Sache ist aber schwieriger als du denkst," fügte er hinzu, „denn der Zauberschlüssel ist in den unergründlich tiefen See gefallen, der dort oben auf den Bergen liegt." — Der Meermann schnitt eine fürchterliche Grimasse und entgegnete, das wäre freilich sehr unangenehm, aber um

Gralon gefällig zu sein und um seine Unachtsamkeit von vorhin wieder gut zu machen, wollte er seinen Widerwillen vor süßem Wasser besiegen und den Schlüssel aus der Tiefe heraufholen.

Der König schien über dieses Anerbieten sehr erfreut zu sein; er versprach dem Riesen alles Mögliche zum Lohn, wenn er ihm den Talisman wiederbrächte, und bat ihn endlich, sich gleich darnach umzusehen; denn er würde weder schlafen noch essen können, versicherte er, bis der Schlüssel wieder in seinen Händen wäre. Der Meermann war's zufrieden. Er lud den König ein, sich auf seinen Zeigfinger zu setzen, der genau so breit war, wie ein Pferderücken, und kaum hatte sich Gralon festgesetzt, als der Riese von einer Stufe des Bergabhangs zur andern mit einer Leichtigkeit emporstieg, als wie unsereins zur Treppe hinaufgeht. Im Nu waren sie oben und standen am Ufer des See's der im Mondlicht glänzte.

Der Meermann ließ den König vom Finger steigen, sah das stille Gewässer eine Weile bedenklich an, schnitt wieder eine Grimasse, schüttelte sich, stürzte sich dann aber kopfüber in die Flut, daß sich der See in Wellen aufbäumte — und der König rieb sich vergnügt die Hände, trat dicht ans Ufer und horchte in die Tiefe hinunter.

Es währte auch gar nicht lange bis sich die Donnerstimme des Meermanns wieder hören ließ. „Ich finde nichts!" schrie er vom Grunde herauf. — „Brauchst dir auch weiter keine Mühe zu geben," erwiderte Gralon lachend, „habe nur deine Gefälligkeit erproben wollen. Der Schlüssel hängt gut verwahrt an der goldnen Kette, die neun mal um meinen Hals geschlungen ist. Aber bleib nur unten, heraus kommst du doch nicht wieder," fügte er lachend hinzu, als der Riese mit gewaltigem Schnauben herauf gestiegen kam.

Das stille Wasser war nämlich ein Zaubersee, der alles festhielt, was einmal darin untertauchte, bis das Schleusenthor mit dem goldnen Schlüssel des Königs geöffnet wurde.

Der Meermann gerieth in furchtbare Wuth, als er die Wirkung des Zaubers spürte. Er fuhr im Wasser umher, daß die Wellen hoch in die Höhe spritzten, und sein Athem fegte wie Sturmwind von einem Ende des See's zum andern. Er mußte sich jedoch bald überzeugen, daß alle seine Riesenkraft nicht im Stande war, den Bann zu brechen, und so ging er endlich zu Bitten und Vorstellungen über. Vergebens aber bot er das reichste Lösegeld, vergebens versprach er, nie wieder an dem Ufer spazieren

zu gehen, das Gralon in Besitz nehmen wollte, vergebens stellte er ihm vor, daß es eines Helden unwürdig wäre, so zu verfahren. St. Romenoé hatte die Eingebung geschickt, dem Könige blieb also nichts weiter übrig als ohne Zaudern und Klügeln danach zu thun. Nachdem er seinen ungestümen Gefangnen noch einmal zur Geduld ermahnt hatte, kehrte er fröhlich heim, dankte seinem Schutzpatron durch ein paar kolossale Kerzen und ließ sogleich mit dem Bau der neuen Hauptstadt beginnen.

Gewiß hat die Bretagne noch heut zu Tage ein Recht auf ihre Städte stolz zu sein — auf das alte Rennes, auf das Felsennest St. Malo, auf das wunderreiche Quimper-Corentin und auf viele andre Ortschaften — aber nehmen wir auch alles zusammen, was diese an Wundern oder Seltenheiten aller Art enthalten, es ist nichts im Vergleich mit der Pracht, die sich in Keris oder Is, der neuen Stadt König Gralons, entfaltete. Ihr Ruhm verbreitete sich bald durch alle Länder der Welt, und noch jetzt, nach mehr als tausend Jahren, weiß das Volk von ihrer Herrlichkeit zu erzählen.

Dabei wurde diese Wunderstadt schneller fertig, als die ärmlichste Hütte, denn König Gralons Tochter, die Prinzessin Ahès war in allerhand Zauberkünsten erfahren, und wenn ihr Vater sagte: „Hier soll ein Schloß mit hundert Thoren stehen und dort eine Kirche mit Thürmen so hoch wie der Mont Menèbre," zog sie mit ihrem Stäbchen nur einen Kreis um die bezeichnete Stelle, dann stand das Gebäude da. Auch der prächtige Hafen, der viele hundert Schiffe beherbergen konnte, Brücken, Terassen, Mauern und Thore entstanden auf dieselbe Art; kein Baumeister der Welt hätte so zierlich und zugleich so fest zu bauen vermocht, wie der Stab der Prinzessin.

Den frommen Gralon beschlich zwar dann und wann ein leiser Zweifel, ob das alles auch in der Ordnung wäre, d. h. ob nicht etwa die Verbannten von der Insel Sein dabei die Hand im Spiele haben könnten, aber da er vom heiligen Romenoé noch keinen Aufschluß darüber erhalten hatte — Gralon hatte sich wohlweislich gehütet seinen himmlischen Schutzherrn danach zu fragen — gab er sich immer wieder zufrieden, und nach kurzer Zeit war er so an die neue Stadt gewöhnt, daß er nicht begriff, wie er jemals im Stande gewesen war, ohne sie zu leben.

Es war aber auch ein lustiges Treiben in der neuen bretagnischen Hauptstadt — lustiger als es sich für den Hof eines christlichen Königs geziemt. Gralon selber that freilich nichts, was ihm den Unwillen Romenoés

zuziehen konnte, denn wenn es auch vorkam, daß er hin und wider seinem goldnen Humpen zu häufig zusprach — oder daß er im fröhlichen Verkehr mit den Gästen, die aus allen Ländern der Welt herbeiströmten, seine Regierungsgeschäfte versäumte, oder im Jähzorn einem Diener die Rippen zerbrach, oder um seiner Prachtliebe zu fröhnen, die Abgaben des Volkes übermäßig erhöhte, so that er dafür Buße, wie sich's gebührt. Prinzessin Ahès dagegen ergab sich ohne Scheu dem sündhaftesten Leben. War der König zu Hause, so ging sie zwar, wie er befohlen hatte und wie er selber that, jeden Morgen zur Messe und an hohen Festtagen machte sie den Kirchen Geschenke, oder lud die Geistlichkeit zur Tafel; aber so oft sich der König auf einem seiner Eroberungszüge befand, gab es für seine Tochter weder Kirchen noch Priester, und von der Gesellschaft, die sie dann um sich versammelte, mußten die Himmlischen ihre Blicke mit Schaudern abwenden.

Sobald nämlich des Königs Schaaren in den Bergen oder seine Segel am Horizonte verschwunden waren, ließ die Prinzessin eine Fahne aufziehen, ein Zeichen, welches ihre Freunde wohl verstanden, denn kaum war es gegeben, so steuerte ein Schiff von der Insel Sein nach Keris herüber. Es war in Gestalt eines Drachens erbaut, und während es leicht und sicher wie kein andres Schiff der Welt, zwischen den Klippen über die Flut dahin schoß, klang es in so seltsamen Tönen daraus hervor, daß es wie ein Wettgesang mit Wind und Wogen anzuhören war. Es trug eine Schaar von Männern und Weibern an den Strand, und sobald sie ausgestiegen waren, schwamm es allein nach der Insel zurück, während seine Insassen nach dem Palaste der Prinzessin zogen.

Lautlos mit gesenkten Blicken gingen sie durch die Straßen; wer ihnen begegnete wich zur Seite, bekreuzte sich oder verhüllte das Gesicht, denn diese großen, von grau-weißen Nebelschleiern umhüllten Gestalten, mit den sichelförmigen Messern in den Händen, waren Priester und Priesterinen der vertriebenen Götter, berüchtigte Zaubrer, weise Frauen, die vor der Macht des Kreuzes geflüchtet waren und jetzt auf kurze Zeit in ihre Heimat zurückkehrten. Aber sie kamen nicht um Buße zu thun, oder um an der Stätte vergangner Herrlichkeit zu trauern; denn kaum hatten sie die Schwelle des Palastes überschritten, kaum waren die Thore desselben hinter ihnen geschlossen, so begann der Jubel ihrer Feste. In den Höfen des Königsschlosses flammten Feuer auf; unter den Thoren strömte das Blut der Opferthiere hervor; mit den emporwirbelnden Rauchsäulen stieg der Geruch

verbrannten Fleisches — der den Heiligen von jeher ein Gräul war — zum Himmel auf; und dazu wurden heidnische Gesänge gesungen, Orakel gesprochen, Zaubertränke gebraut, böse Träume, Krankheit, Mißwachs, Unheil aller Art ersonnen und in die Welt gesandt.

Und war das geschehen, so wurde der Jubel noch lauter, die Mauern der Christenstadt widerhallten von Lachen und Singen der Heidenschaar, und oft zog der ganze Troß, von Lust und Wein berauscht, um Mitternacht durch die stillen Straßen, tanzte mit Fackeln in den Händen um die Kirchen und verhöhnte die Heiligen, die indessen alle Hände voll zu thun hatten, um ihre Getreuen vor den Anschlägen der Zaubrer zu schützen.

Aber die Himmlischen ernteten schlechten Dank. Die Bewohner von Keris gewöhnten sich mehr und mehr an das heidnische Wesen. Die Neugier überwand den Abscheu und die Habsucht erstickte das Gewissen. Als die Prinzessin anfing bei jedem ihrer Gelage Säcke voll Geld aus dem Fenster zu schütten, drängte sich alles herbei, um den rechten Augenblick nicht zu versäumen. Wurde dem harrenden Volke die Zeit zu lang, so sang es die Lieder mit, die im Innern des Palastes angestimmt wurden — eine Nacht nach der andern verging in dieser Weise, was Wunder, daß Tags über niemand Zeit fand zur Kirche zu gehen!

Kam Gralon wieder, so wurde freilich manches anders. Das Gelichter von der Insel Sein zog auf seinem Drachenschiffe heim, die Höfe wurden von Blut und Asche gesäubert, die Prinzessin ging wieder zur Messe, und das Volk ahmte ihr nach — aber das Volk, wie die Prinzessin sehnten sich nach einer baldigen Wiederkehr der unterbrochnen Feste. — Der König bemerkte wohl, daß nicht alles so war, wie es sein muß; die Geistlichkeit ließ allerlei Winke fallen, eines Morgens fand Gralon in seinem Palaste das Opfermesser eines heidnischen Priesters, und ein andres Mal, als er vom Sturm getrieben, ungewöhnlich rasch an die heimische Küste gelangte, sah er das Drachenschiff vom Strande stoßen und nach der Insel Sein hinübersteuern — aber der gute König hatte so viel zu denken und zu thun; er hatte wahrlich nicht Zeit, sich auch um solche Dinge zu kümmern. Außerdem fürchtete er sich vor seiner Tochter, und endlich verließ er sich auf St. Nomenoé.

Warum die Heiligen, und St. Nomenoé insbesondre, dem Unheil, das über Keris hereinbrach so ruhig zusahen, möchte schwer zu erklären sein. Die größten Gelehrten haben sich vergebens den Kopf darüber zer-

brochen. Gewiß ist nur, daß die Geduld der Beleidigten endlich erschöpft war und daß sie sich der Sünder selbst bedienten, um die Sünde zu strafen.

Prinzessin Ahès hatte einen Geliebten unter den heidnischen Priestern, und er war ein so stolzer, herrschsüchtiger Mann, daß er sogar die stolze Ahès zwang in allen Dingen nach seinem Willen zu thun. Sie hatte ihm nach und nach des Vaters beste Kleinodien gegeben, hatte ihm alle Geheimnisse desselben anvertraut, und hätte der Unhold das Leben des Königs verlangt — Ahès wäre kaum im Stande gewesen seinem Befehl zu widerstehen. Das verlangte er indessen nicht — er wollte nur wissen, was im Grunde des Zaubersees verborgen wäre.

Zuweilen, wenn man am Ufer desselben hinging, hörte man in der Tiefe einen herzzerreißenden Seufzer, oder ein zorniges Schnauben, oder gar einen lauten Schrei. Zuweilen schoß es auch in die Höhe, wie ein gewaltiger Fisch, ein paar ungeheure Augen funkelten aus dem Wasser hervor; aber sobald sich ein Menschenantlitz zeigte, verschwand das fremdartige Geschöpf, und weder Bitten noch Drohungen waren im Stande es wieder heraufzulocken.

„Ich kann dir nicht sagen, was es ist. Mein Herr Vater, der König, hat streng verboten darnach zu forschen," antwortete die Prinzessin, so oft ihr Liebhaber fragte; aber ihr selbst ging die Neugier nach und nach so ins Blut, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe davor hatte, und als ihr Geliebter wieder einmal versicherte: er könnte weder an ihre Zärtlichkeit, noch an ihre Zauberkunst glauben, wenn sie nicht einmal die Geheimnisse des Sees zu erforschen vermöchte, — nahm sie sich vor, dem Befehle des Königs und seinem Zorne zu trotzen. „Sobald mein Vater heimkehrt," sagte sie, „will ich ihm den Schlüssel entwenden, der das Schleusenthor öffnet; dann wollen wir miteinander sehen, was das stille Wasser verbirgt."

Gesagt gethan; sobald der König heim kam, ging die Prinzessin ans Werk. Sie berührte die Wachen mit ihrem Zauberstabe, daß sie in tiefen Schlummer verfielen, schlich sich in die Kammer des Königs, der den Schlaf des Gerechten schlief, nahm ihm die Schlüssel vom Halse, traf ihren Geliebten, wie sie verabredet hatten, und ging mit ihm zum Zaubersee hinauf.

Es war wieder eine so schöne Nacht wie damals, als König Gralon den Meermann verlockte. Wieder schimmerte der See im Mondenscheine, ringsumher war jeder Strauch, jeder Grashalm sogar zu sehen, und die Wandrer brauchten nur den Kopf zu wenden, um hinter sich in der Tiefe

das prächtige Keris mit seinen starken Mauern und leichten Thürmen zu erkennen. Aber sie blickten sich nicht um, alle ihre Gedanken waren auf den See gerichtet, aus dessen Grunde die Klage des gefangenen Riesen herauftönte. „Wer jammert da unten?" rief die Prinzessin, indem sie ans Ufer eilte, aber da sie wie gewöhnlich keine Antwort erhielt, schob sie den goldnen Schlüssel ohne Säumen in das Schleusenthor ein, und sogleich begannen die ungeheuern Thürflügel zu knarren und sich in ihren Angeln zu drehen.

Der Meermann hatte den Ton gehört; er sprang von seinem Schilflager auf, warf sich mit aller Macht gegen das Thor, daß es krachend auffuhr und stürzte schnaubend und brüllend mit glühenden Augen daraus hervor. Prinzessin Ahès stieß einen Schrei aus, von dem Strand und Meer widerhallten. Sie faßte die Hand des Geliebten und zog ihn, alle ihre Zauberkraft zusammen nehmend, in rasender Eile den Abhang hinunter. Der Riese sprang in gewaltigen Sätzen hinterdrein. Sein langer Mantel hatte die Wasser des Sees von Grund aus aufgewühlt und fortgerissen. Wie ein ungeheurer Wasserfall stürzten sie von einem Absatz der Bergwand zur andern und geradeswegs auf Keris zu.

Glücklicherweise hatte der Angstschrei der Prinzessin den König geweckt. Als die beiden Flüchtlinge den Palast erreichten, sprengte Gralon bereits auf seinem schwarzen Rosse dem Thore zu. Mit verzweifelter Anstrengung eilte Ahès hinter ihm her, denn näher und immer näher hörte sie das Schnauben des Riesen und das Toben der Gewässer. Schon donnerte die Flut an die Mauern der Stadt, und jetzt drang der Riese hinein — die Erde bebte unter seinen Schritten, die Lüfte widerhallten von seinem Wuthgeschrei, Häuser, Paläste, Kirchen stürzten unter seinen Faustschlägen krachend zusammen und begruben die Einwohner der unglücklichen Stadt, und endlich stürzten sich die Wasser des Sees mit solcher Gewalt darüber hin, daß sich der ganze Landstrich von der Felsenwand löste und ins Meer versank.

Obwohl das Werk der Zerstörung in wenigen Minuten vollendet war, hatten die Flüchtlinge dadurch einen großen Vorsprung gewonnen. Ahès hatte den Vater erreicht, hatte sich sammt ihrem Geliebten hinter ihm aufs Pferd geschwungen, und nun sprengte das edle Thier, trotz seiner dreifachen Last, mit Windeseile über die Heide den Bergen zu.

Aber plötzlich tönt es in der Ferne wie Sturmgeheul, es kommt näher

und näher — schon hören die Fliehenden des Riesen Stimme, schon weht sie sein kalter Athem an, schon streckt er mit einem Freudenschrei die Hände nach seiner Beute aus — da ruft St. Nomenoé dem Könige zu: „Willst du sterben um dieser Sünderin willen? Gib sie nebst ihrem Buhlen dem Riesen preis, so will ich dich retten!" — Der König zaudert: „Sie ist mein einziges Kind!" gibt er traurig zur Antwort. — Aber der Heilige ruft wieder: „So fahre denn hin in deinen Sünden!" und nun zaudert der König nicht mehr. Mit geschlossnen Augen und abgewendetem Gesicht stößt er die Tochter sammt ihrem Gefährten in die Arme des Meermanns, der halb im Jubel, halb im Zorn aufbrüllt, denn während er die Zauberin und den Heidenpriester in die Kluft hinunter stößt, die ein Stampfen seines Fußes aufreißt, jagt der König unter St. Nomenoés Schutz pfeilschnell dahin, ist im Nu den Augen des Verfolgers entschwunden und gelangt glücklich nach Quimper-Corentin, wo er hinfort noch viele Jahre in Frieden und Gottseligkeit gelebt hat.

Zum Andenken an seine glückliche Rettung hat man ihn und sein Roß in Erz gegossen, auf der Plattform der Kathedrale von Quimper aufgestellt, und wenn von diesem Denkmale jetzt keine Spur mehr zu finden ist, so leben doch noch Leute, deren Eltern oder Großeltern es mit ihren leibhaftigen Augen gesehen haben.

Außerdem wird die Wahrhaftigkeit dieser Geschichte aber auch durch die Mauerreste bestätigt, die sich bei ruhigem Wetter an der äußersten Spitze der Pointe-du-Raz tief unter dem Wasser zeigen, und wer es wagt, in mondhellen Nächten an der Felswand vorüber zu fahren, kann droben die Zauberin Ahès sitzen sehen, wie sie die weißen Hände ringt, die Haare rauft und die traurigste Weise singt, die je ein menschlich Ohr vernommen hat.

Australische Lichtblicke.

Skizze

von

Fr. Gerstäcker.

Hast du schon jemals, mein lieber verehrter Leser, einen Herrn gesehen, der an einem kalten Tag in ein warmes Zimmer kam, seine Rockschöße auseinander nahm und sich dann rückwärts gegen das Kamin oder den Ofen stellte? Ja? — schön!

Es war im Mai des Jahres 1851, also im australischen Herbst, als ich am Murray hinab, Adelaide, der Hauptstadt von Süd-Australien, zuwanderte. Wie es die Gelegenheit dann gerade gab, schlief ich Nachts entweder draußen im Walde, oder übernachtete, wenn ich eine Station erreichen konnte, dort. Natürlich zog ich das letztere vor, denn in den Stationen war ich wenigstens vor den nichtswürdigen Schwarzen sicher und konnte auch stets, der australischen Gastfreundschaft nach, auf einen Becher Thee, ein Stück Damper und ein paar Scheiben Hammelfleisch rechnen — alles, was die Leute im Stande waren, dem Fremden zu bieten. Draußen im Busch mußte ich sonst mit Murraywasser und einem ledernen Kakadu vorlieb nehmen.

So hatte ich auch eines Nachts draußen gelagert; mit der Morgendämmerung aber aus meinem Busch, in dem ich versteckt gelegen, herauskriechend, wanderte ich neu gestärkt weiter und erreichte etwa zwei Stunden später eine ziemlich große Station, deren dampfendes Dach — denn Kamine sind eine Seltenheit dort — mich ein gerad' bereitetes Frühstück ahnen ließ. Am Abend vorher hatte ich nun eben auch weiter nichts zu beißen gehabt, als einen mit der Abenddämmerung erlegten schwarzen Kakadu, und so schön die Vögel aussehen, so mittelmäßig schmecken sie, mit dem fatalen warmen

Papageigeruch immer in den Kauf. Ich zögerte deßhalb auch nicht und trat dort ein, wo ich von dem rauhen Burschen der Schäferhütte auf das herzlichste begrüßt und willkommen geheißen wurde.

Die Hütte, aus dünnen Baumstämmen aufgebaut und mit Wänden und Dach von Gumrinde, unterschied sich in nichts von den tausend anderen, wie sie überall im australischen Busch zerstreut liegen, und das Innere war dem Aeußern entsprechend eingerichtet. Das milde Klima verlangt auch eben keine dicken Wände. Nichtsdestoweniger war es an dem Morgen doch recht frisch, und die Insassen der Hütte, zwei Schäfer und der Hutkeeper, standen an dem im Innern angeschürten Feuer und wärmten sich. — Der „Verwalter" oder stockkeeper selber war, wie es schien, gestern Morgen nach der einige dreißig Meilen davon entfernten Hauptstation geritten und noch nicht zurückgekehrt.

Was übrigens das Frühstück betraf, so hatte ich mich nicht geirrt, denn auf dem Feuer stand eine Bratpfanne mit den unausweichlichen Hammelsrippen — mir jedoch ein sehr angenehmer Anblick — und verschiedene Blechtöpfe mit Thee garnirten die Kohlen. Ich stellte mich jetzt zu den Uebrigen, und wir waren bald in ein ächt australisches Gespräch über weggelaufene oder seit einiger Zeit nicht mehr gesehene Rinder vertieft, deren „besondere" Kennzeichen: auf- und abgebogene Hörner, Farbe und Brand oder Marke, auf das lebhafteste besprochen wurden, als eine andere, nicht häufig auf den Stationen gefundene Persönlichkeit eintrat, und zwar niemand Geringeres, als eine der australischen „Schwarzen" oder Indianerinnen, die, wie sich herausstellte, soweit civilisirt oder abgerichtet war, daß sie die Dienste und Funktionen einer Köchin versehen konnte.

Diese australischen „Schwarzen" können nun sonst allerdings, was Toilette betrifft, als die glücklichsten menschlichen Wesen betrachtet werden, denn wenn sie Morgens aufstehen und sich die Augen ausgewischt haben, sind sie vollständig angezogen. Die jedoch, die mit den Weißen in irgend eine Verbindung treten, müssen sich wenigstens in etwas ihren Sitten fügen, und es besteht z. B. ein Gesetz, daß Indianer, die eine Stadt oder Ansiedlung der Europäer betreten, *wenigstens* ein Hemd von einer gewissen Länge tragen müssen — die mäßigsten Ansprüche, die man allerdings an Kleidung machen kann. Die Frauen und Mädchen bekommen in diesem Fall, wenn sie nicht im Winter ihren Opossummantel um sich hergeschlagen haben, ein baumwollenes Kleid, das ihnen vom Hals bis auf die Knöchel

niedergeht, und so ungern sich diese besonders einem solchen Zwang fügen, müssen sie es sich schon gefallen lassen.

Diese Indianerin war eben so gekleidet. Sie hatte ein blaubaumwollenes weites Kleid an — ich sehe sie noch vor mir — das ganz hübsch gegen die dunkle Haut abstach, und statt des Gürtels, von einem rothwollenen Band um die Taille zusammen gehalten wurde. Uebrigens sah sie finster und ernst, wenn nicht gar mürrisch aus — ob ihr vielleicht der neu hinzugekommene Gast nicht behagte? — und würdigte mich besonders keines Blicks.

Verdrießlich sah sie auch nach dem Feuer hinüber, das wir alle umstanden, und sagte endlich in gebrochenem, aber doch rein gesprochenem Englisch, das nur den „slang" der Menschenklasse hatte, von der sie die Sprache gelernt haben mußte: „You go 'way there from fire — me cook (Macht Ihr, daß Ihr da vom Feuer wegkommt. Ich bin der Koch.)" Es ist nämlich eine Eigenthümlichkeit aller australischen Stämme, daß sie sich eine fremde Sprache nicht allein ziemlich leicht aneignen, sondern auch die Wörter genau so nachsprechen lernen, wie sie ihnen vorgesagt werden, was der wirkliche Neger z. B. nie fertig bringt.

Natürlich gaben wir ihr augenblicklich Raum, und „Susy," wie sie von den Leuten genannt wurde, ging jetzt eifrig daran, das Frühstück zu bereiten, den Thee zu schütteln, was vielleicht sein Kochen befördern sollte, und die Fleischstücke umzudrehen. Endlich war alles fertig; ein Tisch brauchte nicht gedeckt zu werden, denn zu solchem Luxus versteigen sich die Hütten im Busch selten. — Den Damper — in Asche gebackenes, etwas derbes Weizenbrod — hatte der Hutkeeper schon aufgelegt, die Fleischschüssel mit den Theebechern wurde dazu gesetzt, ein Messer trug natürlich jeder bei sich, und wir konnten beginnen.

Dazu ließen wir uns denn auch nicht lange nöthigen, und wenige Sekunden später saßen wir alle sehr vergnügt um den etwas rohen Tisch herum, dessen Platte ebenfalls nur aus einem breitgelegten Rindenstück des dazu höchst zweckmäßigen Gumbaumes bestand, und sprachen den Lebensmitteln tapfer zu.

Ich saß mit dem Gesicht nach dem Feuer und konnte Susy beobachten, die vorerst noch die auseinander gestörte Asche zusammenschob, die Bratpfanne dann mit einem Gegenstand, der ein Wischtuch vorstellen sollte, „reinigte," und zuletzt noch ein paar Stücke trockenes Holz auf die Kohlen warf. Darin lag nun allerdings nichts Außerordentliches; jetzt aber, als

sie damit fertig war, nahm sie aus einer Ecke einen dort sorgfältig aufgehobenen Cigarrenstummel, zündete ihn an einer Kohle an, nahm ihn in den Mund, drehte sich dann mit dem Rücken gegen das Feuer, bückte sich ein wenig und — behandelte plötzlich ihren blauen Kattunrock auf der Seite genau so, als ob es ein paar Rockschöße gewesen wären.

Ich selber, obgleich schon eine Zeitlang in Australien, wie vorher in den verschiedenen andern Theilen der Erde an manches Außerordentliche gewöhnt, traute doch im Anfang meinen Augen nicht. Ueber die Sache selber konnte aber kein Zweifel obwalten, und als ich der schwarzen Dame jetzt ins Gesicht sah, wie sie in dieser — das Mindeste zu sagen — höchst wunderlichen Stellung den blauen Tabaksdampf fortblies und dabei so finster und mürrisch dreinschaute, konnte ich nicht länger an mich halten und platzte gerade heraus. Nie werde ich dabei den Blick vergessen, den mir die Schwarze zuwarf — es war ein reiner Extrakt von Verachtung und Mitleiden. Die Schäfer aber, die mit dem Rücken zum Feuer saßen, drehten sich um, warfen einen Blick dahin, und dann ruhig weiter essend, sagte der eine weiter nichts als: „Takes it coolly — hm? rum folks, those blacks (Nimmts kaltblütig, he? — komisches Volk, die Schwarzen!)“

Die Schwarze verharrte auch richtig in ihrer höchst ungenirten Stellung, bis sie sich gehörig gewärmt hatte, dann entließ sie das Kleidungsstück aus seiner ungehörigen Stellung, blies den Rauch ihrer Cigarre langsam gegen das Rindendach hinauf und verließ die Hütte, anderweitiger Beschäftigung oder Muße nachzugehen. Jedenfalls glaubte sie, daß ich durch mein vollkommen ungerechtfertigtes Lachen den Anstand gröblich verletzt habe.

Ein anderer, höchst komischer Fall, der aber ohne die Dazwischenkunft eines Deutschen sehr traurig und blutig hätte enden können, passirte bei Tanunda, in der Nähe von Adelaide.

Dort hatte sich ein Deutscher, Namens Fiedler, angesiedelt — ein Preuße, der beiläufig gesagt, außerordentlichen Fleiß auf den Weinbau verwandte. Der Mann war den ganzen Tag draußen im Feld bei seinen Arbeitern und die Frau besorgte indeß zu Hause die Wirthschaft.

Indianer oder blacks (Schwarze), wie sie genannt werden, trieben sich dort in Menge umher, aber sie waren, obgleich sie hie und da ihre Waffen trugen, vollkommen friedlich und die Weißen hatten nicht das Geringste

von ihnen zu fürchten. Ihre Hauptbeschäftigung bestand dabei im Betteln, theils um etwas „weißes Geld," das sie recht gut schon vom „rothen" zu unterscheiden wußten, theils um „Brod," das sie leidenschaftlich gern essen, wenn es ihnen auch gar nicht einfällt, selber Getreide zu bauen. Dem Gesetz nach trugen die Männer sämmtlich Hemden, gewöhnlich von Baumwolle und blau gestreift, und die Frauen entweder ihren „'possum rug" oder ein langes Kleid, oder auch nur ein solches Hemd, je nach Geschmack oder Vermögensverhältnissen.

Frau Fiedler stand eines schönen sonnigen Morgens vor der Thür ihres wohnlich aufgebauten, im Innern sehr reinlich gehaltenen Blockhauses und rührte grade mit einem großen hölzernen Löffel einen Pfannenkuchenteig an. Es war elf Uhr vorbei und um zwölf traf der Mann jedesmal zum Essen ein. Als sie noch damit beschäftigt war, kam einer der schwarzen Burschen in der Nähe vorbeigeschlendert und, als er sie dort stehen sah, gerade auf sie zu. Er trug ein gewöhnliches blaubaumwollenes gestreiftes Matrosenhemd, den Kopf natürlich wie alle bloß, nur einen Streifen Bast um die langen schwarzen Haare geschlagen und in der rechten Hand eine der kleinen hölzernen Keulen, einen sogenannten Waddy, weniger als Angriffswaffe, als um die Hunde von seinen verlockend nackten Beinen abzuhalten.

Wie er zu der Frau hinankam, blieb er stehen, sah ihr eine Weile zu und sagte dann in seinem gebrochenen Englisch: „Mir Stück Brod — ich hungrig." — „Ja du fauler Strick, warum arbeitest du denn da nicht?" fuhr ihn die geschäftige Frau in deutscher Sprache an. „Betteln will das Volk immer, aber wenn sie arbeiten sollen, rühren sie kein Glied." — Der Schwarze zog seinen Mund bei den fremden Worten, von denen er keine Silbe verstand, vor lauter Vergnügen breit, beharrte aber nichts destoweniger auf seinem Verlangen, das er mit denselben Worten wiederholte: „mir Stück Brod — ich hungrig." — „Ja, ich auch," brummte die Frau, „und darum arbeite ich, daß ich was zu essen habe. Rühr' du dir auch Pfannkuchen an zu Mittag, nachher wirst du satt."

Der Schwarze schüttelte den Kopf und sah sie verwundert an; in der Meinung aber vielleicht, daß sie ihn so wenig verstanden habe, wie er sie, wiederholte er zum drittenmal den Wunsch: „mir Stück Brod, ich hungrig."

„Höre, ich will dir etwas sagen," begann da die Frau in englischer Sprache, um den Burschen nur los zu werden. „Ich will dir Brod geben,

aber du mußt auch was dafür thun. Geh hin in den Busch und hole mir einen Arm voll trocken Holz. Hast du's verstanden?" — „Holz?" fragte der Schwarze, an den diese Aufforderung schon zu verschiedenen Malen gestellt sein mochte, denn zum Holz- und Wassertragen kann man Einzelne der faulen Gesellen nur allein dann und wann bewegen. — „Ja Holz," wiederholte die Frau, zur bessern Bekräftigung mit dem Fuß ein paar kleine Stücke Holz gegen ihn schiebend, daß er sehen sollte, was sie meine. — „Ich trage kein Holz," erwiderte aber der Indianer, im Gefühle seiner Würde stolz den Kopf empor werfend, „ich burka." * — „Ja, dann brauchst du auch nicht zu essen," brummte die Frau verdrießlich vor sich hin. „Ich hab's mir gleich gedacht. Die faulen Schlagetodte, die den ganzen Tag im Hemd herumlaufen!"

Der Schwarze blieb noch eine Weile neben ihr stehen, und als er etwa glauben mochte, daß sie sich nun die Sache gehörig überlegt haben könne, wiederholte er auf's neue: „Mir Stück Brod — ich hungrig." — „Ach, geh zum Henker!" rief aber jetzt die Frau Fiedler, der die Galle überlief, in englischer Sprache. „Wenn du nichts arbeiten willst, bekommst du auch kein Brod." — Der Schwarze schwieg und sah ihr wieder eine Weile zu, endlich fragte er: „Kein Brod?" — „Nein — kein Brod," lautete der Bescheid. „Trag du Holz, dann sollst du Brod haben."

Der Schwarze antwortete keine Silbe weiter, aber wie er dicht neben der alten Frau Fiedler stand, dreht' er sich plötzlich um, hob seine Tunika und machte dieselbe Bewegung, die Mephistopheles machte, als er der Hexe Unterricht in der Wappenkunde gab, während Göthe sie als eine „unanständige" bezeichnete.

„Ei du Ferkel!" rief Frau Fiedler — d. h. sie gebrauchte eigentlich nicht das Wort Ferkel, sondern ein viel derberes — und in gerechter Entrüstung ergriff sie den noch im Pfannkuchenteig steckenden langstieligen hölzernen Löffel und schlug den Schwarzen damit dorthin, wohin sie ihn am bequemsten treffen konnte.

Dieser That folgte allerdings ein jäher Satz, das Gefühl aber — gleichviel unter welchen Umständen und wohin, — als eingeborener burka von einer Frau geschlagen zu sein, gewann bei ihm im Nu die Oberhand. Rasch wandte er sich wieder gegen sie um, holte mit seinem kurzen, aber

* **Burka** die Stammältesten oder die Altersaristokratie der Schwarzen.

schweren Waddy zum Hieb aus und würde sie im nächsten Augenblick zu Boden, wenn nicht todt geschlagen haben, wäre nicht glücklicher Weise und ganz zufällig Hülfe bei der Hand gewesen. Ein deutscher Arzt nämlich, der bei Fiedlers wohnte und heut Morgen oben im Tanunda gewesen war, kam gerade zurück und war Zeuge. Nicht nahe genug, um zuzuspringen und den drohenden Schlag von der Frau abzuwehren, blieb ihm nur Zeit, sein Gewehr in die Höhe zu reißen und mit einem Schrei die Aufmerksamkeit des Schwarzen auf sich zu lenken — und das genügte. Dieser entdeckte nämlich kaum das drohend auf ihn gerichtete Gewehr, als er, die verderblichen Wirkungen der Schießwaffe nur zu gut kennend, mit einem einzigen raschen Satz hinter die Hecke flog und dort im Nu verschwand.

Der Deutsche wartete noch einen Moment, ob er wieder zum Vorschein kommen würde, als ein lichter Schein in den Büschen seine Aufmerksamkeit dorthin zog und er den Indianer entdeckte, der, schon aus dem Bereich des Gewehrs, an dem steilen Hang hinauf floh und bald außer Sicht war.

Der Arzt versicherte mich übrigens später, etwas Komischeres als diese Scene habe er in seinem ganzen Leben nicht gesehen und er müsse jedesmal laut auflachen, so oft er daran denke. — So hatte ich ihn nämlich gefunden, denn er stand ganz allein auf der Straße und lachte, und als ich ihn um die Ursache dieses stillen Vergnügens fragte, erzählte er mir die obige Geschichte.

Und wie viel ähnliche sind mir in meinem Leben begegnet, was habe ich alles in dem tollen Treiben des Zwischendecks auf See, im Wald, in den verschiedenen Ansiedlungen für komische Dinge gesehen und erlebt. Das aber ist das Schlimme mit solchen Sachen, daß man das Beste eben nicht gut erzählen kann, und doch — wie viel drastischer Effekt geht dadurch verloren! Diese beiden vorliegenden Scenen haben mir aber schon so lange auf der Zunge gelegen, bis ich es zuletzt ordentlich für Sünde hielt, sie dem Publikum länger vorzuenthalten. So etwas aber, so komisch es auch immer in der Erzählung bleiben mag, muß doch eigentlich wirklich erlebt sein, man muß wenigstens die Leute selber kennen, um seine Wirkung ganz zu empfinden — dann aber bleibt es auch für immer ein Lichtblick in der Erinnerung.

Das dritte mittelrheinische Musikfest zu Wiesbaden.

Von

Paul Stein.

Die Musik, diese göttliche Kunst, welche schon so manches Herrliche hervorbrachte, bezweckte und unterstützte, ist in der neuern Zeit zu einer schönen Brücke geworden, harmonische Kräfte einander zuzuführen, und mit den schönen Freuden künstlerischer Genüsse die anmuthigen, dem Geiste der neueren Zeit so sehr entsprechenden Beziehungen geselligen Verkehrs zu verbinden.

Die mittelrheinischen Musikfeste stehen hier oben an. Durch die verschiedenen musikalischen Vereine von Darmstadt, Mannheim, Mainz und Wiesbaden, welche sich seit drei Jahren an bestimmten Tagen zusammenfinden, werden die Meisterwerke klassischer Musik in großartiger Ausführung dem Publikum vorgetragen, um sich selbst hohe Befriedigung dadurch zu verschaffen, und zeigen sich für die Kunst ebenso fördernd, als sie in geselliger Beziehung sehr ansprechend und freundlich sind. Die drei schönen Tage, der sechs=, sieben= und achtundzwanzigste September in Wiesbaden, bekundeten dies wieder in der glänzendsten Weise. Die große Theilnahme von nah und fern, die erhöhte frohe Stimmung aller Betheiligten, sowie das große Interesse, welches der Hof und die Stadt an dem Feste nahmen, war ein sprechendes Zeichen der allseitigen hohen Befriedigung, welche große Vereinigungen, wenn sie einen schönen Zweck, Frohsinn und Heiterkeit in ihrem Gefolge haben, immer hervorzubringen pflegen, besonders bei den Deutschen, die so gern mit ihrer Gemüthlichkeit und ihrem geraden Sinne über die scheidende Grenze der Länder dem Bruder die Hände reichen.

Das Fest begann schon am fünfundzwanzigsten mit dem feierlichen Empfange und dem Geleite der verbündeten Musikvereine, durch die mit Fahnen, Emblemen und Laubgewinden geschmückten Straßen nach der großen, reich dekorirten Tonhalle zu den Proben und den Vorbereitungen für die Concerte, und mit dem fröhlichen Zusammenfinden der Betheiligten beim Glase feurigen Rheinweins. Man schüttelte sich die Hände, rief sich freudige Willkommensgrüße zu, alte Bekannten fanden sich wieder, neue Freundschaften wurden geschlossen, man hörte berühmte Namen nennen und hieß sie stolz willkommen. An ihrer Spitze stand der alte Spohr, der Greis, in jugendlicher Begeisterung für seine schöne Kunst.

Am Sonntag früh, dem ersten Tage des eigentlichen Festes, drohte eine neblige Atmosphäre mit unfreundlichem Wetter, aber die Sonne brach siegreich hervor und beleuchtete mit freundlichem Strahle einen schönen Tag. Das erste Concert begann halb zwölf Uhr Morgens. Es war ein herrlicher Anblick in der blumengeschmückten Tonhalle den schönen Kranz von weißgekleideten Frauen und Jungfrauen zu sehen, welche auf erhabener Tribüne saßen, nebenan die schwarzen Gestalten der Männer als Schatten zu diesem strahlenden Lichte. Es waren fünf- bis sechshundert Sänger und Sängerinnen, und ein Orchester von etwa hundert und fünfzig Instrumenten. Ueber den künstlerischen Werth der Aufführung des Händel'schen Oratoriums „die Schöpfung" wagen wir kein bestimmtes Urtheil abzugeben. Das Ganze machte einen bewältigenden Eindruck und ohne Zweifel wurden die Zuhörer alle befriedigt. Es mag sehr schwierig sein, nach einigen Proben so verschiedene musikalische Elemente zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden; mich ergriff ein bewunderndes Staunen, daß dies der energischen Führung des Kapellmeisters Lachner in so glücklicher Weise gelang. Die Solopartieen wurden durchgängig gut vorgetragen, doch die Chöre machten den ergreifendsten Eindruck, wie es bei solcher massenhaften Vereinigung menschlicher Stimmen, wenn sie in schöner Harmonie erschallen, nicht anders möglich ist.

Nach dem Concerte, dem geistigen Hochgenusse, zerstreute sich die Menschenmenge, um auch den leiblichen Anforderungen Genüge zu thun, und fand sich dann nach dem Mittagessen hinter dem Kursaale, an dem hübschen Weiher mit seinem prächtigen Springbrunnen unter den schattigen Akazien, wieder zusammen. Es war ein bewegtes, buntes Bild, dieses Durcheinanderwogen auf dem für diese Menschenmenge kleinen Raume und

an dem plätschernden Wasser; es machte einen erfreulichen Eindruck, die vielen frohen, lachenden Gesichter, die glückstrahlenden Augensterne schöner Damen, den kecken Uebermuth jugendlicher Lust und selbst die hohe Befriedigung unter grauen Scheiteln zu sehen. Abends drängte sich alles nach dem Theater, um Shakespeares Sommernachtstraum zu bewundern. Die schöne musikalische Begleitung von Mendelssohn wurde besonders vortrefflich durchgeführt. Der Herzog von Nassau, welcher mit seiner Gemahlin dem Concerte und der Vorstellung im Theater beiwohnte, erschien nach letzterer auf dem Balkon des Theatergebäudes mit der Herzogin und dem Hofstaate, wo ihm von den vereinigten Männerchören eine Serenade gebracht wurde.

Der zweite Tag nahm hauptsächlich die musikalische Thätigkeit in Anspruch. Kapellmeister Hagen von Wiesbaden leitete Proben und Concert mit vieler Sorgfalt und Geschicklichkeit. Das Concert begann Nachmittags um zwei Uhr und endete erst gegen sechs. Es wurde eröffnet mit der Ouvertüre der Gluck'schen Oper Iphigenie in Aulis, welche einen großartigen Eindruck hervorbrachte; dann folgte eine Symphonie von Schubert. Es gelang Herrn Hagen und seinem massenhaften Orchester, dieses schwierige Werk mit großer Meisterschaft zu bewältigen und in schöner Rundung und Klarheit vorzuführen. Die Choraufführungen waren vertreten durch einen Festchoral von Joh. Eccard aus dem 16ten Jahrhundert, durch eine Motette von Joh. Christ. Bach, den 114. Psalm von Mendelssohn, den Priesterchor aus der Zauberflöte, und das Halleluja aus dem Messias von Händel; ferner sang Fräulein Lehmann vom Theater in Wiesbaden eine Arie aus Iphigenie auf Tauris, und Herr Pruckner aus München trug ein Klavierconcert in es dur von Beethoven vor. Dieser talentvolle Schüler Lißzt's entzückte bis zum Enthusiasmus die Zuhörer; und unter den rauschenden Klängen des Halleluja von Händel schloß der musikalische Theil dieses Festes.

Ein paar Stunden später wogte es auf dem prachtvoll erleuchteten Platze vor dem Kursaale von Ballgästen zu Fuß und zu Wagen. Tausende drängten sich in den großartigen Räumen, die mit geschmackvoller Pracht und großem Luxus ausgestattet waren. Leider konnte man die schöne Toilette der Damen nicht bewundern, die Ueberfüllung der großen Lokalitäten ließ dies nicht zu. Es war ein Drängen und Drücken, ein beständiges Wechseln von Gestalten und Gesichtern, ein wahres Menschenchaos in den buntesten Farben, ein Geschwirr lachender, scherzender und bewundernder Stimmen von schmetternder Tanzmusik übertönt, ein harmonisches Durch-

einander, ein reizendes Quodlibet voll heterogener und doch übereinstimmender Melodien, das betäubte und entzückte, unwiderstehlich anzog und aufregte, doch zuletzt den allzugroßen Freudentaumel mit völliger Ermattung strafte.

An dem dritten Tage, welcher mehr nur der geselligen Freude und der volksthümlichen Bedeutung des Festes gewidmet war, wurde alles aufgeboten, die anwesenden Gäste zu erfreuen. Der Himmel selbst blickte freundlich dazu, er schien große Freude an der lebensfrischen Munterkeit seiner Erdenkinder zu haben, die Sonne senkte heute wärmer und heller ihre Strahlen nieder, als an den vorhergehenden Tagen der Fall war, der Herbsttag wurde zum Sonntag und dadurch dem Vergnügen im Freien ein recht wonniges Wohlbehagen verliehen, wie auch die Natur die Reize des schönen Taunuskessels in voller Pracht zeigte.

Hinter dem Kursaale ließ sich Vormittags schöne Musik hören, sie lockte nach und nach einen ermüdeten Gast um den andern zu neuer Freude und Lust an; man sah gegen Mittag hin fast alle schönen Tänzerinnen unter den Akazien umherwandeln. Nachmittags zog unter Sang und Klang die Sängerschaar aus der Tonhalle auf den nahen Neroberg, ihnen folgte eine unübersehbare Schaar lebensfroher Wallfahrer, die in buntem Gedränge bergan zu irdischen Freuden stiegen. Auf der schönen Anhöhe, welche die prachtvolle, schöne griechische Kapelle mit dem Grabmale der verstorbenen Herzogin schmückt, war eine grün dekorirte Sängerbühne und viele Tische aufgeschlagen, auch Ehrenpforten aus Laubwerk wölbten sich da und dort. Arm und Reich, Vornehm und Gering schaarte sich hier zwischen schönen Baumgruppen unter dem blauen Aether zusammen, alle recht frohen Herzens den Gesängen und musikalischen Produktionen lauschend und die schöne Welt betrachtend, die, ein prachtvolles Panorama, sich vor ihnen ausbreitete. Unten zunächst das freundliche Wiesbaden von reizenden Anhöhen, fruchtbaren Feldern und üppigen Wäldern umgeben, weiter nach vorn Mosbach mit seinem spitzen Thurme, Bieberich von schönem Grün durchschlungen an dem Silberbande des Rheines, abwärts die üppige Pracht des herrlichen Rheingaues, lachende Dörfer und blaue Fernen, und über dem Strome das alte, vielgethürmte Mainz. Wer sollte da nicht fröhlich sein im Kreise deutscher Brüder und Schwestern, welche durch die Zauberin, Musik, an diesem schönen Orte vergnügt waren, unter Gesang, bei Tanz und frohen Scherzen die Hände sich reichten und bei der Trennung sich zurufen konnten:

wir sehen uns bald wieder, im nächsten Jahre dort drüben im goldenen Mainz! Die Kunst verbindet uns und führt uns wieder zusammen! Einstweilen verbinden die Werke der großen, göttlichen Meister unsere Seelen — kein Abschied für uns — adieu auf Wiedersehen!

Begeisterte Reden wurden gehalten, denn diese dürfen bei solchen Festen nicht fehlen, Gläser blinkten, Toaste wurden ausgebracht — und lauter wurde die Freude. So kam der Abend heran, er rief ins Schauspielhaus zu Spontinis Vestalin mit Tichatschek. Kaum war die Oper zu Ende, so zischte und brauste es durch die Luft, und hoch über die Erde flogen die feurigen zauberhaften Gestalten in allen möglichen Formen, die Nacht erhellend, die Sterne mit sammt dem Kometen mit ihrem funkelnden Lichte in den Hintergrund drängend. Mit diesem Feuerwerk war spät in der Nacht das eigentliche Musikfest zu Ende mit seinen schönen Erinnerungen und eben so schönen Erwartungen.

Ein schönes Concert durch die Künstler am andern Tage im Kursaale gegeben, hielt noch einen Theil der Gäste zurück. Die Andern gingen froh von dannen. „Nächstes Jahr in der Rheinstadt sehen wir uns wieder!" klang es bei jedem Abschiedsgruß. „Und nächstes Jahr bei den gastfreien und kunstsinnigen Mainzern werden wir ebenso vergnügt beisammen sein, wie in dem schönen Wiesbaden," war überall das letzte Wort.

Ehestandsbriefe meines dummen Vetters an seine weise Base.

Mitgetheilt

von

Leopold Gildemeister.

Ich besaß oder besitze — denn leider weiß ich das nicht genau! — einen Vetter, der von seiner frühsten Jugend an das Schicksal hatte, für den Dummkopf der Familie gehalten und ausgegeben zu werden, ohne daß er doch, wie ich mich seiner erinnere und die Sachen jetzt anzusehen gelernt, im Grunde durch sein Wesen und Handeln jemals eine besondere Veranlassung zu diesem lieblosen Glauben gegeben hätte. Er beging nicht nur nicht ebensoviele Dummheiten, wie hundert andere Kinder und junge Leute, die geistig für befähigt gelten, sondern in Wirklichkeit viel weniger. Er zeigte sich sogar stets mehr als gewöhnlich begabt, machte gute Fortschritte und war seiner Zeit das Muster eines fleißigen Schülers, eines gewissenhaften Studenten. Aber er war ein wenig langsam, schüchtern und leicht erschreckt, was zum Theil in seiner schwächlichen Constitution, zum Theil aber auch in der verkehrten Behandlung begründet war, der man ihn unterwarf. Denn er war mehrere Jahre jünger als vier ältere Geschwister, und selbst wieder ziemlich viel älter als zwei jüngere, so daß sich ihm weder die Liebe und Verhätschelung jener, noch der Respekt dieser zuwandte, und er, weder zu den einen, noch den andern gehörend, in einer ziemlich trostlosen Mittelstellung war.

Zu alledem hieß er nach Gott weiß welcher Caprice seiner Mutter — Frauen haben so wunderliche und hartnäckige Launen und Einfälle — Amandus. Es war ein Name, den der Vater abscheulich fand, und der dem armen Knaben wie zum Hohne angehängt schien; denn er mochte

liebenswürdig sein, wie er wollte und konnte, geliebt ward er, zumal seit seine Mutter gestorben, von niemand wie es hätte sein sollen. Die jüngern Geschwister schrieen über ihn, die ältern stießen ihn unfreundlich zurück; von dem Vater ward er vernachläßigt, von den Verwandten übersehen, von den Kameraden geneckt und gehänselt — zuerst sehr wahrscheinlich des ungewöhnlichen Namens wegen — und von allen als eine Art von Aschenbrödel und Packesel tyrannisirt, dessen Gutmüthigkeit und Geduld man alles mögliche auflud, mit dessen Verrichtungen und Besorgungen man nie zufrieden war, an dessen Benehmen man stets zu mäkeln hatte und dem man endlich auf diese Weise nicht nur alles Selbstvertrauen nahm, sondern auch jede noch so geringe Selbständigkeit abschnitt.

So wuchs er heran, absolvirte die Schulen und die Universität und war nach wie vor in denselben Banden — jedermann bestimmte über ihn und jedermann ward an ihm zum Ritter. Man drängte ihn in eine Carriere hinein, die seinen Neigungen gänzlich widersprach, man verzog den Mund, als er, wie jeder andere auch, auf den untersten Stufen eine ziemlich lange Zeit stehn blieb; bei ihm war das ein neuer Beweis seiner Dummheit, — und seine eigenen Geschwister und Schwäger zuckten verdrießlich die Achseln und meinten: mit ihm werde es nicht gehn, er werde nie die nöthigen Examina bestehn können, wie er denn auch das erste nur durch ein unerhörtes Glück überstanden! Er sei doch alt genug, sagten sie, um selbst fortzuschreiten. Man werde des Schiebens nachgerade überdrüßig und die Familie könne doch nicht immer alles für ihn thun. Sie bedachten dabei nur nicht, daß niemand dies Schieben von ihnen verlangte, sondern daß sie sich nach und nach daran gewöhnt hatten und eine Art von Vergnügen fanden, den armen Menschen für einen Dummkopf zu halten und — freilich auf ihre Weise — zu protegiren und situiren.

Zur Selbständigkeit erhob sich mein Vetter nur zweimal, rasch hintereinander. Er hatte über eine damals hervortretende, wichtige staatsrechtliche Frage einen Artikel geschrieben, den er, zitternd vor Schüchternheit, einer Zeitungsredaction übergab. Der Artikel ward angenommen, machte das größte Aufsehen, und die Redaction verlangte Fortsetzungen, welche dem anonymen Autor ein immer steigendes Ansehn gaben und alle Welt neugierig auf seinen wirklichen Namen machten. Als man ihn hie und da erfahren, wurde dem bescheidenen Menschen die Führung eines der wichtigsten Organe unserer Presse unter den ehrenvollsten und glänzendsten

Bedingungen angeboten. Aber sein Mißtrauen gegen sich selbst und seine — Subordination waren so groß und so eingewurzelt, daß er, gegen den Rath seines einzigen wirklichen Freundes — seines Präsidenten — beschloß, seine Verwandten über diese Angelegenheit zu Rathe zu ziehn. Und da um diese Zeit gerade sein Vater gestorben war und er der Erbschaft wegen in die Heimat mußte, hoffte er bei dieser Gelegenheit mit den versammelten Verwandten auch seine neue Lebensaussicht berathen zu können.

Bei Regulirung der Erbschaft trat aber die Mißachtung und Lieblosigkeit der Seinen so kraß hervor, daß es selbst ihn, zum erstenmal in seinem Leben, aus seiner Schüchternheit und Gutmüthigkeit aufjagte. Man zeigte nämlich nicht undeutlich Lust, ihm die Ausfolgung seines Erbtheils zu verweigern, da man — wie man sagte — wirklich nicht wisse, was er damit wolle und zur Verwaltung desselben vermuthlich unfähig sei. Und als man endlich seinem plötzlich höchst ernsten und entschiedenen Auftreten nachgab, geschah es mit dem unverhehlten Bedauern über das „weggeworfene, schöne Kapital" und mit dem lieblosen Beifügen: er möge nun aber auch gewärtig sein, daß man unter keinen Umständen einen Finger für ihn rühre, — und sich nicht einbilden, daß die Seinen sich, wenn er selbstverständlich in Elend und Noth gekommen, seiner als eines der Ihren erinnern und annehmen würden. — Da schied er, zum erstenmal entrüstet, und übernahm, als Folge, die ihm angetragene Stellung, in der er sich während kurzer Zeit die höchste Achtung erwarb und seinen Namen berühmt machte.

So war der „Dummkopf" der Familie plötzlich deren bedeutendstes Glied geworden und der Einzige seines Namens, den man in weitern Kreisen kannte und schätzte. Den Seinen war dies alles sehr fatal. Das Achselzucken und Bezweifeln half nicht, da kompetente Richter die wirkliche Begabung des „Dummkopfs" anerkannten; das Verleugnen ging nicht wohl an, da man des berühmten Bruders wegen von bedeutenden Leuten höchst angenehme Komplimente erhielt. Und da sich hochgestellte Männer auf das achtungsvollste über den Menschen und seine Wirksamkeit ausließen, so mußte man es auch aufgeben, über den „armseligen Litteraten" zu reden und sein höhnisches Bedauern über solche unsichere Stellung zu äußern. Man wußte ja am besten, daß er an seinem Vermögen immerhin einen gewissen Rückhalt habe.

Das Ding ward ärgerlicher von Tag zu Tag, und am verdrießlichsten war, daß man ihn aus den Händen gelassen, ja ihn — selber so dumm

und tölpelhaft — von sich gestoßen. Man mußte wieder anknüpfen, die alte Herrschaft wiedergewinnen, und bei der grenzenlosen Gutmüthigkeit des armen Narren, der inzwischen längst eine Art von heimlicher Sehnsucht nach seiner alten, gewohnten Sklaverei empfunden, gelang dies nur zu leicht und bald. Um ihn ganz sicher zu haben, beschloß man ihn zu verheirathen. Dies Geschäft ward einer Tante übertragen, die als Orakel der Familie angenommen, von jeher den größten Einfluß auf meinen Vetter gehabt und ihn auch in der Zeit der Entfremdung nie ganz aus der Hand gelassen, sondern mit ihm in Korrespondenz geblieben war. Sie war eine gewandte Frau, erfüllt zugleich mit dem höchsten Stolz auf die Familie, der tiefsten Verachtung ihres armen Neffen und der größten Neugier, welche dummen Streiche er in seiner errungenen Unabhängigkeit wohl begehen möge.

Sie übernahm ihre jetzige Kommission auch mit allem Willen und führte sie, nach einigem instinktmäßigem Sträuben des Unglücklichen, siegreich und zur Befriedigung aller Uebrigen glücklich zu Ende. Er erhielt eine Frau — eine Verwandte, die man auf diese Weise versorgte — mit der man für ihn zufrieden sein konnte. Man wußte, daß sie ihren Mann für den „Dummkopf" hielt und geeignet war, die nothwendige Leitung desselben zu übernehmen.

Nach dieser Seite wenigstens hatte man sich in seinen Berechnungen denn auch nicht getäuscht. Philippine, wie die Dame hieß, wurde eine Frau, und Amandus ein gehorsamer Ehemann, wie sie, der bekannten Redensart nach, im Buch stehn. Für's erste war sein Widerstand gegen sein Joch nur ein gelegentlicher und leicht zu besiegender, und wie während seines ganzen Lebens, bestand auch jetzt noch für Jahr und Tag sein Muth und seine Kraft nur darin, daß er sein klagenvolles Herz zuweilen hinter dem Rücken seiner Peiniger gegen einen Dritten ausschüttete.

So führte denn dieser Ehestand des Vetters zuerst zu den nachstehenden Klagebriefen, welche ich aus dem Nachlaß der kürzlich verstorbenen Tante mir zueignete, endlich aber auch noch zu einem Zeichen von wirklichem Muth, d. h. zu einer letzten, energischen Auflehnung gegen sein Joch und damit zu dem unwiderleglichen Beweis, daß man ihm von jeher Unrecht angethan. Er that das Klügste, was unter den jetzigen Verhältnissen im Allgemeinen und unter seinen eigenen im Besondern, ein Mensch in solcher Lage nur thun kann — er ließ Frau, Familie, Haus und Hof im Stich, ging davon und

sagte den Seinen erst von England aus und durch den Telegraphen ein fröhliches Adieu für immer.

Weiter hab' ich nichts von ihm gehört, aber ich sehe nicht ein, weßhalb es ihm nicht gut gehn sollte. Für das häusliche und gesellschaftliche Leben, welches man ihm aufzwang, war er nicht gemacht. Wo es aber auf Kopf und Wissen ankommt und er vernünftigen Menschen gegenüber steht, wird er schon seinen Platz finden und mit Ehren zu behaupten wissen.

1.

Am siebzehnten August — also gerade vor fünf Wochen — sind wir hier angekommen, liebe Base, fanden ein paar Bekannte auf dem Bahnhof, die uns freundlich alle Ankunfts-Geschäfte und Besorgungen abnahmen, uns in einen Wagen setzten und nach Hause fahren ließen; und so saßen wir beide um vier Uhr zum erstenmal in unserer eigenen Wohnung, an unserem eigenen Tisch und aßen die Speisen, welche gleichfalls von lieben Freunden gütig genug für uns bereit gehalten waren.

Philippine war ein wenig verstimmt. Wenn ich an die Strapazen der Reise denke und zumal an die letzten, glühend heißen Stunden im schaukelnden Eisenbahnwagen, so finde ich das freilich nicht nur erklärlich, sondern durchaus natürlich. Allein je müder sie war, desto freundlicher, dünkt mich, hätte sie die Bemühungen der Freunde anerkennen und ihnen durch ein herzliches Wort danken sollen. Es wurden ihr dadurch ja eine Menge langweiliger Besorgungen, eine noch größere Ermüdung erspart. Später sah sie das auch ganz von selbst ein und hat mich durch ihr Versprechen sehr erfreut, daß sie versuchen werde, ihr Unrecht wieder gut zu machen. Wenn es nur auch geschieht!

Wie Sie wissen, liebe Base, habe ich bisher wenig Umgang mit Damen gehabt; aber dies Nachgeben und Einsehn Philippinens ist mir als etwas Großes erschienen und läßt mich demnach die frohsten Hoffnungen für unsere hiesige Stellung hegen, während ich — ich will das nicht verhehlen — auf der Reise und für jetzt auch hier, bei dem sehr entschieden auftretenden Willen meiner Frau hie und da ein wenig in Sorgen war und bin. Philippinchen hat so viel Geist und Bildung, daß sie natürlicherweise Fug und Recht hat, ihren eigenen Ansichten zu folgen, von den ihr gewohnten Einrichtungen und Gebräuchen nicht ohne Weiteres abzugehn, und

nicht gleich auf die Worte von Leuten zu schwören, die sie meistens weit übersieht. Aber „ländlich — sittlich!" — liebe Base! — Wir leben nicht daheim, sondern hier; es ist ein ander Land, eine andere Weise; es sind, so zu sagen, andere Leute als bei uns in der Heimat. Und wenn Philippine nicht ein wenig diplomatisiren will, sich nicht ein wenig zu fügen und anzuschmiegen versucht, so fürchte ich, daß sie sich kein angenehmes Leben und einen sehr schweren Stand bereiten wird.

Philippine, meine liebe Base, ist durch und durch vortrefflich, davon bin ich überzeugt. Aber ich habe sie früher eigentlich so wenig gekannt und sie nach kurzem Brautstande so schnell geheirathet, daß mir noch vielfach die Einsicht in ihren Charakter und ihr Wesen abgeht und damit natürlicherweise einstweilen auch die Möglichkeit entzogen ist, richtig auf sie zu wirken, auf der rechten Stelle nachzugeben oder sie auf das aufmerksam zu machen, was nothwendig geschehen muß. Ich möchte Sie bitten, liebe Base, — empfehlen Sie meiner Frau in Ihren Briefen ein wenig Politik! — Es geht nicht anders, sage ich Ihnen. — Aber verzeihen Sie mir die Bitte, welche ich auf die erste folgen lasse: seien Sie vorsichtig! Philippinchen ist so sehr selbständig und entschieden und — will sich von niemand etwas sagen lassen. Denken Sie, daß ich diese Zeilen an Sie heimlich schreibe. Denn als ich mich etwa vor acht Tagen zum Brief für Sie niedersetzte und meiner Frau auf ihre Frage: „an wen schreibst du?" — Ihren Namen nannte, so erwiderte sie mit mich überraschender Schärfe und sehr verdrießlich: „das verbitte ich mir. Ich will weder Klatschereien, noch fremde Einmischung in mein Hauswesen. An die Base werde ich schon selber schreiben, wenn es nöthig ist."

Verstehen Sie das, liebe Base? — Sie verehrte Sie doch so sehr, gab so viel auf Ihr Urtheil — und wir verdanken Ihnen doch hauptsächlich, daß unsere Verbindung so schnell zu Stande gekommen! Daher hat mich dieser entschiedene Widerstand gegen einen herzlichen häufigen Verkehr mit Ihnen sehr bestürzt. Aber ich kann nicht helfen! Schreiben muß ich Ihnen, nicht nur Ihrem, sondern auch meinem Verlangen nach, wenn ich auch des lieben Hausfriedens wegen dabei ein wenig heimlich zu Werke gehe.

Wie nöthig eine kleine freundliche Ermahnung für Philippinchen ist, mögen Sie aus Folgendem sehn.

Wir wohnen bei einem Brauer, d. h. also bei einem anständigen, wohlhabenden Manne, dessen Geschäft hier zu Lande von großer Bedeutung

ist und seinem Inhaber eine höchst angesehene Stellung verschafft. Unser Hausherr ist überdies gar gebildet, artig und umgänglich, hat eine Frau, die sehr freundlich und angenehm ist und, ganz gegen die sonst hier herrschende Sitte, das Fremde nicht zurückstößt, sondern gelten läßt und sich gern zu Rath und Hülfe bereit zeigt. Ich verberge Ihnen nicht, daß ich darauf für Philippine gebaut, daß ich, vor meiner Abreise zur Hochzeit, mit den lieben Leuten geredet und sie um Nachsicht und gelegentliche Unterweisung, mit einem Wort, um ihre Freundschaft für meine junge, fremde Frau gebeten habe. Die Leute sind auch erst seit drei Jahren verheirathet — es ist alles da, was nach meiner Ansicht, den Umgang mit ihnen wünschenswerth, ein freundliches Verkehrsverhältniß möglich und für beide Theile hoffentlich angenehm machen kann. Allein — daraus scheint nichts werden zu sollen.

Umsonst habe ich Philippine dazu beredet, die strenge Form bei Seite zu lassen und am Tage nach unserer Ankunft schon zu ihnen hinabzugehen — es wäre herzlich und politisch zugleich gewesen, liebe Base, da die Leute geneigt waren, uns auf das freundlichste zu empfangen, und ein gutes Einvernehmen mit dem Hausherrn in unserer Zeit der Wohnungsnoth und der steigenden Miethen für den Miether außer allem Spaß ist. Aber Philippinchen war dazu nicht zu bewegen. Sie scherzte und neckte und bat mir einen Aufschub nach dem andern ab. Da mußte erst, Gott weiß was alles, besorgt werden, da mußte man nähen und bügeln — grade vor ‚solchen Leuten‘ müsse man doch gleich standesmäßig auftreten, hieß es; Freundlichkeit gegen die Mitbewohner des Hauses müsse man vorsichtig abmessen, um sich vor spätern, vielleicht unwillkommenen Ansprüchen an unsern Umgang zu sichern. Meine Hindeutungen auf einen freundschaftlichen Verkehr schien sie nicht zu verstehn oder nicht zu hören. Kurz, wir kamen erst den vierten Tag in voller Besuchstoilette hinab, und als wir zurück waren, meinte sie: „siehst du, mein Freund, wie gut war's, daß wir gezögert! Wir haben jetzt gleich von Anfang an alle Ansprüche abgelehnt, die wir doch niemals hätten gewähren können. Was sollten wir mit diesen Leuten anfangen, die nach ihrem Stande ganz angenehm und recht gebildet, aber doch immer in demselben sind? Ich war gegen deine Zeichnung von ihnen gleich ein wenig mißtrauisch, Guter. Du stelltest Engel dar — und ich finde richtig nur recht gebildete Handwerker, die von ihrer Wohlhabenheit einen ganz hübschen und keineswegs übertriebenen Gebrauch machen. Wie sollten wir diese

Leute in unserm eigentlichen Zirkel placiren? Nein, es ist besser so! — Ich werde stets artig gegen sie sein — natürlich; aber das genügt vollkommen."

„Aber um Gotteswillen, Philippinchen," sagte ich auf diese Worte, „sie sind ja von gleichem Stande wie wir, und wenn nicht in unserem, doch in einem Zirkel, wie wir ihn für uns nicht besser erwarten und wünschen können." — „Das denke ich nicht," erwiderte sie ziemlich piquirt. „Wie ich geboren und erzogen, bin ich gewohnt, nur mit der ersten Klasse zu verkehren, und dazu gehören Handwerker — und wären es selbst Brauer — niemals. In meinem Salon wenigstens," setzte sie hinzu, „werden derartige Leute nie daheim sein, wir müßten denn zweierlei Gesellschaften bei uns sehn wollen, von denen die eine Art aus ‚Solchen' bestände. Dagegen möchte sich unsere Kasse aber nicht weniger als ich mich selbst opponiren." — Dabei blieb es.

Nun, theure Base, als die lieben Leute nach einigen Tagen ihren Gegenbesuch machten, nahm meine Frau sie allerdings höflich auf — allein zum Wiederkommen, zum freundschaftlichen Umgang lud ihre Weise allerdings nicht ein. Figürlich geredet, war es, als säße sie während dieser ganzen Zeit selbst auf der Stuhlecke und ließ auch unsere Gäste darauf sitzen. Und da die Frau ihr freundlich ihre Hülfe antrug und sich zu jeder Auskunft über hiesige Zustände und Gebräuche erbot, lehnte Philippine das kühl mit der Entgegnung ab: sie werde sich schon zurechtfinden und hoffe bei ihrer Weise bleiben zu können. — Die Folgen davon vernahm ich schon am Nachmittag, als mir der Hausherr bei einem Ausgang begegnete, mir die Hand reichte und lächelnd meinte: „nun Herr Assessor, das ist wahr — Sie haben eine kleine resolute Frau! Donner, die meine ist ganz verschüchtert! — Ich habe aber gar nicht gewußt, daß Sie so einsam leben wollen, wie Ihre Frau Gemahlin thut," setzte er, grade nicht fein hinzu. — Und ich, liebe Base? — Sagen Sie mir um des Himmelswillen, was konnte ich darauf anders thun, als roth werden bis hinter die Ohren!

So stehn die Sachen, und daß es so gut sei, davon kann ich mich nicht überzeugen; ich fürchte im Gegentheil, Philippine wird unter mancher herben Enttäuschung zu leiden haben — und besonders, was ihren sogenannten ‚Zirkel' betrifft. Sie hat nicht bedacht, daß die Verhältnisse andere geworden sind. In der Heimat hat ihre Familie allerdings zu den Honoratioren gezählt, somit also zu der besten und ersten Gesellschaft des Orts;

und wie exclusiv es dort zugeht, wissen wir ja alle. Hier jedoch, in der viel größeren Stadt, ist jene dortige erste Klasse eine bei weitem tiefere. Der kleine Hof des bei uns lebenden apanagirten Prinzen, der zahlreiche Adel, die bedeutende Garnison, alles das steht abgeschlossen zusammen und obenan. Die großen Banquiers und Fabrikanten bilden wieder einen Kreis, der vielleicht sich nach oben öffnen möchte, wenn es ihm möglich gemacht würde, nach unten dies aber nur dann thut, wenn er zufällig einmal Lust hat, jemand zu protegiren oder mit ihm zu kokettiren. Ob Philippine ihrerseits Lust haben wird, sich dazu herzugeben? — Darauf kommen dann, Gott weiß wie viel, Kreise und Abstufungen, und ich vermag es nicht zu sagen, wohin man hier jemand rechnen würde, der wie mein Schwiegervater, Bürgermeister einer nicht großen Stadt war und den Titel Justizrath führte.

In meiner Stellung habe ich das Angenehme, daß ich an keinen Kreis gebunden bin — wir schließen uns an die zusagenden Elemente, wo wir sie auch finden. Grenzen gibt es aber, über die wir nicht hinausdürfen, ohne entweder nur geduldet oder gar schnöde abgewiesen zu werden. Und wollten wir uns dennoch aufdrängen, so würde das nur die Folge haben, daß die wahrhaft Vernünftigen und Gebildeten der guten Klassen sich achselzuckend von uns zurückzögen. Abgesehen davon, daß Hochmuth, den man mir oder meiner Familie zum Vorwurf machen könnte, meiner Stellung am allerwenigsten entsprechen würde.

Ich wiederhole es, liebe Base, — Philippine kann einen Kreis haben, wie er nicht angenehmer gedacht werden kann — den Ständen nach vielleicht einigermaßen gemischt, geistig jedoch durch und durch gleichmäßig. Das garantire ich ihr. Aber sie sollte nicht exclusiv sein wollen, wie daheim in der kleinen Vaterstadt. Es herrscht hier ein anderer Maßstab dafür. Was den nicht erträgt, stößt sich hier schon von selber ab.

Da habe ich nun einen ganzen Bogen voll — Bemerkungen gegen meine Frau geschrieben. Glauben Sie aber um Gotteswillen nicht, liebe Base, daß es in unserer jungen Ehe schon Verdruß geben möchte. Davon ist ja keine Rede. Wir sind im Gegentheil beide gar glücklich, fast immer heiter, immer zufrieden. Daß Philippinchen hin und wider ein klein wenig verstimmt ist und dann zuweilen ein bischen auffährt — finde ich sehr begreiflich. Es ist ihr hier alles neu und ungewohnt, geht auch vielfach nicht nach ihrem Wunsch und Willen. Sie sollte nur etwas mehr auf

meine Bitten geben, nicht immer gleich außer sich gerathen, sondern auf's Besserwerden rechnen; lernen muß ja jedermann und keiner wird als Meister geboren. —

Wir sind fast immer ein Herz und eine Seele; bei kleinen Meinungsverschiedenheiten gebe ich ihr gewöhnlich gern nach, da ich von ihrem scharfen Verstande überzeugt bin. Oder ich ziehe mich hie und da einmal lachend zurück — überzeugen läßt sie sich doch nicht von dem, was nicht mit ihrer Ansicht übereinstimmt. Zürnen und zanken mit ihr kann ich nicht — sie ist so gut und liebenswürdig, so zärtlich und kosend zu mir wie eine Taube; und selbst wenn sie mich zwanzigmal bei der Arbeit stört, um nach Gott weiß was für Dingen zu fragen, kann ich nicht unzufrieden werden. Theils weiß sie mich durch ihre Weise zu bezaubern, theils muß ich ihr das Recht zu dieser und jener Frage einräumen. Es gibt ja so vieles gemeinsam zu ordnen! Das ist gar süß, liebe Base; und wollte sie nur ein klein wenig gefügiger gegen das Hiesige sein — so sähe ich nichts als reines Glück vor uns. — Könnte ich nur zu ihr so reden, wie ich an Sie schreibe — das wäre gut, fühle ich. Aber dahin bringe ich es leider nicht!

Leben Sie wohl, liebe Base! Im nächsten Brief hoffe ich Ihnen noch Besseres melden zu können. Ich unterzeichne mich jetzt gern mit meinem Namen. Philippine nennt ihn so zärtlich!

Amandus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ring des Markgrafen von Baireuth.

Von

Emma Niendorf.

Ihr habt ihn alle noch gekannt — ich meine nicht den Markgrafen, noch seinen Ring, sondern nur den alten Kammerherrn, der lange zu den hiesigen Gesellschaftsfiguren gehörte. Er pflegte fast nur französisch zu reden und täglich sein Whist zu spielen; von Jahr zu Jahr schlich er gebückter daher und ließ sich beständig von seinem Bedienten führen. In einem der seltenen Augenblicke, wo er deutsch sprach, in einer besonders guten Stunde erzählte er uns einmal eine bisher unbekannt gebliebene Thatsache, welche außer ihrem Reiz des Unerklärlichen, sogar für eine deutsche Herrscherfamilie und ihre Annalen nicht ohne Interesse sein dürfte. Das Erlebniß hat er oft als Knabe schon aus dem Munde seines Vaters selbst vernommen, auch alle schriftlichen Belege, welche es hinreichend verbürgen, bewahrt. Er wollte mir diese Papiere vorzeigen und überbringen, allein er ist darüber bettlägerig geworden und endlich gestorben; sie müssen sich in seinem Nachlaß gefunden haben. Mit ihm ging vor Jahr und Tag der Titel eines Schloßhauptmanns der zweiten Residenz des Landes zu Grabe, ein Titel, welcher ebenso wenig mehr dem jetzigen Jahrhundert angehörte, wie der Mann selbst, der ihn trug.

Unser Kammerherr zählte zu dem fränkischen Adel und sein Vater war Cavalier bei dem Markgrafen von Ansbach. In dem Hofdienste, der begreiflich ein leichter war, wechselte mit ihm der jüngere, in gleicher Eigenschaft angestellte Gefährte ab, ein Herr von B., dessen Familie theilweise aus Preußen stammte. Es war ein ernster junger Mann von beinahe scheuem Wesen, der wohl nicht viele Pagenstreiche auf dem Gewissen haben mochte. Er spielte fast nie eine Partie, kaum einmal Billard; er war kein

Jäger wie die Andern, obschon er oft allein, zu Pferde und zu Fuß, die Wälder, die Höhen durchstreifte, und zwar am liebsten im Mondschein, was ihm verschiedene Neckereien eintrug. Beinahe sah es wie eine unglückliche Liebe aus, wenn nur sonst irgend von einer solchen etwas zu erspähen gewesen wäre, wozu es den übrigen Edelleuten durchaus nicht an gutem Willen gefehlt hätte. Es scheint überhaupt eine mehr beschauliche als leidenschaftliche Natur gewesen zu sein. Wer kann aber sagen, was in den Tiefen einer äußerlich so unbewegten Flut ruhen mag?

Das laute Treiben mochte ihn ermüden, und häufig schloß er sich daher ein, um nicht gestört zu werden. Ja er hatte sich sogar das abgelegene Gemach in einem Thurm erbeten, das freilich eine sehr schöne Aussicht auf blaugrüne Berge und in duftige Silberferne beherrschte. Vielleicht geschah das, weil ihm die Einsamkeit im Allgemeinen gefiel und zudem, weil er sich in der Stille gern beschäftigte; oder auch, wie man voraussetzte, um sich wegen einer Eigenthümlichkeit seiner Organisation der Beobachtung zu entziehen. Er soll nämlich zeitenweise die Gewohnheit des Schlafwandelns gehabt haben, und der Grund dazu mochte in einem Ueberreiz der Nerven liegen. Die Neugierigen, vor denen er da oben verschanzt sein wollte, behaupteten, möglicherweise um sich dafür zu entschädigen: daß sein vertrauter Bedienter ihn in dieser Vogelperspektive jeden Abend hinter verriegelten Thüren und Fensterladen einsperren müsse, um, zumeist — ich weiß nicht — im Ab- oder Zunehmen des Mondes, den Nachtwandler vor sich selbst zu schützen, der sich leicht in Todesgefahr stürzen konnte, ja schon öfters darin geschwebt habe.

Wer weiß, was man sich sonst noch von dem Thurmzimmer erzählte, das noch seinen alten Rock trug, die dunkle buntgewirkte Tapete, aus der Mohren, Papageien, Kameele mit weiß und schwarzen Glasaugen unter Palmzweigen glotzten. Während die Gemächersuite im Schlosse, worin der Fürst selbst wohnte und empfing, sich bereits nach dem Vorbilde derer zu Paris und Versailles modernisirt hatte, standen hier noch jene schlanken hochbeinigen, hochlehnigen Stühle, deren verbleichtes Blumengewebe längst die Fäden verrieth, und theilten getreu das Loos ihrer Markgrafen und Markgräfinnen, die aus dunklem Holzrahmen und räthselhaftem Hintergrunde mit weißen Gesichtern niederschauten — um so gespenstiger, wenn der Mond die Schatten der Epheuranken an der Thurmmauer außen vor dem Fenster, innen auf der Diele zittern ließ. — Er that wohl, der

gewissenhafte Franz, die Läden, die Vorhänge fest zuzuziehen, damit nicht Ein Strahl in den Alkoven sich stehle; denn der Mond ist ein tückischer Gesell, der, sobald er bis auf das Bett schlüpft, wenn er den Schlummer nicht unterbrechen kann, doch mindestens arge Träume macht und dem Schläfer Gott weiß was für sonstigen Unfug anrichtet. Läßt man ihn doch nicht einmal auf das erlegte Wild im Forste scheinen, sondern bedeckt es sorgfältig mit Laub, daß der bleiche Mann im Monde es nicht angrinse. Will nicht die Bleicherin wissen, daß wofern sein Auge auf ihre Leinwand fällt, dieselbe zu einem Todtenhemde verschnitten wird?

Kein Laut des Morgens dringt da bis zu dem Langschläfer, wenn nicht außen auf dem Mauervorsprunge Tauben girren und gurgeln, und Franz endlich auf den Zehen die steinernen Stufen herauf trippelt. Jetzt öffnet er beide Fensterflügel, damit das neue Licht hereinströme und seinen jungen Herrn wecke, der gestern bis Mitternacht musizirt hat; die Wachslichter auf dem Flügel sind herabgebrannt. Auf dem Pult liegt das Notenheft noch aufgeschlagen. Was ist das auf jenem Tischchen dort in der Ecke? Ein Frauenbild, eine Miniature, in Gold gefaßt, schlicht aber gediegen; die Rückseite zeigt unter Glas, auf himmelblauer Seide, ein weiches schwarzes Löckchen. Und da ist es ja noch einmal, das sanfte lilienbleiche Oval auf dem Elfenbein in dem halbgeöffneten Kästchen, neben den durcheinander geworfenen Farben und Pinseln. Ein Diadem hält das Rabenhaar, den Spitzenschleier, welcher den stolzen Nacken umwallt, die blendenden runden Schultern mehr enthüllt als verbirgt. Der türkische Shawl, welcher vom Arme sinkt, ist bloß untermalt. Sonst mangelt der Copie nichts. Welch ein holder Kindermund, etwas wehmüthig zwar! Welch ein inniger Blick der dunkeln Sammetaugen, schwarz und warm wie eine Sommernacht! Diesen cirkassischen Schwung der Brauen, diese etwas niedere alabasterfeine Stirne sollten wir kennen? Dieselben Züge, nur stärker geprägt, lassen sich in dem jungen Cavalier wiederfinden. — Es ist das Porträt seiner Mutter, der Frau von B., der ihr Sohn Gustav, nur in das Männliche übersetzt, sprechend gleicht, wenn sie ihm auch nicht den Zauber ihrer ganz weiblichen Schönheit vererbte, mit dem sie ihr Kind hier anschaute, ihm sagte, was niemand ihm erzählen konnte. Sie hatte in ihrer Jugend meistens in Berlin am Hofe gelebt und war früh gestorben, wenige Jahre nach ihrem Gemahl.

Damals lebte noch Friedrich der Große und sein Genie. Nach dem Abscheiden seines Bruders hatte er dessen Sohn zum Prinzen von Preußen

erklärt, den nachmals regierenden Friedrich Wilhelm II. — Neben seinem kinderlosen, dafür an Lorbeern so reichen Oheim, versprach leider auch der Prinz von Preußen dem Lande noch keinen Nachfolger. Mit einer Tochter Braunschweigs vermählt, trennte er sich wieder von ihr und reichte, da er von dieser ersten Gattin nur eine Tochter hatte, seine Hand der Prinzessin Louise von Darmstadt. Seit Jahr und Tag war er jetzt mit dieser verbunden, allein noch immer nicht wollte sich die von Hoch und Niedrig, von Herrscher und Volk, wie von dem neuen Paare selbst so sehnlichst erharrte und erflehte Hoffnung auf Nachkommenschaft in Aussicht stellen. Daher mochte man nicht ohne Grund befürchten, mit dem Neffen und Thronfolger des gewaltigen Kriegshelden werde die Hauptlinie des preußischen Stammes erlöschen. Denn Friedrichs II. übrige Brüder hatten bis dahin gleichfalls keine Descendenz. Sogar die nahen Agnaten des Königshauses, die verwandten Zweige der Markgrafen von Baireuth und Ansbach, nach deren Sprossen die beängstigten Blicke suchten, sah man um diese Zeit ohne Leibeserben.

Es läßt sich leicht denken, daß so besorgliche Zustände der Regentenfamilie, und dieser Regentenfamilie, die Gemüther nah und fern und mehr und mehr beunruhigten. Kein Wunder, wenn auch den Kammerherrn von B., in der vorzugsweisen Innerlichkeit seiner Seele, eine solche Lage der Verhältnisse auf das lebhafteste beschäftigen mochte, indem er sich nicht nur an die Person eines Betheiligten geknüpft fand, sondern wohl noch mehr, weil die Liebe und Treue zu dem Monarchen und zu Preußen auf ihn vererbt und seit der Kindheit mit ihm verwachsen war. Alle Erinnerungen des Knaben, sowie die neueren und täglichen Bezüge zu der Familie seiner Mutter, leiteten den jungen Mann dorthin zurück. Sein ganzer Glaube wurzelte dort in den Ebenen der Ostsee. Und für Friedrich den Großen war er hochbegeistert.

Genug, da träumt er einmal, wenn ich nicht irre gegen Morgen, es klopfe an diese seine Thurmstube dreimal, zugleich öffne sich, ohne daß er im Geringsten darüber sich wunderte, langsam eine Thüre, die er nicht kenne, in dem buntgewirkten Wandteppich, mitten in einem Palmenwalde, und der geharnischte Markgraf, welcher mit Reitermantel und Federhut, die Faust am Degen darüber hängt, rege sich, als ob er mit einträte. Mit ihm erscheint ein alter Mann, der wie aus Morgenland hinter den Palmen, den Mohren und Papageien und Affen hervorkommt — im grauen Pilger-

rocke, unter welchem sich vielleicht auch eine Rüstung verbirgt, um den Leib den Strick, mit schneeigem Haar und Silberbart, der sich in die Falten des Gewandes verliert — Grau in Grau. „Zum erstenmal muß Franz vergessen haben, Läden und Vorhänge zu schließen," denkt sein Gebieter. „Der Mond scheint ja herein." — Der alte Mann, ohne auszuschreiten, bewegt sich, wie von einem Luftzuge getrieben, gegen den Alkoven, in welchem Gustav ruht; bleibt vor dem Bette stehen und sieht ihn an, lange und fest, Aug' in Auge, als sollte sich eins in die Flut des andern senken. Der Alte scheint mit diesen Blicken zu reden, aber es tönt nicht in Gustavs Ohr. Er vernimmt es mit einem andern Ohr, einem neuen innern. Es zittert durch seine Brust selbst.

„Mache dich auf," sagt der graue Mann leise und traurig, „mache dich auf, ziehe nach der Begräbnißkirche des Markgrafen von Baireuth. Laß dir die Pforte der Gruft aufsperren. Schaue in der Vorrathskammer des Todes nicht rechts, noch links nach den aufgespeicherten Truhen. Gehe gerade aus, vorbei an dem Altar ohne Weihrauch und Ampelschein. Im dritten Gewölbe am letzten Pfeiler steht einsam ein Sarg, länger und schmäler als alle übrigen, — ein Sarg von altersbraunem Eichenholz, mit geschnitzten Cherubimköpfen, das ist der rechte. Von dem hebe den Deckel. Ich will dir helfen, wenn du mich auch nicht siehst. In den ersten Sarg ist ein zweiter von Zinn eingesetzt; auch den mußt du öffnen. In ihm streckt sich ein Ahn deines Herrn. Sie haben ihn hineingebettet, den Markgrafen von Baireuth. Da liegt er im dunkelrothen Wamms mit Silber verbrämt. Merke wohl auf! An dem Goldfinger der linken Hand steckt ein goldener Reif mit Edelsteinen, den ziehe du selbst dem Markgrafen vom Finger. Wenn du es nicht thust, merke wohl, — wenn der Ring nicht von seiner Hand kommt, von der Hand des Markgrafen von Baireuth, so stirbt der preußische Stamm aus." — Nachdem er das gesprochen hat, oder vielmehr geseufzt, der alte Mann, weicht für den Schläfer alles in die Traumnebel zurück.

Als er im Augenblicke erwachte, da Franz die Vorhänge wirklich öffnete, war es unserm jungen Kammerherrn beinahe, als habe ihm eine Stimme etwas heute Nacht gesungen. Erst allmälig gestaltete es sich in dem innern Dämmern zu Umrissen. Er lächelte etwas über den Pilgrim, der sich in das Jahrhundert Voltaire's verirrt hatte. V. ließ sich nie im Plaudern gehen; wäre er mittheilsamer und redebedürftiger gewesen, so hätte

er vielleicht einen seiner Bekannten von diesem wunderlichen Spiele seiner Einbildungskraft unterhalten. Es war überhaupt nicht im Charakter des Zeitalters, auf Träume Gewicht zu legen, und im Grunde achtete auch Gustav selbst auf den seinigen zu wenig, um ihn nicht nach kurzem zu vergessen.

Es mochten einige Wochen hingegangen sein, da kam der Traum wieder, d. h. jener graue Mann. Es klopfte diesmal nicht, er sah nur zu der Thüre herein, schon wie ein alter Bekannter, zu der nämlichen Teppichthüre bei den Palmen. Als er an dem Alkoven vor dem Lager stand, drohte er mit dem Finger und schaute den Kammerherrn, der sich in seinen Kissen aufrichtete, bittend und eindringlich an. „Du bist noch nicht in Himmelskron gewesen," flüsterte er endlich und sah noch bleicher aus, als das erstemal. „Du bist noch nicht zu Himmelskron in der Gruft der Baireuther gewesen! Auf gegen Kulmbach! Oeffne den Sarg! Behalte es wohl — im dritten Gewölbe am letzten Pfeiler; der erste Sarg von Eichenholz mit Cherubimköpfen; der zweite von Zinn mit vergoldetem Wappen. Säume nicht, ziehe dem Markgrafen seinen Ring vom Finger. Der Reif ist gar kunstreich von dem Goldschmied zu Nürnberg gefertigt; er hat die Demanten auf das Zierlichste gefaßt. Sie blitzen schon längst nicht mehr in Nacht und Moder des Grabes. Säume dich nicht! So lange in Himmelskron noch einer der Demanten am Ringe nicht erblindet, ist noch Hoffnung. Wenn du aber den Ring nicht vorher noch abziehst, geht das preußische Haus unrettbar zu Ende. Mache dich eilends auf nach Kulmbach!" —

Es scheint, daß durch diese Wiederholung des Traumgesichts B. nun doch betroffen war. Er sah sich in einiger Verlegenheit. Nicht allein, daß er mit seiner gewohnten schüchternen Weise es überhaupt scheute, sich jemand anzuvertrauen, sondern er fürchtete sich auch dem Gespötte seiner Bekannten, des ganzen Hofes einer kleinen Stadt — man weiß, was das in Deutschland heißen will — preiszugeben. Die Richtung der Zeit war bekanntlich nichts weniger als eine mystische. Noch andere Bedenken gesellten sich dazu: durfte er sich erlauben, die intimsten Angelegenheiten des Fürstenhauses dergestalt zu berühren, in der Leute Mund zu bringen? Konnte das in seiner Stellung nicht bloß undiplomatisch, sondern auch unzart genannt werden? Wie möchte es sein Markgraf aufnehmen? Würde man es nicht selbst in Berlin erfahren und mißdeuten? Andererseits empfand der junge Cavalier in seiner Gewissenhaftigkeit auch wieder die Verantwortung seines

Schweigens. Die Sache war ihm denn doch zu wichtig, um sie denen zu entziehen, welche sie zunächst betraf. Er wollte sich Vorwürfe ersparen, fremde und eigene. Er gestand sich zwar noch immer nicht selbst, daß er die Vision für etwas anderes, als für eine Zufälligkeit hielt; aber ihm erwuchs denn doch aus dem Traume eine sehr wirkliche Anfechtung. Es beängstigte ihn, er fühlte sich im Kampfe mit sich selbst. In solcher Aufregung war er nicht weit davon, in eine Gemüthskrankheit zu verfallen; wer kann freilich sagen, ob sie nur die Wirkung des Traums und nicht etwa gar die frühste Ursache desselben gewesen wäre? Wenigstens fing seine Umgebung an, ihn schon halb für wahnsinnig zu halten, und zu urtheilen, daß seine Eigenheiten von jeher auf dergleichen hingedeutet hätten. Es war nicht das erstemal, daß sie über ihn in der Bevormundung, welche eben jener kleine Hof, eben jene kleine Stadt bedingt, über den „Nachtwandler" den Kopf geschüttelt hatten.

Er hatte nicht mehr die Ruhe, an der Miniature seiner Mutter zu malen. Ueberraschen darf es nicht, daß ein Gedanke, der uns bei Tage verfolgt, sich auch in die nächtlichen Hirngespinnste webt. Während Gustav so mit sich rang, träumte er noch einmal von dem Alten in dem grauen Rocke. Er kam näher als je zuvor, neigte sich ganz über das Bett, noch blässer, noch flehentlicher; er schaute den Schläfer stumm, aber gar herzbewegend an. Es war, als ob die Augen des Greises überliefen und die Thränen in seinen Bart rollten. Er sagte nichts als: „Nur Ein Stein ist mehr hell! Wenn du den Ring nicht vom Finger des Markgrafen ziehst, bevor alle Demanten erblindet sind, erlöscht das Königshaus auf immerdar. Nur Ein Stein ist noch hell!" —

Noch ehe Franz die Treppe herauf trippelte und sich dreimal vor der Thüre räusperte, sprang der Kammerherr vom Lager. Es duldete ihn nicht mehr, nicht länger konnte er es tragen. Er ließ sich gleich am Morgen bei seinem Herrn melden. Der hatte aber dringende Geschäfte, arbeitete mit seinen Räthen. Mittags hatte man große Tafel, Abends Jagd, Konzert und Spiel angesagt. Erst am nächsten Nachmittag, auf der Spazierfahrt, wo unser Kammerherr, der heute den Dienst hatte und seinen Gebieter begleitete, fand sich ein freier Augenblick für die geheime, wichtige Mittheilung, die Gustav, der völlig fieberte, kaum mehr erwarten konnte.

Begreiflich nahm der Markgraf das Geständniß ziemlich kühl auf, so daß es den jungen Mann, wie sehr er es ersehnt hatte, alsbald reute. Wie

gern möchte er es wieder in das Schatzkästlein seiner Brust verschließen! Man muß die Reliquien nicht der freien Luft aussetzen. — Trotz seinem Achselzucken, trotz den paar Takten einer Ariette, die er trillerte, überlegte der Markgraf jedoch, daß er diesen Vorfall, der nun einmal bis zu ihm gedrungen, den Betreffenden nicht ganz vorenthalten dürfte. Wenn er sich der Geschichte auch so viel wie möglich entziehen wollte, so mochte er sie doch nicht mehr völlig ignoriren. Kurz, es wurde aus der Kanzlei des Markgrafen über den Traum seines Kammerherrn in dem alten Thurme nach Berlin berichtet, und der Bescheid blieb nicht allzulange aus. Er lautete, daß man ohne unnöthiges Aufsehen Nachforschungen in der Erbgruft anstellen, und den Ring, falls er sich in der That vorfände, sofort aus dem Sarge und von der Hand des Eigenthümers beseitigen möge. Es läßt sich kaum voraussetzen, daß der König selbst theil an diesem Erlaß hatte. Man weiß, daß Träume nicht eben die Sache Friedrichs II. waren.

Es wurde eine Commission ernannt. Die Wahl fiel auf den Kammerherrn von W., den Vater des meinigen, welcher der ältere am Hofe war, und Erfahrung, Routine besaß; er scheint überhaupt das mehr Positive vertreten zu haben. Der Markgraf wollte die Sache jetzt fast als einen Akt der Ritterlichkeit von seiner Seite behandelt wissen. Man machte sich auf den Weg nach Kulmbach, das in der Nähe von Himmelskron liegt. Damals flog der Eisenbahnzug noch nicht wie heute an dem romantischen Bergstädtchen und seiner Plassenburg vorbei durch das Voigtland, der schiefen Ebene und Sachsen zu. Wie mühselig und endlos wand sich der Weg in Schneckenbändern, wie zählte man immer neue und neue Waldgipfel, bis endlich der rechte auftauchte!

Herr von W. konnte es nicht lassen, gegen die Gefährten zu witzeln über die Expedition, über sein eigenes Amt, über die ganze Todtengräberei, wie er sich ausdrückte. Sein College B. kam natürlich dabei gleichfalls nicht zu kurz. Es blieb Letzterem nichts übrig, als mitzulachen. In der Stille fing er an, sich über die Figur zu schämen, die er dabei spielte, und sich selbst gram zu sein, während er sich sammt den Andern mit der markgräflichen kalten Küche und mit dem Theil des markgräflichen Weinkellers tröstete, welche man in die Wagentaschen gepfropft. Durch eine jener Ironien, in denen sich dies bunte Dasein gefällt, sollte der Realismus sich unseres jungen Freundes niemals mehr bemächtigen, als gerade in dem Moment, wo man ihn berechtigte, den Spuren seines Traumlebens zu folgen.

Die Wipfel der Eichen und Buchen, die sammetnen Matten, mit Heerden überstreut, rötheten sich. Von den Kirchen, von den Klöstern, den Heiligthümern allen im Thale und auf den Höhen hallten vielstimmig die Abendglocken. Noch eine kleine Strecke, da blinkte hoch im Azur Himmelskron. "Himmelskron — was für ein schönes Symbol dem, der sie erlangen darf!" Mindestens gingen alle hier zum Frieden ein, und alles ist weggewischt auf dieser Schwelle, Freud wie Leid. — Die ermüdeten Glieder der Pilger, ich meine die modernen in der markgräflichen Reisekutsche, begehrten heute aber mehr nach einer andern Herberge, in welcher man ihnen Nachtquartier bestellt hatte. Das erste Geschäft unserer Commission war also in Himmelskron selbst zu schlafen — und zwar träumte heute keiner von ihnen.

So ward es fast Mittag, bis sie, mehr als je zum Leben geneigt, an den frommen Pforten des Todes erschienen, durch die Ortsbehörde, den Geistlichen, den Kirchendiener, ein paar Handwerksmeister u. s. w. um einige Köpfe verstärkt. Welche steinerne, kalte Ruhe herrschte unter diesen Wölbungen, welche die Väter dem Enkel bereitet hatten! Wie beleidigt fast gellte das Echo der ungeweihten Schritte auf den Platten. Man hatte in allen Winkeln der Kirche aufgeräumt, alles auf das Sorglichste ausgefegt. Der Sakristan warnte zur Vorsicht die abschüssige Gruftstiege hinab, wo einer hinter dem Andern wandern mußte. — Das Schloß war rostig — oder hatte man den Schlüssel verwechselt? Vergebens probirte jener seinen ganzen Bund durch. Er schickte einen Knaben zurück in sein Haus, der erst nach einer lang ausgedehnten Viertelstunde wiederkehrte. Endlich regte sich die Thüre, sie knarrte widerwillig in ihren Angeln. War es so schwer, hier Einlaß zu finden? Platz war noch genug da. Der Tag drang nur sehr gedämpft durch vergitterte kleine Oeffnungen an der Decke in die nicht allzu geräumigen Fürstenkammern. Ein paar welke Kränze mit Trauercrêp von Spinnweb umflort, waren von der nächsten Bahre gefallen und raschelten den Eintretenden um die Füße, als gingen sie im Spätherbste durch einen Wald.

B., den der Commissär beobachtete, sah umher; er griff unwillkürlich an die Brust, als beenge ihn ein wenig die abgesperrte feuchte Grabluft. Sie tauschten einen bedeutsamen Blick miteinander, unsere beiden Kammerherren. Der jüngere, welcher noch nie in Himmelskron gewesen, eilte voran, wie wenn man in eine bekannte Oertlichkeit tritt. Er hatte schon die erste

Abtheilung durchschritten. „Dort steht der Sarg!" rief er, nach der dritten deutend. „Das muß er sein, dort am letzten Pfeiler!" — „Er ist von Eichenholz," sagte W. an die Seitenwand klopfend; und der Andere deutete auf die Engelsköpfe an den vier Ecken, die sauber geschnitzt, wenn schon etwas beschädigt waren; einer hatte die Flügel, der zweite die Nase verloren. Niemand sonst sprach eine Silbe. Während man auf einen Wink des Commissärs behutsam den langen schmalen Deckel hob, äußerte bloß der Sakristan: „Sie liegen alle in doppelten Särgen, meistens von Blei." — „Der ist von Zinn," entgegnete der Commissär leiser, indem er sich darauf hinbückte; „und da ist das markgräflich baireuthische Wappen, das goldene Wappen!" fügte er mit einiger Betonung hinzu. „Sachte, sachte!" empfahl er den Meistern, als sie sich anschickten, den zweiten Deckel zu öffnen. In der tiefen Todtenstille klang das leiseste Geräusch des Werkzeugs so ganz eigenthümlich. Nichts regte sich sonst, weder in der Gruft, noch oben in der Kirche. Man hätte in der Truhe jeden Athemzug hören können — wenn der Todesschlaf athmete. Wenigstens war es, als ob die Lebendigen ihren Athem anhielten, um den der Todten zu belauschen.

Jetzt fliegt jedoch über mehrere Lippen ein leises „Ah!" Da liegt er, der alte Markgraf, als hätten sie ihn erst gestern hineingebettet, an seiner Seite das Schwert. Die Hände über der Brust gekreuzt, über dem Wamms von dunkelrothem Sammet. An dem Goldfinger der wie aus Elfenbein geschnitzten Linken steckt ein Kleinod, ein Reif mit Edelsteinen. Alles ist wie unberührt, als wären die Jahrhunderte ehrfürchtig daran vorbeigegangen. Kaum erscheint der Brabanter Spitzenkragen etwas vergelbt mit seinem alterthümlichen Muster. An Bart und Haar ist nicht das kleinste verrückt, kein Fältchen anders geworden in dem tiefbraunen Marmorgesichte. Die ganze Gestalt kommt dem jungen B. bekannt vor; er meint, er müsse mit ihr sprechen. Wo hat er sie nur schon gesehen? Wahrscheinlich auf einem der Schlösser unter den Ahnenbildern? Oder vielleicht gar schon in der Kindheit, etwa im königlichen Palaste zu Berlin? Dieses Marmorgesicht, es ruht so fest und tief, wie jemand, der sich recht ausgestreckt hat nach einem weiten Marsche, recht müde ausgestreckt, zu erquicklichem Schlummer.

Nur Ein Augenblick — im nächsten war das ganze Bild verwischt wie durch Zauber. Durch eine rasche Bewegung von einem der Umstehenden, welche dasselbe bisher wie selbst gebannt, angestaunt, oder durch das jähe Aufgehen der untern Thüre, die man bloß angelehnt hatte, mochte ein

Zugwind entstanden sein, so daß die ganze Figur, die sich abgeschlossen so lang unversehrt bewahrt, plötzlich durch die Wirkung der äußern Luftströmung zusammen fiel. Die Männer hatten vor diesem Sarggemälde kaum zu athmen gewagt, das nun doch ein Hauch verwehte. Eben noch kein Stäubchen auf dem rothen Sammet — und jetzt das Ganze nichts als Staub — nichts als Gebeine und ein Häufchen Asche. Wenn es nicht alle gesehen, hätte man glauben können, es wäre wieder nur der Traum eines Einzigen, oder hätte es für ein Gespenst halten mögen, wofern Erfahrung nicht schon damals gelehrt, daß dies Phänomen bei ähnlichem Anlasse sich häufig wiederholt. So war es denn heute ein doppeltes Traumgesicht gewesen.

Nur das Schwert und das edlere Metall des Ringes, sammt den Juwelen, war nicht verschwunden. Der Kammerherr von B. mußte sich Gewalt anthun, um der Aufforderung des Commissärs gemäß, den Reif von dem Knochenfinger zu streifen. Die Demanten zeigten sich kunstvoll zu einem Blumengewinde gefaßt. Man prüfte sie genau, mit Aengstlichkeit von Seiten des jungen Cavaliers; alle fanden sich erblindet, nur Einer blitzte — nur Einer war noch hell! — Gern hätte Gustav diesem Ringe, indem er ihn in der Nähe betrachtete, seine Geschichte heimlich abgefragt. Er untersuchte immer wieder den Einen hellen Stein. Dabei that es ihm fast weh für den alten Markgrafen, daß er ihm hatte seinen Ring vom Finger nehmen müssen.

Ueber den Vorgang wurde sogleich an Ort und Stelle selbst eine Urkunde aufgesetzt. Man schied von Himmelskron mit dem Wunsche, nicht so bald dahin zurückzukehren. Der Ring des Markgrafen ward vorerst zu Ansbach im Archiv niedergelegt, sammt dem Dokument. Da ruhte es nun abermals in einer Art von Gruft. Er kam also gewissermaßen wieder in seine Heimat, unter die Pergamente der alten Markgrafen.

Es konnte nicht wohl etwas anderes denn Zufall sein, blieb aber auch noch als solcher doch ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß nicht allzu lange, nachdem man den Ring aus Himmelskron geholt hatte, aus Berlin die überraschende Kunde einlief: es sei die Prinzessin von Preußen jetzt endlich mit freudigen Hoffnungen gesegnet. Die Gemahlin Friedrich Wilhelms II. genas eines Knaben: dieser Sohn war der nachherige großherzige König Friedrich Wilhelm III. Aber grade die Erfüllung bot den Rationalisten nur wieder eine neue Gelegenheit zum Spotte über den Traum

des jungen Kammerherrn. Er selbst getraute sich kaum, einen Zusammenhang zwischen dem Ringe des Markgrafen und dem glücklichen Ereignisse zu erkennen. Höchstens führte es ihn auf eine möglicherweise angeborene Gabe der Vorahnung zurück, von welcher ihm durch Tradition aus dem Jugendleben seiner Mutter verschiedene Beispiele überkommen waren. Wenn die Menge, angesteckt von der französischen Philosophie, den „Aberglauben" höhnte, weit entfernt von der wahrhafteren Aufklärung unserer Zeit, welche dergleichen Erscheinungen wissenschaftlich erforscht — so erklärten die Gläubigsten, die kleine Schaar frommer Seelen, Gustavs Traum für einen prophetischen.

Ja, wenn um alle Zweifel zu lösen, der Ring des Markgrafen seine Geschichte hätte erzählen können! Stand er irgendwie in einer historischen Beziehung mit dem Königsstamme, dem Eichenstamme Friedrichs II.? Oder darf sich die Phantasie ausschließend des geheimnißvollen Goldreifs bemächtigen? Hat ihn die weiße Frau, die mit ihrer Schleierhaube und Krause, ihrer Schleppe, noch heute da oben wandelt auf dem nahen Erbschlosse hoch über Kulmbach, durch die öden Säle der Plassenburg, aus ihren erblindeten Spiegeln, aus ihren Fenstern noch heute schaut — wenn nicht gerade der Eisenbahnzug vorüberrasselt — hat ihn die weiße Frau, die für alle Söhne und Töchter Preußens so sorgliche weiße Frau, aus ihrem Schmuckkästchen geholt und dem Markgrafen im dunkelrothen Wamms mit dem Spitzenkragen an den Finger gesteckt? Hat die weiße Frau den grauen Mann im Pilgerrock geschickt als ihren Boten?

Ich weiß nicht, was aus dem Kleinode im Archiv zu Ansbach, was aus dem jungen Kammerherrn geworden ist, ob er für seinen Traum am Hofe eine Belohnung wünschte oder fand — ich kann meinen Kammerherrn nicht mehr danach fragen. Der graue Mann ist nicht wiedergekommen, und mein alter Freund ist todt.

Der Geburtstag des alten Schulmeisters.

Novelle

von

Ludwig Rosen.*

Auf dem Bahnhofe zu Lengfeld hielt der Personenzug. Aussteigende Reisende nahmen sich nicht die Zeit, die steifgewordenen Glieder zu dehnen, sondern eilten nach ihrem Gepäck zu sehen, oder wurden von den sie Erwartenden begrüßt; Neuhinzukommende stürzten mit den Fahrbillets auf die Wagen zu und suchten hastig ein Unterkommen; müßige Zuschauer standen gaffend umher und gereichten den Reisenden jeder Art zum Aerger und Hinderniß; Eisenbahnbeamte fanden oder verschafften sich mit bewußter Sicherheit einen Weg durch diesen Wirrwarr — kurz, es wiederholte sich das Schauspiel, welches jede Station darbietet, wo die Züge fünf bis zehn Minuten halten.

In einem eleganten Wagen des Zuges zeigte sich eine schöne Frau mit zwei lieblichen Kindern, welche sich jetzt mit den Armen umschlungen hielten und eingeschlummert waren; außerdem befand sich darin nur noch ein mürrischer Herr, in ein großes Umschlagtuch gehüllt, in die entgegengesetzte Ecke gedrückt und ungewiß lassend, ob er schlief oder nur verdrießlich war. Die frühe Morgensonne eines heitern Maitages fiel schräg in den Wagen hinein, auf das schöne Antlitz der Frau, auf die rosigen Wangen der schlafenden Kinder und auf die frauenhafte Umhüllung des Engländers — denn was kann ein derartiger Reisender sonst sein, als ein Engländer? — Da sah ein Beamter über den Schlag in den Wagen hinein und fragte: „ist hier vielleicht eine Frau Lutterberg?" — Die Dame erklärte, daß das

---

* Verfasser des Buchenhofes.

ihr Name sei. — „So steigen Sie gefälligst einen Augenblick aus, es ist eine Depesche für Sie da. Aber kommen Sie ja gleich wieder, in zwei Minuten fährt der Zug ab.“ Er öffnete die Thüre und entfernte sich, ohne daran zu denken, daß die Dame schwerlich sich so rasch zurechtfinden würde.

„Von meinem Manne!“ hatte die Dame überrascht ausgerufen und in ihrer Aufregung die Warnung wegen der zwei Minuten überhört. Sie warf noch einen Blick auf die schlafenden Kinder, stieg aus, schloß die Thüre wieder vorsichtig und stand nun auf dem Perron, ungewiß, wohin Sie sich zu wenden habe. Sie fragte einen vorbeieilenden Bahnbeamten, wo das telegraphische Bureau sei, der Beamte nahm sich kaum die Zeit zu antworten: „im Stationsgebäude, zweite Thüre links!“ und war bereits wieder verschwunden. Sie arbeitete sich mühsam durch die Menschen, die um so ungestümer heranstürmten, je näher die Abfahrt bevorstand, und gelangte so erst in einiger Zeit zu dem Bahnhofgebäude. Als sie hineintrat und die bezeichnete Thüre suchte, trat aus derselben ein Mann in demselben Augenblick, wo draußen ein schriller Pfiff ertönte.

Sie redete den Mann an: „ich sollte hier eine telegraphische Depesche erhalten, mein Name ist Lutterberg.“ — „Ganz recht,“ antwortete der Mann, „von der Hauptstadt her ist telegraphirt, Ihr Herr Gemahl ließe Sie bittten, hier auszusteigen und ihn zu erwarten; er würde mit dem ersten oder zweiten Zuge nachfolgen; das Gepäck möchten Sie weiter gehen lassen.“ — „So muß ich rasch die Kinder aus dem Wagen nehmen!“ rief die Frau. — „Wie? Haben Sie denn Kinder auf diesem Zug?“ — „Gewiß!“ rief die Frau, indem sie hinauseilte. — „Aber der Zug geht ja schon ab, Madame!“ rief ihr der Mann nach und folgte ihr dann mit gutmüthiger Theilnahme.

Als die Dame auf dem Perron anlangte, war die Wagenreihe bereits in langsam fortgleitender Bewegung, und die letzten Schaffner sprangen auf ihre Plätze. Die Dame konnte nicht einmal mehr den Wagen herausfinden, worin sie gesessen hatte, sie stürzte aber dennoch auf den Zug hin mit dem Ausruf: „meine Kinder! meine Kinder!“ und machte Miene, auf das trügerische Schrittbrett, welches sich vor ihr weg bewegte, zu springen, aber die Schaffner machten abwehrende Bewegungen, und der Mann, der ihr aus dem Gebäude nachgefolgt war, hielt sie gewaltsam zurück. Mit starren Augen schaute sie dem Zuge nach, der mit wachsender Schnelligkeit sich entfernte, und als er nun ganz aus dem Bahnhof fort war, da brach

ihre Kraft zusammen und sie sank ohnmächtig in die Arme des Telegraphisten. Der Bahnhof-Inspektor kam herbei und ließ die Besinnungslose in das Gebäude schaffen, um sie der Pflege seiner Frau zu überliefern.

Die beiden Kinder schlummerten ruhig weiter. Es war ein Knabe von etwa neun und ein Mädchen von ungefähr acht Jahren; ihre feinen Gesichter, wie ihre hübschen Reiseanzüge ließen darauf schließen, daß sie einer vornehmen und wohlhabenden Familie angehörten. Als der Zug einige Zeit in Bewegung gewesen war, begannen die Schaffner ihren schwindligen Weg längs der Wagenreihe, denn auf dieser Bahn war die Einrichtung getroffen, daß die Fahrbillets nicht auf den Bahnhöfen, sondern während der Fahrt selbst eingefordert wurden. So beugte sich denn auch ein Schaffner über die Thüre dieses Wagens und rief herein: „ich bitte um die Billets, meine Herrschaften!"

Der Engländer bequemte sich verdrossen, sein Billet hinzureichen, der Schaffner sah hinein und sagte, es zurückgebend: „das ist für Sie, aber für die beiden Kinder?" — Der Engländer mochte wohl verstehen, worum es sich handle, da der Schaffner auf die schlafenden Kinder hinzeigte, aber er schüttelte jede Betheiligung an dieser Frage durch eine heftige Körperbewegung ab, legte sich wieder in seine Ecke und hüllte sich noch tiefer in seine Decke, als vorher. Der Schaffner kam nun in den Wagen, weckte die Kinder und sagte: „habt ihr auch Billets?"

Die Kinder fuhren aus dem Schlafe auf, schauten verschüchtert dem fremden Mann ins Gesicht und hatten offenbar Mühe, sich aus ihrer Schlaftrunkenheit los zu machen. Als der Mann wieder fragte, blickten sie sich um und antworteten mit der Gegenfrage: „wo ist unsere Mutter?" — „Ja, wo ist eure Mutter? Wie kann ich das wissen? Wo habt ihr sie gelassen? Ich muß eure Billets haben."

Die Kinder fingen an zu weinen, der Schaffner wußte sich nicht zu helfen, stieg wieder hinaus und holte den Zugführer. Als dieser ankam, hatten sich die Kinder furchtsam in eine Ecke geschmiegt, denn der Engländer, dem ihr Weinen wohl unbequem fallen mochte, hatte sie muthmaßlich bedroht, und er war der Mann darnach, um Kinder bange zu machen. Der Zugführer fragte den mürrischen Herrn erst in deutscher, dann in französischer Sprache, ob er etwas über die Kinder wisse, aber der Unzugängliche drehte ihm vollkommen den Rücken zu und steckte seinen Kopf in das Wagenkissen. Aus den Kindern war nichts herauszubringen, als daß ihre

Mutter bei ihnen gewesen und nun nicht mehr da sei; sie gaben Ernst Lutterberg und Emma Lutterberg als ihre Namen an, wußten aber die Frage, woher sie seien, nicht zu beantworten. Der Schaffner erklärte: als er zum erstenmale diesen Wagen revidirt habe, sei es noch fast Nacht gewesen, doch erinnere er sich unbestimmt, daß eine Dame mit zwei Kindern darin gewesen und ihm die Billets gezeigt habe, auf welchen Endpunkt diese aber gelautet, wisse er sich nicht mehr zu erinnern. Der Zugführer ordnete hierauf an, daß die Kinder auf der nächsten Station Bretterode aussteigen müßten, wo man sie einstweilen mit den kleinen Effekten, die zu ihnen oder vielmehr zu der abhanden gekommenen Mutter zu gehören schienen, dem Bahnhof-Inspektor übergeben wolle; wenn die Mutter vielleicht in Lengfeld ausgestiegen sei, so würde sie wohl mit dem nächsten Zuge nachkommen.

So geschah es auch. In Bretterode, wo nur zwei Minuten Aufenthalt war, hob man die Kinder aus dem Wagen, legte Schirme und einige andere Kleinigkeiten neben sie auf den Perron, und der Zugführer setzte dem Bahnhof-Inspektor kurz das Sachverhältniß auseinander. Der letztere war ein großer wohlbeleibter Mann mit einer Brille auf der starkgerötheten Nase, von kurz angebundenem barschem Wesen. Da er vorerst noch auf dem Perron bleiben mußte, so herrschte er den Kindern zu: „marsch mit euch ins Haus!" und die armen Wesen, die gar nicht wußten, was mit ihnen vorging, eilten zitternd in das Haus, wo sie auf dem Flurraum stehn blieben. Hier sah sie zufällig ein durchgehender Unterbeamter, der sich seinen Vorgesetzten in jeder Hinsicht zum Muster genommen zu haben schien und augenblicklich gar halb angetrunken war. Weil er glauben mochte, die Kinder seien aus Bretterode und hätten sich hier aus müßiger Neugier eingedrängt, so trieb er sie mit den Worten: „wollt ihr wohl machen, daß ihr fortkommt!" zur entgegengesetzten Thüre des Bahnhofgebäudes hinaus.

Die hiesige Haltestelle war ganz unbedeutend in Beziehung auf Verkehr, so daß sich die weinenden Kinder einsam und allein im Freien sahen, hinter sich den unwirthlichen Bahnhof, vor sich in der Entfernung von einigen Minuten die ersten Häuser von Bretterode, zu welchen ein schöner ebener sonniger Weg führte. Der Knabe faßte sich zuerst, nahm die Schwester bei der Hand und sagte: „weine nicht mehr, Emma, wir wollen machen, daß wir von diesen groben Leuten wegkommen, und wir wollen nach den Häusern dort gehen; da finden wir gewiß freundliche Leute, die uns sagen,

wie wir wieder zu unsrer Mutter kommen." — Und sie gingen Hand in Hand auf die Häuser zu. —

An demselben Morgen war schon in der Frühe aus dem letzten Hause des großen Dorfes Bretterode der alte Schulmeister Marburg getreten und hatte, den Garten durchwandelnd, die blühenden Bäume und Stauden, sowie die übrigen Gartenfrüchte betrachtet. Er war von etwas mehr als Mittelgröße, von starkem Körperbau und stattlicher Haltung. Das Gesicht des großen Kopfes war von einer gesunden Röthe überzogen, die hohe Stirn wölbte sich ehrfurchtgebietend zum kahlen Scheitel hinauf, nur an den Seiten von grauen Haaren eingefaßt; buschige Brauen beschatteten die großen Augen; Nase und Kinn traten stark hervor, die Lippen dagegen waren fein und fest geschlossen. Der Gesammteindruck war der einer großen Willenskraft und bewußten Klarheit, vielleicht aber auch eines schwer beugsamen Eigensinns. Er war in eine bequeme Haustracht von sommerlicher Leichtigkeit gekleidet, die in der Mitte stand zwischen ländlicher Einfachheit und städtischer Feinheit. In der einen Hand trug er eine lange Pfeife, in der andern ein geschriebenes Heft.

Nachdem er einige Zeit im Garten umhergewandelt, stieg er einige Stufen hinauf zu der Geißblattlaube, die in der Ecke des Gartens auf einer künstlichen Erhöhung angebracht war und durch eine fensterähnliche Oeffnung eine freie Aussicht gewährte, denn man konnte, selbst wenn man saß, über die niedrige Mauer fort den Weg auf der einen Seite bis zum Bahnhof, auf der andern bis ins Dorf hinein übersehen. In der Laube befand sich eine Bank und davor ein Tisch. Sinnend schaute der Schulmeister hinaus in die freie Natur. Der Thau glitzerte noch an den Grashalmen, die Lerchen wirbelten im Morgensonnenschein, Landleute mit Feldgeräthschaften schlenderten vorbei, dem beliebten Lehrer einen einfachen, aber herzlichen Gruß zurufend. Marburgs Blicke hafteten lange an seinem Haus, dessen Vorderseite man übersehen konnte; traulich umspann hier ein Weinstock die alternden Wände und etwas blinden Fensterscheiben, vor der Thür eine grüne Vorhalle bildend, in der zu beiden Seiten hölzerne Bänke standen. Dann schaute der Alte über die unregelmäßigen Dächer des Dorfes weg nach den stolzen Zinnen eines Schlosses, das jenseits auf einem Hügel lag und von den hohen Wipfeln der Parkbäume umgeben war. Mit einem Schimmer trüber Wehmuth wandte er seine Augen von diesem Gegenstande ab und richtete sie nach der andern Seite über die grünen Felder zu den

bescheidenen Gebäuden des Bahnhofs, die hier seit einigen Jahren die ehemals weite Fernsicht abschnitten.

„Einen schönen Geburtstag hab' ich heute!" sprach der Schulmeister leise vor sich hin, indem er das beschriebene Heft auf den Tisch legte. „Es ist gut, daß heute die Pfingstferien beginnen. Die Sonne scheint so schön, die Luft ist so wohlthuend, daß es mir ordentlich vorkommt, als wenn die Natur sich ganz besonders herausgeputzt hätte, um meinen einundsechzigsten Geburtstag zu feiern. Die Menschen freilich wissen von meinem Geburtstag nichts, denn wer im einundsechzigsten Jahre allein unter ihnen steht, der hat für sie keinen Geburtstag, drum will ich mir einbilden, die Lerchen wüßten und sängen davon."

Jetzt kam die alte Hanne, die Magd und Haushälterin des familienlosen Greises, und setzte das Frühstück auf den Tisch mit den Worten: „guten Morgen, Herr Schulmeister, da bring' ich Euch Euern Kaffee!" — Als sie wieder fort war, sagte er lächelnd, aber doch nicht ohne Schmerz: „nicht einmal die alte Hanne weiß etwas von dem Tag — wer sollte wohl sonst davon wissen und mir Glück wünschen?" — Er bereitete sich eine Tasse Kaffee, zündete seine Pfeife an und fuhr in seinem Selbstgespräch fort: „einundsechzig Jahre — eine lange Zeit für den Menschen, und doch wie schnell vergangen! Ich will aber meine Geburtstagsstudien vornehmen, wie ich noch immer gethan habe."

Er nahm das Heft, es war sein Tagebuch, schlug es auf und wechselte nun mit dem Lesen einzelner Stellen und mit gedankenvollen Selbstgesprächen ab. Folgen wir einmal seiner Lektüre und seinen Betrachtungen in zusammengefaßter übersichtlicher Weise.

Vor vierzig Jahren! — Er hatte alle Klassen eines Gymnasiums durchgemacht und bereits ein Jahr lang die Universität besucht, als er an das Sterbelager seines Vaters, eines Unterbeamten bei der Gerichtsbehörde seiner Vaterstadt, gerufen wurde; die Mutter war schon früher gestorben. Der Segen des Vaters war die einzige Erbschaft, die er hinterließ, denn einige Schulden, meistens durch das theure Studium des Sohnes herbeigeführt, verschlangen die kleine vorhandene Habe. Der junge Marburg kehrte zur Universitätsstadt zurück, um seine Angelegenheiten zu ordnen, welche darin bestanden, daß er seine Sachen bis auf die nöthigsten Kleidungsstücke und einige besonders liebe Bücher verkaufte und mit dem Ertrage die Rechnungen bezahlte. Dann zog er mit seinem Ränzel auf dem

Rücken und einigen Thalern in der Tasche zum Thore hinaus, um zu Fuß nach der Hauptstadt zu wandern, denn dort wollte er versuchen, als Privatlehrer, oder als Schreiber, oder in irgend einer andern Stellung vorerst sein Unterkommen zu finden. Obgleich er seine ganze Habe mit sich trug und diese leicht genug war, so schaute er doch mit Vertrauen in das Leben und in seine Zukunft. Er hatte den Ausspruch eines großen Mannes gelesen: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle!" Und an diesem Ausspruch hing er mit unerschütterlicher Zuversicht fest. Wenn er vernünftige Wünsche hegte, die das Leben wirklich erfüllen konnte — wenn er das Seinige redlich dazu that, um die Erfüllung herbeizuführen — wenn er namentlich nichts that, was gegen diese Erfüllung war und sie vereiteln konnte — warum sollte er denn nicht hoffen, daß er einst im Alter die Wünsche seiner Jugend erfüllt sehen würde? — Und was wünschte er denn? Zunächst eine angemessene Wirksamkeit und pflichttreue Durchführung derselben, dann eine hinreichende Belohnung und Sicherstellung vor materiellen Sorgen, dann die ehrenvolle Anerkennung im Kreise der übernommenen Thätigkeit, so eng oder weit dieser auch sein möchte, dann ein Gewissen, das durch keinen schweren Vorwurf gedrückt wurde, endlich das Umgebensein von lieben Familiengliedern und treuen Freunden. Das wünschte er sich für sein Alter und glaubte damit nicht seine Forderungen an das Leben zu hoch gespannt zu haben.

Als er des Mittags in einem ländlichen Wirthshaus einkehrte, um sich auszuruhen und einige Nahrung zu sich zu nehmen, und als er, um die langweilige Einsamkeit in der öden Stube zu bekämpfen, bereits zum Ueberdruß die Bilder betrachtet hatte, welche die Wände verunzierten, fiel sein Blick auf die Inschrift, welche mit dem Stein eines Ringes oder auf andere Weise in eine Fensterscheibe gekritzelt war und also lautete:

„Wer im zwanzigsten Jahre nichts weiß,
Im dreißigsten nichts ist,
Im vierzigsten nichts hat,
Der lernt nichts, der wird nichts, der kriegt nichts."

Die Inschrift gefiel dem jungen Marburg und er beschloß, sie neben jenem Ausspruch des Dichters zu behalten und zu beherzigen. Wenn ihm der letztere Vertrauen für die Zukunft einflößte und ihn begleiten sollte zur Ermuthigung in den Kämpfen des Lebens, so wollte er die Sentenz auf der

Fensterscheibe als Maßstab an sich legen in den darin ausgedrückten Epochen seiner Lebensjahre.

In einer frühen Abendstunde dieses Wandertages kam er bei dem Dorfe Bretterode an, unschlüssig, ob er dort ein Nachtlager suchen oder seinen Weg noch eine Strecke weiter fortsetzen sollte. Da fesselte ihn am Eingange des Dorfes ein Haus durch sein gemüthliches Aeußere; dichtes Weinlaub, mit reifenden Trauben untermischt, überzog die ganze Wand, umspielte die Fenster, bekleidete eine förmliche Laube, durch die man schreiten mußte, wenn man in die Thür treten wollte. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen — er mußte versuchen, wie sich's auf der Bank in der Laube sitzen ließ; er dachte, daß Leute, die täglich einen so freundlichen Eingang durchschritten, nicht unfreundlich sein würden; vielleicht bemerkte man ihn auch nicht. Er setzte sich also in die Laube, sein Ränzel neben sich legend, und schaute in den glühenden Abendhimmel hinaus. Aber er war dennoch bemerkt worden. Ein gar feines zierliches Mädchen von etwa zehn Jahren kam aus dem Hause, vorsichtig einen Teller tragend, auf dem ein Glas Milch und eine schöne Brodscheibe lag, und setzte die Erquickung auf die Bank neben den Reisenden. Er schaute ihr verwundert zu und fragte: „für wen bringst du das, mein Kind?" — Und sie schlug ihre großen Augen zu ihm auf und sagte: „für Euch, Ihr mögt wohl ein wenig Hunger und Durst haben." — „Wer hat dich das geheißen?" — „Ich habe den Vater drum gebeten, daß ich's Euch bringen dürfte, und er hat nichts dagegen gehabt. Laßt's Euch gut schmecken." — Damit ging das Kind wieder ins Haus, und Marburg sprach der so anmuthig dargereichten Gabe munter zu.

Während er aß, kam ein ältlicher freundlicher Mann aus dem Hause, wünschte ihm einen guten Abend und setzte sich auf die Bank gegenüber. Der fing denn eine Unterhaltung mit dem Fremdling an, und ein Wort gab das andere und das Ende von der Sache war, daß Marburg heute seinen Wanderstab nicht weitersetzte und am andern Tage auch nicht, sondern in dem freundlichen Hause blieb, dessen Bewohner der Schulmeister des Ortes war, und sein Gehülfe wurde im Lehramte, denn die Gemeinde war groß und darum die Schule von gar vielen Kindern besucht. Damals verlangte man eben nicht, daß jeder Lehrer ein Seminar besucht haben mußte, wenn er nur sonst etwas Tüchtiges verstand.

Die ganze Sache gefiel aber dem jungen Mann recht gut. Er konnte

sich das Zeugniß geben, daß die Drohung des ersten Verses von seinem Fensterscheibenspruch ihn nicht betraf: er wußte in seinem zwanzigsten Jahre etwas, und er besaß außerdem Lust und Geschick, noch mehr zu lernen. Schulmeister auf einem Dorfe zu sein, mochte er aber wohl leiden, denn es war eine wackere und nützliche Thätigkeit, in der man sich Anerkennung und auch ein hinlängliches Auskommen verschaffen konnte. Das war also ganz gut so weit.

Vor dreißig Jahren! — Das war eine liebliche Zeit, reich an Freuden und Hoffnungen, so daß noch jetzt bei der Erinnerung daran das Herz lebhafter und wärmer schlug. Aus dem Kinde, welches dem ruhenden Wanderer eine Erfrischung brachte, war eine gar schöne und wackere Jungfrau geworden, und die Jungfrau war verlobt mit dem damaligen Wanderer, dem jetzigen Amtsgehülfen des Vaters, der durch Brief und Siegel in seine Würde eingesetzt war und ein Einkommen hatte, welches, mit der Besoldung des Vaters zusammengeworfen und zum gemeinschaftlichen Bedarf der Familie verwandt, ein sorgenfreies Leben sicherte. In seiner Wirksamkeit fühlte sich Marburg glücklich, denn er war zum Lehrer geboren, er wußte, daß er Gutes und Nützliches leistete, er erntete dafür Dankbarkeit und Anerkennung. Also er war in seinem dreißigsten Jahre etwas geworden, und er besaß keinen Ehrgeiz, um mehr werden zu wollen. Ueberhaupt schien er nicht bis zum Alter warten zu müssen, um das in Fülle zu besitzen, was sein Herz wünschte. Das Leben reichte ihm schon früh seine Kränze, ohne ihn lang warten und streben zu lassen, das Leben war ihm überhaupt leicht. So konnte er in voller Befriedigung auf die Gegenwart, ohne lebhafte Wünsche in die Zukunft schauen, und Furcht kannte er kaum, denn er war nicht daran gewöhnt.

Vor zwanzig Jahren! — War der Schulmeister Marburg nicht zu beneiden? Im glücklichsten Herzensbunde lebte er mit der geliebten Gattin, die neben ihm und durch ihn erwachsen war zur gebildeten, zartfühlenden Frau, die in ihm alles verehrte und schätzte, was sie von Trefflichkeit der Menschennatur kannte, die sich an ihn schmiegte mit der Innigkeit eines Kindes. Sie war an ihm emporgewachsen wie ein feines und doch reiches Rankengewächs am festgegründeten starken Baume, sie kannte keine Welt außer ihm und war vollkommen glücklich in ihm. Warum bietet das Leben so selten dem menschlichen Herzen ein volles Genügen? Weil das Herz zu vielerlei wünscht, weil es von der Strömung der Menschenwelt fortgerissen

wird; nur in stiller abgeschiedener Bucht, vor welcher jene Strömung ferne vorbeizieht, findet sich der Ankergrund für ein solches idyllisches Glück. — Und eine Tochter blühte vor den frohen Augen der Eltern auf, begabt mit allen Reizen kindlicher Anmuth, ausgestattet mit jeder Empfänglichkeit des Kopfes und Herzens.

Aber auch die Freundschaft streute ihre reichsten Blüthen auf den geebneten Lebenspfad des Schulmeisters. In dem Schlosse wohnte ein Gutsbesitzer, der sich aus dem Treiben der Welt hierher geflüchtet hatte, nach mannigfach wechselnden Schicksalen ein ruhiges Alter suchend und findend. Er brachte reiche Schätze an kostbaren Büchern und andern Hülfsmitteln des Wissens mit, den reichsten Schatz aber in seinen eigenen Kenntnissen und Erfahrungen, in seinem Herzen voll wohlwollender Menschenliebe. Und dann war der treffliche Geistliche da mit seiner Familie, ein Mann, in welchem der Geist der heiligen Schriften, aber auch Lessing's und Göthe's und Schiller's Geist fortlebte, treu und eifrig in seinem Beruf, aber klaren und vorurtheilsfreien Geistes, fromm in ächt christlichem Sinn, aber ohne Heuchelschein und Verdammungseifer. Diese drei edlen Männer hatten sich bald gefunden und bildeten einen Verein, wie er selten angetroffen werden mag. Bei dem Gutsherrn war der Vereinigungspunkt, wo sie in den Mußestunden zusammentrafen, wo sie bei gutem Wetter im wohlgepflegten Schloßpark umherwandelten, zu anderer Zeit aber in der Bibliothek ihren Studien nachhingen oder in der behaglichen Wohnstube sich unterhielten. Dabei war der Gutsherr immer bereit, dem Geistlichen, sobald dieser irgendwo eine drängende Noth aufgespürt hatte, die Mittel zu deren Abhülfe zu reichen, den Schulmeister, sobald dieser von einer guten Einrichtung zu sagen wußte, in der Ausführung derselben zu unterstützen.

Wenn sich nun Marburg die Frage vorlegte: „hast du etwas in deinem vierzigsten Jahre?" so konnte er sie mit Freuden bejahen. Hatte er nicht ein treues liebes Weib, ein vielversprechendes Kind, ein segenbringendes Amt, ein reichliches Auskommen, zwei Freunde von seltener Trefflichkeit, ein unbeschwertes Gewissen? Und keine tiefe Wunde hatte ihm das Geschick geschlagen, keine schwergeheilte Narbe erinnerte an düstere Stunden — denn daß sein freundlicher Schwiegervater sanft und ruhig entschlummert war, die Hände seiner Tochter und seines Sohnes haltend, ihnen noch einen guten dankbaren Blick aus den treuen Augen zuwerfend, — das war wohl ein Schmerz gewesen, aber ein schöner, der sich bald zur sanften Wehmuth

verklärte. — So rein und wolkenlos wölbte sich der Himmel über dem Lebensmittag Marburgs! Und tauchte nirgends am Horizont ein Wölkchen auf als Vorbote eines Abendgewitters? Nein, die Grenzlinien der Fernsicht stachen überall scharf und bestimmt gegen das klare Firmament ab. Und wollte sich nicht wohl einmal die Schrift des Spruches: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle!" verwischen und auflösen, daß auf ihrem Grund jener andere Spruch eines alten Weisen hervortrat: „Niemand kann vor seinem Ende glücklich genannt werden" —? Nein, die Züge jenes ersten Wahl- und Wahrspruchs glänzten in voller Helle und Deutlichkeit.

Vor zehn Jahren! — Schwarzes Gewölke war im Osten aufgezogen und hatte fast den ganzen Himmel dicht verhängt, daß nur matt die sinkende Sonne wie hinter einem Schleier sichtbar war und weder Beleuchtung noch Schatten gab. Und die Züge des alten Wahlspruchs waren wirklich verblichen, statt ihrer aber zeichneten sich auf dem verschwimmenden Grunde immer deutlicher die Worte ab: „Niemand kann vor seinem Ende glücklich genannt werden!" — Marburgs theure Gattin, die Gefährtin seiner glücklichen Tage, war gestorben, und dieser Verlust riß schneidend eine tiefe klaffende Wunde in sein Herz, die nicht vernarben wollte. Der edle Gutsherr war ebenfalls gestorben, das Erbe aber einem entfernten Verwandten zugefallen, der bald darauf einzog mit seinen Jagd-, Trink- und Spielgenossen, so daß ein wüstes und sittenloses Leben in jenen Räumen tobte, worin sonst die Freunde in beschaulicher und gemüthvoller Ruhe zusammengekommen waren. Vergebens bot der brave Geistliche alles auf, dem zügellosen Unwesen entgegenzutreten — seine Worte verklangen ungehört; und als die Sittenlosigkeit des Schlosses wie eine verpestende Krankheit in das ruhige Dorf einzubrechen drohte, als die Blicke roher Begierde auf die unverdorbenen Kinder des Landes fielen, als die argen Künste der Verführung und sogar die brutalen Versuche roher Gewalt sich geltend zu machen suchten, da sprach der besorgte Seelsorger vor dem Gutsherrn strenge Worte der Religion. Ihm wurde jedoch nur für immer der Eintritt in das Schloß verboten. Die tiefen Erschütterungen und traurigen Erfahrungen untergruben die Gesundheit des eifrigen Mannes, und ein hitziges Fieber raffte ihn weg, seine Wittwe aber zog nach einem Jahre mit ihren Kindern in eine ferne Gegend. Doch das allerschlimmste traf den bereits tief bekümmerten Marburg zuletzt.

Wendling, ein häufiger Gast bei dem jetzigen Gutsherrn, wußte einen Liebeshandel mit Julien, der Tochter des Lehrers, anzuknüpfen. Er war ursprünglich Jurist, man wußte aber nicht, was jetzt eigentlich sein Geschäft und seine Erwerbsquelle sei, doch schien er bei dem Gutsherrn eine Art von Agenten zu spielen. Er war noch ziemlich jung, von einnehmendem Aeußern und gefälligem Benehmen. Soviel Marburg erfahren konnte, hatte er ursprünglich ein Verhältniß des Gutsherrn mit der schönen Schulmeisterstochter anknüpfen sollen, allein er verliebte sich selbst in sie und betrieb seine Bewerbung auf eigene Rechnung, leider mit nur zu günstigem Erfolg. Julie ließ sich von der feinen und gebildeten Außenseite blenden, von der scheinbar tiefen Bildung bestechen, doch ging sie nicht darauf ein, das Verständniß hinter dem Rücken des Vaters zu unterhalten, vielmehr gestand sie diesem offen ihre Liebe und bat um seinen Segen. Die Bestürzung Marburgs war grenzenlos, daß sein einziges Kind einem anerkannten Wüstling, einem Menschen von sehr zweifelhafter Lebensstellung, einem muthmaßlich durch und durch verdorbenen Subjekte sein Herz geschenkt hatte und sein Geschick an eine so verworfene Persönlichkeit knüpfen wollte. Er suchte Julie aufzuklären über die Unwürdigkeit Wendlings, aber schon hatte dessen schmeichlerische Zunge mehr Einfluß auf das Herz des unerfahrenen Mädchens, als die ernste vorwurfsvolle Stimme des Vaters. Julie glaubte den Versicherungen ihres Geliebten, daß er nur verleumdet sei, und da ihr der Vater keine bestimmten Thatsachen nachzuweisen vermochte, so entzog sie demselben ihr Vertrauen in unkindlichem Trotz. Als endlich Marburg dahinter kam, daß sie dennoch trotz seines Verbotes die Verbindung mit Wendling unterhalte, da erwachte ein ungeheurer Zorn in seiner Seele; er war streng, ja hart gegen die Tochter, und diese — entfloh mit ihrem Liebhaber. Da verhärtete sich das Gemüth des Vaters, sein verdüsterter Sinn wandte sich vom Leben ab und von den Menschen, sein Herz verschloß sich in unnahbarer Vereinsamung. Zu verschiedenen Malen langten Briefe von der Hand seiner Tochter an: er sandte sie unerbrochen zurück. Die Briefe kamen zuletzt aus Amerika, sie trugen später eine fremde Aufschrift auf der Adresse — es war ihm alles gleich, er hatte sich völlig losgesagt von einer Tochter, die ihn so zu verlassen im Stande gewesen war. Mit einem verstärkten Groll und einer gewissen Genugthuung vernahm er, daß der Agent Wendling den Gutsherrn um eine namhafte Summe betrogen habe und damit landes-

flüchtig geworden sei. Eine solche Wendung hatte das früher so glückliche Leben des Schulmeisters genommen. —

Er schlug jetzt das Heft zu — denn nach der Flucht der Tochter hatte er das Tagebuch nicht mehr ordentlich fortgeführt, sondern nur noch gelegentlich Notizen hinein geschrieben — legte es fort und überließ sich einem trüben Nachsinnen. Er stand jetzt an der Pforte des Alters, aber er sprach mit Bitterkeit die Worte vor sich hin: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle!“ Was hatte er doch gewünscht, als er auf der Schwelle der Jugend stand und ein selbständiges Leben beginnen wollte? Eine angemessene Wirksamkeit war ihm zu theil geworden, er hatte sie mit Pflichttreue durchgeführt, so beschwerlich und sauer sie auch war, er hatte sogar in seinem Diensteifer nicht nachgelassen, als er sich unglücklich fühlte, er ermattete noch jetzt nicht darin, obgleich das Alter herankam und mehr Schonung verlangte. Erntete er denn auch im Alter die Früchte seines Strebens? Zwar die Dankbarkeit seiner Schüler und der ganzen Gemeinde besaß er, aber nicht nur keine Anerkennung von seinen Behörden, sondern sogar eher Verkennung und Zurücksetzung. Der Zeitgeist war ein anderer geworden, man begünstigte eine andere Art der Religiosität als früher. Der jetzige Geistliche des Dorfes paßte zu diesem neuen Zeitgeist, aber der Schulmeister Marburg desto weniger. Sein offener, grader Sinn lehnte sich gegen vieles auf, was jetzt gelehrt wurde, seine zähe und eigensinnige Festigkeit wehrte sich, als er selbst solches lehren sollte, sein Trotz erwachte, als man Ausstellungen und sogar Vorwürfe gegen ihn richtete. In der Gemeinde freilich stand er fest und genoß darin ein um so größeres Vertrauen, je tiefer das Mißtrauen gegen den Geistlichen wurzelte; aber jeder Mensch von nur einiger Erfahrung weiß, wie unbehaglich eine Stellung für den Beamten wird, wenn dieser unliebsam ist, wie sich tausend feine Stacheln in sein Fleisch bohren, wogegen er keinen Schutz und keine Waffe hat.

Ueberhaupt war Marburg kein Beamter für die nunmehrige Art. Es wurde von den obern Behörden alles schriftlich abgemacht und eingerichtet, und wenn zwanzig sonst müßige Federn das endlose Geschreibe zu Papier gebracht, zwanzig andere das Geschriebene nach allen Seiten hin versandt hatten, dann waren vierzig sonst müßige Personen dazu angestellt, um nachzusehen, ob nun auch alles genau nach der Vorschrift ausgeführt werde. Das bureaukratische Regieren hat gewiß seine guten Seiten und Vorzüge,

aber es hat fürwahr auch seine großen Schattenseiten. Bei der früheren Regelung des Volksschulwesens konnten viele Mißbräuche einreißen, viele Pflichtwidrigkeiten unterlaufen, aber wer einmal ein tüchtiger Lehrer war, der wirkte um so mehr in seiner Eigenthümlichkeit, je ungestörter er sich ihr überlassen konnte; jetzt bei der unausgesetzten Beaufsichtigung und Ueberwachung war es schwer und fast unmöglich, ein ganz schlechter, aber fast ebenso schwer, ein ganz guter Lehrer zu sein. Marburg fühlte sich in seiner tüchtigen Wirksamkeit vielfach gehemmt und unterbrochen, er unterwarf sich den immer neu erscheinenden Bestimmungen mit Widerwillen, stellte ihnen auch wohl Widersetzlichkeit entgegen, und so mußte er sich selbst sagen, daß er nicht mehr das leistete, was er früher geleistet hatte. Man hatte ihm bereits einen Schulgehülfen aufgezwungen, der nach der neuen Art gebildet war, und hierdurch erwuchs ihm nicht bloß eine erhebliche Abnahme seines Einkommens, sondern auch gar manche sonstige Beengung und Unannehmlichkeit, besonders da der Gehülfe mit dem Geistlichen gemeinschaftliche Sache machte und so dem alten Schulmeister manchen Kummer bereitete. — Also in Beziehung auf seine amtliche Wirksamkeit gab ihm das Alter nicht, was er in der Jugend gewünscht und gehofft hatte.

Und war sein Gewissen frei von Vorwurf? Auch in dieser Hinsicht erfüllte das Alter nicht die Wünsche der Jugend. Denn er fühlte jetzt, daß er zu hart gegen die Tochter gewesen war. Vielleicht hatte er ihr überhaupt zu viel seinen Ernst und zu wenig seine Liebe gezeigt, jedenfalls hätte er anhören sollen, was sie aus der Ferne ihm zurief, ihr verzeihen, wenn sie reuevoll, sie zu sich berufen, wenn sie in Noth war. Das war nun vorüber, er hatte die Brücke zwischen sich und ihr abgebrochen, er konnte nun ihren Aufenthalt nicht mehr erfahren. Dafür stand er allein und einsam da, von gemietheten Händen bedient, in die Zukunft, wo er immer verlassener und hülfloser werden mußte, mit düsterer Scheu blickend. Denn es stand ihm auch nicht einmal mehr ein Freund zur Seite. Zwar hatte der schlimme Gutsherr so übel gewirthschaftet, daß er den Schauplatz seiner Verschwendung verlassen mußte und sich jetzt, wie man sagte, in der Hauptstadt aufhielt, um den Verkauf des Gutes zu betreiben; aber wenn auch ein besserer Mann an seine Stelle trat, so war doch an keinen freundlichen Verkehr zu denken, die herrliche Bibliothek und der schöne Park blieben dem Schulmeister verschlossen. —

So weit war Marburg in seiner Gedankenreihe gelangt, da sah er

den Geistlichen die Straße des Dorfes herunterkommen; wie immer war der Gang desselben zögernd und ungleich, irrte sein Auge unsicher und unstät auf den Umgebungen hin und her. Besonders bei dem Hause des Schulmeisters ging er scheu vorbei und hielt sich dann nah an der Mauer, als wolle er unbemerkt weiter kommen. Aber Marburg war nicht willens, ihn so ungestört seinen Pfad wandeln zu lassen, vielmehr trieb ihn eine kleine Bosheit, sich aus seinem Versteck vorbeugend zu rufen: „einen guten Morgen wünsch' ich, Herr Pfarrer!"

Der Geistliche war überrascht, zog aber den Hut mit weit größerer Höflichkeit ab, als eigentlich das Verhältniß Beider mit sich brachte, und sprach mit weicher, schmeichelnder Stimme: „schönen guten Morgen, Herr Schulmeister! Doch nicht schon in eine Arbeit vertieft? Sie sollten sich mehr Ruhe gönnen, zumal in den Ferien." — Marburg antwortete trocken: „ich arbeite auch nichts, sondern habe bloß nach meiner Gewohnheit hier gefrühstückt. Ich sollte mich eher wundern, daß Sie schon in so früher Stunde ausgehn, Herr Pfarrer." — „Ich habe Leute auf der Wiese in Arbeit und wollte nur eben nach ihnen sehen. Ich wünsche Ihnen einen recht guten und frohen Tag, Herr Marburg."

Als er sich nach abermaliger tiefer Verbeugung rasch entfernt hatte, sagte Marburg für sich: „wenn ich abergläubisch wäre, so würde ich es nicht als gutes Vorzeichen für den ferneren Verlauf meines Geburtstages ansehen, daß mir der Mensch über den Weg gelaufen ist."

Dem Pfarrer nachschauend, gewahrte er, wie der Postbote vom Bahnhof her kam, einige Worte im Vorbeigehen mit dem Geistlichen wechselte und dann raschen und festen Schrittes seinen Weg fortsetzte. Unter der Laube blieb er stehen, grüßte hinauf und reichte Marburg ein großes Schreiben mit den Worten: „guten Morgen, Herr Schulmeister! Hier ist ein Brief für Sie, und es muß wohl etwas Wichtiges darin stehen, denn der Herr Pfarrer wußte schon davon und fragte mich eben, ob ich nicht ein Regierungsschreiben für Sie hätte. Ich wünsche von Herzen, daß es etwas recht Gutes sein mag."

Nach der Entfernung des Boten hielt Marburg das Schreiben längere Zeit in der Hand, betrachtete nachdenklich das große amtliche Siegel und las die Worte: „Herrschaftliche Schulsachen." Dies konnte wirklich eine Geburtstagsgabe sein, ihm zur Freude und zugleich zur Beschämung gereichend. Denn er erinnerte sich jetzt, daß neulich bei der letzten Schulprüfung

der Pfarrer, welcher zugleich Schulinspektor war, sich ausnahmsweise günstig und anerkennend ausgesprochen hatte; also lag der Gedanke nahe, auf den vortheilhaften Bericht desselben habe die Regierung, die sonst nicht unmittelbar mit ihm verkehrte, ihm ein Lob oder sonst etwas Angenehmes zufließen lassen wollen. Dann lag aber die Hauptfreude für ihn eben in seiner Beschämung, daß er nämlich dem Pfarrer sowohl in seinem Mißtrauen Unrecht gethan, als auch von der Regierung sich keines Wohlwollens versehen hatte. Uebrigens war seine Erwartung nicht sonderlich hoch gespannt. „Ist's ein Lob — dachte er — so konnte man es sich sparen, ist's eine Gratifikation oder Gehaltsverbesserung, so hätte man's einem ärmeren Kollegen zuwenden mögen. Vielleicht ist's aber auch wieder ein Tadel: auch der soll mich gerüstet und gewappnet finden."

Endlich eröffnete er das Schreiben, welches folgendermaßen lautete: „In Betracht, daß aus dem Bericht Ihres vorgesetzten Schulinspektors, so anerkennend sich sonst derselbe über Ihren Fleiß und Eifer ausspricht, dennoch hervorgeht, wie Ihr vorgerücktes Alter die fernere Verwaltung Ihrer Schulstelle kaum zuläßig macht; in Betracht ferner der sehr gesteigerten Ansprüche, welche in gegenwärtiger Zeit an solche gestellt werden müssen, denen das wichtige Geschäft der Jugendbildung anvertraut ist, hat die Regierung entschieden, daß Sie zwar vom 1. Oktober d. J. an aus Ihrem Posten zu entlassen sind, daß Ihnen aber eine lebenslängliche Pension von jährlich fünfundsiebzig Thalern zugesichert wird. Eine geeignete Persönlichkeit für die Uebernahme Ihrer Stelle ist bereits bezeichnet, und werden Sie diesem Ihren Nachfolger am 1. Oktober l. J. das Schulgebäude und das Wohnhaus nebst dem gesammten Inventar nach dem darüber vorliegenden Verzeichniß übergeben, worüber ein amtliches Protokoll wird aufgenommen werden, indem Sie selbstredend für etwaige Defekte würden aufzukommen haben."

Marburg zerknitterte das inhaltschwere Papier und warf es zornig zur Erde. Also das war der Dank für vierzigjährige Anstrengung! Das war die Geburtstagsgabe, um derentwillen er der Regierung und dem Pfarrer bereits im Herzen Abbitte gethan hatte! Das war die Aussicht, die ihm in sein Alter eröffnet wurde! Er sollte das Haus und den Garten verlassen, worin er so lange glücklich gewohnt, er sollte mit dem bittersten Mangel ringen, denn wenn die ausgesetzte Summe auch zu hoch war, um ihn vor Hunger sterben zu lassen, so war sie doch zu niedrig, um ihn vor Noth und

Elend zu schützen. Er hatte den Spruch auf der Fensterscheibe falsch ausgelegt, als er im vierzigsten Jahre glaubte, er habe etwas, denn nicht Weib, nicht Kind, nicht Amt, nicht Freund war etwas, sondern nur Geld, elendes, armseliges Geld. Mit zornigem Grimm blickte er zum Himmel auf und sagte knirschend: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle!“ Seine Wahlsprüche hatten ihn betrogen, wie einst den Griechen sein zweideutiger Orakelspruch; sein Leben war unnütz verstrichen und trug nur taube leere Früchte.

Aber in seinen Zorn trat die Erinnerung an die Vergangenheit wie ein beschwichtigender Genius ein. Er war so glücklich gewesen, sein Glück hatte so lange Jahre gedauert — durfte er mit Recht murren, wenn nun die bösen Tage hinterdrein kamen? Er hatte sie ja besessen, die liebe holde Gattin, und besaß sie noch in der Erinnerung; er hatte sich eines guten lieblichen Kindes zu erfreuen gehabt, und wenn er sich dasselbe vorstellte in seiner ungetrübten Reinheit vor der unglücklichen Verirrung, so erfreute er sich auch jetzt noch dieses Andenkens; er hatte zufrieden und froh mit treuen Freunden gelebt, und das Gedächtniß an sie konnte ihm nicht entrissen werden. Nein, er war nicht arm gewesen, sondern reich, er war nur jetzt verarmt, wie jeder Mensch an vielen Gütern verarmen muß, wenn er ein höheres Alter erreicht. In der Erinnerung aber brach sich der Zorn, und als die alten Augen, die so lange nicht geweint hatten, jetzt feucht wurden, da war es eine sanfte wehmüthige Trauer, welche die Thränen in sie rief. Und in dieser weichen Stimmung fand er sein Gottvertrauen wieder, das er erst im Glück über zu großem Selbstvertrauen fast vergessen, später im Unglück über zornigem Groll beinah verloren hatte. Hatte er sich zuletzt doch beinah vermessen, mit Gott und seinem Geschicke zu hadern! Jetzt demüthigte er sich und bat nur, daß der Himmel ihm verzeihe, daß er, wenn er ihn ferner prüfen wolle, ihm mehr Vertrauen und Glauben schenken möge, als er bisher besessen und bewiesen.

Als er wunderbar gestärkt und getröstet hinausschaute in die schöne Natur, da zog eine ungewöhnliche Erscheinung plötzlich seine Augen auf sich. Zwei Kinder wanderten Hand in Hand auf dem Weg vom Bahnhof her langsam und zögernd auf das Dorf zu. Je näher sie kamen, desto mehr überzeugte sich Marburg, daß sie Fremdlinge sein mußten, und ungeachtet seiner großen Gemüthsbewegung blieb doch sein Blick auf die Kinder gerichtet, die jetzt unter der Gartenmauer herschritten, ohne ihn wahrzunehmen.

Es war ein Knabe und ein Mädchen in zierlicher Kleidung, das Mädchen schien entweder betrübt oder müde zu sein und von dem Knaben sowohl geführt, als getröstet zu werden. Als sie vor dem Hause Marburgs angelangt waren, sahen sie sich nach allen Seiten um, als seien sie hülfs= oder rathsbedürftig, und spähten darum nach Menschen. Doch war es in diesem Augenblicke vollkommen menschenleer auf der Straße, und nur das Hühnervolk trieb sich da umher oder ein faules Hündlein pflegte sich halbschlafend im Sonnenschein. Die Kinder schienen in ihrer Rathlosigkeit sich einige Augenblicke zu besprechen, gingen dann in die Laube vor der Thüre und setzten sich darin nieder. Dies war für Marburg die stärkste Aufforderung, die an seine Theilnahme und seinen Beistand nur irgend gestellt werden konnte; hätte sich selbst Wendling auf diese Bank, zu der ihm einst seine nachherige Gattin Milch und Brod brachte, ruhebedürftig und hungrig niedergelassen, er hätte denselben nicht fortgetrieben, er hätte ihn mit Speise und Trank gelabt.

Die beiden Kinder erschracken ein wenig, als der hohe ernste Mann plötzlich aus der Thüre vor sie trat, aber sie faßten sogleich Vertrauen zu ihm, denn in seiner Erscheinung lag etwas, was einen wunderbaren Zauber auf die Jugend ausübte.

Er fragte freundlich: „ruht ihr euch ein wenig aus, Kinder?" — Der Knabe antwortete: „wir sind nicht müde, aber wir warteten hier, bis Leute kämen, die uns sagen, wie wir wieder zu unserer Mutter kommen." — „Wer seid ihr denn?" — „Ich bin Ernst Lutterberg und dies ist meine Schwester, Emma Lutterberg." — „Woher seid ihr?" — Der Knabe sah ihn unsicher an, als verstände er die Frage nicht recht, dann nannte er einen kaum verstehbaren fremdländischen Ortsnamen, den Marburg noch nie gehört hatte. — „Habt ihr eure Mutter verloren?" — „Wir fuhren mit ihr auf der Eisenbahn, aber auf einmal war sie nicht mehr bei uns und die Leute trieben uns von der Eisenbahn fort."

Marburg überlegte sich einige Augenblicke die Sache und erklärte sie sich ungefähr so, wie sie wirklich war, daß nämlich auf einem der letzten Bahnhöfe ein unglücklicher Zufall die Mutter von ihren Kindern müsse getrennt haben. Er fragte dann: „habt ihr bloß eine Mutter und keinen Vater?" — „Wir haben auch einen Vater und einen Großvater, aber die sind nicht hier, und wir wollten zu ihnen reisen, sagte die Mutter." — „Hört, Kinder, ich will mit euch nach dem Bahnhof gehen und wir wollen

dort warten, bis eure Mutter kommt; sie kommt gewiß bald." — „Können wir nicht hier so lange warten, bis die Mutter kommt? Auf dem Bahnhof sind die Leute so häßlich." — „Ja," bat das Mädchen, „laß uns bei dir bleiben, hier ist's so schön."

Nach einigem Nachdenken sagte Marburg: „so bleibt nur hier, aber ich will nach dem Bahnhof gehn und fragen, wann wohl eure Mutter ankommt. Ich bin bald wieder zurück und ihr könnt während der Zeit ein wenig essen und trinken." Er führte nun die Kinder ins Haus, weil er fürchtete, sie möchten hier an der Straße die Neugierde der Dorfbewohner auf sich ziehen und dadurch behelligt werden. Nachdem er sie in das geräumige Wohnzimmer gebracht hatte, worin nach landesüblicher Sitte auch sein Bett stand, rief er die alte Hanne herbei, ließ von ihr Milch und Brod auftragen und befahl ihr, bei den Kindern zu bleiben und Sorge für sie zu tragen, bis er von einem Gang zum Bahnhof zurückgekehrt sein würde. Die Kinder schienen zwar ihren Beschützer ungern fortgehen zu sehen, allein beim Anblick der Speisen regte sich der jugendliche Appetit und sie langten munter zu.

Marburg fand den Bahnhof=Inspektor in einiger Aufregung, indem derselbe eben einen heftigen Wortwechsel mit seinem Gepäckmeister führte. „Ich sage Ihnen, Gumprecht, auf Sie fällt die ganze Verantwortung," sprach er eifrig, „denn ich habe die Kinder ins Haus geschickt; wenn Sie sie nun daraus fortgejagt haben, so mögen Sie auch sehen, wie Sie sie wieder bekommen." — Verdrießlich antwortete Gumprecht: „konnte ich den verwünschten Krabben am Gesicht ablesen, daß sie hier wie Frachtstücke abgesetzt waren? Was gehn mich die verlaufenen Kinder an?"

„Das sollen Sie bald gewahr werden. Mit dem nächsten Zug von Lengfeld kommen sicher die Eltern nach, und wenn das nicht, doch eine Nachricht und Anweisung, was mit den Kindern geschehen soll, und wenn die dann durch Ihre Schuld nicht da sind, so können Sie um Ihren Posten kommen nach Abschnitt III. der Dienstinstruktion, Paragraph 4 über Nachlässigkeit im Dienst, und Paragraph 5 über ungeeignetes Benehmen gegen das reisende Publikum. Ich wasche meine Hände in Unschuld." — „Waschen Sie nur zu, 's wird mir auch den Hals nicht kosten. Aber ich will wohl einmal ins Dorf gehen und mich nach dem Gesindel umsehen."

„Das ist nicht nöthig," sagte Marburg, der den letzten Theil der Unterredung mit angehört hatte; „die Kinder sind soeben bei mir angelangt

und befinden sich in meinem Hause. Haben Sie nichts Näheres über dieselben in Erfahrung gebracht?"

Der Bahnhof-Inspektor fühlte sich durch die Nachricht, daß die vermißten Kinder wieder aufgefunden waren, sehr erleichtert, denn es war ihm keineswegs so ganz wohl bei der Sache zu Muthe. Er antwortete daher höflicher als gewöhnlich: „wir konnten noch keine Nachricht erhalten, Herr Schulmeister, weil auf dieser Station kein telegraphisches Bureau eingerichtet ist. Indessen ist hier ein ansehnliches Gepäck abgeladen, welches ohne Zweifel der Mutter dieser Kinder gehört. Ich denke mir, die Mutter wird in Lengfeld durch einen Zufall zurückgeblieben sein und mit dem nächsten Zuge nachkommen. Da sie hier in Bretterode hat aussteigen wollen — sollte es da nicht wohl die neue Gutsherrschaft sein, Herr Schulmeister?" — Sinnend erwiderte Marburg: „das wäre wohl möglich." — „Soll Gumprecht mit Ihnen gehn," fuhr der Bahnhof-Inspektor fort, „und die Kinder abholen?" — „Nein, es ist besser, sie bleiben nun bei mir, bis die Mutter ankommt oder sonst jemand, der sein Recht auf sie ausweist. Es wäre ja möglich, daß Ihre Voraussetzung hinsichtlich der Person, die ihre Sachen hierher gesandt hat, irrig wäre, daß also diese Person mit den Kindern gar nichts zu thun hätte. In diesem Fall könnte sich die Aufklärung noch verzögern, und die Kinder sind so lange in meinem Hause unter guter Aufsicht und Pflege. Senden Sie nur gleich zu mir, wenn Nachfrage geschieht. Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen."

Nach der Entfernung Marburgs wandte sich der Bahnhof-Inspektor zu Gumprecht und sagte ärgerlich: „Sie sind ein rechter Esel! Ohne Zweifel ist es die neue Gutsherrschaft, und wir hätten einen schönen und reellen Dank geerntet, wenn wir die Kinder aufgehoben und mit einigen Bonbons gefüttert hätten. Nun wird der verfluchte Schulmeister mit Dank und Geschenk abfahren. Das kommt all' davon, daß Sie zu tief ins Glas geguckt hatten und nicht zusahen, wen Sie vor sich hatten, als Sie die Kinder fortjagten." — Gumprecht begriff nun auch, daß er sich zum Schaden gewesen war, und versetzte brummend: „wer kann das all' so voraus wissen? Indessen ein Trinkgeld fällt doch für mich am Ende noch ab." —

Marburg fand die Kinder gesättigt, aber von neuem nach der Mutter jammernd. Er tröstete sie so gut als möglich, und da er zu bemerken glaubte, daß sie überwacht und schläfrig seien, so machte er ihnen ein Lager auf seinem Bette zurecht und hatte bald die Genugthuung, sie in tiefen

Schlaf fallen zu sehen. Die Hanne hatte er sogleich wieder an ihre Beschäftigung geschickt und er setzte sich nun selbst neben das Bett, um den Schlummer der Kindlein zu hüten und die Mücken von ihnen zu scheuchen. Und so saß er eine lange Zeit, versenkt in das Anschauen der Kinder, deren Athem einen sanften Schlaf verkündete und deren Wangen in holdem Roth erglühten. Die Gedanken, die ihn dabei beschäftigten, waren wehmüthig und mild. Die bessere Richtung, welche schon vorher sein Geist eingeschlagen hatte, hielt auch jetzt noch vor, und es war ihm eigenthümlich rührend, daß er, der Ausgestoßene, Verlassene, diesem jungen Leben ein Schutz sein konnte.

Er bemerkte nicht, wie die Zeit verstrich, hörte nicht auf das unruhige Treiben, welches ungewohnter Weise auf der Straße herrschte, beachtete nicht den Pfiff des Dampfwagens, der vom Bahnhof herübertönte, nahm nicht wahr, wie die Stubenthüre sich leise öffnete und eine verschleierte Dame darin erschien, hinter welcher noch ein hochgewachsener Herr stand. Die Dame that einige zaghaft leise Schritte vor, dann blieb sie wieder stehen. Aber Marburg hatte jetzt das Geräusch vernommen, er blickte auf und schaute die Fremde fragend an, denn er konnte denken, daß es die Mutter der schlummernden Kinder sei. Da sie nicht sprach, sondern, wie um ein leises Schluchzen zu hemmen, die Hand mit dem Taschentuche vor das Gesicht drückte, so stand er auf, trat ihr einen Schritt entgegen und sagte freundlich: „beruhigen Sie sich, die Kinder sind wohlbehalten.“ — Aber die Fremde stürzte vor ihm in den Staub, umfaßte seine Kniee, brach in ein lautes Schluchzen aus und brachte mühsam die Worte hervor: „Verzeihung, mein Vater!“

Dieser Ton traf den alten Mann wie ein Blitz, er stürzte nieder neben die Knieende, umfaßte sie mit seinen Armen und rief: „meine Tochter, meine Julie, hab' ich dich wieder?“ Und dann stand er auf und zog sie mit sich empor und preßte sie an sich, warme Küsse auf ihren bleichen Mund drückend. — Da lächelte sie durch die stürzenden Thränen hindurch und fragte leise: „also du hast mir verziehen, mein theurer Vater?“ — „So gewiß als ich dem Himmel dankbar dafür bin, daß er meine Augen dich noch einmal erblicken läßt.“ — „Da du meine Kinder aufgenommen hattest, so sah ich, wie vom Himmel gefügt, darin eine Bürgschaft deiner Verzeihung.“ —

„Deine Kinder, Julie? Deine Kinder?“ rief Marburg, einen froh=

erstaunten Blick auf die Schlummernden werfend; aber dann zerbrach die Rührung alle seine Kraft, er weinte laut und faltete seine Hände wie in innigem Gebet, während seine Lippen leise Worte des Dankes zu Gott aufsteigen ließen.

„Ja," sagte sie sanft, „es sind meine Kinder, es sind deine Enkel, die eine gütige Schickung zu dir führte." Sie umschlang ihn und trat mit ihm zum Bett, um die Blicke voll freudiger Liebe vom Großvater auf die Enkel und von den Enkeln auf den Großvater gleiten zu lassen. Dann aber fuhr sie fort: „und nun, mein theurer Vater, sprich auch ein Wort des Willkommens zu meinem Gustav!"

Marburg riß sich vom Anblick der Kinder los, es wurde ihm schwer, sich nun demjenigen zuwenden zu müssen, dem er so tief und lange gezürnt hatte, aber dennoch beschloß er sich zu überwinden und dem Gatten seiner Tochter, dem Vater seiner Enkel ein friedliches Gesicht zu zeigen. Als er sich umdrehte, kam ihm ein hoher schöner Mann entgegen, dessen edles Antlitz von der Rührung über den eben beobachteten Anblick verschönt war. Der Kampf von Strenge und Milde, der noch in Marburgs Seele stattfand, wich einer raschen Verwunderung beim Blick auf den Schwiegersohn, und er sagte mit ungewisser, zögernder Stimme: „es ist eine außerordentliche Umwandlung mit Ihnen vorgegangen, Herr Wendling." — „Ich bin nicht Wendling," sprach der Gemahl Juliens — „ich bin Gustav Lutterberg, Ihr treu ergebener Sohn, und als solcher hoffentlich willkommen."

Er reichte dem Schulmeister die Hand, welcher den Druck erwiderte, aber sich fragend nach der Tochter umsah. Diese schmiegte sich an des Vaters Seite und sprach: „eine ausführliche Erzählung meiner Schicksale behalte ich mir natürlich vor, jetzt will ich dir nur so viel sagen, daß du den Zusammenhang verstehst. Du hattest nur zu sehr Recht gehabt: Wendling war ein leichtsinniger Mensch, den sein Leichtsinn zu gewissenlosen Handlungen und selbst zu Verbrechen hinriß. Er führte mich nach Frankreich, wo wir getraut wurden. Schon während der Reise und noch mehr während des Aufenthaltes in Havre, wo wir auf eine Schiffsgelegenheit warteten, konnten mir die großen Schwächen seines Charakters nicht verborgen bleiben, denn der gänzliche Mangel an sittlichem Ernst, die bereits stark entwickelte Frivolität brachen unaufhaltsam hervor. Als er sich in der Seestadt offenbar an schlechte Gesellschaft hing, täglich an Trinkgelagen theil nahm, einen großen Theil der Nächte am Spieltisch zubrachte, als er sogar einst im

Rausche prahlte, daß er um das Geld, welches er mitführte, unsern Gutsherrn betrogen habe, da sah ich ganz die Tiefe des Unglücks ein, in welches ich mich gestürzt hatte, und wäre gern zu dir, mein Vater, zurückgekehrt, wenn nicht die Briefe, die ich von verschiedenen Punkten der Reise aus schrieb, unbeantwortet geblieben und die letzten von Havre abgesandten unerbrochen zurückgekommen wären. Ich mußte also annehmen, daß du zu sehr zürntest, um die reuig zurückkehrende Tochter wieder anzunehmen. Und dann war die Neigung zu mir die einzige wahre und tiefe Empfindung, die in dem sonst verödeten Herzen des Unglücklichen lebte, wie er mich denn auch nie, selbst nicht in seinen schlimmsten Stunden, roh behandelt hat. Dies fesselte mich an ihn, auch als ich ihn nicht mehr achten konnte; nächstdem hielt ich mich durch mein Ehegelöbniß für gebunden, und endlich hoffte ich, daß er in Amerika, wenn er erst nur in eine neue Thätigkeit gekommen sei, ein geordneteres und ehrenhafteres Leben führen würde. Daß mir keine glückliche Zukunft winkte, in diese Gewißheit hatte ich mich ergeben und sah darin die gerechte Strafe für meinen großen Fehltritt. Die Lebensweise in Havre hatte ebenso die Geldmittel als die Gesundheit Wendlings erschöpft. Schon am ersten Tage unserer Seefahrt vertraute er mir an, daß er nach Bezahlung der Ueberfahrt fast gar kein Geld mehr besitze, klagte sich bitter wegen des Leichtsinns an, mit dem er mich in sein Schicksal gezogen habe, und erkrankte schwer. Ich pflegte ihn treulich, aber noch bevor wir die Hälfte der Fahrt zurückgelegt hatten, war er gestorben.

„Armes Kind!“ sagte Marburg, die Tochter streichelnd. „So jung noch und so verlassen auf dem weiten Ozean!“

„Wohl wäre ich verlassen gewesen und der Himmel nur kann wissen, was aus mir geworden wäre, wenn sich nicht der beste der Menschen meiner annahm. Auf demselben Schiff machte mein Gustav, der in Frankreich Geschäfte gehabt hatte, die Rückreise nach Amerika. Er blieb uns anfangs fremd, aber als er bemerkte, wie hülflos und einsam ich auf dem Schiffe war, einer wie ungewissen Zukunft ich in dem unbekannten Lande entgegenging, da näherte er sich mir mit zarter Theilnahme, tröstete mich und richtete mein geknicktes Gemüth auf. Sogleich nach unserer Ankunft in Amerika verschaffte er mir ein anständiges Unterkommen als Hülfslehrerin an einer Mädchenschule, und einige Zeit später überraschte er mich dadurch, daß er mir seine Hand antrug.“ — „Es wurde mir schwer genug,“ fiel Lutterberg ein, „ihren Widerstand zu besiegen.“ — Indem Julie den einen freien Arm

auf ihres Gatten Schulter legte, sagte sie: „ich hielt mich nicht für würdig, die Hausfrau eines solchen Ehrenmannes zu werden, obgleich sich mit der schmerzlichen Erinnerung nur noch ein Gefühl in mein Herz theilte: die innigste Dankbarkeit für meinen edlen Wohlthäter. Er bekämpfte meine Zweifel und Bedenklichkeiten, und ich wurde sein Weib, sein unaussprechlich glückliches Weib."

„An mein Herz!" rief Marburg und umarmte stürmisch den Schwiegersohn. „Also Sie kannten Juliens ganze Vergangenheit?"

„Gewiß, sie hatte mir nichts verschwiegen, sie trat als eine nur zu strenge Anklägerin gegen sich selbst auf. Das Eine nur hat immer an ihrem und darum auch an meinem Glücke gefehlt, daß sie den verehrten Vater unversöhnt und einsam in der fernen Heimat wußte, der auch meine Briefe nicht annehmen wollte. Es war immer meine Absicht gewesen, nach Europa zurückzukehren, sobald meine Kinder etwas herangewachsen wären, denn sie sollten um alles nicht im herz= und gemüthlosen Amerika aufwachsen; und so tröstete ich denn meine Julie stets mit der nicht fernen Aussicht unserer Rückkehr, wo wir den Vater aufsuchen und versöhnen würden, um von da an gemeinschaftlich mit ihm zu leben."

„Du gibst nun deinen beschwerlichen Posten auf!" schmeichelte Julie. — „Und Sie beschränken sich in der Erziehung bloß auf Ihre Enkel!" fügte Lutterberg bei. — Halb schmerzlich, halb lächelnd sagte Marburg: „man ist euren Wünschen zuvorgekommen und hat mich heute mit einer kleinen Pension entlassen." — „Desto besser!" rief Julie, sich in freudiger Umarmung an seinen Hals hängend. „So gehörst du gleich jetzt nur uns. Und nun wünsche ich dir auch herzlich Glück zu deinem Geburtstag!" —

Angenehm überrascht fragte Marburg: „also du weißt noch —?" — „Ei gewiß," fiel Lutterberg ein, „wir haben diesen Tag in jedem Jahre gefeiert, und Julie eilte darum so sehr, noch heute hier einzutreffen, daß sie sich von mir trennte, weil ich eines Geschäftes wegen einen Abstecher zur Hauptstadt machen mußte und dort leicht länger aufgehalten werden konnte. Weil ich sie aber in Lengfeld einholen zu können glaubte, sandte ich ihr eine telegraphische Nachricht zu und darüber wurde sie von unsern Kindern getrennt."

„Ich habe darüber eine gar böse Stunde verlebt," sagte Julie; „aber ich hatte doch bald die Beruhigung, daß von dem fortgeeilten Zuge nach Lengfeld zurücktelegraphirt wurde, die Kinder seien in Bretterode ausgestiegen

und befänden sich auf dem dortigen Bahnhofe. Als nun mit dem nächsten Zuge mein Gustav ankam, konnte ich seine Bestürzung über die fehlenden Kinder beruhigen, wir eilten hierher und waren nicht wenig überrascht, als wir auf dem Bahnhofe hörten, die Kinder befänden sich im Hause des Schulmeisters Marburg. Da waren sie in den allerbesten Händen, in die sie gerathen konnten." Sie eilte auf das Bett zu und küßte die Kinder leidenschaftlich. Davon wurden diese wach und richteten sich auf.

„Mutter! Mutter!" rief Emma froh. „Unsere liebe Mutter ist wieder da." — „Und der Vater auch!" jubelte Ernst. — Der Vater half ihnen vom Bett herunter und sagte: „da ist auch euer Großvater, von dem wir euch immer erzählt haben." — „Ist das unser Großvater?" fragte Ernst, indem die Röthe der Freude seine Wangen färbte. „Der gute Mann, der uns in sein Haus nahm?" — „Der uns zu essen und zu trinken gab," fügte Emma bei, „und uns auf sein Bett legte?" — „Ja," sprach die glückliche Mutter, „das ist euer lieber Großvater."

Marburg umarmte und küßte die Enkel. Da trat die alte Hanne herein und meldete: „Herr Schulmeister, es sind da Leute aus der Gemeinde, die mit aller Gewalt zu Euch wollen. Ich hab' ihnen gesagt, daß Ihr Besuch hättet, aber sie sagen, sie müßten mit Euch sprechen."

Bevor noch Marburg einen Entschluß gefaßt hatte, drängten sich die Landleute bereits in die Stube, so daß der vordere Raum derselben ganz angefüllt war. Lutterberg zog sich mit seiner Frau und den Kindern in den Hintergrund zurück, und Marburg stand allein in der Mitte, den Bauern gegenüber, die ihn mit einem „guten Tag, Herr Schulmeister!" treuherzig begrüßten. „Guten Tag, ihr Leute," sagte Marburg; „was seh' ich? Der ganze Gemeinderath und das ganze Presbyterium? Was führt euch zu mir?"

Ein bejahrter Landmann von ehrwürdigem Ansehn trat vor und sprach: „durch den Herrn Pfarrer und den Schulamtsgehülfen ist es heut Morgen im Dorf bekannt geworden, daß Sie ein Schreiben von der Regierung bekommen, worin Sie Ihres Alters wegen die Abdankung erhalten haben und auf eine kleine Pension gesetzt sind. Das hat eine gewaltige Unruhe gegeben, und alle Hausväter sind zusammengetreten, und es wäre nicht ohne großen Spektakel abgegangen, wenn ich als Gemeindevorsteher nicht den Gemeinderath, und mein Nachbar Rohde nicht die Mitglieder des Presbyteriums zusammengenommen hätten, daß wir die Sache ordentlich

überlegten und beim rechten Ende anfaßten. Mit dem, was wir vereinbart haben, sind alle Uebrigen einverstanden und stehn alle mit uns für einen Mann. Wir leidens schlechterdings nicht, daß Sie abgedankt und auf Pension gesetzt werden, Herr Marburg. Wir leidens nicht, daß Ihr bisheriger Amtsgehülfe an Ihre Stelle kommt, wie es ihm von dem Herrn Pfarrer und von der Regierung versprochen ist. Fast alle Leute im Dorf, bis auf die Aeltesten, sind bei Ihnen in der Schule gewesen, und wir wissen gut genug, und die ganze Gemeinde weiß es, daß wir den besten Schulmeister haben, der im Reiche zu finden ist. Von wegen des Alters, das ist nur dummes Zeug; die Kinder gehn mit um so größerm Respekt zu Ihnen, weil sie wissen, was für eine Ehrfurcht die Eltern vor Ihnen haben. Wenn Sie sich einmal schwach vor Alter fühlen, dann werden Sie's schon selbst sagen, und dann soll man Ihnen Ihre ganze Besoldung als Pension lassen, dafür wollen wir schon sorgen. Weil nun aber dieser Brief von der Regierung einmal gekommen ist, so werde ich mich mit meinem Nachbar Rohde aufmachen und zur Regierung gehen. Wenn uns dann die Regierung abschläglich bescheidet, so gehen wir zum Ministerium, und wenn uns auch das Ministerium abschläglich bescheidet, so gehen wir vor den Fürsten selbst und sagen's ihm. Das haben wir beschlossen, und dabei bleibt's. Sie brauchen also keine Angst zu haben, Herr Schulmeister, daß man Sie aus dem Amte bringt."

Marburg war sehr ernst geworden. Einen Augenblick lang nach Beendigung der Rede des Gemeindevorstehers schwieg er, in Nachdenken vertieft, dann sprach er mit langsamer lauter durchgreifender Stimme: „Ihr guten Männer und lieben Freunde! Zuerst sage ich euch meinen herzlichen Dank für gute Meinung und guten Willen. Was dann aber die Anordnung der Regierung betrifft, daß sie mich gegen meinen Wunsch und Willen in Ruhestand gesetzt und euch einen andern Schulmeister bestimmt hat, so schickt eine Deputation nach der Regierung, und wenn's nicht hilft, zum Minister, und wenn's nicht hilft, zum Fürsten. Die höhern Behörden erfahren dann, wie die Sache eigentlich steht und liegt, und was zuletzt den Fürsten selbst betrifft, so weiß von ihm die ganze Welt, daß er's mit seinen Unterthanen von Herzen gut meint, aber natürlich wird ihm manches nicht ganz richtig vorgestellt, und er sieht's selbst gern, wenn einmal die Unterthanen in aller Ehrfurcht, aber ganz offen zu ihm reden, wie's ihnen um's Herz ist. Also seht zu, ob ihr auf gesetzlichem Wege es hintertreiben könnt,

daß ich in Ruhestand versetzt werde und mein bisheriger Gehülfe an meine Stelle kommt. Versprecht ihr mir aber, daß ihr in der ganzen Sache nur offene und ehrliche Mittel anwenden wollt?"

Der Gemeindevorsteher sagte: „wir versprechen, daß wir gar nichts unternehmen wollen, was wir nicht erst mit Ihnen besprochen haben, Herr Schulmeister."

„Nun gut, so wollen wir in Gottes Namen unser gutes Recht in einem wackern Kampf verfechten. Wir gewinnen mit der Zeit vielleicht einen Vortheil dadurch, daß das Gut verkauft wird und in die Hände eines Ehrenmannes kommt. Der Gutsherr ist Patron der Kirche und Schule, er hat also bei der Pensionirung eines alten Lehrers und bei der Berufung eines neuen ein gewichtiges Wort mitzusprechen." Und noch ernster als bisher fuhr Marburg fort: „wenn wir dann unser gutes Recht durchgesetzt haben, so werdet ihr einen braven und tüchtigen Schulmeister nach eurem Sinn und Wunsch bekommen, denn ich, meine Freunde, werde meine Stelle von selbst niederlegen." — Die Bauern erschraken sichtlich, und der Gemeindevorsteher sagte: „das wird Ihr Ernst nicht sein, Herr Marburg."

„Und doch ist es mein voller Ernst. Ich will euch auch den Grund angeben. Meine Tochter Julie, zuerst verehelichte und dann verwittwete Wendling, zum zweitenmale verheirathet mit Herrn Gustav Lutterberg, bisher wohnhaft in Amerika, ist mit ihrem Ehemann und ihren Kindern nach Deutschland zurückgekehrt, wo sie sich für die Zukunft niederlassen wollen. Ihr könnt es also leicht begreifen, daß ich wünsche, mit meinen Kindern und Enkeln zusammen zu leben und meine alten Tage bei ihnen zu beschließen." — Der Gemeindevorsteher sagte: „das wird aber für die ganze Gemeinde ein großes Herzeleid sein, wenn Sie von uns fortziehen, Herr Schulmeister; daran hat noch niemand von uns allen gedacht."

Da trat Lutterberg vor und sprach: „ihr braucht auch jetzt nicht daran zu denken, wackere Männer. Ich selbst werde mit meiner Familie und also auch mit meinem theuren Schwiegervater in eurer Nähe bleiben und wohnen, denn ich habe das Schloß und Gut Bretterode angekauft, und indem ich mich euch als dessen künftigen Besitzer vorstelle, bitte ich euch, mir freundlich gesinnte Nachbarn sein zu wollen."

Die Wirkung dieser Worte war außerordentlich groß. Die Landleute empfingen die unerwartete Nachricht mit ebenso großer Ueberraschung, als Befriedigung und drückten ihre Gemüthsstimmung durch Ausrufungen,

Glückwünsche und Händereiben aus. — Marburg war im ersten Augenblick so verdutzt und verblüfft, daß er nicht zu Worte kommen konnte, aber Julie hatte sich ihm wieder genähert, beugte sich mit ihren freudestrahlenden Augen vor sein Gesicht und sagte: „ist das nicht schön, mein Vater?“

„Ja, lieber Vater,“ so wandte sich nun Lutterberg an Marburg, „es ist so, wir werden zusammen hier wohnen. Nach unserer Landung in Deutschland fiel mir ein Zeitungsblatt in die Hände, worin das Rittergut Bretterode zum Verkauf ausgeboten war, und es bedurfte keines Besinnens, um diese unerwartete Gelegenheit zu benutzen, die meiner Julie ihre unvergessene Heimat wiederschenkte und uns nicht nöthigte, den verehrten Vater von der Scholle weg zu holen, auf der er so lange gelebt hat. Ich machte daher den Abstecher nach der Hauptstadt und schloß den Kauf ab, mir nur für einen Fall einen achttägigen Rücktrittstermin ausbedingend; dieser Fall ist aber glücklicher Weise nicht eingetreten. Habe ich es so nicht gut gemacht?“

„Herrlich, herrlich!“ rief Marburg, der nun seine Sprache wiedergefunden hatte. Er entließ die Bauern, die sich jubelnd entfernten, um die frohe Nachricht im Dorfe zu verbreiten. Dann aber vergaß er in der innigen Umarmung des Dankes nicht, den er dem Himmel schuldig war für das Große, welches er an ihm gethan hatte, und er sprach zuletzt mit freudebewegtem Tone: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle!“

Sagen aus der Bretagne.

Von

Claire von Glümer.

VIII.

Von der schönen Königstochter und dem Grafensohne.

Unter den Bergen der Bretagne ist keiner so hoch als der, welchen das Volk „den Berg der beiden Liebenden", nennt und nirgend wachsen so schöne Blumen, so heilsame Kräuter, wie auf seinem Gipfel.

Die Gelehrten, die sich gar zu gern den Anschein geben, als wüßten sie in der Werkstatt unsres Herrgotts so genau Bescheid, wie im eignen Hause, haben schon oft versucht das zu erklären; doch wenn sie auch, wie die bretagnische Redensart behauptet „den Sonnenstrahl messen, die Sandkörner zählen und durch ihre Brillengläser sehen, wie das Gras wächst," — den wahren Grund, warum es grade auf diesem Berge, wie in einem Garten blüht und duftet, finden sie sicher nicht.

Aber in der Umgegend weiß es jedermann, denn Alt und Jung singt das Lied „von der schönen Königstochter und dem Grafensohne", und wenn die Dorfbewohner Abends am Kaminfeuer sitzen, ist gar oft von der Liebe und dem Leide der Beiden die Rede.

Die schöne Königstochter war nämlich ihres Vaters einziges Kind und seit dem Tode der Königin seine größte Freude. Ihr Anblick und ihre Zärtlichkeit waren ihm zum Leben so nothwendig, wie Luft oder Sonnenlicht. Der Gedanke, daß sie später einmal mit einem Gatten fortziehn könnte, brachte ihn fast zur Verzweiflung, und er beschloß, daß sich sein Kind niemals vermählen sollte. Er scheute sich jedoch, diese Eigensucht vor den Menschen zu zeigen, dachte hin und her, wie er seine Absicht bemänteln könnte, und kam endlich auf den Einfall, jedem Bewerber eine Be-

dingung vorzuschreiben, zu deren Erfüllung keines Menschen Kraft ausreichend wäre.

Inzwischen wuchs die Prinzessin heran und der Ruf ihrer Schönheit verbreitete sich bis in die fernsten Länder. Außerdem war sie die einzige Erbin ihres Vaters, der zu den mächtigsten Fürsten seiner Zeit gehörte. Es konnte also nicht fehlen, daß mancher Königssohn den Wunsch hegte, sie zu gewinnen, und sie hatte kaum das sechzehnte Lebensjahr vollendet, als sich alle heirathsfähigen Prinzen aus Frankreich, Burgund und Navarra aufmachten, um die schöne Königstochter von ihrem Vater zu begehren. Der König nahm sie alle freundlich auf, bewirthete sie, wie sichs für einen Fürsten schickt, eröffnete ihnen aber, sobald sie ihre Wünsche erklärten, daß es nicht in seiner Macht stünde, über die Hand der Prinzessin zu verfügen. Ein Orakel, so behauptete er, hätte ihm offenbart, daß sein Kind sowohl wie sein Land, nur dem Manne angehören dürfte, der im Stande wäre die Prinzessin, ohne auszuruhen, auf die Spitze des Berges zu tragen, an dessen Fuße die Hauptstadt des Reiches lag.

Die Freier mußten auf den ersten Blick erkennen, daß es unmöglich war, die Prüfung zu bestehen, denn der Berg war sehr hoch und sehr steil — aber die Prinzessin war so schön, daß jeder, der sie sah, in Liebe entbrannte, und die Liebe wagt sich auch an das Unmögliche. Ein Fürst nach dem andern verlangte das Probestück zu unternehmen, doch einer nach dem andern mußte schon auf halbem Wege davon abstehen und traurig, mit krankem Herzen in die Heimat zurückkehren. Endlich gab es auf viele hundert Meilen in der Runde keinen heirathsfähigen Prinzen mehr, der nicht in dem unglücklichen Abenteuer unterlegen wäre, und der König gab sich der Hoffnung hin, daß er sich hinfort ungestört des Besitzes seiner Tochter erfreuen könnte.

Aber während er die Gefahren, die aus der Ferne drohten, beseitigt hatte, war der Feind in sein Haus gedrungen, ohne daß er es ahnte. Unter den Rittern, die seinen Hofhalt bildeten, war ein junger, schöner Grafensohn, der sich besonders dem Dienste der Prinzessin gewidmet hatte und dessen treuer Huldigung es gelungen war, das Herz der Jungfrau zu gewinnen. Anfangs war es dem jungen Manne genug, daß er in ihrer Nähe leben durfte; als er die ersten Zeichen ihrer Gunst empfing, einen Blick der schönen Augen, ein freundliches Wort, einen verstohlenen Händedruck, war er überzeugt, daß keines Menschen Glück sich mit dem seinigen

messen könnte, aber nach und nach wurde er ungestümer in seinen Wünschen. Es peinigte ihn, daß er oft Tage lang kein vertrauliches Wort mit der Geliebten sprechen konnte; der Zwang den er sich anthun mußte, um seine Liebe zu verbergen, wurde ihm immer unerträglicher, und endlich erklärte er der heißgeliebten Prinzessin, daß er nicht länger im Stande wäre, so fort zu leben.

„Euer Vater wird nicht auf unsre Wünsche eingehen," sagte er zu dem weinenden Königskinde, „denn seine Zärtlichkeit ist so groß, daß er weder Eure Liebe noch Euern Besitz mit einem andern theilen mag. Euch auf den Berg zu tragen, wird mir nicht gelingen — es bleibt uns also nichts weiter übrig, als miteinander zu fliehen." — Die Königstochter schüttelte den Kopf. „Nein mein Freund," antwortete sie, „das kann ich meinem Vater nimmermehr zu Leide thun. Der Gram würde ihm das Herz brechen, und ich hätte mein Leben lang keine ruhige Stunde mehr. Aber ich habe längst darüber nachgedacht, was uns zum Ziel unsrer Wünsche führen könnte — laßt Euch sagen, was mir eingefallen ist."

Darauf erzählte sie dem Grafensohn, daß in Salerno eine Base ihrer verstorbnen Mutter wohne, eine eben so gute als gelehrte Frau, die besonders um die Heilkräfte aller Kräuter Bescheid wüßte. Zu dieser Dame, meinte die Prinzessin, sollte der Ritter ziehen, sich ihr anvertrauen und sie um einen Trank bitten, der ihm Kraft gäbe, die Bedingung des Königs zu erfüllen. — Der Ritter war sogleich mit diesem Vorschlage einverstanden, ließ sich vom Könige Urlaub geben, packte seine besten Kleider und Kostbarkeiten zusammen und begab sich mit einem großen Gefolge von Dienern und Knappen auf den Weg. Er kam glücklich in Salerno an, wurde von der Base seiner Schönen freundlich aufgenommen, mußte ihr alles ausführlich erzählen und erhielt das Versprechen, daß sie alle ihre Kunst und Wissenschaft aufbieten wolle, ihm zu helfen.

Nach kurzer Zeit hatte sie denn auch einen Kräutertrank angefertigt, wovon der Ritter die Hälfte trinken mußte, die andre Hälfte sollte er mit heim nehmen und erst im Augenblicke der Ermattung leeren. Wenn er bis zum Tode erschöpft wäre, behauptete die Dame, würde ihm dieser Trank die frühere Kraft und Frische wiedergeben. Darauf verabschiedete sich der Grafensohn mit tausend Danksagungen, verwahrte den kostbaren Balsam in einem Fläschchen, das ringsum mit Edelsteinen verziert war, und trat fröhlichen Herzens den Heimweg an. Ohne Aufenthalt kehrte er an den

Hof des Königs zurück, nahm sich kaum Zeit die Kleider zu wechseln, trat mit leuchtender Miene in den Audienzsaal, ließ sich vor dem Throne auf ein Knie nieder und bat den überraschten Monarchen, ihm die Hand seiner Tochter zu geben.

„Ihr kennt die Bedingung!“ erwiderte der König mit spöttischem Lächeln. Daß dieser junge Mann vollbringen könnte, was so manchem berühmten Helden mißlungen war, kam ihm gar nicht in den Sinn, und als der schöne Grafensohn erklärte, daß er bereit wäre, das Abenteuer zu bestehen, bestimmte der König, daß die Probe nach Verlauf von drei Tagen in Gegenwart der vornehmsten Herren seines Reiches vorgenommen werden sollte.

Von Stund an unterwarf sich die Prinzessin dem strengsten Fasten, um dem Geliebten die Aufgabe zu erleichtern, und als der bestimmte Tag erschien, sah sie in ihrem schneeweißen Gewande mit den bleichen Wangen und glanzlosen Augen so rührend aus, daß das Volk, welches von nah und fern herbeigeströmt war, bei ihrem Anblicke in Thränen ausbrach. Aber während die Königstochter so matt dahin ging, daß es aussah, als ob sie bei jedem Schritte umsinken müßte, kam ihr der Grafensohn in kühner Haltung entgegen. Seine Wangen glühten vor Erwartung und in seinen Augen sprach sich zugleich eine stolze Zuversicht und die innigste Liebe aus. „Fasse Muth, mein Leben,“ flüsterte er ihr zu, indem er sich auf ein Knie niederließ und ihre Hand an die Lippen drückte. „Und hier nimm das Fläschchen,“ fuhr er so leise als möglich fort; „wenn du mich ermatten siehst, gib mir zu trinken, was es enthält, dann kommen wir sicher an's Ziel.“

Nach diesen Worten nahm er sie in die Arme, sie lehnte den Kopf an seine Schulter, und er begann seine Wanderung. Der König und die ersten Würdenträger des Reichs ritten hinterdrein, das Volk drängte sich nach, aber niemand vermochte mit dem Grafensohn Schritt zu halten, der trotz seiner Bürde so leichtfüßig den schrecklichen Berg hinaufstieg, als ob er Flügel hätte. „Bis an's Ende der Welt könnte ich dich tragen!“ flüsterte er heiter der Geliebten zu

Aber je höher er stieg, desto beschwerlicher wurde der Weg. Bald kam ein steiler Abhang, der ganz mit Steingeröll bedeckt war, bald mußte er durch tiefen Sand waten, bald an spiegelglatten Felsstufen emporklettern, bald sich durch Dornen und Disteln einen Weg bahnen und dazu glühte die

Sonne, die Luft war schwül — aber der Ritter bemerkte das alles nicht, so groß war sein Eifer, die Geliebte zu verdienen.

Der schönen Königstochter kam es jedoch vor, als würden seine Schritte nach und nach schwankender und langsamer und endlich fragte sie: „Darf ich dir jetzt den Balsam geben? Wir haben jetzt den Platz erreicht, wo alle deine Vorgänger von ihrem Unternehmen ablassen mußten.“ — „Meine Vorgänger hatten dich nicht so lieb, wie ich dich habe,“ gab er zur Antwort. „Meine Liebe gibt mir Riesenkräfte, ich will dich hinauftragen, ohne einen Augenblick still zu stehen. Dein Vater soll nicht sagen können, daß ich die Probe nur mangelhaft bestanden hätte.“

Mit diesen Worten raffte er sich auf und stieg wieder rüstiger bergan, aber seine Glieder zitterten vor Anstrengung und sein Gesicht war todtenbleich. Die Sonne glühte immer mehr, der Weg wurde immer beschwerlicher — oft dachte die Prinzessin, sie würde mit dem Geliebten in einen der Abgründe stürzen, in welche sie schwindelnd niedersah, und mehr als einmal stieß sie einen Schrei der Angst aus, wenn plötzlich an den gefährlichsten Stellen ein Vogel aus den Klüften aufschwirrte, oder eine Schlange zischend aus dem Gebüsch hervorschoß, oder ein aufgescheuchtes Wild aus dem Dickicht hervorbrach. „Sei ruhig mein Lieb, was kannst du fürchten! Du bist sicher bei mir!“ sagte dann der Ritter, aber jedesmal klang seine Stimme matter, hohler. —

„Um Gotteswillen nimm jetzt den Trank!“ flehte das Mädchen, als drei Viertel des Weges hinter ihnen lagen und die Stimmen der nachfolgenden Menge kaum noch wie fernes Wellenrauschen an ihr Ohr drang. Aber der Grafensohn wollte nicht auf ihre Bitten hören. „Oben, oben, magst du mir den Wunderbalsam geben, noch bin ich nicht müde!“ Dabei eilte er rascher und rascher vorwärts. Eine wahnsinnige Glut loderte in seinen Blicken, er taumelte, er schwankte; der Boden zu seinen Füßen, die Luft, die ihn umgab, sogar das Blut in seinen Adern schien in Feuer verwandelt zu sein. Vor seinen Augen zuckten vielfarbige Flammen auf und nieder — er sah das liebliche angstvolle Gesicht nicht, das sich dicht an das seinige schmiegte. In seinen Ohren tönte ein lautes und immer lauteres Brausen — er hörte die sanfte Stimme nicht, die ihm liebevoll zusprach — aber er wollte ausharren bis ans Ende — und endlich war der Gipfel des Berges erreicht.

Mit einem Seufzer fiel der junge Grafensohn ins Haidekraut nieder,

seine Augen schlossen sich, seine Glieder zuckten, wie im letzten Todeskampfe. Die schöne Königstochter warf sich neben ihn zu Boden, beugte sich über ihn, um ihm den Zaubertrank einzuflößen, aber mit einem lauten Schrei schleuderte sie das Fläschchen fort, daß es in Scherben zersplitterte und der köstliche Inhalt auf die Erde floß. Denn die Lippen des Geliebten waren kalt und starr, und sein Herz hatte aufgehört zu schlagen. —

Als der König mit seinen Begleitern auf der Spitze des Berges ankam, lag der junge Grafensohn noch immer im Haidekraut, die schöne Königstochter hatte ihn mit beiden Armen umschlungen und beide waren todt — aber ringsumher standen die schönsten, duftigsten Blumen. Sie waren aus dem Wunderbalsam aufgewachsen, den die arme Prinzessin in ihrer Verzweiflung zu Boden warf — und diese Blumen blühen bis zum heutigen Tage und bezeugen die traurige Geschichte von der schönen Königstochter und dem Grafensohne.

Walachische Volkssagen.

Mitgetheilt

von

Arthur Schott.

1.

Geschichte vom Kaiser Matthias Corvinus.

Ein Apotheker hatte einmal ein angenommenes Kind erzogen, das hieß Matthias, denn es war ein Knabe. Als dieser sechzehn Jahre alt war, brauchte er ihn auch als Laboranten, damit er etwas Rechtes lernen solle. Der Herr selber brachte indessen viel Zeit mit Kräutersuchen zu, welche er zu allen möglichen Arzneien und verschiedenen Heilmitteln verwendete. So hatte er denn auch einmal einen Haufen Kräuter nach Hause gebracht und eine Brühe davon gekocht, von welcher zu kosten er aber dem Knaben verbot, weil man, wie er sagte, davon sterben müsse. In der That waren dies lauter Wunderkräuter, deren Saft den, der ihn genoß, fähig machte, die Sprache der Thiere, der Vögel und Schlangen zu verstehen. So war es also ganz natürlich, daß der Apotheker den Trank sammt seinem Geheimniß für sich behalten wollte, und drum hatte er gesucht dem Knaben bange davor zu machen.

Dieser hatte indessen einmal gesehen, wie sein Herr davon getrunken, ohne daß er nachher irgend einen Schaden genommen hätte, deßhalb konnte er es nicht lassen, als jener einmal nicht daheim war, über die Flasche, worin der Zaubertrank aufbewahrt war, zu gehen und einen tüchtigen Zug daraus zu thun, ohne daß er nachher gefühlt hätte, daß er ihm geschadet. Als er aber jetzt einmal ins Freie hinaus kam, wie wunderte er sich da, daß er die Sprache der Vögel, Schlangen und der übrigen Thiere verstand,

was ihm außerordentlich viel Freude machte! Sein Meister hatte indessen bald gemerkt, daß sein Ziehsohn und Lehrling dem Zaubertrank nicht fern geblieben sein mußte, er hielt ihm deßhalb seinen Ungehorsam vor und jagte ihn aus dem Hause. Der Junge wußte nun nichts Anderes zu thun, als sich zu einem Bauern zu verdingen.

Eines Tags nun trieb er die Ochsen am Pfluge, den sein Herr führte; in der offenen Furche aber, hinten und vorne, flatterten Raben hin und her, Würmer und Käfer aufzusuchen, wie diese Thiere sonst zu thun pflegen.

Auf einmal hörte er ein Gespräch, welches diese schwarzen Vögel unter einander führten, und wie unter Anderem einer zu ihm sagte: „Matthias! Warum bleibst du hier und gehst nicht zum Landtag, wo Könige, Fürsten und Grafen zu Rath sitzen, wen sie zum Kaiser machen wollen? Geh, du wirst Kaiser werden!" Wie der Junge dies so mit angehört hatte, theilte er es dem Bauern, seinem Herrn, mit, der aber schalt ihn, daß er so albernes Zeug rede und fuhr fort: „Mein lieber Matthias, du wirst Kaiser werden, wenn mein Pflugstock hier einen grünen Zweig treiben wird."

Der Knabe schwieg hierauf; als er aber am Ende der Furche das Gespann umwendete, bemerkte er, daß der Pflugstock seines Herrn einen grünen Zweig getrieben hatte. Er machte seinen Herrn, der es nicht bemerkt zu haben schien, darauf aufmerksam. Dieser war darüber, wie sich leicht denken läßt, sehr verwundert, wußte aber nichts zu sagen, sondern hieß den Knaben in Gottes Namen weiter ziehen. Denn meinte er: „Ich sehe wohl ein, daß du zu Größerem bestimmt bist, als hier Ochsen zu treiben."

Matthias ließ sich dies nicht zweimal sagen, sondern machte sich entschlossen auf den Weg nach der Stadt, wo die großen Herren alle, Grafen, Fürsten und Könige zu Rathe saßen, einen Kaiser zu wählen. Bald war er dort angekommen, und weil alles öffentlich zuging, drängte er sich auch in den Saal, wo eben die Krone geworfen wurde. * Alle hatten eben die Häupter geneigt, denn der, auf dessen Kopf die Krone fallen würde, sollte Kaiser werden.

Die Krone flog hoch hinauf und setzte sich dem Knaben Matthias auf den Kopf. Da verwunderten sie sich alle sehr, daß dieses Kleinod einem solchen hergelaufenen Bettler zugefallen sein solle, und wollten dies auf keinen Fall gelten lassen. Sie nahmen ihm die Krone weg und ließen ihn, als er sie nicht gutwillig hergeben wollte, einsperren, und warfen darauf

wieder. Die Krone flog aber zum Saal hinaus und gerade auf das Haus, wo der junge Matthias gefangen saß. Jetzt meinte ein Theil der Herren, daß dies doch deutlich genug sei und daß sie doch am Ende dem armen Jungen bestimmt sein müsse. Die übrigen wollten aber immer noch nichts davon wissen, ließen Matthias in einen Schweinstall sperren und die Krone zum drittenmale werfen. Sie flog aber wie vorhin wieder fort und setzte sich gerade auf den Schweinstall, von dem sie mit keiner Gewalt mehr wegzunehmen war, bis man den gefangenen Jungen herausließ und ihn die Krone in Besitz nehmen hieß, denn jetzt war das Wunder gar zu augenscheinlich, als daß ihn nicht alle einstimmig zum Kaiser ausgerufen hätten. Er wurde also gekrönt und gekleidet und nach Ofen in die kaiserliche Residenz geführt.

Wie nun Matthias wirklich als Kaiser regierte, wollte er doch auch wissen, was sein kaiserlicher Nachbar, der Zar Kostantin in Zarigrad mache, und wünschte sich eiligst dorthin. Da er mit der Sprache der Thiere auch in den Besitz von einer fast allmächtigen Zaubermacht gekommen war, so war es ihm ein Leichtes, im Nu in jene prachtvolle Zarenstadt zu kommen. Weil er aber dort nicht erkannt sein wollte, so ging er als Spielmann mit der Geige in ein Wirthshaus, wo er die Leute belustigte und zugleich ihre Gesinnungen über den Zaren Kostantin erforschte.

Dieser war übrigens auch ein großer und geschickter Zauberer und hatte mittelst seiner Kunst die Gegenwart des Kaisers Matthias schnell in Erfahrung gebracht, weßhalb er mit Soldaten und Bewaffneten hinging, das Wirthshaus, in welchem sich jener befand, umstellte, und ihn gefangen nehmen ließ. Er sprach seinen Gefangenen auch sogleich als das an, was er in der That war, und freute sich, ihn zu haben, daß er ihn könne umbringen lassen. Matthias war aber kaum im Gefängniß, so verwandelte er sich in eine Fliege, schlüpfte durch die Schlüssellöcher all der festverschlossenen Thüren hinaus und flog auf und davon.

Als er so wieder in Ofen angekommen war, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als mitten in der Nacht den Zaren Kostantin und die Zarin Elena sammt ihren Kindern allen in den Betten, wie sie waren, binnen einer Stunde in seinen Palast herzuzaubern, ohne daß sie es merkten.

Als die Zarenfamilie noch eine gute Weile in Ofen fortgeschlafen hatte, erwachte die Zarin und bemerkte, daß sie nicht in ihrem Zimmer war, weßhalb sie ihren Gemahl, den Zaren, aufweckte und es ihm klagte. Der

sah sich um und konnte nicht begreifen, wo sie sich wohl befinden möchten, bis es endlich Tag zu werden begann, da sahen sie, daß sie in Ofen waren. Sie waren darüber in großer Verlegenheit, die aber zu banger Besorgniß wurde, als ein Soldat eintrat und sie im Namen seines Herrn, des Kaisers Matthias, zum Frühstück einlud. Staunen und Furcht ergriff sie gleichermaßen, denn sie erinnerten sich recht gut, was sie mit Matthias im Sinne hatten, da er sich als Spielmann in Zarigrad hatte sehen lassen.

Der Zar selbst wollte anfangs gar nicht glauben, daß sie in Ofen seien, und sagte zu dem Soldaten: „wenn Kaiser Matthias mich bei seinem Frühstück sehen will, mag er selbst zu mir kommen und mich einladen." Der Soldat ging und hinterbrachte seinem Kaiser die Worte des Herrschers von Zarigrad, worauf jener sogleich erschien. Da erschrack Zar Kostantin, denn er sah jetzt nur zu gut, daß er sich in der Gewalt des Kaisers von Ofen befinde, gegen den er kürzlich so feindselig gehandelt hatte. Matthias that aber nicht dergleichen, sondern lud alle freundlich zum Frühstück ein, worauf ihm die ganze zarigradische Kaiserfamilie folgte.

Als sie nun den Kaffee tranken, hub Kaiser Matthias zu sprechen an und sagte: „Als ich in Zarigrad war, hast du, Zar Kostantin, mir gezeigt, was du für ein mächtiger Zauberer bist und wie man sich vor dir nicht so leicht verstellen kann. Doch bewies ich dir, daß meine Zauberkünste noch stärker sind. Ich mußte dies thun, weil du jüngst so übles Gastrecht an mir übtest. Du siehst nun, was ich vermag, denn ich ließ dich sammt deiner hohen Familie binnen einer Stunde von Zarigrad nach Ofen bringen. Fürchte dich indessen nicht, denn ich that es keineswegs, um dir oder auch nur einem der Deinen etwas Leides zu thun, sondern nur um dir zu zeigen, daß kein Kaiser einen Zaren oder kein Zar einen Kaiser umbringen, sondern wenn er den andern besucht, ihn mit Ehrenbezeugungen empfangen und halten soll."

Bei dieser Rede fühlte sich der Zar Kostantin sehr beschämt, bat den Kaiser wegen seines arglistigen Verfahrens um Verzeihung, verlangte aber zugleich auch, ihn mit den Seinigen in Frieden wieder ebenso schnell in seine Residenz zu versetzen, wie er ihn hergebracht hatte. Dies verneinte aber Matthias, indem er sagte: „nein, dies werde ich nicht thun, sondern wir wollen zuerst gute Freunde werden, und dann will ich dich mittelst einer glänzenden Begleitung durch viele Musikanten und Soldaten aufs feierlichste nach Zarigrad in deine Residenz zurückbringen lassen."

So wurden denn der Kaiser Matthias und der Zar Kostantin Freunde, wonach ein überaus glänzender Festzug Letzteren sammt seiner ganzen Familie bis nach Zarigrad in seine Residenz zurückbrachte.

Gewiß hast du von diesem prachtvollen Festzug schon in den Büchern gelesen, dies aber war die Veranlassung desselben. Von da an ging es den beiden Herrschern gut und sie blieben Freunde. So wünsche ich auch dir viele Freunde und ein langes Leben.

Anmerkung.

Aus dem Bekenntniß eines Räubers, der so viel ich weiß, aus dem Gefängniß entlassen daheim starb, erfuhr ich die Art und Weise, wie diese Leute unter sich ihre Anführer (harampascha) wählen. Jener Räuber erzählte nämlich, daß er seiner Zeit, wie er als ein junger unschuldiger Bursche, d. h. der noch keinen Mord verübt hatte, unter die Räuber kam, von diesen dazu bestimmt wurde, die Krone zu werfen. Es war eine fast taghelle Mondnacht, als sie alle in einem Bergwalde an der banater Donau versammelt waren, um ihren harampascha zu wählen. Dazu war eine Krone aus geschälten und ungeschälten Haselnußruthen geflochten. Alle knieten im Kreise herum und senkten den Kopf zur Erde, worauf er die Krone warf. Dem, welchem das Kleinod am nächsten zu Häupten fiel, ward dann das Glück zu theil, »harampascha« zu sein.

In Bayou Sarah.

Skizze

von

Fr. Gerstäcker.

Bayou Sarah ist ein kleines Städtchen an der Mündung der Bayou (oder des kleinen Sumpfwassers) Sarah, das Pointe Cougen gegenüber am Missisippi liegt und sich in nichts von den tausend anderen durch die Union zerstreuten Plätzen gleichen Ranges unterscheidet. Ich will dem Leser auch gar nichts Außerordentliches oder Außergewöhnliches hier erzählen, sondern nur etwas, das unzähligemale in der Union schon vorgekommen ist und leider alle Tage noch vorkommt.

In Bayou Sarah wohnte ein deutscher Schneider, der wahrscheinlich Schadwig oder ähnlich in Deutschland geheißen hatte, denn die Amerikaner, die alle Namen verderben, nannten ihn Chadwick. Es war ein stiller, harmloser und fleißiger Mann und hatte seine Werkstatt dicht neben unserem Boardinghouse, zu dessen Mahlzeiten er mit herüber kam und in dessen „erster Etage“ er ein sehr anspruchsloses Zimmerchen bewohnte. Er arbeitete auch ziemlich billig, und wir Deutsche erhielten ihm fast sämmtlich unsere Kundschaft. Dabei lebte er mäßig und bescheiden, machte nirgends Schulden und war von allen gern gesehen.

Ich hatte einige Monate in Bayou Sarah gewohnt und zog dann in das etwa eine halbe Stunde davon entfernte, auf dem nächsten Hügel liegende St. Francisville hinauf. Im Anfang kam ich auch noch dann und wann in die am Strom liegende Stadt hinunter; da aber der einzige Freund, den ich dort hatte, bald darauf nach Neu=Orleans zog, fand ich auch dazu keine weitere Veranlassung und erfuhr deßhalb wenig von dem, was dort unten vorging.

Nach langer Zeit hörte ich endlich, daß „Chadwick," wie er allgemein hieß, recht krank gewesen sei, sich jedoch wieder erholt habe, und ich beschloß, in den nächsten Tagen hinunter zu gehen und ihn einmal zu besuchen. Denselben Abend kam aber noch ein Deutscher von Bayou Sarah herauf, den ich nach unserem armen Schneider fragte, und dieser sagte mir, Chadwick habe gestern einen Rückfall bekommen und befinde sich schlimmer als je.

Am nächsten Morgen ging ich hinunter, und ohne erst im Schenkzimmer einzusprechen, gleich eine Treppe hinauf in sein Zimmer. Das aber fand ich zu meinem Erstaunen leer und gelüftet, die Dielen frisch gescheuert und weder Bett, noch Tisch, noch Stuhl darin. Ich konnte mir nicht denken, was aus dem Kranken geworden sei, und fragte jetzt unten an, wohin er transportirt sein könne.

„O," meinte der Wirth, ein ächter „amerikanisirter" Deutscher, „wir haben ihn bloß eine Treppe höher geschafft, denn wenn er uns in unserer besten Stube gestorben wäre, hätten wir sie ja gar nicht wieder vermiethen können." — „Und wer ist bei ihm da oben?" — „Jetzt? — Ich weiß wirklich nicht," lautete die Antwort. „Meine Frau war heut Morgen oben, aber sie sagt, er sähe schlecht aus."

Ich stieg rasch die Treppe hinan, denn oben war, wie ich recht gut wußte, dicht unter dem nackten Dach nur eine dunkle Bodenkammer, in der über Tag, wenn die Sonne recht darauf brannte, eine glühende Hitze herrschte. Schon auf der Treppe hörte ich aber ein Stöhnen und Winseln, und als ich jetzt die letzten Stufen mehr hinauf fiel als ging, fand ich mich, dicht an der Treppe, neben dem Bett des Unglücklichen, der hier allein und verlassen in seinem Todeskampfe lag.

„Wasser!" stöhnte der arme Teufel, als er wahrscheinlich das Geräusch meiner Schritte hörte, und ich eilte, ehe ich nur ein Wort an ihn richtete, wieder die Treppe hinab, um ihm das Verlangte zu holen. Als ich wieder damit zurückkam, brauchte er aber kein Wasser mehr. Mit stier zum Dach hinauf sehenden Augen lag er lang ausgestreckt auf seinem harten Lager. Der Schaum stand ihm vor dem Mund, die Lippen sahen blau und unheimlich aus.

„Armer Chadwick!" rief ich ihm zu, „wie geht es? Hier bring ich Wasser!" — Er antwortete nicht. Ich hielt ihm das Glas an die Lippen und versuchte ihm etwas einzugießen, aber er preßte sie fest zusammen. Ein Zittern flog über seine Glieder, dann lag er still und ruhig und regte sich nicht mehr. — Er war todt.

Ich ging jetzt hinunter, um den Wirth davon in Kenntniß zu setzen. — „So?“ sagte dieser ruhig; „na, ich hab' es mir beinah gedacht! Es ist aber besser für ihn so, als wenn er hier lange krank gewesen wäre.“

Ein Arzt wurde jetzt gerufen, um zu bestimmen, ob ihn das Leben wirklich verlassen habe, und dann das Begräbniß auf den nächsten Morgen festgesetzt. Ich blieb den Tag in Bayou Sarah und hörte, daß Streitigkeiten über die Verlassenschaft des Verstorbenen entstanden wären, denn der Wirth beanspruchte Boarding und Lodging für ich weiß nicht wie viel Monate, und es war doch bekannt, daß Chadwick jede Woche regelmäßig bezahlte. Ebenso verlangte er Entschädigung für Krankenpflege. Andere traten ebenfalls auf, die dies oder das an ihn zu fordern haben wollten, und der Nachlaß: sechs oder acht Stücke verschiedener Zeuge und Tuche, wurde fast schon vertheilt, während der Leichnam noch nicht einmal Zeit bekommen hatte zu erkalten.

Das Begräbniß fand am nächsten Morgen statt, denn in dem warmen Klima dürfen die Leichen nicht lange über der Erde gelassen werden, und es wurde grade so einfach vollzogen, wie der arme Teufel gestorben war.

Ein Bekannter von ihm, der eine Dray — einen zweirädrigen Güterkarren — besaß und damit sein Brod verdiente, lud den aus Tannenbrettern zusammengenagelten Sarg auf und fuhr ihn mit seinem Pferde nach dem in der Nähe von St. Francisville auf hohem Lande liegenden Kirchhof hinauf. Wir waren nur vier Deutsche, die dem Sarge folgten und so dem Verstorbenen die „letzte Ehre“ erwiesen. Wir waren auch nöthig dazu, den schweren Sarg vom Karren zu heben und in seine stille Gruft zu senken. Ein Geistlicher kam nicht dazu, — von der Verlassenschaft war schon nach vierundzwanzig Stunden nicht genug übrig geblieben, um einen solchen zu bezahlen — und umsonst fand sich keiner bemüßigt, dem „Fremden“ einen derartigen Dienst zu erweisen. — Es war auch nicht nöthig. Wir, seine letzten Freunde, sprachen ein stilles Gebet über seiner Leiche und übergaben dann den Leichnam seiner stillen Ruhe. Wenige Minuten später war das Grab ausgefüllt, und der Karren rasselte in die Stadt zurück, um die Ankunft des nächsten Dampfers und damit den täglichen Verdienst nicht zu versäumen.

Ehestandsbriefe meines dummen Vetters an seine weise Base.

Mitgetheilt

von

Leopold Gildemeister.

2.

Schelten Sie nicht, Frau Base, daß ich so lange mit meiner Antwort auf Ihren Brief zögerte. Es ist nicht etwa Mißmuth über Ihre Ermahnungen und Strafreden gewesen, was mich abhielt — Sie wissen wohl, daß ich nicht von der Art bin, mich nicht für vollkommen halte und Tadel sehr wohl ertragen kann, selbst wenn ich glaube, ihn nicht verdient zu haben. Ich sehe ein, daß ich von manchen Dingen und Angelegenheiten verzweifelt wenig weiß und daher mich nicht hineinmischen, mir nicht einmal Gedanken darüber machen sollte. Aber, liebe Base, wer kann wider den angeborenen Oppositionsgeist, der für gewisse Fälle in jedem Menschen steckt, zumal wenn auch noch äußere Verhältnisse und Vorkommenheiten dieser innern Opposition ihre Billigung zu geben scheinen! —

Sie sagen: „es versteht sich ganz von selbst, daß Philippine nur mit noblen Leuten verkehrt; sie ist es nicht anders gewohnt gewesen, und du hast dafür zu sorgen, daß es nicht anders wird. Es ist das Mindeste, was man von dir für die Ehre erwartet, welche sie dir anthat, als sie deine Frau ward. Konntest du ihr die Stellung nicht geben, so mußtest du auch niemals wagen, deine Gedanken zu ihr zu erheben! Sie soll nicht mit Banquiers und Fabrikanten umgehen! — Wer verkehrt denn mit Emporkömmlingen! — Weßhalb sollte sie nicht mit dem Adel Umgang haben können? Ihre Mutter war eine Geborene, ihr Vater Bürgermeister und Justizrath, der Erste

seiner Heimat, der kecklich mit den Höchsten verkehren durfte und mancher Fürstlichkeit die Honneurs seiner Stadt machen, mit ihr tafeln und sie unterhalten mußte. Daher hat Philippine recht mit ihren Wünschen, und es ist deine Sache, ihr dieselben zu erfüllen, — deine Stellung war ja nach aller Schilderung eine ganz besondere und ehrenvolle. Ist das am Ende etwa gar nicht wahr, Herr Neffe?"

So schreiben Sie, liebe Base, und ich setze die Stelle wörtlich her, denn ich werde darauf vielleicht noch zurückkommen; einstweilen aber will ich nur sagen, daß meine Antwort an Sie nicht nur durch die Geschäfte meines Amtes, sondern auch durch die meiner Häuslichkeit verzögert wurde. „Was gehn dich diese letztern an?" höre ich Sie fragen, „das ist Philippinens Sache, in welche du dich nicht hineinzumischen hast." Das ist ganz richtig, Frau Base; ich habe auch gar keine Lust dazu und kann mit gutem Gewissen sagen: ich mische mich nicht hinein, sondern werde hineingemischt — zu meinem großen Leidwesen, und zur tiefsten Beunruhigung meines Geldbeutels.

Sehn Sie, da ist nun die Einrichtung für die Wirthschaft besorgt mit großer Mühe, in ebenso großer Vollständigkeit. Aber Philippine setzt sich darauf, erstens alles hier Gebräuchliche unbrauchbar zu finden und zweitens das haben zu wollen, was sie früher gewohnt gewesen daheim — zu sehn. Zu sehn, liebe Base, nicht: zu gebrauchen, denn das hat sie wohl nie gethan. Hier wenigstens sehe ich sie nur zuweilen draußen herum- und im Wege stehn, und Anordnungen treffen, Befehle geben, die unser Mädchen nur konfus' machen, weil sie dieselben entweder nicht versteht, oder weil sie in den hiesigen Verhältnissen nicht anwendbar sind. Philippine — ich habe das, glaub' ich, schon einmal angedeutet — will sich nicht nach der Landesgewohnheit, sondern diese soll sich nach ihrer Weise richten.

Nun wohl aber; man geht zu den Handwerkern; man bestellt, man beschreibt die nothwendigen Geräthe, man verwirft, läßt ändern, macht die schon an sich wenig höflichen und gefälligen Leute noch gar verdrießlich und widersetzlich, erhält mit großen Kosten endlich etwas, was man doch kaum brauchen kann oder was man nicht braucht, weil das Mädchen natürlich lieber mit den hier gebräuchlichen Geräthen umgeht, die auch vollkommen ebenso praktisch sind, und weil Philippine persönlich nichts in die Hand nimmt und ihr daher im Grunde das eine oder andere ganz gleichgültig sein könnte. Das kostet viel Geld, liebe Base, und zwar umsonst!

Das ist Eins. Trotz meines Bittens und Einredens bestellte sie Möbelstücke über Möbelstücke, und als sie erst hier war, fing das Bestellen noch lebhafter an. Verlangen Sie nicht von mir, daß ich Ihnen die Namen dieser Dinge nenne; Divan, Chaise-longue, Causeuse, Fauteuil, Chiffonniere — sind bereits gebräuchliche Wörter und bilden hier nur den Vortrab einer Menge von Gegenständen, die ich weder zu nennen, noch zu benützen weiß. Die kleinen und großen Sophas, die kleinen und großen Sessel, Stühle, Schränke, Kästen, Spinden, Tische, Tischchen u. s. w. u. s. w. machen eine unglaubliche Anzahl aus und haben alle, Gott weiß was für wälsche Namen — was ich, beiläufig gesagt, unmenschlich albern finde. Als ob wir Deutschen zur Benennung und Bezeichnung von irgend einem Dinge bei andern Sprachen betteln gehn müßten! — Aber davon will ich nicht reden, sondern nur von dieser überflüssigen Menge kostspieliger Stücke, die wir gar nicht unterbringen, geschweige denn angemessen aufstellen können.

„Philippinchen!" mahne ich zuweilen bittend, „Philippinchen, wohin soll das alles? Es ist ja schon übervoll, und die Leute zu den Möbeln können nimmermehr in unsere Zimmer hinein!" — „Gleichviel," versetzt sie dann wohl scharf, „haben muß man das — es schickt sich einmal so. Die Wohnung ist aber zu klein und wir müssen natürlich eine andere haben." — Und doch, liebe Base, ist es eine freundliche Wohnung, und mir däucht, zwei Menschen könnten mit einem Schlaf-, zwei Wohnzimmern und einem „Salon", nebst den Wirthschaftsräumen wohl zufrieden sein. Aber nein! Man muß eine „Suite" haben, sonst geht's nicht! Man bringt ja die Möbel nicht unter, nach denen sich jetzt die Wohnung richten muß. Daß beides nach den Verhältnissen der Bewohner abgemessen werden sollte, daran denkt man nicht mehr.

Und wäre es damit nur abgethan! Aber nun kommt die übrige Einrichtung dazu, welche doch passen soll — Lampen, Kronen, Ampeln, Blumen, Vasen, Spiegel, Vorhänge, Portieren, Kupferstiche, Gemälde — kurz, Gott weiß was!

Das ist ein gar besonderer Casus, der mit diesen „Gemälden", liebe Base! — Philippine will sich um alles in der Welt nicht ohne „Gemälde" beruhigen. Ein paar „Oelgemälde" muß sie wenigstens haben, behauptet sie, denn: „es schickt sich so!" — Ich habe ihr alles mögliche vorgestellt; ich habe ihr gesagt, daß wir ein wirklich gutes Bild, das man immer wieder mit Freude

betrachtet, nicht anschaffen können, und daß wir uns mit einem oder ein paar schlechten nur lächerlich machen in den Augen aller, welche das Ding verstehn. Es half nichts; sie hat ein Stück zu ein paar Louisd'or erworben — eine Sudelei von bunten Farben, und ward sehr böse, als ich ihr sagte und zeigte, wie elend das Bild sei. Das Geld reut mich nicht, obgleich es mir nicht leicht abgeht; aber wir machen uns lächerlich — und zumal über sie mit ihrer Behauptung, daß das Bild gut sei, wird man arg den Kopf schütteln. Denn es ist bös, liebe Base, daß sie, die allerdings viel versteht, nun gleich alles verstehen will, und mit ihren Behauptungen so grenzenlos bestimmt und — ungeschickt zu Werke geht. Sie hat bisher von Gemälden nichts gesehn, als einige Porträts und — Schildereien daheim, wobei sich kein Mensch ein Urtheil erwerben kann. Hier hat sie Gelegenheit, viel Gutes zu sehn, sich nach und nach ein Verständniß, ein Urtheil zu bilden. Sie könnte nach Jahr und Tag als Kennerin auftreten — aber sie will es gleich sein, macht sich lächerlich und kauft schlechte Bilder, die nicht zieren, sondern verunstalten.

Ich bin kein Anhänger und Verehrer der „alten Zeit," denn das ist eigentlich ein Wort ohne Sinn. Schon Adam und Eva konnten außerhalb des Paradieses von der „alten Zeit" innerhalb desselben reden, und seitdem bleibt sie für alle Menschen da und dieselbe, da alle eine Vergangenheit hinter sich haben. Wir Menschen leben aber in der Gegenwart und müssen derselben mit all ihren Forderungen gerecht werden oder ihr — wie man jetzt mit einer sinnlosen Redensart sagt — Rechnung tragen. Wollen wir einmal leben und in dem Gesellschaftskreise uns bewegen, dem unsere Stellung und Bildung uns anreiht, so müssen wir uns auch dem jetzt einmal Herkömmlichen fügen und anschließen.

Das sehe ich ein. Allein dessenungeachtet beklage ich es, daß wir immer mehr einem unsinnigen steigenden Luxus entgegen getrieben werden und uns nicht mehr mit einer Einfachheit begnügen wollen, die zu unserer Eltern Zeiten für Luxus galt, gegen den jetzigen gehalten aber wirklich einfach genug war und dennoch vollkommen auch uns genügen würde. Mir däucht, mit der gehörigen Anzahl von Sophas, Stühlen, Tischen, Schränken u. s. w. wäre es jetzt so gut abgethan, wie damals, und würde das Leben ebenso bequem und behaglich vergehn, — ja behaglicher, denn die ersparten Anschaffungskosten würden uns Genüsse erlauben, denen wir jetzt, mitten in unserer prächtigen Einrichtung entsagen müssen. In den meisten Ehen, wo

die Gatten nur geringes Vermögen haben und zur Führung des Hausstandes auf das Einkommen, den Erwerb, die Besoldung des Mannes angewiesen sind, wäre es sicher vernünftiger, wenn die Frau nicht ihren ganzen Besitz auf eine unsinnig kostspielige Aussteuer verwendete, sondern nach Beschaffung des Anständigen ein kleines Kapital zuzubringen suchte, welches, noch so gering, doch immer besser wäre als „schöne Möbel und nichts zu beißen."

Es ist mir durchaus nicht verborgen, liebe Base, daß Philippine, wenn sie von dieser meiner „Idee" wüßte, außer sich sein würde, und ich fühle mich durchaus nicht sicher, ob nicht auch Sie mich deßwegen für einen „Menschen von unnobler Gesinnung" erklären werden. Allein in diesem Fall muß ich mir das gefallen lassen, ohne darum meine Ansicht zu ändern. Denn im Geldpunkt hört sogar bei den großen Kapitalisten die „Gemüthlichkeit" auf, wie viel mehr noch bei einem Mann, der auf ein ziemlich geringes Einkommen angewiesen ist und dasselbe mit dem besten Willen nicht über ein wiederum ziemlich bestimmtes Maß zu steigern vermag.

Hier komme ich also auf Ihre Frage zurück, ob meine Stellung und was sie mir einbringt, am Ende nicht den frühern Angaben entspräche, weil ich hie und da gegen Philippinens Wünsche zu opponiren wage. Das hat mir weh gethan, liebe Base, und ich sage darum auch entschiedener, als es sonst meine Art zu sein pflegt: was man von meinem Einkommen gesagt, sich gedacht, daraus sich berechnet hat, kann mich nichts angehn. Ich habe gesagt, es bestehe, alles in einander gerechnet, jährlich in ungefähr 1200 Thalern, und so sage ich auch noch heute.

„Nun," höre ich Sie ausrufen, „das ist für einen bescheidenen Sinn ganz genügend!" Ich dächte das auch, liebe Base, denn Ihr Vater hatte, wie Sie oft erzählten, nur fünfhundert Thaler, führte damit jedoch seinen Hausstand anständig, gab seinen Töchtern eine Aussteuer, schickte die Söhne auf die Universität und hinterließ noch ein kleines Vermögen. Nun wollen wir annehmen, daß wir jetzt um ungefähr anderthalbmal theurer leben als damals, und daß also mein Einkommen etwa dem Ihres Vaters entsprechen werde. Wir sind nun zwei Leute, die noch keine Töchter auszusteuern, keine Söhne auf die Universität zu schicken haben, die aber dennoch kein Vermögen sammeln, ja nicht einmal mit dem, was sie einnehmen, auskommen. Und das alles, liebe Base, kommt vom „bescheidenen Sinn," d. h. vom Mangel desselben.

Was ich habe und einnehme, ist allen dazu Berechtigten bekannt geworden, hat ihrer Ansicht nach zur Führung eines Hausstandes genügt und Philippinen eine angenehme und angemessene Lebensstellung verheißen, so daß sie und die Ihren von Herzen in unsere Verbindung willigten. Hat sich nun aber plötzlich jene Ansicht geändert, weil mein Erwerb für die wirklich auftretenden Ausgaben nachweisbar leider nicht hinreicht, so kommen wir auf die kitzlichen Fragen, liebe Base: sollen sich unsere Ansprüche nach unserm Einkommen, oder muß das Einkommen sich nach den Ansprüchen richten?

Die Antwort ist noch viel kitzlicher, liebe Base! Denn sie bejaht in unserer Zeit, so unglaublich das auch klingen mag, immer häufiger die letzte Frage. Sie wissen wohl, daß die That viel kräftiger spricht, als die Worte, und es ist hiermit grade so, wie mit dem, was ich oben geseufzt: daß sich jetzt die Wohnung absolut nach den Möbeln richten muß. — Auch eine schöne Gegend! —

Als ich neulich Philippinen dies — nicht sagte, Gott soll mich behüten! — sondern nur andeutete, wurde sie sehr heftig und schalt mich einen Menschen, der Lärm über die natürlichsten Dinge mache und noch dazu da, wo es mich gar nichts angehe, denn alles, was sie zu unserer Einrichtung anschaffe, gehe ja von dem Ihren. Solche Erörterungen sind böse, liebe Base, und zumal wenn sie dahin führen, wohin es diese that, — nämlich zu einer kleinen Rechnungsablegung über das, was ich für sie an Geld erhalten und wie dasselbe verwendet worden. Die Summe war in meinen Augen ganz anständig und genügend, aber so, wie Philippine es nach der jetzigen Mode um sich und an sich und für sich wünscht, hatte sie etwa nur zur Hälfte gereicht und ich hatte das Andere zugeschossen — gern, kann ich Sie versichern, denn ich liebe die kleine Frau und will ihr alles gewähren, was in meinen Kräften steht.

Sie sah mich bei diesem Resultat zuerst ganz bestürzt an und war dann ganz außer sich — worüber, meinen Sie wohl? — Ueber mich, liebe Base, daß ich ihr nicht zur rechten Zeit davon gesagt! Als ob ich das nicht hätte! Aber es soll nun einmal ich sein und niemand anders. — Sie habe nicht so ängstlich rechnen gelernt, sagte sie mir, und sehn Sie, darin liegt's. Rechnen lernen unsere jungen Damen überhaupt nicht mehr, sie begreifen nicht mehr, daß sich 100 nicht wohl von 50 subtrahiren läßt. Sie können daher auch meistens nicht mehr wirthschaften, vielmehr nur

verschwenden oder knausern. Gesegnet diejenigen, welche sich also lieber gar nicht damit befassen, sondern die ganze Historie dem Mädchen überlassen, und sich selbst mit dem begnügen, wozu sie von ihren schwachen Müttern und Vätern angehalten wurden — mit Tanzen, Singen, Musiziren, aus dem Fenster sehn, Uebersetzungen lesen, Verse ins Tagebuch, und Kuchen- und Crême-Rezepte ins Kochbuch (!) schreiben, Weißsticken, sich an- und auskleiden, Besuch machen, und wie diese vielen freien Künste sonst noch heißen.

Denn sie haben unendlich viel zu thun, unsere jungen Damen, und lernen sehr viel — für sich selbst und für die Gesellschaft, während unsere Mütter wenigstens zum Theil noch für ihre spätern Gatten und zu hoffenden Kinder lernten. Aber an dergleichen nur zu denken, würde man jetzt schon unzart nennen, ebenso wie eine jetzige Braut sicher auf das geschwindeste in Ohnmacht fiele, wenn man ihr zumuthete, beim Ankauf ihrer Aussteuer gleich auch die Wiege mitzunehmen. Vordem verstand sich dies Stück grade so von selbst wie jedes andere, welches man voraussichtlich einmal gebrauchen mußte. Aber abgesehen von der Unzartheit, die in dem Gedanken liegt, daß man einmal vielleicht Kinder erhalten soll, hat man jetzt auch so viel mit sich selbst zu thun und wird so wenig mit sich selber fertig, daß man eine grausame Angst vor einer Vermehrung seiner Mühe fühlt, wie sie Kinder denn freilich schaffen sollen.

Verzeihen Sie mir, liebe Base, wenn ich in diesem Briefe hie und da, gegen meine Natur, ein wenig bitter geworden und hin und wider auch vom hundertsten ins tausendste gekommen sein sollte. Ein Wunder wär's nicht, da mich Philippinchen auch, obgleich sie weiß, daß ich diese Stunden zur Arbeit benütze und ungestört zu bleiben wünsche, vom hundertsten bis zum tausendsten gequält und gestört hat, so daß ich endlich auch die Arbeit resignirt zur Seite legte und diesen Brief beendigte. Aber so etwas wirkt nach.

Jetzt ist sie im vollsten Wirthschaftseifer — ich lachte sie vorhin aus und bat sie, dergleichen doch ruhig dem Mädchen zu überlassen — in der Küche und demonstrirt der Dirne vor, wie *sie* es haben wolle. Die Köchin reißt Mund und Augen auf und sagt: „so kann ich's nicht! So geht's nicht." — „Aber ich will!" befiehlt Philippinchen, — und so geht's hin und her, und es könnte zum Todtlachen sein, wenn man dabei auch nur für sein Mittagsessen außer Sorgen sein dürfte. Denn ich fürchte — ich

fürchte, liebe Base! — Sie hat mich zwar gefragt, ob ich ein Ragout — von — ich weiß nicht! — möchte und wie ich es bereitet wünschte; aber ich konnte ihr das so wenig sagen als sie sich selbst. Und so werde ich mich sicher sehr spät zu Tisch setzen — das ist nobel — hungrig sein — das ist unnobel — und zum Trost eine Tafel finden, welche mit durch den Küchenstreit beeinträchtigten Schüsseln reizend arrangirt ist. Denn das Arrangiren versteht Philippinchen ausgezeichnet, und damit muß es gut sein. Liebe versüßt dann alles, sagt sie, und macht satt!

Ach, liebe Base, wir essen das nur gar zu oft! Ein wenig Abwechslung sollte uns, mein' ich immer, auch nicht grade schaden. Doch ich bin ihr gehorsam, wie ich es Ihnen bin.

3.

„Wenn Ihr mit dem Einkommen jetzt, wo Ihr noch allein seid und nichts nachzuschaffen braucht, nicht leben könnt," schreiben Sie mir, „so versteht Ihr nicht zu wirthschaften, und ich mache Euch darauf aufmerksam, daß auf einen so üblen Anfang leicht ein böses Ende folgen kann."

Aber nein, liebe Base, wie Sie's wissen und treffen können! Das ist ja genau dasselbe, was ich nicht nur schon selber hin und wider gedacht, sondern neulich auch Philippinchen anzudeuten gewagt habe! Wären Sie nur dabei gewesen, daß Sie's ihr hätten sagen können, Sie mit Ihrer Erfahrung und Entschiedenheit, denn ich kann Sie versichern, für einen Menschen von meiner Gutmüthigkeit und geringen — Philippine behauptet das — Einsicht sind derartige Erörterungen nichts weniger als angenehm und führen stets dazu, daß ich mich mit den Worten zurückziehe: „Philippinchen, ereifere dich nicht! Es war ja nur eine Ansicht, und ich bescheide mich schon vor deiner bessern Einsicht!" — Aber freilich, liebe Base, das sind nur Worte, die dem lieben Hausfrieden gelten, und im Innern sieht es leider ein wenig anders aus.

Nicht etwa, weil ich, wie Sie voraussetzen, „auch kein gutes Gewissen," weil ich, „wie die Männer meistens gleichfalls üble, kostspielige Gewohnheiten" hätte — denn davon weiß ich mich frei. Ich rauche nicht, ich trinke nicht, ich spiele nur hier und da einmal Domino, was mich im Unglücksfall die Woche über ein paar Groschen kosten kann; ich gehe über-

haupt selten aus. Meine Garderobe macht auch keine großen Ausgaben: alle zwei Jahre ein Rock für den Winter und einer für den Sommer, ebenso oft ungefähr ein Hut, und die andern Kleidungsstücke im Verhältniß — ich meine, darüber kann selbst der strengste und genauste Haushalter nicht schelten.

Nun nehmen Sie aber einmal die Toilette einer Dame, die, wie sie seufzend behauptet, der „Mode“ verfallen ist und von derselben geknechtet wird! Also ein Hut für den Sommer — der Reisehut ist nebenher — einer für den Herbst, einer für den Winter, einer für den Frühling — NB. den will sich Philippine vielleicht nicht anschaffen, weil sie hofft, sie könne dazu den Reisehut umarbeiten lassen. Weniger könne doch eine Dame nicht haben! — Weiter: ein Mäntelchen, eine Mantille, ein Shawl für den Sommer, dieselben drei Stücke etwas schwerer für den Herbst; für den Winter sind sie dann natürlich auch wieder da, nur viel wärmer und kostbarer, und im Frühling ist es die gleiche Geschichte. Das ist nur für's Ausgehn, liebe Base! Nun kommen aber noch die andern Gelegenheiten zum Toilettemachen — Besuch, Gesellschaft, Ball, Theater u. s. w., und dazu gehören so viel Dinge, daß es ein Graus ist, Dinge, deren Namen alle zu kennen und zu unterscheiden, eine schlimmere Aufgabe ist, als die ganze Reihe der alten römischen Kaiser auswendig zu wissen.

Ich bin ja ein vernünftiger Mensch, liebe Base, und sehe ein, daß sich eine Frau, ohne sich lächerlich zu machen oder doch auffällig zu werden, nicht wohl gegen die einmal herrschende Mode opponiren oder ihr entziehen kann. Aber ich sehe doch hundert andere Frauen darin ein anständiges Maß beobachten und ruhig vor manchem zurückweichen, was ihrem Geschmack oder auch nur ihrem Geldbeutel als eine Uebertreibung erscheint. Sie wissen überdies, daß die eigentlichen Helden und Heldinnen der Mode mit geringen Ausnahmen entweder spekulative Schneider und Modistinnen oder Weiber sind, die sich langweilen und, weil sie sonst weder innerlich, noch äußerlich etwas Anziehendes haben, die Aufmerksamkeit der Menschen wenigstens durch die Staffage zu erzwingen suchen, oder endlich den Blicken irgend etwas entziehn wollen, was, sei es ihre Eitelkeit, sei es irgend eine andere Gefühlsregung verletzt.

Meine Frau will sich hiervon aber noch nicht überzeugen lassen; was sie sieht, möchte sie haben oder nachthun, mag es so auffällig sein, wie es will, ohne daran zu denken, daß einerseits ihr Nadelgeld dazu nicht hin-

reicht, und andrerseits jede Uebertreibung nur einen schlechten Geschmack oder vielmehr gar keinen verräth — etwas, wovor sich eine Frau am allermeisten in acht nehmen sollte. So ist es mit Ihrem Troste, liebe Base, daß nun die Einrichtung und Toilette im Stande sein und wir jetzt zur Ruhe und zum Sparen kommen würden, leider nichts. Davon kann ich Ihnen ein kurioses Beispiel erzählen, dem sich eine nicht minder kuriose Fortsetzung anschließt.

Also wir gingen vor ungefähr drei Wochen die Hauptstraße entlang und ziemlich nahe hinter einer Dame, die nicht sowohl in Toilette, sondern in Putz war, und wie hier üblich und um ihren gestickten Unterrock sehen zu lassen, das Kleid so weit aufhob, als ob sie im vollesten Regenwetter die schmutzigsten Wege zu passiren hätte. Ich machte Philippine lachend darauf aufmerksam und sie fand meine Bemerkung lieblos. Die Dame dächte nicht daran, meinte sie; sie ginge so, weil es einmal so Herkommen wäre und um das Kleid zu schonen. Sie freilich wolle das nicht loben, wie sie es auch nie anders als bei wirklich schlechtem Wetter thue. Und sie fügte hinzu, ich möchte jetzt lieber den weißen Rock bewundern, dessen Stickerei bildschön sei. Da wußte ich, was die Glocke geschlagen, und nach einigen Tagen schon zeigte mir Philippine einen Rock, der, wie sie triumphirend versicherte, noch viel schöner sei als jener. Zugleich ersuchte sie mich um die Bezahlung, denn Schulden will sie, wie sie mir freiwillig zugestanden, nie und unter keinen Umständen machen.

Die Summe war sehr hoch, und da ich in der letzten Zeit wirklich gar sehr viel ausgegeben und überdies wußte, daß Philippine mit solchen, theils einfachen, theils reicher gearbeiteten Röcken in großer Zahl versehen sei, so erlaubte ich mir einen Seufzer und die Bitte um Auskunft darüber: weßhalb man eigentlich so viel Werth auf die Ausputzung von Kleidungsstücken lege, die überhaupt nicht zum Betrachten oder doch nur für unser eigenes Auge und, wie sie selbst zugestehe, sicher nicht für fremde Blicke bestimmt seien? — „Glaubst du etwa,“ versetzte sie piquirt, „daß ich mich nur um andrer willen gut und sauber kleide und nicht auch selbst Sinn dafür habe, Gefallen daran finde? Was ich trage, trage ich für mich — und auch für dich, mein Freund,“ setzte die schlaue Hexe hinzu; „denn nicht wahr, du magst es doch, wenn deine Gattin zierlich ist und nicht allein ein hübsches Kleid, sondern als ordentliche Frau auch alles übrige sauber und passend hat?“ — „Du mißdeutest meine Frage, mein Herz,“ gab ich zur Antwort.

„Reinlichkeit und Sauberkeit versteht sich von selbst, darüber rede ich nicht. Ich frage nur, wozu der Ausputz, der Reichthum, die Kostbarkeit bei diesen angeblich nicht sichtbaren Dingen?" — „Es ist einmal so Mode," erwiderte sie verdrießlich, „und ich liebe es auch nicht, Dürftigkeit vor den Leuten mit einer schönen Decke zu verbergen. Merken sie so etwas auf einer Stelle, so schließen sie es gern von allen übrigen. Man muß vor sich selbst so sein, so leben, als wäre es vor aller Welt."

Ja, liebe Base, die Decke, die Decke! Das ist eben das Hauptelend, daß sie verlangt, die Decke solle sich nicht nur nach ihr selbst, sondern auch nach allen jenen strecken, die sie für mustergültig und nachahmenswerth erfunden hat!

Aber genug; ich schwieg also und bezahlte, und dies ist das Beispiel. Nun die Fortsetzung.

Es war mir schon einige Wochen lang aufgefallen und fiel mir von Tag zu Tag mehr auf, daß wir immer geringer aßen, sowohl der Qualität als der Quantität nach, und obgleich ich nichts weniger als Gourmand, ja nicht einmal wählerisch sein soll — Philippine gesteht das selbst — so konnte ich mich doch nicht enthalten, endlich und ein paar Tage nach jener Unterrocksbegebenheit, darüber eine Bemerkung fallen zu lassen. „Nun, das ist doch sehr begreiflich, Guter," sagte sie mit einem kleinen Naserümpfen. „Ich kann dein ewiges Klagen über unsere großen Ausgaben nicht länger hören und will thun, was ich vermag, um zu sparen. Ich sehe selbst ein, daß die Geselligkeit uns diesen Winter noch viel kosten wird, zumal ich doch auch noch eine Loge im Theater haben muß — denn dies bald hier-, bald dorthinlaufen schickt sich nicht für uns. — Aber ich finde nur unsern Tisch, wo wir sparen können. Und was thut's? Es sieht und erfährt ja auch niemand."

Ich war nicht wenig verblüfft, liebe Base, und konnte erst nach einer ganzen Weile erwidern: „aber Philippinchen, wie ist das? Was sagtest du mir denn neulich von der Decke, mit der du vor den Leuten nicht heimliche Dürftigkeit bedecken möchtest, weil sie dann leicht weiter schließen würden?" — „Was redest du?" fragte sie verdrießlich. „Wann hätte ich das gesagt?" — „Nun, mein Gott, neulich bei dem gestickten Unterrock, den ja auch niemand sieht, — erinnere dich nur! Du meintest noch, man müsse auch vor sich selbst so schicklich leben, als wäre es vor der ganzen Welt. — Wie vereinst du das nun mit dieser Decke über unsere Kost?" — „Nun ich

denke doch, das ist etwas ganz Anderes," bemerkte sie und setzte dann heftig hinzu: „und kurz und gut — spare wo du kannst. Ich vermag es nicht anders und will es wenigstens nicht bei meiner Toilette — die muß anständig bleiben!" — „Gut!" sagte ich da scharf, denn die Galle lief mir auch einmal über, „und ich will es nicht bei meinem Tisch — er soll nicht reich, aber anständig und sättigend sein. Darnach richte dich." Und damit stand ich auf und ging, ohne darauf zu achten, daß sie sich wie halb ohnmächtig zurückgelehnt hatte und mich mit ersterbenden Blicken verfolgte.

Nachher that mir meine Heftigkeit leid und ich habe den Befehl in Bitten verwandelt, mit denen ich zu ihrer Ueberlegung und Einsicht durchzudringen suchte. Aber das hätte ich bleiben lassen sollen, liebe Base, denn es nützte mir nichts. Sie schmollte einige Zeit mit hoher Miene, und dann ward ihr Wille noch entschiedener als bisher.

Auch mit der Einrichtung sind wir nicht fertig, liebe Base, und scheinen dahin nicht kommen zu sollen, obgleich wir nun sechs Monate verheirathet sind. Gemälde haben wir jetzt freilich genug, aber zu meinem nicht geringen Entsetzen kommen jetzt andere Dinge an die Reihe — Malachitvasen, glaub' ich, heißen diese quälenden Stücke, auch Rococco-Vasen von Sevres oder Meißen mit, gelinde gesagt, unanständigen Schäferidyllen und Amoretten. Dazu hat Philippinchen irgendwo gestickte Möbelbezüge gesehn und sitzt nun in einer Fülle von Mustern, Nadeln, Wolle und Seide, um die Möbel ihres Salons in dieser Weise zu kostümiren. Auf zwei Lehnstühle kommt das Wappen ihrer „geborenen" Mutter, und auf zwei andere eins aus ihrer Phantasie. Kurz, es wird eine Pracht, denn sie versteht die Arbeit! Nur schade, daß man sich darauf nicht wird setzen sollen, oder daß die Stickereien unter Ueberzügen trauern werden, die man dann erst bei Gelegenheit schnell abreißen muß.

Das allerschlimmste bei diesem Salon und diesen Möbeln ist nach meiner Ueberzeugung, daß ihr die Gäste dazu fehlen werden, die dergleichen zu würdigen verstehn. Die vornehmen Bekanntschaften wollen sich — zu meinem Troste — gar nicht recht finden, und ein paarmal ist Philippinchen, wo sie sich derartigen Umgang zu erzwingen suchte, bei freilich albernen Leuten gar nicht gut angekommen. Ich bin, Gott weiß es, kein Verächter des Adels, wenn er ist, wie er sein soll — tüchtig und ehrenwerth. Aber mir däucht, ein wackerer bürgerlicher Stamm, wie Philippine sich dessen rühmen kann, ist nicht weniger werth. Jeder bleibe in seinem Stande und

freue sich, wenn sie's werth waren, seiner Vorfahren, und suche ihnen Ehre zu machen. Das verstanden diese Vorfahren auch besser als wir; sie prahlten nicht mit etwas, das ihnen nicht zukam. Aber — den Tauben ist bös predigen.

Weil ich im vorigen Brief auch von einer Wiege sprach, fragen Sie, ob wir vielleicht Aussichten hätten. Ach nein, liebe Base, das ist nicht der Fall — ich setze hinzu: leider! — Philippine aber: Gott sei Dank! — Sie findet es „unnobel," ein Jahr nach der Hochzeit schon ein Kind zu haben, und erklärte mir neulich, als ich einmal mit Freuden jener Zeit gedachte, wo wir vielleicht Kinder hätten, auf das allerentschiedenste: mehr als eins wolle sie überhaupt nicht, und für's erste könne sie auch das noch nicht brauchen; jetzt wolle sie ihr Leben genießen und nicht Kinder wiegen. Diesen Winter wird getanzt und nächsten Sommer gereist.

Ich sage das nur zu Ihnen und im tiefsten Vertrauen, denn diese ihre Bemerkung hat mich nicht nur betrübt, sondern mich, was ich nie für möglich gehalten, für sie schamroth gemacht. Einzig steht sie nicht da, im Gegentheil sehe und weiß ich Aehnliches auch von Andern. In die Kirche gehn sie freilich, aber — weiß auch ihr Herz davon? —

Lassen Sie mich schließen, liebe Base. Ich bin Ihr betrübter

Amandus.

(Fortsetzung folgt.)

Münchner Festbericht.

Von

Friedrich Lampert.

I.

Die Künstlerversammlung und Kunstausstellung.*

Was ich mit einem „Münchner Festbericht" will, brauche ich wohl kaum weiter zu erläutern, die Tagesblätter sind mir mit dieser Erklärung vorangeeilt. In München hat sich in den Septembertagen dieses Jahres vieles zusammengedrängt, woran sonst eine Stadt Jahre lang zu zehren hat. Die erste große allgemeine deutsche Kunstausstellung, die lang angebahnte, nun zur schönen That gewordene Idee; die dritte Versammlung deutscher Künstler, zahlreicher und glänzender besucht, als die beiden frühern; das 700jährige Jubiläum der Stadt, welche nicht nur eines Landes, sondern der deutschen Kunst Haupt- und Residenzstadt ist; und zuletzt noch ein historischer Congreß, auch eine Anstrebung großen, gemeinschaftlichen Wirkens — kann man mehr in Einer Stadt, in Einer Woche verlangen?

Es war auch fast zu viel, überwältigend, fast ermüdend. München begnügt sich nicht mit dem, was es an und für sich hat, um sich nachgerade zu einem Hauptmagnet des Völkerzuges zu machen; es will immer auch noch etwas Besonderes dabei haben. Während man vollauf zu thun hat, um in acht Tagen durch seine Sammlungen, Kirchen, Pinakotheken u. s. w. durchzukommen, schaltet es von Zeit zu Zeit seiner Saison immer noch eine Woche von absonderlichem Interesse ein, so daß man in dieser über dem Außergewöhnlichen dem Gewöhnlichen nicht gerecht werden kann. Und so ließ auch ich diesmal München, wie es an und für sich ist, gänzlich bei

* Der zweite Abschnitt, das Jubiläum, folgt im nächsten Jahrgang.

Seite liegen, um nur dem Festleben mich zu widmen. Beides mit einander zu gleichen Theilen zu genießen, war eben unvereinbar. Ich muß also auch meine anfängliche Absicht, ein Münchner Skizzenbuch in weiterem Umfang zu geben, auf ein andermal verschieben, und schreibe nur einen einfachen Festbericht, der auch nur wieder die Tage vom 22. September bis 1. Oktober umfaßt, also auch nur das in diese Zeit Fallende in Betracht zieht.

Ehe mich das Treiben und die Unruhe der Hauptstadt in Mitleidenschaft zog, wollte ich noch ein paar stille Stunden dort, wo es still und friedlich ist, wie nirgends anderswo, in den Alpen, verleben. In Einer Fahrt war ich von der Heimat zu ihnen, nach Tegernsee, geeilt. Mich verlangte es eben, sie einmal wieder zu sehen, wenn es auch freilich nur ein flüchtiges Grüßen war. Allein es war hinreichend, um die Herrlichkeit des Gebirgs wieder frisch und lebendig ins Herz aufzunehmen und aus dem Gewühl der spätern Tage oft eine Sehnsucht zu empfinden nach dem lieben Oertchen am Seegestade, nach seinen hohen mächtigen Bergwächtern und nach der abendlichen Fahrt auf den schlummermüden, grünen Wogen.

Eine andere schnellere Fahrt, als die mit so einem, von einem schmucken Fischerkinde langsam dahingetriebenen Kahn, die mit dem eisernen Roß, welches immer weiter auch in das starre Reich der Alpen vordringt, brachte mich zur Residenz, die ich vorher nur flüchtig berührt, zurück. Es war der Mittwoch vor dem Fest; da hätte ich doch glauben sollen, noch in irgend einem Gasthof ein bescheidenes Unterkommen zu finden; allein als ich auch am fünften abgewiesen worden war oder wenigstens nur bis zum Freitag Quartier zugesagt bekommen hatte, da von da ab alles schon bestellt sei, so gab ich jedes weitere Bemühen um irgend ein Hotel auf und suchte eine Privatwohnung, die auch alsbald gefunden war. Inmitten der Stadt, nicht zu theuer, ruhig und ganz unbeschränkt wohnend, konnte ich mit dem Tausche wohl zufrieden sein.

Eingerichtet hatte ich mich bald, die Gebirgs- mit der Stadttoilette vertauscht, den Hausschlüssel eingesteckt und so die Vorbedingnisse zu meinem ersten Ausgang in München erfüllt, der freilich noch ziemlich planlos war. Ich war wieder in den alten bekannten Straßen. Wenn man auch längere Zeit von München fern gewesen ist, man gewöhnt sich so rasch wieder ein, man meint, man nehme das gemüthliche Leben, das man vor Jahren einmal hier geführt, nur so wieder auf, als sei es erst gestern abgerissen. Man fühlt sich gleich wieder heimisch, traulich angezogen, man

trifft gleich wieder den alten Ton. Und daß dieser Ton eben der einer ganz eigenen, in keiner andern Stadt zu findenden Gemüthlichkeit, Lebensfröhlichkeit, den geistigen Genuß mit dem materiellen Wohlsein verbindenden Behaglichkeit ist, das hat jeder noch erfahren, der nach München gekommen ist.

Flaniren namentlich läßt sich's auch in München schön, und so that ich denn auch das, da für den Nachmittag doch nichts Ordentliches mehr vorzunehmen war, trank bei Tambost unter den Arkaden Kaffee, sagte im Franziskaner dem Nektar Münchens Willkommen, und ging, als es Zeit war, ins Residenztheater. Das war für mich eine neue Bekanntschaft. Aus jahrelangem Vergessensein aufgeweckt, in großer Pracht wiederhergestellt, ist dieses Theater ein wahrer Schmuck der Stadt geworden. Kleiner als das riesige Hof= und Nationaltheater, entfaltet es eine Schönheit und Zierlichkeit, in der ihm fast kein anderes Schauspielhaus gleichkommen wird. Im strengsten Renaissancestil ausgeführt, zeigt es uns die reichste Pracht dieses üppigen Stils, ohne doch den Eindruck des Ueberladenen zu machen. Man glaubt kaum in einem öffentlichen Theater zu sein; man fühlt sich wie vor einer Privatbühne, in einem großen, eleganten Gesellschaftssaal. Es ist nicht so steif, förmlich und überfüllt, als wie im großen Haus. Die kleinen Schauspiele, Conversationsstücke u. s. w., die dort fast verschwinden, kommen hier eben zur rechten, gelungenen und wirkungsvollen Darstellung.

Vom Theater fuhr ich in die Tonhalle. Dorthin, als an den allabendlichen Versammlungsort der zur Künstlerversammlung anwesenden Künstler und Kunstfreunde, war ich im Café Schafroth, wo ich mir die nöthigen Festkarten geholt hatte, beschieden worden. Mit freundlicher Zuvorkommenheit aufgenommen und eingeführt, der Künstlerkarte theilhaftig gemacht, war ich bald heimisch in der großen, dem Anscheine nach mir so fremden Versammlung.

In lebendigem Verkehr wogte es in dem großen Saale auf und nieder; der Geist fröhlichsten und traulichsten Zusammenseins schien über alle ergossen. Kräftige Gesänge mischten sich unter das Stimmengewirre, dasselbe auf Augenblicke verstummen lassend; Toaste erschallten von dem oder jenem Tische. Persönlicher Anschluß war rasch gefunden, namentlich die Abgesandten Schwabens nahmen den Franken freundlich auf; betrachtete man doch jeden hier Anwesenden als Gleichgesinnten, als Genossen gleichen Strebens, wenn auch auf verschiedenen Gebieten und in mannigfacher Weise.

Soll es auch anders sein? Soll nicht alles, was der Kunst des Vaterlandes dient in Schrift und That, Hand in Hand gehen?

Die Idee der Association, die vor zwei Jahren die erste deutsche Künstlerversammlung in Bingen zusammengerufen hatte, weil auch die Künstlerschaft einsah, daß sie ihr bisher ungebundenes, flottirendes, die festen Formen verschmähendes Leben doch auch endlich an diese große Zeitidee dran geben müsse, hat in München schon eine feste Gestaltung gewonnen, die vielleicht noch die Hoffnungen der Theilnehmer an der ersten Versammlung übertroffen hat.

Nicht nur, daß auch alles, was deutsche Kunst an klingenden Namen hat, vereint war — auch aus andern Kreisen waren gar viele Männer von Gewicht und Bedeutung herzugetreten, als Mitkämpfer und Mitarbeiter die Hände bietend. Und daß die Genossenschaft, an deren Möglichkeit man vor Jahren noch gezweifelt, wirklich vorhanden sei, dafür durfte nun noch die Münchner Künstlerversammlung ein unwiderlegliches Zeugniß aufstellen: die Kunstausstellung, die, wie Feodor Dietz in seiner Eröffnungsrede ganz richtig bemerkt, „ohne die Genossenschaft gar nicht möglich gewesen wäre, so aber ihr schönstes Lebenszeugniß geworden ist."

Daß mit den besten deutschen Bildern auch die Schöpfer dieser Bilder bei einander, ja daß in ihren Werken auch die Todten bei den Lebenden waren, daß so — „das merkwürdige Bild einer großen geistigen Familie erschlossen" — war, das war das Großartige an der Münchner Kunstausstellung und Künstlerversammlung.

Um alle Tage der Künstlerversammlung mit durchleben zu können, dazu war ich leider zu spät gekommen, ich kann also nur von ihrem Epilog berichten, einem Tage und einem Feste, wie sie nur München und seine Künstler bieten können, dem Feste am Starnberger See.

Am Donnerstag den 23., um 8 Uhr Morgens, stand der Extrazug bereit, der uns nach Starnberg bringen sollte. Im Bahnhofe drängte es sich bunt durcheinander, Künstler und Kunstgenossen, das blau-weiße Band mit dem Künstlerwappen im Knopfloche, Alt und Jung, Männer und Frauen. Münchens Frauen fehlen selten bei den Künstlerfesten, sie wissen, welchen Schmuck sie ihnen verleihen. Es war schon ein ordentliches Stück Arbeit, die Hunderte in die vielen Waggons des Zuges einzuschachteln; aber endlich war es doch gelungen, und die zwei Lokomotiven, die uns führten, brausten zum Bahnhofe hinaus.

Ohne Aufenthalt ging's dem Ziele entgegen. Ein Morgen war's, wie ich schöner selten einen erlebt; kein Wölkchen am tiefblauen Himmel, rings eine Klarheit und Frische, die es Einem auch bis ins Herz hinein klar und frisch machte, — und, als wir nach einer Stunde aus den Buchenwäldern der Mühlthalhöhen an den Rand des Thalbeckens von Starnberg herabgefahren waren, da lag auch der herrliche See in einer Pracht vor uns, in der man ihn selten schauen mag. Kein Windzug kräuselte die glatte grüne Fläche, die Feierstille von oben hatte auch dem Wasser sich verbunden; wie zum Festschmucke schienen Himmel und Erde sich angethan zu haben. Und im Hintergrunde, jenseits des Vorlandes, dort, wohinzu die Seefläche dem Auge verschwamm, da standen die ewigen Alpen, im duftigen Glanz des Morgens, ohne Hülle, ohne Wolke, vom Scheitel bis zur Sohle klar und scharf umgrenzt dem Auge sichtbar, in langer mächtiger Reihe, die höhern über die niedern sich erhebend, über alle emporragend die Zugspitze, die Königin der baierischen Alpen, sie, die so selten den ganzen vollen Anblick ihrer Schöne dem Fremdling zeigt, heut aber auch nicht umhin konnte, den fernher Kommenden den vollen Schönheitsgruß herüberzusenden.

Lange, lange hielt uns der Blick auf dieses Willkommbild gefangen, aber es sollte noch schöner kommen. Auf die Landungsbrücken zu, an denen die den Wagen Entstiegenen sich gesammelt hatten, schwamm die Flotille, die uns weiter zu befördern hatte, — in Blumen und Bänder, Fahnen und Flaggen gehüllte Schiffe. Ungefähr 20 an der Zahl waren's, meist große, starke, von kräftigen Schiffern geruderte Böte. Ob je eines Sees Wellen schönere, künstlerischer geschmückte Fahrzeuge getragen haben? Was die Phantasie und Poesie ersinnen können, war hier gestaltet. Von der Schiffe eigentlicher Gestalt war fast nichts mehr zu sehen, alles war in blühenden und bunten Schmuck verwandelt. Guirlanden schlangen sich als Takelage um die in Blumenstäbe verwandelten Maste; von deren Spitze flatterten lange, herabwallende Bänder; am Steuer wehten die Fahnen fast aller Länder; über den kleinern Flaggen wiegten sich oben stolz die Banner der Künstler und Sängerzünfte. Dort war ein Blumenschloß auf das Wasser gezaubert, zierliches Holzgeflechte bildete seine Mauern, hundertfarbige Blüthen schlangen sich durch die Gitter; hier stand ein Weihnachtsbaum in einem Schiffe, der Mast war eine schlanke hohe Tanne, Blumenkränze schwebten, unten immer zierlicher sich gestaltend, von ihm nieder; da

schwankte auf einem andern Maste ein riesiger Blumenkorb, dort hatte wieder ein anderer Kahn sich ein Dach von lauter Flaggen und Fahnen zusammengesetzt. Alle andern Schiffe aber an Größe und Pracht der Ausstattung überholend, ragte mitten aus ihnen der Buccentaur der Flotille, so ziemlich ein treues Nachbild seines Venetianer Musters. Gold- und Purpurschmuck deckte seine Außenseite, die Decken und Teppiche schleppten im Wasser nach; auf ihm waren die Hauptbanner gesammelt, er war der Mittelpunkt des Zuges. Als auch er nach all den andern vollends bemannt war, die zwei Musikchöre und der Sängerchor ihre Schiffe eingenommen hatten, und nun die vollen, langgezogenen Klänge des Walhallaliedes ertönten, stach die Flotille in See.

Es war nun schon ein unvergleichliches Schauspiel, den Zug der Schiffe in weitem Bogen auf der im Morgenschein hell wiederglänzenden blaugrünen Seefläche daherschwimmen zu sehen, das Auge zu weiden an dem tausendgestaltigen Schmuck der Böte, den fröhlichen, malerisch gruppirten Gestalten in ihnen, unter welchen wieder die bunten, reichen Toiletten der Damen die prächtigsten Farbenmischungen boten, und weiter hinaus an dem reizenden Bild der Uferlandschaften, in denen auch Dörfer und Villen uns zu Ehren Festschmuck angelegt hatten, von welchen Böllerdonner als Festgruß herübertönte.

Aber nicht aus der Ferne nur wollten sie sich betheiligen, die Umwohner des Sees, sondern auch mitten unter uns schwärmten sie herum; eine Unzahl kleiner zierlicher Boote kreuzte fortwährend unsern trägen Lauf, bald uns zur Seite, bald weiter vorausschießend, das fantastische Gepräge des ganzen Zuges wunderbar erhöhend. Auch sie waren im Einklange mit unserer Festtoilette reizend geschmückt, meist mit so viel Geschmack und Kunstsinn, daß man nur bedauern mußte, nicht jedes einzelne sich genau einprägen zu können. Eines steht mir klar von der Erinnerung: es war gewiß das schönste von allen; es war wie ein Nereidenboot; Schilfstäbe trugen das blumendurchwirkte Dach, an der Spitze baute sich eine Pyramide aus den köstlichsten Georginen auf, und unter dem Blumenbaldachin saßen vier reizende Mädchen, bisweilen selbst das Ruder führend, in feenhafter Schnelle an uns vorüberfliegend.

Musik und Gesang schwiegen selten, bald, je nachdem die einzelnen Schiffe einander weiter oder näher zogen, stark und voll ertönend, bald verhallend aus der Ferne her klingend. Es mochte in der Mitte der Fahrt

sein, da stimmte der Sängerchor Uhlands prächtiges Lied an: „Das ist der Tag des Herrn.“ Wie auf Verabredung sanken auf allen Böten die Ruder nieder und standen die Schiffe still. Kein Laut regte sich, still waren die Wogen, still war es drüben am Lande, nur des Liedes feierliche Klänge zitterten über den See hin. Es war wirklich so, wie sie lauteten:

„Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.“

Seit der Zeit des prachtliebenden Rococcojahrhunderts, wo der kurfürstliche Hof hier Regatten, Lustfahrten, Aufzüge aller Art veranstaltet, wo man sogar einen Meister aus Italien hatte kommen lassen, um ein getreues Abbild des Buccentauro für diese Festlichkeiten zu zimmern, hat der Starnberger See solche Pracht und Herrlichkeit nicht wieder gesehen, und Jahrzehende werden vielleicht hingehen, ehe ihm ein solcher Tag wiederkehrt. In Venedig hatte ich einst Gleiches geschaut, und unwillkürlich kehrte meine Erinnerung dorthin zurück. Dort zog der Geist einer großen todten Zeit mit der Fahrt durch die alten, ersterbenden Kanäle, hier aber war es das frische, fröhliche Leben, das mich umpulste, und der Vergleich fiel nicht zum Schaden dieser Seefahrt aus: sie hatte das Recht der lebendigen Poesie voraus.

Zwei Stunden mochten wir ungefähr gerudert haben, als das zierliche Königsschlößchen Berg, und bald nach ihm die Häuser des Dörfchens Leoni am Fuß der Waldhöhe näher kamen, welche das Ziel unseres Weges war. Wir landeten, die Schiffe legten sich in Reih und Glied vor Anker, die Fahnen und Banner wurden herausgeholt und an die Spitze des Zuges gestellt, der nun in langen Schlangenwindungen sich die Waldwege hinauf bewegte.

Der kühle Waldesschatten that nach der zuletzt auf dem See doch empfindlich gewordenen Sonnenhitze wohl und wohlthuend empfing er Einen auch unter den dichten Baumkronen der Rottmannshöhe. Diese, des größten deutschen Landschaftsmalers Lieblingsplatz, wo ihm auch ein Denkmal errichtet steht, war zum Festplatz ausersehen. Fürwahr ein trefflich gewählter Ort — eine freie Waldstelle, mit grünem Vordergrund, unten zu Füßen und weithinaus noch herschimmernd der schöne See und dahinter wieder die

Alpen in ihrer immer von neuem ergreifenden und überwältigenden Pracht und Herrlichkeit.

Aber, wie kann man doch mitten in solcher Poesie, bei solchem Ausblick in die Ferne, so materiell werden und nur an das Nächste, d. h. an Essen und Trinken denken? Und doch kam es so! Auf eine Stunde schien die ganze poetische Stimmung der Herfahrt verschwunden zu sein; man war müde, warm und dadurch hungrig und durstig geworden. In einem Augenblicke waren die trefflich besetzten Wirthschaftsbuden gestürmt, die langen Reihen der unter den Bäumen aufgeschlagenen Tische und Bänke besetzt, und vor dem Klirren der Teller und Messer und dem Klappern der zinnernen Krugdeckel verstummte für einige Zeit jegliches andere Geräusch. Aber, zu unsrer aller Ehrenrettung sei es gesagt, länger als es nöthig zur Selbsterhaltung war, blieben wir nicht bei der Prosa sitzen; die Signale der Musik sammelten uns alsbald um die am Rottmannsdenkmal errichtete Rednerbühne.

Maler Köckert bestieg sie zuerst, um in feuriger, kräftiger Rede den Willkommgruß den deutschen Brüdern zu sprechen. „Im Angesicht der ewigen Alpen, vom Geiste Rottmanns umweht," brachte er der deutschen Kunst das dreifache, mit jubelndem Rufe aufgenommene Hoch. Ein Düsseldorfer sprach den Dank der fremden Künstler aus; ein Schweizer folgte ihm in längerer Rede mit einem gelungenen Gruß an die Frauen, die Verschönerinnen des Festes. Nach einer Pause erschien „Frater Hilarius" auf der Tribüne, eine in den Münchner Künstlerkreisen wohlbekannte und verehrte Persönlichkeit, der Vorstand des Jubiläumsvereins, Regierungsrath Fentsch, der eine treffliche, launige Kapuzinerpredigt gegen das Formelwesen in der Kunst und für den Bund des Künstlers mit dem Dichter hielt.

Rede reihte sich an Rede, Wort an Wort. Vom Standpunkte der Kunstfreunde aus versuchte auch ich ein paar Worte zu sagen, indem ich die Mission hervorhob, die wir hätten, das Bewußtsein einer deutschen Kunst im Volke zu pflegen, und anknüpfend an unsres großen Dichters Wort: „an's Vaterland, an's theure, schließ dich an," in der Liebe zur deutschen Kunst die schon jetzt vorhandene Einheit der deutschen Bruderstämme nachwies, die wir als ein heiliges Gut zu pflegen hätten. Graf Thun, der geistvolle Präsident des Vereins für historische Kunst knüpfte an meine Gedanken an und warnte in ernsten, eingreifenden Worten vor der Sucht nach Fremdem und mahnte zu treuem Festhalten an heimischer Kunst und Sitte.

Aber glaubt ja nicht, daß man aus dem Reden gar nicht herausgekommen wäre; es gab immer wieder Ruheviertelstunden dazwischen, in denen man in ernstem und heiterem Gespräche zusammensaß, auf und nieder wandelte, alte Bekanntschaften erneute, neue anknüpfte. Mir war dieser Nachmittag unvergeßlich reich. Manches geistig längst bekannte, aber noch persönlich fremde Angesicht ward mir geboten, mancher Händedruck nicht nur für dieses erste Sichbegegnen ausgetauscht. Eine wunderbare Fröhlichkeit zeichnete das Fest; es bewegte sich alles frei, ungebunden, und doch waltete in allem ein Geist maßvoller Schöne.

Auf dem auch eigens hergestellten Tanzplatz, den Tafeln mit sinnigen Sprüchen umstanden, wie an den Bäumen die verschiedenen Künstlerwappen angebracht waren, fanden die frischen, blühenden Mädchengestalten ihren besonderen Theil am Vergnügen des Tages; mit der Ballmusik wechselte ein größeres Concertstück oder wieder ein voller kräftiger Männerchor.

So währte es in lauter, heller Lust, Stunde für Stunde, und hätte wohl noch länger in die laue Herbstnacht hinein gewährt, allein der klare Morgen hatte dem Nachmittage viel weggenommen, ein Gewitter zog herauf und stand schon drohend hinter dem Peißenberg. Man mußte an zeitigen Aufbruch denken.

Wieder schwamm die Flotille über den See, diesmal zu anderm Schauspiel, als am Morgen. Zwischen den Blumen und Blüthen des Takelwerks erglühten an den Schiffen buntfarbige Lampen, Ballons entzündeten sich, Fackeln loderten auf; auf den Uferhöhen leuchteten Feuer, einzelne Landhäuser strahlten in bengalischem Lichte, und am Himmel stritten das tiefdunkel verglühende Abendroth, das Wetterleuchten des immer näher ziehenden Gewitters und der die Wolken durchbrechende volle Schein des Mondes um die Herrschaft des Lichtes in der einbrechenden Nacht. Wieder zogen die Klänge der Musik, die Lieder der Sänger über das Wasser hin; aber nicht mehr so ruhig, wie am Morgen trugen die Wellen die Schiffe; in immer lebendigerem Tanze geleiteten sie dem Strande zu; der See fühlte schon den Kampf der Nacht. Der Buccentaur war diesmal früher als fast alle übrigen am Landungsplatz angelangt: das Dampfboot, das uns schon in der Frühe mit Flaggengruß und Böllerschüssen salutirt hatte, hatte ihn ins Schlepptau genommen. Ihm folgte allmälig ein Boot nach dem andern; da flammte noch am Bahnhof von Starnberg ein schönes Feuerwerk auf, die letzte Rakete verkündete, daß des schönen Festes letzter Augenblick gekommen sei,

die Glocke signalisirte die Abfahrt des Extrazuges, der uns nach München zurückbrachte, und bald war hinter uns im nächtigen Dunkel Starnberg, der See, alles entschwunden, was so herrlich und prächtig vor uns gestanden war, was allerdings für jenen Tag ein Ende nehmen mußte, was aber in der Erinnerung aller, die diesen Tag mitfeiern durften, unvergänglich fortleben wird.

Am Tage nach dem Künstlerfeste die Kunstausstellung zum erstenmale, zum ersten Gruß für oftmaliges Wiedersehen zu besuchen, war ein naturgemäßer Uebergang.

Da öffnete er mir wieder seine Thore, der lichte Glaspalast, wie er es vor vier Jahren gethan, als die deutsche Industrie ihre Schätze in ihn gesendet hatte. Aber diesmal waren es andere Schätze, die er barg — die Meisterwerke der neuen deutschen Kunst.

Was Einem bisher wohl nie zweifelhaft gewesen, aber nur in zersplitterten Erscheinungen in den verschiedenen Kunststädten zum Bewußtsein gekommen war, daß es eine deutsche Schule, eine deutsche Kunst gebe, das stand uns hier in einem Gesammtbild, in Einer großen That manifestirt vor Augen. Der Dank des deutschen Volkes gebührt den Künstlern, die den ersten Gedanken gefaßt, die auseinandergehenden Strahlen der deutschen Kunstsonne in Einen Brennpunkt zusammenzufassen, gebührt vor allem dem unermüdlich thätigen Präsidenten des Centralcomités, Feodor Dietz, dessen Ausdauer allein es möglich machte, alle entgegenstehenden Hindernisse zu besiegen und die Ausstellung ins Leben zu rufen. Wohl durfte er mit guter Zuversicht vor die Künstlerversammlung treten und Rechenschaft von dem vorbereitenden Wirken des Comités in den schönen Worten geben: „in wenigen Augenblicken verrinnt der Sand unseres Stundenglases, emporgehalten durch jene feenhafte Macht, die uns sichtlich beschützt hat — ich weise hin auf Meister Schwinds zauberhaftes Märchen draußen im Kristallpalast. Was wir gesponnen in den Tagen und Nächten, seit uns im schönen Stuttgart unsere Sendung geworden, es liegt vor euren Augen; ihr sollt es richten. Wenn nicht alles gelungen ist, wie es konnte, wenn noch ein Rabenflügel übrig sein sollte, so bedenket die Unzulänglichkeit alles irdischen Wirkens, aber seid versichert, es gehört zu dem Liebsten, was uns auf Erden begegnet ist, daß es uns vergönnt war, inmitten der zaubervollen Geschichte der deutschen Kunst ein Jahr lang träumen, leben und wirken zu dürfen."

Nicht für die Künstler allein, sondern vor allen auch für uns, die Laienwelt, war die Ausstellung da. Soll die Gleichgültigkeit, die in dieser noch so vielfach gegen die Kunst herrscht, gebrochen, soll die Kunst, wie es sein muß, Gemeingut des ganzen Volkes werden und ein Hauptfaktor sein, durch den die Idee des Wahren, Schönen und Guten ins Leben zu treten hat, so kann es dafür kein besseres Mittel, als solch eine Gesammtdarstellung ihrer Leistungen geben. Aber nicht die Lebenden allein, sondern auch die großen Todten müssen da in den Reigen treten; die den Anfang der deutschen Kunst gemacht haben und die ihre Jünger und Fortarbeiter geworden sind, müssen zusammensein, und „so sind sie auch alle gekommen, wie der Ruf des Geistes an sie erging, die den Kampf des Lebens ausgekämpft, denen das Räthsel des Ideals gelöst ist, die in ihren Gräbern ruhen, sie waren da, sie waren mitten unter uns.“

Eine historische sollte die Ausstellung sein, und darum mußte sie mit denen anheben, an deren Namen die Entstehung einer neuen deutschen Kunst sich anknüpft, mit jenen, die als Jünglinge in Rom zu Anfang dieses Jahrhunderts sich die Wiedergeburt der Kunst zum Lebenszweck setzten und vom Schirmherrn dieser Erneuerung, König Ludwig, zur Anstrebung und Erreichung ihres hohen Ziels berufen wurden. An sie konnte sich dann anschließen, was in ihrer Nachfolge sich gestaltet hat und geleistet worden ist, was an jenen Grundstamm angeschossen ist, als Blüthen und Früchte. So ergab sich von selbst die Eintheilung der Ausstellung: in einen gemeinsamen Mittelpunkt, jenen Raum, wo die Zeichnungen und Cartons vom Altmeister Carstens, von Cornelius, Overbeck, Schwanthaler, Kaulbach, Schnorr, Genelli, Führich u. A. aufgestellt waren, und in die, als aus jenen entsprungenen und hervorgegangenen Logen der einzelnen Kunststädte und Schulen: München, Düsseldorf, Berlin, Wien und Dresden.

Und konnte es nun für diesen Congreß der deutschen Kunst einen würdigern und passendern Ort geben, als gerade München? Auch das hat Dietz in seiner Rede bei Eröffnung des Glaspalastes hervorgehoben: „hat jemals die gütige Vorsehung die Möglichkeit vorbereitet für ein Unternehmen, wie das unsrige, so war es in dieser Zeit, so war es an diesem Orte. Wo und wann wären Bedingungen zu finden gewesen, günstiger als die uns gegebenen? Weltfriede; die Jubelfeier einer ernsten Pflanzschule der bildenden Künste; die gehobene Stimmung einer Stadt, die sich selber an-

schickt, ihr siebenhundertjähriges Wiegenfest zu feiern; ein weiter Palast von staatsmännischer Energie ins Leben gerufen, der fort und fort seine Mission erfüllt, nationaler Thätigkeit ein Mittelpunkt zu sein; der mächtige Schutz eines hochsinnigen Herrschers, der mit gleicher Sympathie alle Blüthen der Intelligenz versammelt, um seinen Thron mit dem Glanze der Mediceer zu schmücken, König Maximilian von Baiern; die Aegide eines andern Fürsten, der mit dem ersten Grundstein, den er der Kunst hier in München setzte, auch den Grund zu unserm heutigen Unternehmen legte, dessen geistigen Thron wir noch immer in alter Treue und stets erneuter Liebe umstehen, König Ludwig! — Wer sieht hier nicht eine Reihe von providentiellen Fügungen, die uns zu Hülfe kommen mußten?"

Es wird schwer halten, für die künftige Ausstellung, die nach Beschluß der Künstlerversammlung in einer Stadt Norddeutschlands gehalten werden soll, wenigstens einen gleich passenden Ort zu finden. Wo in Berlin oder Dresden ein Raum gefunden werden soll, der an Tauglichkeit, Beleuchtungsfähigkeit, Größe und Eleganz dem Münchner Glaspalast gleichkäme, weiß ich nach meiner ziemlich genauen Kenntniß jener Städte nicht zu sagen. Man wird doch nicht alles Ernstes, wie vorgeschlagen worden, in Dresden die alte Gallerie nehmen wollen, über deren Mangelhaftigkeit für den engern Kreis ihres Besitzthums Jahrzehende lang geklagt worden ist und die nun auf einmal für eine Repräsentation des ganzen Vaterlandes gut genug sein soll? Muß denn wirklich mit der Ausstellung abgewechselt werden? Ist es nicht genug, wenn die Künstler bald hier, bald dort tagen? Wäre wohl der Gedanke ganz zu verwerfen, den Glaspalast in München, der doch keine eigentliche feste Bestimmung hat, zum permanenten Sitze der deutschen Kunstausstellung zu machen? München hat sich so viele Verdienste um die nationale Kunst erworben; es verdiente wohl, ihr immerwährender Vorkämpfer und also auch der Ort ihrer stetigen Repräsentation, ihr bleibender Congreßsitz zu sein.

Ein großer Vorzug des Münchner Palastes zeigte sich mir gleich in diesen ersten Stunden; man hatte, wenn auch noch so viele Besucher anwesend waren, nichts vom Gedränge zu leiden; die Ausdehnung des Raumes gestattete, sich auszubreiten und vor den einzelnen Bildern mit Muße zu verweilen. Ueberhaupt war die Anordnung, Aufstellung und Eintheilung untadelhaft; der treffliche Catalog und der Grundriß des Ganzen machten eine augenblickliche Orientirung möglich.

Eine Fülle von Großem, Schönem und Gediegenem trat Einem bei jedem Schritt entgegen. Stunden brauchte man, um nur oberflächlich die Logen und Kabinette zu durchgehen, Tage, um dem Einzelnen gerecht zu werden. Darf ich von diesem Einzelnen berichten? Ich würde nicht wissen, wo ich anfangen, was ich besonders ausheben sollte. Ich würde den Raum dieser Blätter überschreiten und dann mich des Gefühls nicht erwehren können, daß es doch ein Laienurtheil ist, das ich fälle, während Männer vom Fach und der Wissenschaft längst ein anderes, gewichtigeres gesprochen haben.

Darum nehme ich Abschied von Künstlerversammlung und Kunstausstellung, und werde mich im zweiten Theil meines Festberichtes der siebenhundertjährigen Jubiläumsfeier Münchens zuwenden.

Liebeszauber.

Von

Ottilie Wildermuth.

Die Abendfeier in der Kirche, mit der sie das alte Jahr zu Grabe trugen, ging eben zu Ende.

„Mach' End', o Herr, mach Ende
An aller unsrer Noth —"

tönte der Schlußvers des Liedes durch die alte Kirche, die sich so wunderbar in der sonst nie gesehenen Beleuchtung ausnahm. Die Gemeinde erhob sich; die Herzen waren stille geworden, die Schauer der Vergänglichkeit, etwas von dem heiligen Wehen der Ewigkeit war durch jede Seele gezogen.

Vor der Kirchthür zogen wie Leuchtwürmchen die vielen Laternchen, jedes seinen eigenen Weg. Junge Mädchen trippelten leichtfüßig über den gefrornen Boden, froh, daß sie nun dem Ernst des Lebens ihren Tribut gezahlt hatten und sich mit leichterem Gewissen einer Sylvesterbelustigung hingeben durften. „Recht gescheut vom Herrn Diakonus, daß er den Gottesdienst schon um fünf Uhr hält," sagte ein bewegliches kleines Dämchen zu ihrer Begleiterin, „so ist man doch fertig und hat seinen Abend für sich! Nicht wahr, Natalie?" — Natalie hörte kaum auf dies schmeichelhafte Lob für den Herrn Diakonus, in ihrer Seele hatten die Worte des Geistlichen ernste, stille Gedanken geweckt, sie freute sich nicht fertig zu sein; es war ihr fast bange, aus dem Frieden der Kirche zurück in das Treiben der Gesellschaft zu kehren. Nur Eins hätte sie gerne gewußt, ob noch eine Stimme, eine tiefe, wunderbare, wie es nur Eine gibt für jedes Ohr und jedes Herz, mit ihr in den Gesang eingestimmt habe.

„Gute Nacht, Natalie!" rief eine freundliche Stimme, nicht die Eine, o nein, sie kam von einer ältlichen, wohleingehüllten Frauengestalt, aber es

war ein willkommener Gruß, und Natalie erwiderte herzlich: „gute Nacht, liebes Fräulein Veronika, ich komme morgen bald!" — „Eine absonderliche Freundschaft, die du mit der alten Jungfer hast! Wird wohl eine Ahnung sein, daß du ihre Kollegin wirst!" rief übermüthig Melanie, die Kleinere, die mit ihren siebzehn Jahren schon halb mitleidig auf die einundzwanzigjährige Natalie blickte. Natalien ward die Antwort erspart, die vielleicht etwas bitter geworden wäre, da eben an der Hausthüre die übrige Familie zu den Mädchen stieß, alle etwas erfroren und sehnsüchtig nach dem warmen Zimmer.

Auch Fräulein Veronika hatte ihr Stübchen erstiegen, das, hoch im Giebel eines alten Hauses gelegen, weit ins Land hinaus schaute und das Menschenleben und Treiben nur in der Vogelperspektive sah. Es war ein gar trauliches Zimmer in seiner tadellosen Ordnung und behaglichen Wärme, die der kleine Ofen, zugleich Veronikas Kochherd, treulich bewahrt hatte. Die Einrichtung gehörte freilich einer noch früheren Zeit an als Fräulein Veronika selbst, obwohl diese bald sechzig Jahre zählte. Es waren die Aussteuermeubles ihrer Mama selig, einst ein Wunder von Eleganz, die nun dem Kinde noch die einsame, aber friedenvolle Heimat bereiteten.

Die Stube war eine Art von Stammbuch und Geschlechtsregister, jedes Stück weckte eine andere Erinnerung. Die großartige Schwarzwälderuhr mit dem langen Gehäuse hatte die ländliche Stube des Großvaters väterlicher Seits geschmückt, die Veronika's fernste Erinnerung war, mit den Küchlein und der Fülle von Nüssen und Aepfeln, welche sie oft darin erfreut hatten. In dem schwarzsaffianenen Lehnstuhl konnte sie sich noch die Großmutter denken, die Mutter der Mutter, eine feine Frau Professorin im schwarzseidenen Ueberrock und Spitzenhäubchen. Das bequeme Sopha und die hochlehnigen Stühle waren in der Staatsstube des Elternhauses gestanden; den runden Tisch mit kunstvoll eingelegter Arbeit hatte sie aus dem Forsthause erkauft, das ihr eine zweite Jugendheimat gewesen war; wie viel liebe, heitere Gesichter hatte sie nicht darum versammelt gesehen! O, es hat redende Tische, sprechende Stühle gegeben, lang eh die Klopfgeister Mode wurden!

Im Schlafzimmer hatte Veronika eine alte gesteppte Bettdecke, ein Wunderwerk von Fleiß und Geduld aus vielen hundert bunten Läppchen zusammengesetzt, die war erst das rechte Stammbuch. Aus den vielfarbigen Stückchen erstand für Veronika die ganze goldene Jugendzeit in tausend

Farben: in dem rosa Kleid hatte sie am Schäfermarkt getanzt; in dem himmelblauen konnte sie sich noch eine frühverstorbene Schwester denken; die grünen Stückchen waren aus Gerdas Sonntagskleid, der glänzende Seidendamast aber stammte aus einem Staatskleid der Großmama, — die jungen Mädchen, die Veronika häufig besuchten, ließen sich gar zu gern von dem Bettcouvert erzählen!

Veronika hatte den Mantel und das wollene Häubchen sorgsam verwahrt und schlüpfte in ihre weichen Pantoffeln. Mit ihrer stattlichen, behaglichen Gestalt, dem klaren Blick und der Ruhe ihrer Bewegungen war sie eine passende Bewohnerin dieser friedlichen Heimat. Auch schien es nicht, daß sie Mangel leide, sie ordnete auf ihrem runden Tisch das zierliche Theegeräth, das sie sonst nur zu besondern Festlichkeiten gebrauchte: die Zuckerdose von silbernem Laubwerk mit blauer Glasschale, die geschnörkelte Thee- und Rahmkanne mit Aepfeln und Birnen auf dem Deckel; die feine chinesische Tasse, welche die Mama so hoch gehalten: und nun zündete sie gar noch die Lampe des Theekessels an, während sie doch sonst ihr Wasser bescheidentlich im Töpfchen siedend machte. Trotz dieser feierlichen Anstalten schien es nicht, daß Veronika Gesellschaft erwartete, nur Eine Tasse stand auf dem Tisch, und außer dem Ticken der Uhr und dem leisen Singen des Theekessels war kein Laut vernehmbar.

Es waren eigenthümliche Gäste, die Veronika an jedem Sylvesterabend zu sich lud und für die sie auch jetzt ihr Herz und ihr Stübchen traulich und heimlich machte: die stillen Todten wollte sie sich zu Gaste bitten. Veronika war keine Geisterbannerin, es ging alles natürlich zu. Die Bilder der Eltern an den Wänden, eine Schatzkammer getrockneter Blumen, eingewickelter Haarlocken, vor allem Briefe mit Bändern aller Farben zusammengebunden — das war der ganze Zauberapparat, mit dem sie die Geister vergangener Tage heraufbeschwören wollte.

Aber eh sie noch mit dem Thee ihr Herz erwärmen konnte für die stille Begegnung, polterte es draußen auf der Treppe. „Wer kommt so spät?" rief sie. — „Verzeihen Sie, was sollen wir singen?" fragten ein paar junge Stimmchen. — Ja so! das waren die Armenschüler, die nach alter Sitte zu Neujahr vor jedem Haus einen Choralvers nach dem Wunsch der Bewohner absangen. — „Ich habe nun den Grund gefunden," sagte Veronika, indem sie die Kleinen mit einigen Resten der Weihnachtskuchen beglückte.

Sie öffnete ihr Fenster ein wenig, um dem Gesang seine gebührende

Ehre anzuthun, und lauschte andächtig, ungestört von etwaigen Mißlauten des jungen Sängerchors. Sie stand noch lange am Fenster, vergessend ihres Theekessels und ihrer Briefe; sie hörte die Geschichte jedes Hauses aus dem Choralvers, den man singen ließ. „Nun danket alle Gott,“ ließen die jungen Eheleute unten im Haus singen, die morgen ein Kindlein zur Taufe schickten. „Was Gott thut, das ist wohlgethan,“ hatte die bleiche Frau drüben verlangt, der sie ihr Kind begraben hatten. „So führst du denn recht selig, Herr, die Deinen!“ sangen sie unter den hellen Fenstern dort, wo ein glückliches Brautpaar heraussah. „Meiner Frau ist's eins, was man singt,“ rief das schnippische Stubenmädchen aus einer eleganten Wohnung. Aber zwischen allen frohen und allen schmerzlichen Klängen ertönte wieder und wieder das alte: „Befiehl du deine Wege,“ das schon manch stürmisches Herz zur Ruhe gesungen, und Veronika dachte: alle Lorbeern der Welt wiegen nicht die Krone des Dichters auf, dem es vergönnt war, also den rechten Friedenslaut für die Seele zu finden! —

Der Gesang war aus ihrer Hörweite, sie schloß das Fenster, goß den Thee an und setzte sich zu ihrem einsamen Mahl, aber eh sie beginnen konnte, klopfte es leise an die Thür. „Herein!“ rief etwas ärgerlich Veronika, aber ihr Gesicht klärte sich auf, als Natalie eintrat, das junge Mädchen, das ihr vor der Kirche begegnet war.

„Du hier, Kind?“ fragte sie verwundert; „ist mir zwar eine große Ehre, aber ich glaubte dich diesen Abend in Lust und Herrlichkeit bei deiner Tante und nicht in einem alt Jungfernstübchen!“ — „Das ist ja ein Vorzeichen für mich, meinte Melanie,“ sagte Natalie mit einem leichten Aufwerfen ihrer feinen Lippen. „Nein im Ernst, Fräulein Veronika, mir ist's viel wohler bei Ihnen; ich habe nie die lärmende Neujahrsfeier geliebt.“ — „Allen Respekt vor deinem ernsten Sinn, mein Kind,“ sprach Veronika mit dem warmen mütterlichen Ton, der schon viel junge Seelen aufgeschlossen. „Aber eben heute hätte ich nicht gedacht, daß du die Einsamkeit suchen würdest, heute, wo ihr eine Art von Abschiedsfest feiert.“ — „Eben darum!“ rief Natalie, die nicht zu den verschlossenen Naturen gehörte, mit glühenden Wangen; „das eben ist's! Ich will mich nicht wegwerfen!“

„Nein, wegwerfen sollst du dich nicht, Kind,“ redete Veronika mit Nachdruck, indem sie mit mütterlichem Wohlgefallen die blühenden Züge, die klaren braunen Augen ihres Lieblings betrachtete, die, obwohl keine Schönheit, doch ihren Augen die anmuthigste Erscheinung dünkte. „Komm,

setz' dich, trink Thee mit mir und erzähl' mir, was dich denn fortgetrieben aus dem Kreis der Fröhlichen." Veronika bediente ihren Gast und sich selbst und fing behaglich an ihren Thee zu schlürfen. Sie war gewiß kein kaltes Gemüth, aber sie war längst am Ufer und konnte ruhig zusehen, wie ein junges Herz noch mit den Wogen rang; wußte sie doch, daß es nicht so leicht Schiffbruch leiden würde.

Natalie hatte wenig Lust Thee zu trinken, aber ihr Herz mußte sie ausschütten; sie lehnte sich in die Ecke des Sophas, hielt die Hände vor ihr Gesicht und begann: „Sie wissen ja, daß Rudolf, — Herr Normann, wollte ich sagen, seit er hier ist, fast jeden Tag zu der Tante kommt. Ich bin gewiß kein eitles Ding, das sich einbildet, daß jeder Mann, der sie von weitem ansieht, ein Auge auf sie habe. Gewiß, ich hielt mich zurück, mehr, viel mehr vielleicht, als mein Herz gewollt hätte. Ich dachte an nichts weiteres, ich freute mich ihn zu verstehen, freute mich des Verkehrs mit einem so reich gebildeten Geiste. Von der Zukunft wollte ich nichts, — nicht einmal träumen," setzte sie leise hinzu. „Nun kam Normanns schnelle Abberufung. Es war mir ein klein wenig bang auf den Abschied und doch freute ich mich auf den letzten Jahrsabend bei der Tante; da sollten wir doch noch einmal so recht beisammen sein. — Da kam die Melanie zur Tante, wie ein Wirbelwind, der alles untereinander weht. Bitte, mißverstehen Sie mich nicht! Ich bin nicht eifersüchtig, ich habe kein Recht es zu sein, Gott weiß, ich wollte ihn ohne Klage an der Seite einer Andern sehen, eines hohen, zarten, schönen Wesens, das seiner werth wäre! Aber daß er, der edle, ernste Mann, dem ich nur mit stiller Verehrung nahte, mit einem so kindischen Ding ein so kindisches Treiben anfängt —". —

„Nun, wenn's Kinderei ist, so wird's ja nicht viel bedeuten," meinte begütigend Veronika. „Was für Verbrechen haben sie denn begangen?" — „Ach, seit sie da ist, läßt sie ihn nicht los und plaudert die dummsten Sachen an ihn hin, und wirft ihm die Katze auf den Schooß und ißt Vielliebchen mit ihm, — ich schämte mich für mein Geschlecht ihres vorlauten Wesens. Er aber, nein es ist zu arg, er schien noch Gefallen daran zu finden! Er kam zweimal so oft zur Tante als sonst und geht in all' ihre Possen ein. — Wir hatten kürzlich ein englisches Gedicht zusammen gelesen," fuhr Natalie nach einer Pause mit leiser Stimme fort, „Normann erklärte es für unübersetzbar, ich hatte es doch versucht und freute mich, ihm, wenn es Gelegenheit gäbe, meinen Versuch zu zeigen. Wie ich zur Tante kam,

hörte ich ein Geschrei im Salon, wer war es? Normann jagte mit Melanien die Katze herum, die Melanie wie ein Fräulein aufgeputzt hatte, und die davon ganz toll geworden war, — dieser Mann! Und sie ist nicht einmal hübsch,“ fügte sie kleinlaut hinzu.

„Nein, das ist sie nicht,“ versicherte Veronika, die trotz der tiefen Erregtheit des jungen Mädchens herzlich über diesen Schluß lachen mußte; „sie hat gar nichts, als die doppelläufige Flinte, die paar Augen im Kopf, aber so ein Paar Augen hat schon viel Unheil angestiftet. Allen Respekt vor den Herren der Schöpfung! Ich will in meinen alten Tagen nicht noch anfangen über die Männer zu schimpfen, daß man nicht denke, sie seien saure Trauben für mich; aber das ist doch meine Erfahrung, daß noch nie ein Mädchen zu den gefeierten gehört hat, wenn sie nicht etwas Kokette war. Das aber thut nichts. Wo es gilt, für's Leben zu wählen, sucht man doch nach ächtem Gold.“ — „Aber so will ich nicht,“ sagte wieder erglühend Natalie; „ich will mich nicht in die Reserve stellen lassen, bis es dem Herrn der Schöpfung gefällt, die Hand nach mir auszustrecken. Wenn mein Glück nur um den Preis feil ist, so laß ich's liegen.“

„Du hast recht, Kind,“ meinte wieder ernster Veronika, „ein rechtes Mädchen muß sich suchen lassen, und ein rechtes Mädchen läßt sich's nicht reuen, wenn sie ungefunden bleibt. Da muß ich dir geschwind lesen, was der Jean Paul sagt, der Recht hat, obschon er jetzt aus der Mode ist.“ Und Veronika nahm aus einem Schiebfach ihrer Kommode ein altes Heft in marmorirtes Papier gebunden, wo sie bald die betreffende Stelle gefunden hatte: „Du Verlassene, aber Geduldige, Verkannte und Verblühte! Denke nicht der Zeiten, wo du noch auf schönere hofftest, und bereue den edlen Stolz deines Herzens nie! Es ist nicht allemal Pflicht zu heirathen, aber es ist allemal Pflicht, sich nichts zu vergeben, und auf Kosten des Zartgefühls nie glücklich zu werden, und Ehelosigkeit nicht durch Ehrlosigkeit zu vermeiden.“

„So gefährlich ist's nun aber noch nicht mit dir, Kind,“ schloß lächelnd Veronika, indem sie ihre Blumenlese wieder verwahrte. „Da hat's noch gute Wege mit dem Vergessenwerden und Verblühen, obwohl ich mir das zu einer Zeit abschrieb, wo mein Herz noch so jung war wie das deine.“ —

Natalie saß still mit gesenktem Haupt; endlich erhob sie das glühende Gesicht und sagte leise: „ach, ich habe noch etwas auf dem Herzen, das mir keine Ruhe mehr läßt, aber, — Sie dürfen mich nicht verachten und —

auch nicht auslachen." — „Nun, was wird das für ein gefährliches Staatsgeheimniß sein?" fragte lächelnd Veronika. „Komm Kind, ich kann auch ernst sein; du hast mich ja lange schon an Mutterstatt angenommen, rück heraus."

„Gestern Nacht," begann Natalie, die sich ganz in Schatten gesetzt hatte, „plauderte die alte Nähkatharine noch mit unsrem Gretchen, die ihr, scheint's, einen Herzenskummer anvertraut hatte. ‚Ich will dir sagen,' flüsterte Katharine geheimnißvoll, ‚ich weiß dir ein Mittel, wie ein Mann all sein Lebenlang nicht mehr von dir lassen kann: du darfst ihm nur drei Tropfen von deinem Blut in einem Getränke beibringen, so ist er dein für alle Zeit.' — Ich mußte bei mir lachen über dies Geschwätz, und dachte, warum sich denn wohl die Katharine nicht selbst eines Herzens versichert habe mit diesem Wundermittel. Diesen Abend vor der Kirche bat mich die Tante Orangen zu rüsten zum Bischof für die Nacht; ich schnitt mich unvorsichtig, und es träufelte, eh ich's verhüten konnte, etwas Blut in die Terrine. Ich dachte daran, alles auszugießen, aber — es wäre so schade gewesen, um den Wein und die schönen Orangen! — Ich — ich ließ es, und nun trinken sie den Bischof drüben und Er auch! — O bitte, glauben Sie gewiß, daß alles Unsinn ist?"

Veronika war es nicht ganz behaglich; vielleicht vermuthete sie doch eine halb unbewußte Absicht, die ihr leid that an ihrem Liebling. Doch suchte sie die Aengstlichkeit wegzuscherzen und bemerkte lächelnd: „wie schrecklich, wenn nun die ganze Abendgesellschaft, den alten Medicinalrath mit eingeschlossen, in Liebe zu dir entbrennen müßte!" — „Ach nein," bat Natalie, „lachen Sie nicht! Es ist gewiß ein Unsinn; oder glauben Sie, daß es Liebeszauber gibt?" fragte sie wieder ängstlich. — „Weiß nicht," versetzte Veronika, ernsthaft und bedächtig den Kopf hin und her wiegend; „es gibt gar seltsame Mächte und Gewalten in der Natur und im Menschenherzen, es ist besser sie schlafen zu lassen. Ich habe Dinge erlebt, Kind, Dinge, die mich an Liebeszauber glauben lassen könnten, obwohl er über mich keine Gewalt hatte." — „O, welche Dinge?" fragte Natalie, die sich gern die eigenen quälenden Gedanken vertrieben hätte. „Bitte, erzählen Sie!" — „Laß ruhen die Todten," sagte wehmüthig Veronika. „Komm Kind, ich will dir frischen Thee geben, der deine ist kalt. Leg' du dein Loos in Gottes Schooß — das ist der beste Zauberspruch. Es ist nicht gut sein Schicksal selbst machen." — „Aber das könnten Sie mir doch erzählen,

die seltsamen Dinge, von denen Sie gesagt, schon zum Lohn, daß ich so ordentlich bei Ihnen bleibe."

Eh Veronika antworten konnte, klopfte es wieder; Natalie sah gespannt nach der Thür, sie hoffte denn doch im Stillen, man werde nach ihr suchen. Aber es war der Postbote, der ein Paket an Fräulein Veronika brachte, das heute noch übergeben werden sollte.

Diesmal war die Reihe bewegt zu sein an der alten Jungfer. „Woher mag das sein? Eine ganz fremde Hand, und heute noch zu übergeben?" murmelte sie, indem sie sorgsam die Knoten der Schnur auseinander wickelte, ohne die Scheere zu benützen, die ihr Natalie zu schnellerer Lösung bot. „Wenn man jung ist," sagte sie lächelnd, „schneidet man gern die Knoten durch, als alt nimmt man sich hübsch Zeit dazu." — Endlich war's geöffnet; sie faltete die vielen Papiere auseinander, drei weibliche Porträts von verschiedener Größe und ein ungefaßtes männliches bildeten den Inhalt des Pakets, ein kurzer Brief lag dabei.

„Im Auftrag meines Oheims, des unlängst verstorbenen Gutsbesitzers Dettloff auf Buchhof, habe ich die Ehre, Ihro Wohlgeboren anbeifolgende Portraits aus seinem Nachlasse zu übersenden. Da ich aus diesem Vermächtniß schließe, daß Ihro Wohlgeboren zu den nähern Bekannten meines verstorbenen Oheims gehört haben, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen auch sein wohlgetroffenes Bild beizulegen, nach einer Photographie gestochen. — In Folge eines Wunsches meines Onkels sollen Sie die Bilder am Sylvesterabend erhalten. Ich hoffe, daß sie noch rechtzeitig eintreffen.

Habe die Ehre rc. rc.

Ihro Wohlgeboren

gehorsamer Diener

Oskar Dettloff."

Während Veronika tief bewegt den Brief las, hatte sich Natalie erlaubt, die Bilder zu mustern. Einige Aehnlichkeit war unter den drei hübschen Gesichtern nicht zu verkennen, so verschieden sie sonst auch wieder waren. Das erste, ein größeres Pastellbild, stellte in etwas verblichenen Farben ein schönes, blühendes Mädchen von schlankem, kräftigem Wuchs dar, die lichtbraunen Haare in natürlichen Locken von einem grünen Bande gehalten; das helle Bild hob ein dunkler Waldhintergrund. — Das zweite war ein feines Miniaturbild, die blauschwarzen Haare in zierlichen Löckchen à la Titus geordnet, die mandelförmigen Augen mit einem Ausdruck

schmachtender Zärtlichkeit auf den Beschauer geheftet; die Dame schien kleiner, von weicheren, volleren Formen als die Erste. — Das dritte Bild, am sorgfältigsten in einen schönen Goldrahmen gefaßt, eine leichte Skizze, fesselte das Auge mit dem mächtigsten Reiz, man konnte das Auge nicht mehr abwenden von den feinen Zügen, dem sinnenden, tief wehmüthigen Blick, dem lächelnden Munde.

„So, so, er ist todt," sagte Veronika jetzt vor sich hin. „Gott hab' ihn selig, der Herr allein kennt die Herzen. Habe lang nicht mehr von ihm gehört, er hat ein langes, einsames Alter gehabt." — Sie betrachtete nun die Bilder, eins um's andere mit nassen Augen; von dem letzten konnte sie sich fast nicht losreißen. „Du bist's, ja du bist's," flüsterte sie wieder und wieder, „ja, ja, du bist jung geblieben, und ich bin so alt geworden, so sehr alt! — Das ist wunderbar, Kind," fuhr sie zu Natalien gewendet fort, „daß die Bilder eben heut kommen mußten! Nun muß ich dir am Ende doch noch erzählen, die alte Zeit wird mir so lebendig. Komm, leg' mir die Bilder in Ordnung daher, gib uns noch ein wenig warmen Thee und wirf etwas Holz nach, du sollst alles wissen.

„Du kannst wohl kaum mehr glauben, wenn du mich so ansiehst, daß ich auch einmal jung gewesen bin, und doch war ich's, und das recht. Es gab eine Zeit, wo ich mehr gesprungen oder gehüpft bin, als gegangen, und wo ich Nachts oft eine gute Weil' nicht einschlafen konnte vor lauter Lust und Erwartung, was mir alles noch für wunderbare Dinge passiren würden. Hätt's damals nicht gedacht, daß ich mir dereinst mit meiner Mama alten Meubeln ein Stübchen einrichten würde," schaltete sie mit gutmüthigem Lächeln ein. — „Eine fröhliche Kinderzeit habe ich gehabt, Gott sei Dank dafür! Das ist Goldes werth! Mein Vater war Pfarrer in Oberstaig, ich war das einzige Kind und wuchs auf im Bergwind frisch und gesund, wie ein junges Bäumlein. Einsam war ich auch nicht, wenn gleich ohne Schwestern; ich hatte meinen Hofstaat unter den Bauernmädchen, da ist ein Pfarrtöchterlein wie eine kleine Prinzeß, oder war's wenigstens zu meiner Zeit. Man hat auch damals die Kinder nicht so viel gehütet und erzogen. Meine Aufgabe mußt' ich stricken, da hätte der Kaiser nichts davon abbedungen, aber dann hatten wir freie Pürsch in Wiesen und Gärten und trieben uns um bis zum Betglockenläuten.

„Ich muß aber gestehen, daß meine Dorfmädchen nur ein Nothbehelf für mich waren, mein Herzenszug ging hinunter einen hübschen steilen Weg

durch Büsche und Brombeerranken, über die grüne Wiese, über den Steg, der über den klaren Bach führte, hinein in den dunkeln Wald bis zum Försterhaus.

„Ich bin lang nicht mehr dort gewesen, aber ich glaube, es gibt in der Welt kein so schönes Plätzchen mehr, als das Forsthaus war. Es ging nicht tief in den Wald, und doch meinte man, man habe die ganze Welt zurückgelassen, wenn man vor dem alten Hause war, so still und einsam stand's auf dem grünen Grunde mit dem stattlichen Hirschgeweih im Giebel, ringsum ein Kreis von prächtigen hohen Buchen; es soll vor Zeiten ein gräfliches Jagdschloß gewesen sein. Selbst den Weg sah man nicht mehr, durch den man hereingekommen; es war wie ein Feenland. Und wenn die drei schönen Kinder des Försters auf der Steinbank saßen, oder sich auf dem grünen Grunde herumtrieben mit dem zahmen Reh, das sie zu eigen hatten, — kein Bild kann so anmuthig sein, wie das. — Es geht mir fast wie meinem seligen Vater, der immer behauptete, es gebe gar keine so schöne Mädchen mehr auf der Welt, wie zu seiner Zeit.

„Zur Zeit, als ich Tag für Tag fast heruntersprang ins Forsthaus, besann ich mich darüber just nicht, ich hatt' es zunächst mit Gerda zu thun, der jüngsten von des Försters Töchtern. Wir waren ein paar lustige wilde Dinger und trieben uns um wie die wilden Katzen in den Büschen und auf den Bäumen. Gerda that mir's in allem zuvor; man sah wohl, daß sie im Wald aufgewachsen war, sie war rasch und gewandt wie ein Eichhörnchen, immer voll Possen und phantastischen Stückchen. Einmal mußt' ich mich mit ihr als Zigeunerin verkleiden und den Schwestern wahrsagen; dann kleidete sie sich wieder als eine Waldhexe und erschreckte alte Weiber, die Holz suchten, oder nahm heimlich das lange weiße Kleid ihrer Schwester Elfriede und erschien den Kindern, die Erdbeeren sammelten, als Fee. — Lernen war nicht ihre starke Seite; wenn sie aber beim Arbeiten einmal angreifen wollte, was freilich nicht oft der Fall war, so ging es zweimal so gut von statten, als bei andern.

„Erzogen wurde sie freilich nicht viel, sie wuchs selbst wie ein wildes Reh im Walde auf; der Vater, der für all seine Kinder weich und gut war, hatte für die Kleine eine blinde Zärtlichkeit. Er war ein stiller Mann, der Förster, und hatte nicht viel von dem rauhen Wesen seines Standes. Man erzählte sich absonderliche Geschichten von seiner Heirath; man sagte, seine Frau, ein zartes, schönes Wesen, sei ein vornehmes Fräulein gewesen,

das er irgendwo entführt habe. Die Kinder selbst wußten davon natürlich nichts. Verwandte sah man nie bei ihnen, aber etwas Feines und Besonderes hatten sie alle, das ist wahr, und hatten auch die eigenthümlichen Namen. Die Mutter habe ich nicht gekannt, sie starb bei der Geburt der Gerda, die viel jünger war als die zwei Schwestern.

„Daß der Förster den Frauen gefallen hatte, konnte man schon glauben. Er war ein stattlicher, wohlerhaltener Mann, und wenn auch stiller Art, so konnte er doch so recht in sich hinein vergnügt sein — wenn er seine Aelteste schalten und walten sah mit ihrem ruhigen Anstand und anmuthigen Wesen; wenn Therese, sein Kätzchen, wie er sie nannte, sich schmeichelnd an ihn schmiegte und die wilde Gerda so lustig um ihn herumflog.

„Die Försterskinder lebten in der Stille für sich, doch nicht gerade so ganz einsam und verborgen, wie verwünschte Prinzessinnen. Es war nicht zu weit nach der Stadt, wo sie ihre Einkäufe besorgten und gute Bekannte hatten. Gerda erhielt Unterricht mit mir von meinem Vater und vom Schulmeister. Viel Umgang aber liebte der Förster gerade nicht; er war, wie gesagt, ein stiller Mann und hütete seine Töchter wie seinen Augapfel.

„Bei der Elfriede hatte er nun das Hüten nicht nöthig, die ging gerade und sicher ihres Weges; sie hatte so jung schon die Sorgen für Haushalt und Geschwister übernommen, und das gab ihr einen steten, bedachten Sinn, obwohl sie hell und heiter drein blickte. Sie wußte immer, was sie zu thun hatte; Dienstboten und Taglöhner fragten nur nach der Jungfer, und der Vater war stolz darauf, seiner Tochter alles überlassen zu können. Wir Kleinen hatten gewaltigen Respekt vor ihr, obgleich sie allezeit sanft und gut war, gar nicht so streng gegen Gerda, die wilde Hummel, als diese vielleicht nöthig gehabt hätte. „Ist's wahr, Elfriede, daß du so vorzüglich bist?" fragte sie einmal Gerda. — „Ach geh, sprich nicht so einfältig!" — „Gewiß," versicherte die Kleine, „alle Leute sagen, du seiest eben so vorzüglich; ich sagte, ich wisse nichts davon." Von da an hieß Elfriede bei uns ‚die Vorzügliche.'

„Vor Theresen, der Zweiten, war unser Respekt nicht so groß; 's kann vielleicht sein, sie hätte das Hüten nöthiger gehabt als Elfriede, sie hatte gar ein weiches Herz, ihre blauen Augen schwammen immer in Thränen, und wußte doch niemand warum, sie spielte Guitarre und sang rührende Lieder. Wir fügten ihr allerlei Possen zu, weil sie immer so zerstreut, doch war sie ein gutes Kind, und da ihr Elfriede zu vorzüglich

war, so hielt sie an uns Kinder oft schöne Reden über Gefühle, von denen wir nichts wollten und nichts verstanden.

„Der Förster hielt darauf, daß seine Töchter gute Bücher lasen, obschon er selbst nicht sehr belesen war, und schaffte allerlei schöne Werke an. Gerda aber las blutwenig, Therese verschaffte sich aus einer Leihbibliothek Romane und schöne Taschenbücher für Liebe und Freundschaft, die sie immer in der Tasche trug. Nur Elfriede las historische Werke und Reisebeschreibungen, weil sie so vorzüglich war.

„So zurückgezogen die Mädchen lebten, so fehlte es doch nicht an Freiern für Elfriede, die in der That wegen ihrer Vorzüglichkeit in der ganzen Umgegend berühmt war. Und schön war sie auch, wie eine schlanke Tanne, frisch und hell. Aber der Förster that kostbar mit ihr, und der Elfriede eilte es auch nicht; — so zogen sie wieder ab, und die schöne Förstertochter galt für sehr stolz. Wir waren ein paar kleine, naseweise Mädchen und wollten gar zu gern wissen, was wir nicht sollten, so brachten wir alles heraus. „Du," meinte Gerda, „wenn nur die Herren zu meiner Theres kämen, ich glaube, die schickte keinen fort!" Therese war aber damals noch sehr jung.

„Im Winter konnte ich mit Gerda freilich nicht so alle Tage zusammenspringen. Da wurde aber der Jubel noch größer, denn nun durfte Gerda oft auf Wochen zu mir heraufkommen, und statt in dem kleinen Bett in der Eltern Schlafzimmer, durfte ich dann mit ihr hoch oben in einem großen Himmelbett im Gaststübchen schlafen, wo alte geschwärzte Ahnenbilder hingen, wo wir uns flüsternd Geistergeschichten erzählten und uns nachher so entsetzlich fürchteten, daß wir nicht mehr zu athmen wagten und in dem großen Bett ganz eng zusammenschlüpften. Gerda war überhaupt scheu und furchtsam, so lustig und keck sie in anderen Stücken wieder sein mochte; sie fürchtete sich vor Hexen und Gespenstern, vor Gewittern und Stürmen, an denen ich mein Lebtag eine geheime Lust hatte. Ich höre nie den Sturm dahinbrausen, ohne daß ich an Gerda denken muß, die er nun längst nicht mehr stört in ihrem tiefen Schlummer.

„Sylvesterabend wurde in dem Familienkreis im Forsthaus allezeit festlich begangen, sie sagten, der Förster habe vor Jahren am Sylvesterabend seine junge Frau heimgeführt. Wenn besonders klares Winterwetter war, kamen wohl auch meine Eltern herab; einmal aber hatte ich Erlaubniß

erhalten, über Neujahr ein paar Tage allein im Forsthause zu bleiben, was mich sehr glücklich machte.

„Es ist mir, als sähe ich noch heute die Försterstube von jenem Abend vor mir. Es war ein schönes, hohes Zimmer, an den Wänden alte Tapeten, auf denen eine Jagd abgebildet war, und Rehgeweihe mit Verzierungen schmückten die Pfeiler; draußen blickte der Vollmond über die Bäume, und der Wald lag in tiefster Stille. Im Ofen knatterte ein lustiges Feuer, und die drei großen, schönen Hunde lagen behaglich davor. Auf dem Tisch standen Aepfel und Nüsse, Pfefferkuchen von Weihnachten her, und die schöngeformte alte Punschterrine. Oben im Lehnstuhl saß behaglich der Förster in seinem Hausrock mit Marderpelz und beschaute sich der Reihe nach seine drei Kinder, seine Kleinode und seines Herzens Lust. Ich und Gerda hatten uns ins Eckchen des Kanapees geschmiegt und plauderten; Therese hielt heimlich einen Apparat zum Bleigießen bereit und sah inzwischen schmachtend in den Mond hinauf, Elfriede stand mit dem Anstand einer jungen Fürstin vor der Punschterrine.

„Da klopfte es rasch, und ohne auf das Herein zu warten, trat ein fremder Mann in einen Mantel gehüllt, mit einem großen Wolfshund ins Zimmer. Der Förster fuhr erschrocken auf, Gerda flog zu ihm und barg ihr Köpfchen an seinem Arm, Therese schrie laut auf, selbst Königin Elfriede ward bleich und ließ den silbernen Punschlöffel sinken. Am tollsten aber waren die drei Hunde des Försters; die fuhren ganz wie wüthend auf den fremden Hund los, der wehrte sich tapfer. Und da auch noch der Jägerbursch und die Magd aus der Gesindestube herbeirannten, so gab es ein Rufen, Knurren, Bellen und Kreischen, wie ich all' mein Lebtage noch nichts gehört habe. Eben dieser Höllenspektakel brachte aber den Förster am schnellsten wieder ins Gleis, er schrie, donnerte und wehrte an seinen Hektor, Wächter und Pollux hin; der Förster, der Fremde und der Jägerbursch riß jeder so eine Bestie am Schwanz, während Gerda und Therese immer kläglicher schrieen, und als endlich das Gethiere auseinander gebracht war, hatte die Motion dem alten Herrn so gut gethan, daß er mit lautem Lachen in seinen Lehnstuhl zurücksank und den Fremden fragte: „So Herr, und wer sind Sie mit Erlaubniß, daß Sie da so mäuschenstill hereinkommen?“

„Elfriede hatte sich auch bald gefaßt und dem Fremden einen Stuhl geboten, der nun Hut und Mantel ablegte und sich als einen jungen Mann

mit etwas dunklem, nicht einnehmendem Gesicht, im Ganzen aber als ein gewöhnliches Menschenkind zeigte. Er stellte sich als den neuen Gutsbesitzer Dettloff von dem benachbarten Buchhof vor. Der Gegend noch unkundig, hatte er sich auf dem Heimweg von dem Städtchen im Walde verirrt und bedauerte nun sehr, daß er zu so ungeeigneter Stunde seinen Anstandsbesuch im Forsthause mache und solchen Schrecken gebracht habe.

„Man entschuldigte sich andrerseits über diesen unziemlichen Schreck, man bat den Gast zu verweilen und sich's bequem zu machen; Elfriede bot ihm Punsch an, der Förster sprach zu und belehrte ihn gründlich über die Bodenbeschaffenheit seines neuen Hofs, — aber es wollte nicht mehr recht gehen. Die Hunde wollten nicht Freundschaft schließen; man mußte den Pluto des Fremden einsperren, um Ruhe zu bekommen. Da heulte das Thier fort und fort, was keine schöne Nachtmusik war; Herr Dettloff zeigte sich nicht sehr redselig, und Therese hob ihre schmachtenden Aeuglein kein einzigesmal auf, selbst Elfriede, sonst stets eine freundliche, angenehme Wirthin, ward immer stiller, oft zerstreut, und mußte vom Vater vielfach gemahnt werden die Gläser wieder zu füllen, und doch blieben alle sitzen, wie gebannt. Gerda hatte lang schon ihr Köpfchen in die Sophaecke gedrückt und schlief, ich allein mußte in kindischer Neugierde mit weitoffenen Augen den Fremden und die ganze Scene anschauen, immer unter dem leisen Gefühl, daß etwas Unheimliches vorgehe. Ich konnte aber nicht sagen, was.

„Endlich schlug die große Wanduhr Zwölf, langsam, laut und deutlich, da kein Mensch redete. Der Förster erhob sich, selbst wie erleichtert. „Wir wollen anstoßen, Herr Dettloff," sprach er; „kommt Kinder, füllt auch eure Gläser! Auf gute Nachbarschaft, Herr, und uns allen ein glückseliges Neujahr!" Der Förster und sein Gast stießen zuerst die Gläser zusammen, da sprang des Försters Glas von oben bis unten mit einem schrillen Klang. Er stellte es todtenbleich nieder und setzte sich ohne ein Wort zu reden. Es war nicht das Glück von Edenhall, kein Pokal mit alten Familienwappen, aber eine Gabe seiner seligen Frau gewesen und wurde nur an Festen gebraucht. Es war künstlich geschliffen mit Täubchen und Blumengewinden und trug eine Inschrift nach Art der damaligen Zeit: „ewig, wie unsre Liebe sei unser Glück." Nachher suchte man freilich sich und den Fremden zu beruhigen — der Punsch sei zu heiß gewesen, fein geschliffene Gläser können heiße Flüssigkeiten nicht gut ertragen. Aber es war und blieb jedem unheimlich zu Muthe.

„Für die Nacht machte man dem Fremden ein Gastbett zurecht; in der nächsten Früh zog er ab und bat um Erlaubniß, zu schicklicherer Zeit seinen Besuch wiederholen zu dürfen.

„Nach dem gewöhnlichen Brauch, der weniger fein als natürlich ist, machte jedes über den Abgehenden seine Bemerkungen. Therese und wir Kleinen, die sonst selten harmonirten, waren diesmal darüber eins, daß Herr Dettloff eigentlich ein garstiger Dings und dazu noch ein trutziger sei; Elfriede sagte nichts, kein einziges Wort, der Förster aber schalt uns naseweise Dinger, es brauche nicht jedermann schön und rothbackig zu sein, Herr Dettloff habe eine saubere Gestalt, wenn auch nicht sehr groß, und scheine ein gesetzter Mensch zu sein. Ich glaube aber, Gerda hatte nicht Unrecht, wenn sie mir ins Ohr flüsterte: „Du, dem Vater wär's doch recht, wenn er nicht mehr käme."

„Aber er kam, er kam oft und viel, ohne besondern Vorwand und Ausrede, auch ohne viel zur Unterhaltung beizutragen, aber er kam, bei Tag und zur Abendzeit. —

„Wie damals alles gekommen, kann ich so genau nicht mehr sagen; wir Kinder waren zwar naseweis, aber doch noch klein und unerfahren und verstanden nicht, was vorging. Das sahen wir freilich, daß ihn niemand recht mochte im Hause. Die Hunde knurrten, auch wenn er ohne seinen Pluto kam. Der Papa, der sonst gesprächig sein konnte mit Fremden, wurde noch einsilbiger als Dettloff selbst; sie konnten oft halbe Stunden lang mit einander im Zimmer auf- und abgehen, ohne ein Wort zu reden. Gerda sprang ihm davon, Therese las, während er im Zimmer war; nur Ein Gesicht gab es, das erröthete, Ein Auge, das glänzte bei seinem Eintritt — Elfriede, die Vorzügliche, die allezeit Besonnene und Tadellose, verlor Kopf und Sinne, wenn er in der Nähe war; sie schenkte dem Vater Essig ein, statt Wein, und gab der Magd eine Lichtscheere, statt des Kellerschlüssels. — Der Förster sah dazu selbst so sauer wie Essig. Elfriede ging manchmal mit verweinten Augen umher; wenn die Mädchen wie sonst mit der Arbeit auf dem Rasen beisammen saßen, hörte man selten mehr singen und plaudern, Elfriede war oft abwesend, — es war nicht das alte Leben mehr.

„Was Dettloff gethan, um Elfriedens Herz zu gewinnen — ich kann dir's nicht sagen, wie ich überhaupt diese ganze dunkle Geschichte als ein Räthsel mit mir durch's Leben getragen habe. Dettloff hatte nichts von all

dem, was sonst Frauenherzen gewinnt: nichts Hohes und Ritterliches, nicht den frischen, gutmüthigen Humor, nichts Zartes und Gemüthliches, auch nichts Gewaltiges und Imponirendes, mit einem Wort keinen Gran Poesie in irgend einer Richtung. Er war auch nicht, was man so einen redlichen Mann nennt, obwohl ich nichts Unredliches von ihm sagen kann."

„Es ist wahr," sagte Natalie, das Bild betrachtend, „in diesen dunkeln Zügen liegt nichts Bedeutendes, nichts Gewinnendes, und doch möcht' ich sie auch nicht gewöhnlich nennen, — unter diesen Augen ruht etwas wie ein versteckter Vulkan, — aber mehr zu fürchten als zu lieben." — „Das mag's wohl sein!" seufzte Veronika, „zu fürchten war er freilich, aber ein schlechter Mann war er nicht, und auch kein glücklicher, — o gar nicht!

„Der Förster, wie ich nachher hörte, hat sich allerorten nach ihm erkundigt, und nichts Schlimmes erfahren. Er war guter Leute Kind aus einem kleinen Fürstenthum, nicht sehr weit entlegen. Er sei ein wilder Student gewesen, Jurist, glaub' ich. Da es nun nicht gut zum Examen reichte und er daheim nichts Andres anfangen mochte, hatte ihm sein Vater den Buchhof bei uns gekauft. Der Hof war gut und er wurde ordentlich bewirthschaftet, wenn der Herr selbst auch viel abwesend war. Er hatte gute Dienstboten und sie waren ihm anhänglich, obwohl er unfreundlich, doch nicht hart oder ungerecht gegen sie war. Man sagte, daß besonders die weiblichen Dienstboten, obwohl er wenig mit ihnen machte, für ihn durch's Feuer gegangen wären und seinen Nutzen besser hüteten, als er selbst." — „War er ein gebildeter Mann?" fragte Natalie dazwischen. — „Ich glaube ja, wiewohl es auch mehr Sache des Glaubens, als der Ueberzeugung war. Er las viel, sprach aber nie darüber; er galt allgemein für sehr gescheut, ich wüßte dir aber nicht eine bedeutende Aeußerung von ihm zu sagen.

„Der Förster war aber doch nicht geneigt, ihm die Krone seines Hauses, seine Elfriede anzuvertrauen. Gerda vertraute mir, Dettloff sei lange allein bei dem Vater gewesen, dann sei er in heftigem Zorn fortgeritten, ohne jemand zu grüßen, sein Gesicht sah so dunkel, wie wenn ein Wetter heraufzieht. — Seither komme er nicht wieder. Elfriede ging seitdem gar still umher, immer bleich mit verweinten Augen, es that weh, sie anzusehen.

„Es war vielleicht ein Vierteljahr nachdem, als Gerda eines Abends athemlos zu mir heraufkam: „Nun Vronle, ich hab' etwas, was du nicht hast. Rath' einmal, was?" Ich rieth lange vergeblich an allerlei Herrlichkeiten,

bis Gerda rief: „einen Schwager hab' ich, einen Schwager! Meine Elfriede ist Braut." — „Mit Dettloff?" fragte ich verwundert. — „Ach ja," sagte Gerda altklug und entschuldigend; „es ist uns gerade nicht besonders lieb, aber vielleicht wird sie jetzt wieder vergnügt, weil sie ihn doch so gern hat." Sie war noch ein Kind, meine gute Gerda, und ein Schwager war etwas Neues.

„So war nun Elfriede Braut, aber vergnügt ist sie nicht wieder geworden. Es wurde Aussteuer zugeschnitten und emsig genäht. Der Buchhof wurde aufs schönste hergestellt; am Hochzeittag kamen berittene Bauern der Gegend, um der schönen Braut das Geleite zu geben, aber Elfriede, die blühende Waldrose, war nun zur weißen Rose geworden. Ich hatte mir immer unter einer Braut etwas ganz Wunderbares, Herrliches gedacht; aber als ich Elfriede dasitzen sah in dem weißseidenen Kleid, so bleich und zitternd, wie ihr Theresens Hand den Kranz in die Locken heftete, da dachte ich eher an eine Sterbende, als an eine Braut.

„Gerda kam oft zu der Schwester auf den Buchhof, ich durfte sie manchmal begleiten. Wir freuten uns sehr, als wir später in neuen weißen Kleidern Elfriedens erstes Kindlein zur Taufe tragen durften, ich habe aber nie eine junge Mutter so weinen sehen. Es ist nicht gut davon zu reden. — Elfriede ging selten aus, aber man rühmte sie als ein Muster von Fleiß und Emsigkeit, von unermüdeter Pflichttreue. Ich sah sie fast nie mit ihrem Gatten beisammen, aber ich machte mir darüber keine Gedanken; wir waren wieder heiterer als in der letzten Zeit. Nur einmal fiel mir ein, Gerda zu fragen: „du, ist denn jetzt deine Elfriede vergnügt?" Da sah sie mich mit einem Blick an, wie ich nie bei einem Kinde gesehen, ein Blick voll tiefen, glühenden Hasses, und sagte: „weißt du, was die Hölle ist? Das ist ein Leben, wie es meine Elfriede hat."

„Ich vergesse das Entsetzen nicht, das mir die wenigen Worte erregt, es war mir der erste Einblick in die Nachtseite des Lebens. „Aber hat sie denn ihren Mann nicht mehr gern?" fragte ich ängstlich. — „Das weiß ich nicht; ich glaube schon," versetzte traurig Gerda; „aber ich weiß nur, daß sie sehr unglücklich ist, vielleicht plagt sie ihn auch, weil sie ihn so arg lieb hat, aber Er! O sieh, ich könnte ihn umbringen, wenn ich sehe, wie er zornig und hart ist gegen meine Elfriede!" Und Gerda war sonst nie zornig oder heftig, sie war überhaupt stiller und sanfter geworden, seit sie so viel zu Elfrieden kam, die oft krank war.

„Ich fragte Gerda nie mehr nach der Schwester, aber bald darauf hörte man, daß sie aufs neue schwer erkrankt sei. Therese ging zur Pflege hinüber, die sonst gar nicht gern in des Schwagers Haus kam, auch der Förster besuchte sie jetzt oft, Dettloff blieb meistens daheim, und man hörte rühmen, daß er die kranke Frau treulich pflegen helfe. — Im Frühling starb sie. Der Förster hatte sich nach dem Tode seiner Frau einen eigenen Begräbnißplatz im Walde umzäunen lassen, er bat, auch die Tochter dort begraben zu dürfen. So trugen sie den Sarg herüber an einem schönen Maimorgen, alle Vögel sangen zusammen, so lustig, als ob's ein Hochzeitfest wäre. Der Sarg wurde von Dettloffs Arbeitern getragen und auf dem grünen Rasen vor dem Forsthause niedergesetzt, sie machten noch Guirlanden von grünem Eichenlaub herum. Therese weinte zum Verzweifeln; Gerda weinte nur leise und flüsterte mir ins Ohr: „o, sie hat vergnügter ausgesehen im Sarge, als an ihrer Hochzeit, und denke, sie hat ihren Mann noch lieb gehabt, o, sie war so glückselig, als er sie pflegte!"

„Vom Forsthaus bis zum Grabe trugen die Jäger den Sarg. Dettloff war mit gesenktem dunklem Antlitz hinter der Bahre geschritten; eh sie sie wieder aufhoben, beugte er sich tief, tief auf den Sarg und rief, nicht laut, aber wie aus der innersten Seele: „o ich habe dich doch lieb gehabt, weiß Gott, ich habe dich lieb gehabt!" Als er sich aufrichtete, trat der Förster zu ihm, bot ihm die Hand und sagte: „wir wollen keinen Groll zum Grabe mitnehmen."

„Im Forsthaus ging es wieder die alten Wege, wenn auch nicht mehr so fröhlich wie vor Zeiten. Therese war gar ein hübsches Mädchen geworden, sie that dem Vater zu lieb, was sie konnte, wenn auch vielleicht ihre schwimmenden Aeuglein sonst noch herumstreiften. Dettloff kam zu Zeiten, aber nicht oft. Gerda und ich waren bald vierzehn Jahre alt geworden, und wenn Therese niemand anders hatte, so hielt sie immer noch zu Zeiten ihre schönen, gefühlvollen Reden an uns. Auf den Hof hinüber kam der Förster und Therese noch einmal, als Elfriedens einziges Töchterlein starb; sie legten es in seiner Mutter Grab.

„Eines Abends kamen wir zwei miteinander vom Berg herunter, da begegnete uns Therese an Dettloffs Arm. Sie wurde etwas roth und verlegen, sagte zum Schwager: „ich will jetzt mit den Kindern zurückgehen," und kehrte mit uns um. Gerda hatte dem Schwager einen trotzigen Haß bewahrt, sie mochte ihn kaum grüßen, und fragte nun vorwurfsvoll: „und

du begleitest ihn noch?" — „O, er ist so einsam, so allein!" meinte Therese schmachtend. — „Mag er's sein!" sagte trotzig Gerda, „hat er's doch nicht anders gewollt." — „Aber du weißt," versetzte Therese entschuldigend, „wie gut er war gegen Elfriede in den letzten Zeiten." — „Was hilft mich das, wenn mich einer ins Wasser stürzt und er zieht nachher meine Leiche noch so sanft ans Land?" rief die unerbittliche Gerda. Therese seufzte und war still.

„Nicht lang aber stand es an, so kam Gerda athemlos zu mir: „du Veronika, denke, Dettloff ist gestern bei meinem Vater gewesen und hat um meine Therese angehalten!" — „O das kann nicht sein!" — „Gewiß, ich hab' es gehört, der Vater aber gab ihm ganz kurzen Bescheid: „mit meinem Willen nun und nimmermehr!" Dettloffs Gesicht war wie die schwarze Nacht, als er vom Vater ging, o, ich würde mich todt fürchten, wenn ich allein mit ihm sein müßte! In der Nacht, wie ich schon zu Bette war, hat der Vater noch lange mit Theresen gesprochen; ich verstand aber nicht was. Sie sagte nicht viel, sie weinte und schluchzte nur bitterlich, noch lange in die Nacht hinein."

„Wir hatten viel zu thun, bis wir in tiefem Geheimniß unsere Vermuthungen und unser maßloses Erstaunen austauschten, daß Therese, die sonst am heftigsten auf den Schwager erbittert war, ihn im Ernst lieben könne. Als wir aber wieder einmal Abends im Wald herumstreiften, da sahen wir plötzlich auf einer verborgenen Ruhebank unter einer Buche, — sie war früher Elfriedens Lieblingsplätzchen gewesen, — Therese und Dettloff sitzen. Therese, die freilich allezeit thränenreich war, lehnte dicht an ihm und weinte wieder einmal ganz zum Herzbrechen; ich hörte nicht, daß er viel gethan hätte, um sie zu beruhigen, er murmelte nur so ein wenig an sie hin. Da brach auf einmal zwischen den Büschen der alte Förster hervor; alt war er geworden seit Elfriedens Tod. Wir zwei Verborgenen zitterten und bebten, und fühlten wohl, daß das keine Scene war für uns. Therese war ganz vernichtet und rief flehend: „ich wollte ja nur Abschied nehmen, nur Abschied nehmen!" Dettloff war aufgesprungen, er kam mir, Gott verzeih mir den Vergleich, fast wie sein großer Wolfshund vor, der nicht wußte, ob er knurren oder beißen, oder davonlaufen solle. — „Komm mit mir heim, Therese," sagte der alte Förster mit erzwungener Ruhe, „gute Nacht, Herr Dettloff." — Wir Zwei schlichen uns verstohlen davon und hatten nicht mehr Lust zu lauschen.

„Bald darauf hieß es, Therese sei Braut; viel Freude kam aber mit

der Brautschaft nicht ins Haus, noch weniger als früher bei Elfriede. Therese war doppelt so zärtlich gegen ihren Vater, der sich's ruhig gefallen ließ. Als sie ihn einmal schüchtern schmeichelnd fragte: „ach, Väterchen, hast du denn gewiß auch gern Ja gesagt?“ — da versetzte er kurz: „frage mich nicht, ich habe Ja gesagt, um größeres Unheil zu verhüten.“ — So thränenreich Theresens Brautstand war, so war sie doch eine ungemein zärtliche Braut; ihre Zärtlichkeit war viel sichtbarer, als einst die der armen Elfriede. Auch versäumte sie nicht, sich für recht schönen Hochzeitstaat zu sorgen; meine Mutter, die früher auch Elfriede bei ihrer Aussteuer berathen hatte, meinte, es sei doch zu hoffärthig für eine Försterstochter, und sehe mehr einem Ballstaat, als einem Hochzeitgewand gleich. Aber wahr ist's, das himmelblaue Atlaskleid mit leichtem Spitzengrund darüber, und der volle Myrthenkranz standen ihr schön, und wenn auch etwas bleich, so war sie doch eine vergnügtere Braut als Elfriede.

„Die Hochzeitgesellschaft war nicht groß und die Vergnüglichkeit war auch nicht besonders, der Förster und der Bräutigam waren beide still, Einer wie der Andere. Wir leichtsinnigen jungen Mädchen freuten uns, daß wir diesmal als rechte Brautjungfern mit Blumen in den Haaren auftreten durften, aber ein gedämpfter Ton lag auf allen. — Als Therese von ihrem Vater Abschied nahm, weinte sie wieder so ganz bitterlich, daß ich in meiner Einfalt denken mußte, warum sie denn doch nicht lieber bei ihm daheim geblieben sei. „Gib mir deinen Segen!“ bat sie, „o Vater, gib mir deinen Segen! Gibst du mir ihn denn auch von Herzen?“ — „Von Herzen, Kind,“ sagte der alte Förster mit unendlich betrübtem Ton; „verhüte Gott, daß ich dir meinen Segen vorenthalte! Geh in Gottes Namen.“

„Einmal sah ich die Therese in einem neuen schönen Gefährt ausfahren mit Dettloff, sie war sehr schön geputzt und sah vergnügt aus, aber die Freude muß nicht lang gedauert haben. Wenn ich Gerda nach ihr fragte, so war sie betrübt und schüttelte den Kopf; herüber kamen sie nicht viel. — Wir zwei Mädchen lebten einträchtig wie immer zusammen, der alte Herr hatte eine unendliche Liebe zu seiner Einzigen, wie er Gerda nannte, auch wuchs aus der schwarzen Walddrossel so ganz allmälig ein hübsches Mädchen heraus, es war wieder eine gute Zeit, aber nicht zu lange. Den Tag über mußten wir hübsch still sitzen bei meiner Mutter und nähen lernen, Abends begleitete ich dann Gerda heim und blieb mit ihr und dem Vater auf dem grünen Rasen, bis der helle Mond herauf kam. Sie

begleiteten mich dann zusammen bis zum Waldrande, und ich hüpfte vollends unsern Berg hinauf. Furcht kannte ich nicht, Gerda aber war immer ein scheues Täubchen.

„Wie wir nun einmal wieder dasaßen am schönen klaren Sommerabend, da brach es durch die Büsche wie ein scheues Wild. Wer aber da hereinflog, verstört und athemlos, das war Therese, in Hut und Shawl, aber alles nur so eilig um sich herumgewickelt. Mit all der Heftigkeit, die unter ihrem sanften Wesen verborgen lag, warf sie sich ihrem Vater um den Hals: „nimm du mich wieder, Vater, nimm dein unglückliches Kind wieder heim! Ich gehe nicht mehr zurück, nein, um keine Welt!"

„Der Förster sah nicht halb so entsetzt und erstaunt aus, wie wir, nur sehr traurig. „Das dacht' ich wohl," sagte er langsam; „komm, steh auf, Therese! Gerda, führe deine Schwester in euer Stübchen. Leg' dich zu Bette, Kind," redete er sanft zu Theresen weiter, „leg' dich zu Bette, du bist so aufgeregt; Gerda, geh mit ihr!" Ich wagte nicht mitzugehen, ich mochte mich nicht rühren, um den alten Mann nicht zu stören, der nur langsam den Kopf hin und her wiegte und murmelte: „das wußt' ich wohl!"

„Nicht lange nachher hörten wir den Wolfshund bellen, und ihm nach kam Dettloff, in großer Erhitzung und stark athmend. „Ist meine Frau hier?" fragte er heftig. — „Ja," versetzte der Förster ruhig, ohne aufzustehen. — „Ich bitte, veranlassen Sie sie mit mir zurückzugehen, ich will den Skandal nicht weiter treiben, den ihre maßlose Heftigkeit schon veranlaßt hat. Sie soll mit mir zurück. Muß ich Ihnen erst mein Wort geben, daß Ihre Tochter nichts zu fürchten hat unter meinem Dach?" fuhr er mit steigender Heftigkeit fort. „Sie wird mich der Härte, der Rauhheit anklagen, aber sie wird verschweigen, wie sie mich gequält hat mit maßloser, grundloser Eifersucht, die schon der Dämon zwischen mir und Elfrieden war! Sie wird verschweigen, welch leidenschaftliche Natur in dieser Taube steckt. — Ich will mein Weib zurück!" schloß er fast drohend und seine Miene ward wie der Wetterhimmel.

„Wir wollen nicht mit einander hadern," sagte der Förster, indem er aufstand, mit der alten traurigen Ruhe. „Ich habe kein Recht mehr dazu, ich bin ein schwacher Vater, ich habe meine armen mutterlosen Kinder nicht schützen können. Sie haben ein Recht, Ihr Weib zu fordern, aber," schloß er mit sichtlich schwerer Ueberwindung, „ich bitte Sie, sie noch hier zu lassen, sie ist krank." — „Kann ich sie sehen?" — „Nicht jetzt." —

„Bruno!“ rief mit schwachem Tone aus dem obern Zimmer Therese, welche die Stimme gehört hatte, „Bruno komm!“ — Gerda kam herunter, ganz bleich und finster blickend. „Therese will dich sprechen,“ sagte sie kurz und trocken zu Dettloff und setzte sich zu ihrem Vater. Dettloff stieg hinauf und blieb lange oben, der Förster sprach in der Zeit nichts, er schüttelte nur hie und da den Kopf.

„Therese ist wirklich krank,“ sprach Dettloff herabkommend, „ich will heute noch den Arzt schicken und morgen wieder nach ihr sehen.“ Er entfernte sich mit stummem Gruß; wir gingen hinauf zu der Kranken, die in starkem Fieber lag und Dettloffs Namen abwechselnd mit heftigen Vorwürfen, dann wieder mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit rief.

„Therese verließ ihres Vaters Dach nicht wieder. Das Fieber war ein hitziges, dann wurde es ein schleichendes; sie stand nicht mehr vom Bette auf. Dettloff kam fast täglich sie zu besuchen, sie erwartete ihn mit ängstlicher Sehnsucht, — es kam kein Wort des Vorwurfs mehr über ihre Lippen, sie schaute ihn glückselig an, wenn er kam, und ließ seine Hand nicht los bis zum Abschied. — Es dauerte nicht zu lange. Es war Frühling gewesen, als sie kam; in den ersten Herbsttagen stand wieder ein Sarg auf dem grünen Rasen. Diesmal reichten sich der Förster und Dettloff keine Hand, stumm und gesenkten Hauptes geleiteten sie die Bahre. —

„Es folgte eine traurige Zeit und ich mußte mich oft recht besinnen auf die fröhlichen Tage, die wir sonst im Forsthause gehabt. Der Förster kam einmal zu meiner Mutter, um mit ihr wegen Gerda zu reden. „Sie sollten das Mädchen ein wenig hinaus thun, Herr Huber,“ meinte meine Mutter; „sie hätte noch manches zu lernen, und es ist wohl auch besser, sie lernt das Leben außer dem Walde kennen.“ — „Sie haben recht, Frau Pfarrerin,“ antwortete der Förster, „bei mir ist's gar zu traurig für das Kind, und — vielleicht hätt' ich meine Mädchen noch, wenn sie Leute und Leben besser gekannt hätten, als in unsrer Einsamkeit. Gerda hat eine vornehme Tante. Wir standen sonst in keinem Verkehr, — aber sie schrieb mir nach dem Tode meiner zweiten Tochter; ich könnte mich entschließen, sie zu bitten, meine Gerda für einige Zeit aufzunehmen.“ — „Thun Sie das, Herr Förster; aber sie werden sehr allein sein.“ — „Sehr! Aber wer weiß, ob ich nicht auch einsam würde, wenn ich das Kind dabehalte.“

„So kam denn Gerda zu der vornehmen Frau Tante. Da ich so sehr das Heimweh nach ihr hatte, beschlossen die Eltern mich hieher zu thun,

wo meine Großmutter lebte, die mich sehr lieb hatte. Da lernte ich denn allerlei: Kleidernähen und Putzmachen, ein bischen Französisch und sogar Tanzen. Bei der Großmutter war ich sehr gern, aber es fiel mir schwer, daß ich nicht wie daheim frei in der schönen Gegend herumstreifen durfte.

„Im Herbst kam ich nach Hause, da mein Vater viel unwohl war. Gerda war noch fort. Ich besuchte gar manchesmal den einsamen Mann im Forsthause, und er kam oft zu uns herauf ins Pfarrhaus. Mein Vater hatte einen Vikar nehmen müssen; er hieß Heller und war nur ein Bauernsohn aus der Nachbarschaft, aber auf seine Züge und in seine Seele hatte der Herrgott selbst den Adelsbrief geschrieben. Er zeichnete sehr schön und gab mir Unterricht. Abends brachte er immer etwas zum Lesen, — der Winter wurde mir gar nicht lang, obgleich Gerda nicht da war.“ —

Es schien Natalien, als ob die Stimme der Fräulein Veronika stocke, die seither fast ohne Unterbrechung fortgesprochen hatte. Sie schob das langherabgebrannte Licht hinauf, stellte eingemachte Früchte auf den Tisch und fragte: „aber Kind, ich komme da so lang, so lang ins Schwatzen, es wird dir doch langweilig, willst du nicht jetzt zu deiner Tante?“ — „O nein, nein,“ versicherte eifrig das junge Mädchen, „es vermißt mich niemand. Bitte, bitte, fahren Sie fort!“ — „Wie das so kommt,“ sagte Veronika, „ich wollte dir's nur so in der Kürze erzählen, aber wie ich nun wieder hinein komme, wird mir alles lebendig, als ob's heut geschehen wäre.

„Im Frühling starb Gerda's Tante und sie kam wieder zurück, wie ausgetauscht, die lustige Walddrossel. Ich sage dir, wie eine Prinzessin war sie, so fein und schön, aber ihre wunderschönen veilchenblauen Augen blickten noch so treuherzig wie immer, und wenn sie gleich ganz hochdeutsch sprach, so war doch, was sie sagte, gut und lieb; es war die alte, getreue Gerda noch.

„Natürlich kamen wir Mädchen jetzt oft und oft wieder zusammen, es war ein neues Leben im Waldhause aufgewacht, auch der Förster verjüngte sich mit seinem Kinde. Der Vikar begleitete mich gar manchmal hinunter oder holte mich ab. Er war erstaunlich besorgt, daß ich nicht allein nach Hause gehen dürfe; — ach, ich wußte so wohl, was ihn hinunter ziehe! Der Mensch war wie verzückt, seine Predigten wurden immer schöner und feuriger, daneben schrieb er aber auch eine Menge Verse, die nicht ins Gesangbuch gehörten.

„Gerda schien es nicht zu merken, daß sie ihm als ein neuer Stern

aufgegangen war. Sie war stiller geworden als ich, sanfter, zurückhaltender, aber doch heiter und kindlich dabei. Der Förster wollte Staat machen mit seiner schönen Tochter, er ging mit ihr auf Maienfeste, Bälle und Landpartieen rings in der Gegend. Ich durfte manchmal auch mit, Gerda wollte nicht ohne mich gehen und die Mutter war nachsichtig. Da traf sie denn auch einmal wieder mit Dettloff zusammen, der seit Theresens Tod nie mehr ins Forsthaus gekommen war. Er grüßte sie mit wenig Worten und bot ihr die Hand, die ihrige zitterte, als sie sie in die seine legte, und sie war blaß und befangen. Von da an kam er je und je wieder ins Forsthaus, so einsilbig wie er immer gewesen. Viel Ermuthigung fanden seine Besuche bei dem alten Herrn nicht.

„Gerda und ich hatten uns so lieb wie früher und doch war mir's oft, als stehe ein Schatten zwischen uns. Ich traute meinem eigenen Herzen nicht recht und meinte oft, es kränke mich, daß sie dem Heller so viel besser gefalle als ich, und das war doch so natürlich.

„Einmal war ein gar schöner, milder Abend, so recht ein Abend, wo Herzen aufgehn. Ich saß mit Gerda an unserem allerliebsten Plätzchen, in einem Waldthälchen auf einer kleinen Brücke, unter der ein verstecktes Bächlein hinrieselte. Heller hatte mir sein Herz aufgeschlossen, seine unendliche Liebe für Gerda, und mich gebeten, seine Fürsprecherin zu sein, ich suchte nur nach dem rechten Augenblick.

„Wie schön ist's hier!" sagte Gerda leise und innig, nachdem wir lang in tiefen Gedanken ganz still dem Wasser nachgeblickt; „o ich möchte mein Lebenlang nicht weg von hier!" — „Das kannst du noch nicht wissen," entgegnete ich scherzend, „an welchem Ende der Welt dein Hüttchen gebaut ist!" — „Das steht schon lange," sprach sie ruhig und bestimmt und sah mir voll in die Augen. — „Wo, o sage, wo?" rief ich fast ängstlich in banger Ahnung. — Sie deutete mit der Hand hinauf nach der Gegend, wo der Buchhof lag, ganz still, wieder mit dem seltsamen, wehmüthigen Lächeln. — „O, ich bitte dich, das ist nicht dein Ernst!" sagte ich erschrocken; „wer könnte dich dazu zwingen?" — „Gewiß niemand," versetzte sie leise und mit derselben Ruhe; „ich fürchte eher, ich werde es am Ende erzwingen müssen."

„Ich war jung und warmherzig, achtlos auf Klugheit und äußere Rücksichten, so goß ich denn mein volles Herz bei ihr aus. Ich erinnerte sie an die traurige Ehe ihrer Schwestern, an ihren frühern Widerwillen

gegen Dettloff, an ihre heißen, bittern Klagen über ihn und beschwor sie, von dieser undenkbaren Idee abzustehen. Sie blieb unbewegt, sanft, fast traurig, aber fest. „Ich kann nicht anders; — und er hat gewiß nicht umsonst so viel gelitten," war ihre ganze Antwort.

„Aber weißt du," rief ich außer mir, sicher, daß ich damit die Sache entscheide, „weißt du, welch edles Herz dir eine erste, reine, unentweihte Liebe zu Füßen legt, eine Zukunft voll Friede und Freude? Weißt du, daß Heller dich liebt?" — „Das thut mir leid," sagte sie wehmüthig, „ich hatte das nicht gewollt und hatte mir's anders ausgedacht. Doch," fügte sie heiterer hinzu, „er wird ja nicht daran sterben; man stirbt nicht mehr an der Liebe heutzutage. Mit mir ist's nichts, ich muß dem Zuge meines Herzens folgen." — Was sollt' ich thun? Ich war nicht überzeugt, o gar nicht, aber ich wollte ihr nicht das Herz noch schwerer machen, ihr war selbst bange, wie es ihr Vater aufnehme.

„Ach sieh, Gerda, ich will dich nicht betrüben," fing ich noch einmal an, „glaubst du denn, daß du glücklich mit ihm werden wirst?" — „Das weiß ich nicht," entgegnete sie einfach, „aber ich weiß, ich wäre noch viel, viel unglücklicher, wenn ich nicht die Seine würde."

„Mir war das Herz unbeschreiblich schwer, ich bat sie endlich um Erlaubniß, es meinen Eltern sagen zu dürfen, sie hatte zu Beiden, besonders zu meinem Vater, ihrem Religionslehrer, großes Vertrauen und gab es zu. Aber auch seine Vorstellungen glitten machtlos ab. „Ich weiß nicht, ob es mein Glück ist," blieb ihre stete Antwort, „aber ich weiß, daß ich nicht anders kann." —

„So versprich mir wenigstens, mein theures Kind, daß du nichts ohne Wissen und Willen deines Vaters thust," bat sie mein Vater, „und das Eine, Kind: daß du recht von ganzem Herzen dein Geschick in Gottes Hand legst. Glaubst du?" fragte er sie, „daß der Bund deiner Schwestern wirklich im Aufsehn auf Gott geschlossen wurde?" — Gerda schüttelte traurig den Kopf. „Ich glaube kaum," meinte sie leise, „obwohl Elfriede gut und fromm war, auch Therese. Aber der meine soll es werden!" setzte sie freudiger hinzu, „so wird uns auch der Segen nicht fehlen. O lieber Herr Pfarrer, ich möchte so reich an Frieden und Segen werden, daß ich ihn ihm bringen könnte!"

„Man mußte sie ihre Wege gehen lassen. Der arme Heller sah sich die Augen fast blind nach ihr, noch manch anderes junges Blut hätte gern

geworben um des Försters einziges, schönes Töchterlein, sie sah es nicht. Sie wollte auch nicht mehr tanzen, so heiter sie sonst sein konnte; es mache ihr Brustschmerzen, sagte sie. So traf sich's, daß sie und Dettloff bei ländlichen Ausflügen meist beisammen saßen, — ein seltsames Paar — sie, wie der lichte blühende Frühling, — er, wie ein recht dunkler, trüber Herbsttag. Ich hatte einmal ein Bild von Pluto und Proserpina gesehen, das fiel mir immer bei den Beiden ein.

„Weder Dettloff, noch Gerda hatten recht den Muth, mit dem Vater zu reden. Es scheint, dem Förster gingen selbst die Augen auf und er sprach mit Gerda. Sie war von Kind auf sein verzogener Liebling gewesen, diesmal aber sprach er mit dem ganzen Ernst des Vaters und erklärte ihr fest, daß er nun und nimmermehr in diese Verbindung willigen werde. „Es ist genug an Zwei!" rief der alte Mann im Ton des tiefsten Jammers. — „Aber lieber Vater, wenn er an den Beiden gefehlt hat, vielleicht möchte er's an mir wieder gut machen!" sagte sie mit schmeichelndem Ton, „laß es uns versuchen, ob wir's nicht verstehen miteinander glücklich zu werden!" — „Nun und nimmermehr," sprach aber der Förster in eisenfestem Ton, „und du meine Letzte und Einzige, nicht wahr, du wirst mir nicht ungehorsam?" setzte er dann wieder so innig bittend hinzu, daß Gerda in Thränen zerflossen an seinem Halse hing und ihn versicherte: „nie, nie wolle sie ihn betrüben."

„Sie erzählte mir das an einem der nächsten Abende. „Ich gehorche meinem Vater," sagte sie traurig ergeben, „aber diesen Abend noch mußt du mich in den Wald begleiten, wo ich mit Dettloff reden muß. Ich habe dem Vater versprochen, ihn nie mehr allein zu sehen, aber sehen muß ich ihn noch einmal. Ich muß ihm alles sagen, ich allein, der Vater will ihm schreiben, da könnte alles zu schlimm werden, er ist so heftig. Aber gehe du mit mir, daß ich dem Vater nicht zu ungehorsam bin." —

„Wir gingen zusammen, sehr still, Gerda fröstelte, obschon sie gegen ihre Gewohnheit einen Shawl umgenommen hatte und der Abend mild und schön war. Wir kamen an das Lieblingsplätzchen im Thal, da sahen wir Dettloff unten ungeduldig hin und her gehen. Ich wollte mich zurückziehen. „Ich will allein hinunter, aber bleib nicht zu weit weg, liebe Veronika, nicht wahr?" bat Gerda mit einer seltsamen Aengstlichkeit, die mir fast unheimlich war, aber sie war ja immer furchtsam gewesen. „Bleib hier," bat sie, „da siehst du uns und hörst uns nicht!"

Sie ging hinunter, er kam ihr entgegen, sie gab ihm die Hand und setzte sich mit ihm auf die Brücke — ich vergesse das Bild nie: sie im himmelblauen Kleide und weißen Shawl, ohne Hut, in den lichten goldbraunen Haaren; daneben seine dunkle Gestalt, dazu der lichte Abendhimmel, die dunkelgrünen Erlen, die den Bach begrenzten, — es war mir damals wie ein Traum, und doch sehe ich sie heute noch.

„Sie sprach zu ihm geneigt leise, angelegentlich, wie bittend; seine Stimme wurde immer leidenschaftlicher, lauter. Von unwiderstehlicher Angst getrieben kam ich näher, ohne daß er mich bemerkte, — mein innerstes Herz erbebte vor der maßlosen Heftigkeit der Vorwürfe, mit denen er sie überschüttete: sie war's, die sich von ihm losriß, sie hatte längst ihr Auge auf Jüngere, Schönere geworfen! Da mußte nun der Vater dazu herhalten, der ihm die Andern wahrlich nicht schwer gemacht hatte! Ich könnte nicht wiederholen, was ich dort gehört; nie hatte ich einen Menschen in solcher Wuth gesehen, und nun erst begriff ich, warum die Schwestern gestorben, warum diese Natur zerstörend wirken mußte! — Warum ihn aber Gerda liebte — das, Kind, habe ich nie begreifen lernen, in den vierzig Jahren nicht, die nun dazwischen liegen! —

„Gerda war still, sie zitterte wie ein Espenlaub. „Du thust mir Unrecht," sagte sie endlich leise. — Ich wollte keinen neuen Ausbruch abwarten, ich trat rasch näher und sprach: „Komm mit mir, Gerda!" — Ich weiß nicht, ob er Lust hatte, auch mit mir anzubinden — ich hätte ihn nicht gefürchtet, das weiß ich gewiß — aber er faßte sich mühsam, als er Gerda ansah, die todesbleich und dem Umsinken nahe war. „Du bist unwohl, soll ich dich führen?" fragte er kurz. — „Danke, mir ist recht wohl, gute Nacht," sagte sie sanft, in einem Ton, o ich hätte Blut weinen können! — Dettloff blickte uns nach, so lang er uns noch im Walde sah, und Gerda nahm sich zusammen, fest zu gehen. Aber ihr Schritt wurde wankender, ich fürchtete, ich bringe sie nicht nach Hause, wir sprachen kein einziges Wort. Doch geleitete ich sie langsam, langsam endlich bis auf den Rasenplatz und ließ sie auf die Bank nieder, da — brach ein Strom Blut aus ihrem Munde.

„Der Förster war abwesend im Wald, ich brachte die Kranke zu Bett und sandte nach dem Arzt. Der verordnete einiges, empfahl äußerste Ruhe und meinte mit bedenklichem Achselzucken: „ja, ja, die älteste Schwester starb an der Auszehrung — ist, scheints, in der Familie." — Ich schickte den

Jägerburschen hinauf, um meinen Eltern sagen zu lassen, daß ich im Forsthaus bleibe, dem Förster sagte ich, als er nach Hause kam, sie habe sich bei dem Waldspaziergang erkältet.

„Nach einigen Tagen erholte sie sich etwas. Sie war wieder ganz heiter und bemerkte lächelnd zu mir: „nicht wahr, wie ich ein dummes ängstliches Ding bin? Es war gar nicht bös gemeint von Bruno, er ist nur so heftig und niemand um ihn, der sein leidenschaftliches Wesen zügeln könnte. Das war aber auch gar nicht schuld; ich hatte vorher schon Brustweh." Ich war jung und hoffnungsreich und glaubte gern das Beste, ihr Vater aber täuschte sich nicht mehr.

„Bruno hatte vom Arzt Gerda's Erkranken erfahren; er sandte herüber, um nach ihr fragen zu lassen. Ich und der Vater waren bei ihr, als der Diener seinen Auftrag ausrichtete. „Geh nur hinunter, du bekommst gleich Antwort," sagte sie freundlich zu dem Menschen. Als er fort war, nahm sie des Vaters Hand in ihre beiden schmalen weißen Hände und blickte ihn so innig bittend an: „Vater, lieber Vater, erlaubst du nicht, daß er uns einmal besucht? Ich will nichts weiter, gewiß nichts! Aber er ängstet sich um mich, da möcht' ich ihm gern zeigen, daß es gar nichts zu bedeuten hat." — Der Vater sah mit tiefer Wehmuth in ihre Augen, in denen er schon das Todeslichtlein brennen sah, — er konnte ihr nichts mehr verweigern. „In Gottes Namen, Kind," erwiderte er ergeben; er legte jetzt schon im Herzen sein Kind ins Grab. —

„Und Dettloff kam; er kam wöchentlich, er kam am Ende täglich — niemand wehrte es ihm. Gerda erstarkte nicht wieder, die Anfälle kamen selten, aber ihre Gesundheit kam nicht mehr. Doch war sie immer hoffnungsreich, sie hoffte von einem Tag zum andern, von einer Woche zur andern. Die Mutter gestattete mir, daß ich ganz um sie bleiben durfte, und die Zeit dieses Beisammenseins ist die schönste Erinnerung meines Lebens, so traurig sie war.

„Die arme Gerda hatte wenig Schlummer und erwachte immer matter als sie sich niedergelegt hatte. Der Morgen brachte ihr wieder etwas Kraft, da mußt' ich sie ankleiden und auf den Stuhl ans Fenster setzen, und dann blickte sie hinaus, bis sie Dettloff kommen sah. Der Förster und ich waren ihm freilich nicht hold, aber wie konnten wir ihm noch böse sein, wenn wir sahen, wie die matte Blume auflebte, sobald sie nur seinen Tritt hörte, wie ihr Auge leuchtete und das alte süße Lächeln auf ihre Lippen trat, sowie

er ins Zimmer kam. Was sie zusammen gesprochen, wenn sie allein waren, weiß ich nicht; in meiner Gegenwart, obgleich sie ihnen keinen Zwang anlegte, sprach er so wenig wie immer und nichts Bedeutendes, und wieder und wieder mußt' ich mich besinnen: warum, ach warum denn muß sie ihn so lieben?

„An Sorge und Aufmerksamkeit für sie war er unerschöpflich. Er sandte ihr einen bequemen Krankenstuhl, in dem sie sich an schönen Tagen auf den Rasen tragen lassen konnte; er brachte ihr Blumen, Orangen, alles, was sie erquicken konnte, und es erquickte sie alles, was von ihm kam. Wenn ihre Leiden nicht zu heftig wurden, war sie immer heiter. Ihre blühende Gestalt zerfiel und magerte ab, ihr Gesicht aber blieb lieblich, fast bis auf die letzte Stunde, das siehst du an dem Bilde, das Heller noch in ihren letzten Lebenstagen zeichnete.

„Dettloff wußte von Anfang, daß keine Hoffnung war, sie aber dachte an kein Sterben. Sie war so glücklich, daß ihr Vater und ihr Geliebter im Frieden mit einander verkehrten, obwohl ihm der Förster meist auswich. Sie glaubte, daß alles gut gehen werde und machte Pläne auf Frühling und Sommer. Weder Dettloff, noch sie hatten mehr mit dem Vater gesprochen; die Männer verstanden sich schweigend, daß hier nichts mehr zu gewähren und zu verweigern sei als das Recht, dies kurze Leben noch zu erheitern, so lang es möglich war.

„Dettloff ließ seine Zimmer neu tapeziren, ließ Rosenhecken und Blumenboskete in seinem Garten anlegen, — ihr Gesicht strahlte vor Freude, wenn er ihr von neuen Verschönerungen erzählte, — er wußte wohl, daß ihr Fuß sie nie betreten werde.

„Der arme Heller hörte nur durch mich von der Blume, nach der sein Herz begehrte; er wußte, daß sie im Leben oder Sterben für ihn verloren war, doch hörte er mit Begier alles, was ich ihm von ihr erzählte. Er besuchte je und je den Förster, der ihn sehr lieb hatte, Gerda sah er nie, da sie die Krankenstube nicht mehr verließ.

„Der Winter ging, der Frühling nahte, auf den die Kranke mit so sehnsüchtiger Hoffnung wartete, — sie verfiel mehr und mehr, aber niemand wagte, mit ihr vom Sterben zu reden. Mein Vater besuchte sie oft, aber der Förster bat ihn immer: „o, ja kein Wörtchen vom Tod! Sie muß geschont werden!“ Und sie selbst, so gern sie den alten Freund empfing, wich allem aus, was dahin führen konnte. Der Vater fügte sich anfangs,

später, als der Tod näher und näher rückte, hielt er es für Pflicht, sie darauf zu leiten, — aber er wurde selbst leidend und konnte sie nicht mehr besuchen. Von uns allen hatte keines den Muth, ihre fröhlichen Hoffnungen zu zerstören.

„Da, mit den ersten Schneeglöckchen, mit den süßen, milden Frühlingslüftchen, die jedes Herz zum Leben und zur Freude locken, kam an Gerda's Herz der Frühlingsgruß aus einer andern Heimat. Er kam ihr nicht von Menschenmunde — die Gewißheit, daß sie nicht mehr zum Erdenleben berufen sei, und die selige Hoffnung, die über alles Erdenhoffen geht, kamen ihr mit einemmale, — der Herr selbst hatte zu ihrer Seele geredet. „Du hörest sein Rauschen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt!" — Sie brauchte unseres Trostes nicht mehr, ihre Leiden wuchsen, aber sie war selig in Hoffnung. Sie ließ meinen Vater bitten, ihr das Abendmahl zu reichen; er war krank. So war es Heller vergönnt, ihr, der er im Leben nichts sein durfte, den letzten seligen Trost zu bringen, von ihren eigenen Lippen das freudige Bekenntniß des Glaubens zu vernehmen, der ihr so herrlich durch das Thal der Schrecken half. Sein Antlitz war wie verklärt, als er von ihr ging.

„Ihr freudiger Muth verließ sie nicht bis zur letzten Stunde; sie nahm von allen innigen, liebevollen Abschied, ihr Ende war nicht ohne Kampf, aber es war ein seliges. Die Lerchen sangen und jubelten, die ersten Waldvöglein versuchten ihre Stimmchen, und der Rasen glänzte in frischem Grün, als wieder ein Sarg vor dem Försthause stand, ganz bedeckt mit den schönsten Blumen. Alles kam von nah und fern, um die schöne Waldblume zu Grabe zu geleiten, — sie hatte ihr Loos in Gottes Hand gelegt und Gott hatte es wohl gemacht."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Veronika schwieg in tiefer Bewegung, die alte Zeit war so mächtig in ihr geworden. — „Und Dettloff?" fragte endlich Natalie, die, des eigenen Leids vergessend, in tiefer Spannung zugehört hatte.

„Er ist todt," sagte Veronika ernst, „Gott allein weiß, ob der unerklärliche Zauber, der ihn so anziehend und so unheilvoll machte, sein Unglück oder seine Schuld war. Er hat nicht mehr geheirathet, obwohl es noch viele gab, für die er die Anziehungskraft hatte, die mir immer ein Räthsel geblieben ist. Man hat wenig von ihm gehört. Ob ihm Gerda's Tod zum Segen geworden, weiß ich nicht. Gott allein kennt die Herzen."

„Und Sie selbst und Heller?“ fragte etwas schüchtern das junge Mädchen. — „Wenn man jung ist, ist das Leben und das Herz noch nicht so vielfältig zusammengesetzt, wie in spätern Tagen,“ versetzte Veronika mit einigem Zögern. „Man lebt und liebt und leidet voll und ganz. Ich darf wohl sagen, daß Gerda's Krankheit und Tod all meine andern Gedanken und Träume zurückgedrängt hatte; und zudem, ich hatte ein stolzes Mädchenherz, das keine unerwiderte Liebe hegen wollte.

„Hellers Liebe zu Gerda schien mir nun durch ihren Tod verklärt, so heilig und geweiht, — etwas für's ganze Leben. Ob er auch so gedacht, — ich weiß es nicht gewiß; er war ein Mann von sehr zartem Gefühl und hätte wohl kaum gewagt, mir ohne Ermuthigung ein Herz zu bieten, von dem ich wußte, daß es zuvor einer Andern gehört. Er wurde Missionär. Eh er ging, sagte er etwas wie eine Frage, ob er wieder kommen dürfte, um eine Gehülfin zu holen, wenn er ihr erst die Wege geebnet habe? — Er konnte errathen, daß die Antwort nicht Nein sein würde. — Er kam wieder, krank und erschöpft zum Tode. Er lag drüben in seinem Heimatdorf in einem armen Bauernhause. Mein Vater war gestorben, die Mutter aber lebte noch, und wir besuchten ihn oft und viel; er starb so selig, wie einst Gerda. Mir ist die Erinnerung an seine letzten Tage ein Besitz für's Leben geblieben. Ein reiches und volles Leben kann sich in wenige, kurze Tage drängen, ich darf nicht klagen, daß ich verkürzt sei an meinem Antheil ans Leben.

„Ich zog mit meiner Mutter hieher zu der Großmutter. Die Mutter starb bald, die Großmutter aber durfte ich noch lange Jahre pflegen und lebte mit ihr in großer Stille. Die Jugend lag weit, weit hinter mir, als ich mich allein und unabhängig befand, — ich hatte es nicht bemerkt, wie sie floh. Ich glaube, ich hatte meine Jugend, was man so nennt, schon in Gerda's Sarg gelegt. Aber mein Leben, so einsam es scheint, hat sich noch freundlich für mich gestaltet, — ich habe noch immer jemand gefunden, dem ich beistehen, den ich trösten, mit dem ich mich freuen kann. Es muß auch Zuschauer geben bei dem Schauspiel des Lebens. Am Sylvesterabend schlage ich jedesmal ein Kapitel aus der Vergangenheit auf, diesmal hast du es mit mir lesen müssen, mein Kind.

„Den Förster habe ich noch einigemale besucht, aber er hat nicht lange mehr gelebt. Er wurde bei seinen Kindern begraben und hat vor seinem

Tode gebeten, daß der kleine Begräbnißplatz im Walde nicht weiter benützt werde. Das gab sich von selbst. Der neue Förster zog in die Stadt, und das Forsthaus im Walde steht allein. Allein im Walde steht auch der grüne Platz, wo die Gräber sind. Es ist kein Stein darauf, nur Rosen und dunkelgrüner Epheu haben fast alles überwachsen. Eine Hecke von wilden Rosen schließt das stille Plätzchen ein, und die hohen Eichen ringsum sind die Wächter der Gräber."

Es war sehr spät geworden, die Uhr war nahe zu Zwölf gerückt, und stille war's in dem Stübchen, ganz still. Die Beiden waren jedes in seine eigenen Gedanken versunken. Natalie hatte über der Erzählung von lange begrabenem Lieben und Leiden beinahe vergessen, was sie heute aus dem Kreis der Fröhlichen ausgeschlossen und was sie später so bekümmert hatte.

„Und glauben Sie denn," fragte sie endlich wieder mit unsicherem Tone, „daß Dettloff wirklich durch besondere Mittel auf die armen Schwestern gewirkt?" — „Nein, nein, Kind," sagte traurig Veronika, „es gibt noch Räthsel im Menschenherzen, geheimnißvoller als alle Zauberkräuter —." — „Guten Abend, meine Damen!" tönte da eine wohllautende männliche Stimme. Natalie fuhr auf, tiefe Glut ergoß sich über ihr Gesicht, das war ja die Eine Stimme! Und wie kam er hieher?

Professor Normann, der überraschende Gast, wandte sich zuerst mit höflicher Entschuldigung an Veronika. „Wir wollen nicht gerne das alte Jahr schließen, ohne Fräulein Natalie, die in so räthselhafter Weise verschwunden war," sagte er; „nun bin ich seit bald einer Stunde auf der Entdeckungsreise begriffen, bis mir endlich eine mitleidige Magd auf die Spur geholfen." — „Aber Melanie hätte es sicher wissen können," bemerkte Veronika, nur um etwas zu sagen, denn sie kannte Natalie gar nicht wieder, die in maßloser Befangenheit und Verwirrung dastand. — „O Fräulein Melanie ist diesen Abend unzurechnungsfähig," meinte Normann mit leichtem Lächeln; „einer der anwesenden Studenten hat eine neue Species von Hund, über den und seine Dressur sie außer sich ist."

„Da hat's keine Gefahr!" dachte Veronika und brachte Natalien, die noch immer fassungslos war, Hut und Mantel. Sie ahnte nicht, was das Mädchen bewegte und ihr zur Qual machte, was sie sonst so beglückt hätte. Dieses angelegentliche Suchen, diese gänzliche Gleichgültigkeit gegen Melanie, die sichtliche Freude, mit der er sie gefunden, — was konnte das anders

sein als Wirkung des Zaubermittels, das er ohne ihr Wollen, doch nicht ohne ihr Wissen durch sie erhalten! Und sie, ein Mädchen, hatte auf so unheimliche Weise einen Mann an sich gezogen! O, sie hätte in die Erde sinken mögen, ihr graute vor sich selbst.

Veronika fielen so abenteuerliche Vermuthungen gar nicht ein, sie begriff Natalie immer noch nicht. „Geh, Kind, laß den Herrn Professor nicht zu lang warten," ermahnte sie, „so groß die Ehre meinerseits auch ist, einen so seltenen Gast zu haben. Es schlägt sonst Zwölf, ehe ihr zur Tante kommt, und du kommst ganz um den Bischof." — „O der Bischof!" sagte lachend der Professor, während Natalie bei dieser Erwähnung noch tiefer erglüht war, „da ist Ihnen eine furchtbare Katastrophe erspart geblieben, Fräulein Natalie! Wissen Sie, daß Ihre Tante dies edle Getränke, um es für den rechten Zeitpunkt zu sparen, in den Ofen gestellt hatte? Das aufmerksame Dienstmädchen aber heizte für mehrere Personen, hatte die Terrine einen Riß, ich weiß es nicht, — genug, der Boden sprang aus mit einem Knall und nicht ein Tropfen des edlen Getränkes, das zischend über den Ofen floß, konnte gerettet werden."

„Gottlob!" seufzte Natalie unwillkürlich aus tiefster Brust, ihr war eine Welt vom Herzen gefallen. Leicht und rasch schlüpfte sie in den Mantel und fragte nur noch schüchtern: „aber daß gerade Sie sich bemühten?" — „Ich habe von Ihrem Vater Erlaubniß erhalten," sagte er halblaut, indem er ihr den Pelz umlegte, „ich wagte ihm heute einen Brief zu senden, den er mir gütig versprach bei seiner Tochter zu befürworten."

Und das alte Leid und die neue Sorge waren vergessen, als Natalie sich auf den starken Arm lehnte, der sich ihr bot, und halb die Augen erhob zu dem edlen Gesicht, das sich zu ihr neigte. Wie eine begnadigte Sünderin fühlte sie sich, so selig, so demüthig. Fast hätte sie vergessen, ihrer alten Freundin gute Nacht und ein glückliches Neujahr zu wünschen, wenn ihr Begleiter nicht aufmerksamer als sie gewesen wäre.

„Gute Nacht, liebes Kind, schöne Träume und ein glückseliges Neujahr!" rief ihr Veronika nach, und sie blieb allein, allein mit ihren Bildern, ihren Briefen und mit all ihren Erinnerungen. —

Da schlug es Zwölf. Sie blickte hinab auf die mondhelle Straße, dort wandelte noch das junge Paar in angelegentlichem Flüstern. Veronika sah ihnen lächelnd nach und murmelte vor sich hin:

„Ich war auch jung und bin jetzt alt,
Der Tag ist heiß, der Abend kalt,
Sind euch die Blumen eben recht,
Sind mir sechs Bretter auch nicht schlecht!"

Jetzt erscholl die volle Choralmusik vom Thurme, die alten herrlichen Töne, die der Seele eine Ahnung ewiger Jugend geben. Sie schaute auf zum Sternenhimmel und fühlte in seliger Gewißheit, daß ihr das Licht von oben klarer aufgehe, je mehr die Erdenlichter erbleichen. Sie schloß ihr Fenster, sie verwahrte ihre Bilder und Briefe, und lange noch blieb sie wach, bis sie endlich einschlief mit der leisen Bitte:

„Herr, führ' durch alles uns zur Ruh
Und unverrückt dem Himmel zu."

Der Gesandte des Sultans.

Eine Geschichte aus Niedersachsen

von

Eduard Ziehen.

1.

Die neueste Zeitung in der Rechten und die dampfende Pfeife in der Linken saß Gottfried Rüdiger, Rector in der kleinen Provinzialstadt Elmenau, nach vollbrachtem Tagewerk in seiner Studirstube und las mit großer Aufmerksamkeit einen langen Bericht des Times-Correspondenten aus dem Lager vor Sebastopol. Da ein Rector in einem niedersächsischen Städtchen ungeachtet seiner klassischen Bildung und seines stolzen Titels nur der Vorsteher einer Bürgerschule ist und sich demnach jahraus, jahrein damit abquälen muß, der wilden Jugend Elementar- und Realkenntnisse einzubläuen, so ist es sehr natürlich, daß er sich durch irgend eine Liebhaberei die nicht seiner schweren Berufsarbeit gewidmeten Stunden zu versüßen sucht. Das Steckenpferd des Rectors Rüdiger, eines robusten Fünfzigers mit vollem, rothem Gesicht und starken braunen Haaren, war die Politik, und seit dem Ausbruch des orientalischen Krieges hatte er sich tagtäglich so ungemein eifrig mit den Plänen, den Zwecken, den Verhältnissen und den Positionen der kriegführenden Mächte beschäftigt, daß sich im ganzen Orte niemand befand, welchem so viele Detailkenntnisse in Bezug auf die orientalische Frage zu Gebote standen.

Unglücklicherweise aber hatte er sich im Laufe seiner Studien in eine Ansicht hineingearbeitet, welche weit und breit niemand theilte. Er hielt es weder mit den Alliirten, noch mit den Russen. Diesen war er deßhalb nicht gewogen, weil sie, wie er sagte, ganz Europa in ein „slavisches Soldatenreich" umzuwandeln gedächten; den Alliirten gönnte er noch weniger Gutes,

weil er gegen zwei von den drei verbündeten Nationen ein starkes Vorurtheil hegte — gegen die Franzosen und gegen die Türken. Der Groll gegen die ersteren schrieb sich noch aus der Zeit des ersten Kaiserreichs her, wo Rüdigers Eltern durch Truppendurchmärsche, Einquartierungen und Contributionen schwer geplagt worden waren; der Sultan nebst allen seinen Türken aber war ihm ein Gräuel. Daß eine nichtchristliche Nation im neunzehnten Jahrhundert ein bedeutendes Stück von Europas Boden inne habe, war seiner Meinung nach eine „haarsträubende Anomalie,“ und daß sich zwei christliche Nationen und namentlich das „Volk der Zukunft“ — wie er die Engländer nannte — mit solchen „asiatischen Barbaren“ verbündet hatten, war ihm schier unbegreiflich.

Bei solchen Ansichten war es sehr natürlich, daß Rüdiger täglich den grimmigsten Aerger hinunterschlucken mußte, da sich die meisten Zeitungen, welche er in die Hand bekam, mit großer Wärme für diejenigen aussprachen, welche er am wenigsten leiden konnte, und sämmtliche Honoratioren des Städtchens ihm gegenüber die in den verhaßten Journalen entwickelten Ansichten hitzig vertheidigten. Von Natur rechthaberisch, eigensinnig und intolerant gegen die Fehler und Mängel Anderer, hatte Rüdiger schon früher manche unangenehme Auftritte mit den Bewohnern des Städtchens gehabt und sich bei vielen verhaßt gemacht; durch die Geringschätzung, womit er jeden behandelte, welcher mit ihm über die orientalische Frage debattirte, entfremdete er sich jetzt fast alle, mit denen er bisher noch häufiger in Berührung gekommen war.

Als Rüdiger den langen Brief des Times-Correspondenten zur Hälfte gelesen hatte, klopfte es kräftig an die Thür, und auf sein ärgerliches: „Herein!“ trat der Briefträger mit einem freundlichen: „Guten Abend!“ ins Zimmer und überreichte ihm ein Schreiben mit dem Postzeichen Ulmenrode.

„Ah, ein Brief von meinem alten Jugendfreunde Hellmann!“ murmelte der Rector mit heiterer Miene, indem er den Postboten mit einem „Matier“ beglückte; „von dem hab' ich lange nichts gehört!“ Und die Zeitung nebst dem vor ihm liegenden Plan von Sebastopol bei Seite schiebend, rückte er etwas vom Tische ab, vertraute die gewichtige Pfeife für einige Sekunden seinen guten Zähnen an, um den mit auffallender Vorsicht versiegelten und verklebten Brief zu öffnen, und begann darauf in gespannter Erwartung zu lesen.

Einige Zeit hindurch behielten seine Züge ihren ruhig heitern Ausdruck; als er aber an die zweite Seite des Briefes kam, stieß er die Pfeife mit einem unartikulirten Freudenruf von sich und las mit steigendem Entzücken weiter bis zum Schluß, welcher ihn so elektrisirte, daß er aufsprang und jubelnd ausrief: „Das ist die fröhlichste Nachricht, welche ich seit zwanzig Jahren erhalten habe! Und wenn ich heut eine Depesche bekäme, daß die Türken sammt und sonders über den Bosporus gejagt worden seien, ich würde mich nicht halb so sehr darüber freuen, wie über diesen Brief!"

Der gute Rector hatte allerdings gegründete Ursache zu solchem Jubel, denn sein Jugendfreund verhieß ihm die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches. Die hierauf bezügliche Stelle des Schreibens lautete folgendermaßen:

„Da es mir eine außerordentliche Freude gewähren würde, lieber Rüdiger, wenn wir im Alter unsere einstige Freundschaft nicht allein erneuerten, sondern in noch innigere Beziehungen zu einander träten, so erlaube ich mir, Dir ohne weitere Umschweife eine Heirath zwischen meinem Ferdinand und Deiner Antonie vorzuschlagen. Mein Sohn ist im Begriff, sich in der Residenz als Kaufmann zu etabliren. Du weißt, daß er ein thätiger, einsichtsvoller und geschickter junger Mann ist, dem zu seinem Glücke nichts fehlt, als eine liebende treue Gattin, an deren Seite er die Freuden stiller Häuslichkeit schätzen lernen kann, nach denen er sich inmitten seiner vergnügungssüchtigen, leichtsinnigen Junggesellen-Freunde täglich mehr sehnt, da er bereits in den Jahren steht, wo selbst der Lebenslustigste kein Gefallen mehr an den lärmenden Vergnügungen junger Leute findet. Ich weiß, daß Du oft mit schwerem Herzen an die Zukunft Deiner einzigen Tochter denkst, da Gott Dich nicht mit Reichthum gesegnet hat; ich weiß aber auch, daß Deine Antonie ein feingebildetes und anspruchsloses Mädchen ist, welches jeden Mann, der solche Eigenschaften zu würdigen versteht, als seine Gattin glücklich machen wird. Da Du meinen Ferdinand seit seiner Kindheit nicht gesehen und deine Frau, sowie Antonie vielleicht kaum etwas von ihm gehört haben, so würde es Leichtsinn sein, wenn wir brieflich eine Heirath zwischen unsern Kindern festsetzen wollten. Ich habe daher beschlossen, Dich mit meinem Ferdinand gegen Ende dieses Monats auf einige Tage zu besuchen, damit die jungen Leute Gelegenheit haben, einander kennen zu lernen. Findet mein Sohn vor euren Augen Gnade, so wird die Sache bald zu einer freudenreichen Entscheidung kommen; wo nicht, so haben wir einige vergnügte Tage unter Deinem Dache verlebt und

bleiben Freunde wie zuvor. Da Ferdinand und ich auf's lebhafteste wünschen, daß Antonie uns gegenüber vollkommen unbefangen bleibe, so bitte ich Dich dringend, niemand, selbst Deiner Frau nicht, den eigentlichen Zweck unseres Besuches mitzutheilen. — Mit dem innigsten Wunsch, daß mein Vorschlag sich Deines Beifalls zu erfreuen haben möge, und in der Hoffnung, daß Du meinen Ferdinand und mich mit Freundlichkeit aufnehmen werdest, zähle ich erwartungsvoll die Tage bis zu unserem Wiedersehen.

Dein

Karl Hellmann."

Das Lob, welches der Jugendfreund des Rectors der Tochter des Letzteren ertheilte, war ein wohlverdientes, denn Antonie besaß nicht nur ein schönes, von glänzendschwarzen Haaren umschlossenes Angesicht, dessen zartgeröthete Wangen, feurige Augen und holdlächelnde Lippen manches Elmenauer Herz bezaubert hatten, sondern auch alle jene Eigenschaften des Geistes, ohne welche die körperlichen Reize nur einen vorübergehenden Eindruck machen. Daß Rüdiger trotzdem oft mit Sorge an die Zukunft gedacht hatte, war sehr natürlich, da er als ein armer Rector mit geringem Gehalt seiner Tochter kein Geld und Gut mitzugeben vermochte und deßhalb nicht hoffen durfte, sein Haus von Bewerbern um seine Tochter belagert zu sehen.

Von dieser bangen Besorgniß vor der Zukunft fühlte er sich nun plötzlich befreit, und in seinem Freudentaumel würde er trotz der ausdrücklichen Bitte seines Jugendfreundes, die Sache geheim zu halten, gewiß das ganze Haus zusammengeschrieen und allen den Grund seines Entzückens mitgetheilt haben, wenn nicht in diesem Augenblick der erste Advokat Elmenaus hereingetreten wäre, den er zu sich beschieden hatte, um mit ihm über eine Angelegenheit zu sprechen, welche ihm in der letzten Zeit viel zu schaffen gemacht hatte.

Seiner in der Residenz wohnenden verwittweten einzigen Schwester war nämlich von einer unverheirathet verstorbenen Freundin in England eine ziemlich ansehnliche Summe vermacht worden, welche der Universalerbe, der Bruder der Letzteren, der ein großes Geschäft in Hamburg besaß, auszahlen sollte. Da dieser jedoch wegen mancher Kosten, welche ihm aus der Uebernahme der Erbschaft erwachsen waren, das Vermächtniß erst nach Verlauf von zwei Jahren auszahlen wollte, so beabsichtigte die Schwester

des Rectors, die Sache dem Gericht zu übergeben, und der Letztere hatte es übernommen, diese für sie auszufechten.

Der Doktor Stürmer — so hieß der Advokat — hielt es nach Durchsicht aller auf die Angelegenheit bezüglichen Schriften für das Beste, wenn Rüdiger die Sache in Güte mit dem Kaufmann abmache und sich zu dem Zweck selbst nach Hamburg begebe. Der Rector hatte sich zwar vorgenommen, die bevorstehnden Sommerferien zu einem Ausfluge nach dem Harze zu benützen, da er diesen Plan aber wegen des angemeldeten Besuches seines Jugendfreundes aufgeben mußte, so war ihm die Aussicht, einige Tage in dem schönen Hamburg zubringen zu können, sehr erfreulich. Er ließ sich von Stürmer die nöthigen Instruktionen geben und beschloß, gleich am ersten Tage der Ferien die Reise anzutreten.

2.

Wenn die reiche, schöne Hansestadt am Elbstrom selbst den weitgereisten Touristen zu fesseln vermag, wie viel mehr muß dies bei einem armen vielgeplagten Rector aus einer kleinen niedersächsischen Stadt der Fall sein, welcher die wonnevollen Sommerferien vor sich hat und obendrein in der Hoffnung schwelgt, seine einzige Tochter demnächst glücklich versorgt zu sehen.

Rüdiger fand den Kaufmann, mit welchem er einen Vergleich abschließen sollte, bei weitem nicht so hartnäckig, als er sich vorgestellt, und hatte die Freude, daß sich derselbe schon bei der ersten Zusammenkunft bereit erklärte, die eine Hälfte des Vermächtnisses sogleich auszuzahlen, falls Rüdigers Schwester ihm verstatte, das Uebrige später abzutragen. Der Rector zweifelte keinen Augenblick, daß seine Schwester auf diese Bedingung eingehen werde, und erbat sich sofort brieflich von ihr eine Vollmacht zum Abschluß eines solchen Vergleichs.

Da diese erst zwei oder drei Tage später eintreffen konnte, so hatte Rüdiger vollkommen Zeit, die Herrlichkeiten Hamburgs in Augenschein zu nehmen und zu genießen. Geld brauchte er nicht zu sparen, da er seine Harzreise aufgegeben und seine Tochter einen reichen Freier gefunden hatte. Er besuchte die Theater, die öffentlichen Gärten, die Austernkeller, die Elb- und Alsterpavillons und fühlte sich überall so behaglich, daß er, wo es möglich war, mit den neben ihm sitzenden Personen Gespräche anknüpfte und Bekanntschaft mit ihnen zu machen suchte.

Als ein eifriger Politiker lenkte er bei diesen Unterhaltungen natürlicherweise die Rede sehr bald auf den orientalischen Krieg und trug im Lauf des Gesprächs seine absonderliche Ansicht von demselben vor, welche von Seiten der Fremden theils mit Schweigen und Achselzucken oder Ironie aufgenommen, theils aber auch in ziemlich energischer Weise bekämpft wurde, woraus sich dann mehrmals ein lebhafter Wortwechsel entspann, der gewöhnlich damit endete, daß der neue Bekannte des Rectors unter dem beifälligen Lächeln der Umsitzenden und Umstehenden seinen Hut ergriff und sich mit einigen sarkastischen Worten von Rüdiger verabschiedete.

Am dritten Tage nach seiner Ankunft saß er Abends in einem der ersten Austernkeller und schlürfte nach einem lukullischen Souper den goldenen Rüdesheimer mit innigem Wohlbehagen. Anfangs befanden sich nur wenige Gäste im Keller; nach und nach aber füllten sich die Räume, und neben Rüdiger nahm ein kleiner freundlichblickender alter Herr Platz, mit welchem der Rector in seiner wahrhaft rosigen Laune sofort ein Gespräch anknüpfte. Leider war der alte Herr ein enragirter Freund der englisch-französisch-türkischen Allianz und ein entschiedener Anhänger der Meinung, daß die Türken des europäischen Gleichgewichts wegen durchaus im Balkanlande bleiben müßten.

Diese den Ideen Rüdigers schnurstracks zuwiderlaufende Ansicht machte der alte Herr mit sehr großer Bestimmtheit geltend und rief dadurch den entschiedensten Widerspruch von Seiten des Rectors hervor, welcher sich vornahm, das „kleine verwegene Männchen" um jeden Preis zum Schweigen zu bringen. Da er aber im Verlauf der Diskussion merkte, daß dies bei der Hartnäckigkeit seines Gegners auf gewöhnlichem Wege nicht möglich sein werde, so glaubte er zu einem Gewaltmittel greifen zu müssen. Vom Schöpfer mit einer sonoren, kräftigen Baßstimme begabt, hielt er es für ein Leichtes, den kleinen alten Herrn mit dem feinen, lispelnden Tenor durch einen tosenden Wortschwall total niederzudonnern. Somit begann er denn, ohne lange zu überlegen und ohne seinen Gegner zu Worte kommen zu lassen, eine fulminante Rede gegen den Sultan und dessen Reich, in welcher mehrere höchst anzügliche und unziemliche Stellen vorkamen.

„Was Sie da von europäischem Gleichgewicht geredet haben," schrie er gegen den Schluß derselben, „ist pure Einbildung, Herr, pure Einbildung! Um dieses schönen europäischen Gleichgewichts willen haben sich vor Zeiten Tausende auf das grauenhafteste von den theuern Türken malträtiren

lassen müssen, und aus demselben Grunde rauft man sich jetzt in der Krim mit einer beispiellosen Wuth! Und was ist an der Türkei zu konserviren? Morsch ist alles, Herr, morsch wie verfaultes Weidenholz! Was für Zustände sind das in jenem ungelobten Lande der Paschas und der Harems! Die Haut schaudert einem Christen, wenn er von allen den Gräueln liest, welche dort passirt sind und noch passiren! Ich wollte, daß Ihr mir höchst fataler Sultan sammt seinem Halbmond und allem, was drum und dran hängt, dort säße, wo der Pfeffer —."

Hier ward Rüdiger durch die Erscheinung eines schlanken, etwa dreißigjährigen Mannes mit bleichen Gesichtszügen und pechschwarzem Haupt- und Barthaar unterbrochen, der einen rothen Fez, die gewöhnliche Kopfbedeckung der Türken, trug, sonst aber ganz auf abendländische Weise gekleidet war. Er hatte nebst mehreren andern Gästen im Hintergrunde des Kellers gesessen, dort aber all' die beleidigenden Worte gehört, welche der Rector gegen die Türkei ausgestoßen. Mit abgemessenem Schritt trat er auf den Letzteren zu und sagte mit ernster Miene und etwas fremdartigem Accent: „Mein Herr, Sie haben sich soeben in einer Weise gegen Seine Majestät den Sultan, meinen erhabenen Gebieter, ausgesprochen, welche ich als einer seiner Diener nicht dulden kann. Ich bin als Gesandter bei dem Souverän eines benachbarten Landes accreditirt und hätte nicht geglaubt, daß ich in einer Stadt, worin ich so überaus viele Beweise des Wohlwollens erhalten, solche beleidigende Aeußerungen über meinen erhabenen Gebieter, sowie über meine Landsleute und meine Heimat hören würde! Ich verlange Genugthuung von Ihnen, mein Herr, Sie müssen sich mit mir schlagen!"

Wie niedergedonnert starrte der Rector den stolz vor ihm stehenden Fremden an und vermochte anfangs keine Silbe zu erwidern. Als jener aber mit Nachdruck von neuem Genugthuung verlangte, stammelte Rüdiger einige unzusammenhängende Worte der Entschuldigung und fügte mit unsicherer Stimme hinzu, sein Beruf als Lehrer der Jugend verbiete ihm, sich zu duelliren. „Ein Lehrer der Jugend sind Sie!" rief der Gesandte erstaunt und schmerzlich aus. „Sie sollen Versöhnlichkeit, Toleranz und Liebe lehren und sind ein Apostel der Intoleranz und des Hasses! — Doch es kommt mir nicht zu, Ihnen Ihre Pflichten ins Gedächtniß zu rufen," fuhr er mit strengem Tone fort; „wenn Sie nicht den Muth haben, sich zu schlagen,

so nehmen Sie Ihre beleidigenden Aeußerungen hier vor allen diesen Zeugen in der höflichsten Weise zurück!"

Während dieses Wortwechsels hatten sich alle anwesenden Gäste um die Beiden versammelt und betrachteten sie mit neugierigen Blicken. In ihren Mienen sprach sich eben so viel Sympathie für den majestätischen Bekenner des Propheten, als Unwille gegen den Verächter des Sultans und dessen Reiches aus, und von einigen Seiten wurden sogar drohende Stimmen gegen den „verwegenen Schulmeister" laut.

Der arme Rector, dem hier in den Tiefen eines Hamburger Austernkellers zum erstenmal die Worte des alten, so oft von ihm gesungenen Liedes: „Feinde ringsum!" in ihrer ganzen Schwere auf's Herz fielen, mußte sich gern oder ungern zum Widerruf bequemen. So leistete er denn voll Schrecken, Angst und Zerknirschung eine vollständige Abbitte und eilte, den Hut tief in die Stirn gedrückt, unter dem Hohngelächter aller Anwesenden davon. —

Zu seiner größten Freude traf schon am folgenden Morgen die erwartete Vollmacht von seiner Schwester ein, so daß er den Vergleich mit dem Kaufmann sofort abschließen und sich von dem Hause desselben direkt an Bord des Dampfschiffes begeben konnte, das ihn seiner stillen, friedlichen Heimat zuführen sollte, wo es keine türkischen Gesandten und keine Austernkeller voll Türkenliebhaber gab.

Sehr verstimmt über den ärgerlichen Auftritt, welcher ihm das fröhliche Leben in der schönen Hansestadt am Elbstrom vergällt hatte, langte er in seinem Wohnort an. Unterwegs hatte er verschiedene Ursachen ersonnen, welche seinen Mißmuth erklären sollten, falls seiner Frau und Tochter dieser auffiel; allein er traf Beide in einer so großen Aufregung, daß sein kleines Leid gänzlich dagegen verschwand. Eine kecke Diebsbande, die bereits zu wiederholten Malen bei Nacht im Städtchen Kisten und Schränke geleert hatte, war zwei Tage nach des Rectors Abreise spät Abends in sein Haus eingebrochen und hatte sämmtliche kupferne und messingne Küchengeschirre, einen Theil des Leinengeräthes und andere werthvolle Gegenstände gestohlen.

Rüdiger war anfangs in Wirklichkeit äußerst entrüstet über diesen Einbruch und donnerte gegen die schlechte Polizei im Städtchen — später aber diente ihm derselbe dazu, seinem Aerger über den widrigen Vorfall im Austernkeller Luft zu machen, welcher ihn je länger je mehr wurmte, da er sich sagen mußte, daß er, der hochgelehrte, stolze Disputant, auf's

schmählichste gedemüthigt worden sei. Sein einziger Trost in dieser Bekümmerniß war der Gedanke, daß er seine Tochter bald versorgt und glücklich sehen werde, und als er eines Abends mit seiner Frau im Garten auf und nieder wandelte, spielte er auf die bevorstehende Verheirathung Antoniens an, indem er fragte, ob der Letzteren wohl eine längere Trennung von der Heimat schwer fallen werde.

Die Rectorin, eine gutmüthige, aber etwas beschränkte Vierzigerin mit freundlichem rundem Gesicht, aus dem die kleinen lebhaften Augen neugierig hervorleuchteten, verstand diese Anspielung nicht. Sie schaute ihren Gatten mit einigem Erstaunen an und fragte, ob er etwa den Plan habe, Antonie zu seiner Schwester in der Residenz zu schicken. Rüdiger lächelte verschmitzt und erwiderte: „Ein längerer Aufenthalt in der Residenz würde unserer Antonie vielleicht recht wohl gefallen; ich will sie nächstens einmal fragen, ob sie Lust dazu hat. Hier in diesem kleinstädtischen Treiben mag ich sie nicht länger lassen. — Seitdem ich in Hamburg gewesen, hab' ich die Vorzüge kennen gelernt, welche das Leben einer großen Stadt bietet," fügte er hinzu, um sein Geheimniß nicht zu verrathen.

Seine Frau schien nähere Erklärungen fordern zu wollen, allein die Ankunft Antoniens unterbrach hier das Gespräch, und der Rector, welcher noch wenig von seiner Reise erzählt hatte, mußte sich jetzt auf Bitten Antoniens bequemen, einige seiner Erlebnisse zu schildern. Daß er des Austernkellers mit keinem Wort erwähnte, ist leicht zu erachten.

3.

Etwa acht Tage nach seiner Zurückkunft von Hamburg erhielt Rüdiger eines Morgens eine dringende Einladung zu einer großen Abendgesellschaft von dem Baron von Wellendorf, einem reichen Gutsbesitzer unweit der Stadt, welcher mit sämmtlichen Honoratioren in der ganzen Umgegend auf dem freundschaftlichsten Fuße lebte und stets alles aufbot, um jedem den Aufenthalt in seinen gastlichen Mauern möglichst anziehend und genußreich zu machen. Da Rüdiger den Baron besonders verehrte, weil sich dieser immer sehr freundschaftlich gegen ihn benommen, und sich niemals mit ihm über das europäische Gleichgewicht gezankt hatte, so glaubte er die Einladung nicht ablehnen zu dürfen.

Seine Frau, welche seit dem Einbruch eine außerordentliche Furcht

vor Dieben hatte, bat ihn flehentlich, daheim zu bleiben und einige Herren aus dem Städtchen zu einer Partie Whist einzuladen, damit er einen kleinen Ersatz für die glänzende Gesellschaft auf dem Gute habe — allein Rüdiger konnte sich nicht dazu entschließen, auf das auserlesene Vergnügen zu verzichten. Um seine Gattin zu beruhigen, gab er ihr das Versprechen, bedeutend früher als sonst heimzukehren, und rieth ihr, falls sie spät am Abend etwas Verdächtiges im Hause höre, sogleich die Nachbarn rufen zu lassen, welche ihm bereits für derartige Fälle ihren Beistand zugesagt.

Den schweren rostigen Hausschlüssel in der Tasche und den dicken Rohrstock mit dem silbernen Knopf in der Hand, wanderte er gegen Abend fröhlich dem Gute des Barons zu, welches am Rande eines kleinen Gehölzes kaum eine Viertelstunde von der Stadt entfernt lag. Als er dort anlangte, herrschte schon ein buntes, lustiges Leben rings in allen Räumen und in dem reizenden Blumengarten, der das stattliche Haus umschloß. Die junge Welt spielte auf dem dunkelgrünen weichen Rasenplatze inmitten der duftenden Beete Gesellschaftsspiele und jubelte und lachte, daß es weit in den prächtigen Eichenwald hineinschallte; die älteren Damen saßen um den großen Theetisch unter den hohen Kastanienbäumen vor der Thür und schauten strickend und plaudernd vergnügt das Treiben der jungen Welt an; die bejahrten Herren aber wanderten theils rauchend und politisirend im Garten auf und nieder, theils saßen sie ernst und schweigend in dem eleganten Gartensalon und spielten Karten.

Der Rector, der auf dem Gute des Barons nicht jenen engen Kreis der ihm abgeneigten Honoratioren Elmenaus, sondern stets eine große Zahl Fremder aus entlegenen Orten fand, fühlte sich dort auch heute äußerst wohl, und im eifrigen Gespräch mit neuen Bekannten, sowie später am L'hombretisch dachte er weder an die Fatalitäten der jüngsten Vergangenheit, noch an seine einsam harrende ängstliche Gattin. Und als er dann endlich inne ward, daß die Zeit längst verstrichen sei, zu welcher er hatte aufbrechen wollen, und sich anschickte, den Heimweg anzutreten, ward er von dem Baron und seinen neuen Bekannten so lange gebeten, bis er versprach, noch an dem Souper theil zu nehmen. Das letztere übte aber wieder eine solche magische Anziehungskraft auf ihn aus, daß die elfte Stunde bereits geschlagen hatte, als er sich verabschiedete und auf den Heimweg begab.

In der fröhlichsten Stimmung kam er vor seinem Hause an. Alles war still und dunkel drin. Um Frau und Tochter nicht in ihrem ersten

Schlummer zu stören, schloß er die Hausthür so leise wie möglich auf, riegelte sie sorgfältig wieder zu und begab sich unhörbaren Schrittes in sein Studirzimmer. Nachdem er Hut und Rock abgelegt, wollte er seine Lampe anzünden, gewahrte aber, daß das Oel in derselben bis auf den letzten Tropfen ausgebrannt sei.

Da er nach einer fröhlichen Gesellschaft immer noch ein Stündchen zu lesen pflegte, weil er zu aufgeregt war, um schlafen zu können, so berührte ihn diese Entdeckung auf's unangenehmste. Die Oelflasche stand in der Speisekammer und den Schlüssel zu dieser verwahrte seine Frau. Zum Glück fiel ihm ein, daß man am Tage zuvor die stattliche Lampe im „Fremdenzimmer" in Ordnung gebracht habe, und so eilte er denn lautlosen Schrittes dorthin.

Als er etwa die Mitte der Hausflur erreicht hatte, däuchte es ihm, als höre er leise Tritte in seiner Nähe. — Er blieb stehen und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. — Ja, wahrlich — er vernahm ganz deutlich, wie jemand vorsichtig neben oder vor ihm hin und her ging! Wegen der dichten Finsterniß, welche auf der Hausflur herrschte, vermochte er keinen einzigen Gegenstand um sich her zu unterscheiden, so sehr er seine Augen auch anstrengte, und mußte sich daher auf das Lauschen beschränken. Aber war es die Wirkung des starken Weins, von welchem er beim Souper mehrere Gläser getrunken, oder die der Aufregung, worin ihn die verdächtigen Schritte versetzten — genug, er konnte auch durch das athemlose Lauschen nicht herausbringen, w o der ungebetene Gast herumschleiche.

Rüdiger zweifelte keinen Augenblick länger daran, daß die verwegenen Diebe abermals in sein Haus eingebrochen seien, und mit dem Entschluß, sofort strenge Justiz zu üben, setzte er rasch seinen Weg nach dem Fremdenzimmer fort. In dem daranstoßenden Gemach hing eine alte Flinte; die wollte er holen und mit ihr keck auf die frechen Bursche losgehen.

Mit einigen Sätzen hatte er die Thür des Fremdenzimmers erreicht und riß sie auf, blieb aber vor Ueberraschung und Schrecken wie angewurzelt auf der Schwelle stehen, denn es bot sich ihm ein höchst eigenthümlicher Anblick dar. Ein Mann mit einem brennenden Licht in der Linken stand vor der Kommode zwischen den beiden Fenstern und hantierte mit der Rechten in der geöffneten Schieblade herum, gleich als ob er etwas suche. Bei dem plötzlichen Eintritt des Rectors wandte er sich nun bestürzt um und starrte den unerwarteten Ankömmling regungslos an. Dieser aber fuhr mit

einem lauten Ruf der Ueberraschung zurück — wen erblickte er vor sich? Den Gesandten des Sultans aus dem Austernkeller in Hamburg!

War Rüdiger dazumal der Gedemüthigte und Zerknirschte gewesen, so schien jetzt der Bekenner des Propheten diese Rolle spielen zu wollen, denn er stand erbleichend und keines Wortes mächtig da, die Blicke unverwandt auf den Rector gerichtet, dessen Muth von Sekunde zu Sekunde wuchs, obgleich er erkannte, daß er in einem etwaigen Kampfe gegen den kräftigen Eindringling einen schweren Stand haben werde.

„Was suchen Sie hier?“ schrie Rüdiger, der es nicht wagte, sogleich zu Thätlichkeiten zu schreiten. „Wie sind Sie hier in dies Zimmer gekommen?“ — „Ich muß wirklich tausendmal um Verzeihung bitten, Herr Rector,“ stammelte der gänzlich Consternirte, „daß — daß ich —.“ — „Ich frage, was suchen Sie hier?“ donnerte Rüdiger, dessen Kühnheit den höchsten Gipfel erreichte bei dem Gedanken, daß er jetzt vollständige Rache für den ihm einst gespielten Streich nehmen könne — denn daß er im Austernkeller schmählich gefoppt worden, erkannte er jetzt nur zu wohl. Konnte er den falschen Gesandten des Sultans doch jetzt als einen gemeinen Dieb fassen!

Und als der Letztere abermals nur einige verwirrte Worte stammelte, schritt Rüdiger entschlossen auf ihn zu, packte ihn vor der Brust und schrie: „Gib dich gefangen, Schurke! He! holla! Diebe! Diebe! Zu Hülfe!“ — „Aber um Gotteswillen, lieber Rüdiger, warum schreist du denn meinen Ferdinand so an?“ rief da plötzlich eine Stimme in dem anstoßenden Schlafzimmer.

Es würde schwer sein, den Ausdruck zu schildern, welchen die Züge des Rectors bei diesen Worten annahmen. Er erkannte die Stimme seines Jugendfreundes Hellmann! — „Ferdinand?“ stieß er auf's höchste überrascht, halb grimmig, halb verlegen hervor, indem er seine Beute fahren ließ. „Sie sind Ferdinand Hellmann?“ — „Ja — ich bin es!“ erwiderte der ci-devant Gesandte des Sultans und vermeintliche Dieb gänzlich zerknirscht mit tonloser Stimme. — „Und Sie — Sie wollen meine Tochter heirathen?“ platzte der tödtlich beleidigte Rector heraus, dessen Grimm den Sieg über alle andern Gefühle und Rücksichten davontrug, und der seine Antonie in diesem Augenblick lieber einem ächten Türken, einem Mohren, einem Chinesen oder sonst einem „asiatischen oder afrikanischen Barbaren“ gegeben hätte als demjenigen, welcher sich auf eine so verwegene Weise über ihn lustig gemacht.

„Aber sage mir nur ums Himmels willen, was hast du nur mit meinem Ferdinand, lieber Rüdiger?“ rief Hellmann, der sich inzwischen rasch in seine Kleider geworfen hatte und jetzt auf der Scene erschien. „Du bist ja ganz außer dir vor Zorn — ich hatte einen ganz andern Empfang erwartet! Deine Frau und deine Antonie haben uns mit einer solchen Liebenswürdigkeit bewillkommnet, daß Ferdinand mich vor Wonne und Entzücken fast erdrückt hätte — und du schnauzest uns an, gleich als ob wir dir nach dem Leben getrachtet! Wenn dich der plötzliche Anblick Ferdinands, als eines Fremden, erschreckt hat — denn für einen solchen mußtest du ihn halten, da du ihn seit seiner Kindheit nicht gesehen — so schilt mich aus. Ich habe den Vorschlag gemacht, deine Zurückkunft von der Gesellschaft nicht abzuwarten, sondern dich morgen früh beim Kaffee zu überraschen.“

„O, ich kenne diesen jungen Herrn da bereits genauer, als mir lieb ist!“ rief der Rector höhnisch, indem er seinem alten Jugendfreunde mit einiger Heftigkeit die Hand zum Gruß drückte. „Ihm scheint mein Gesicht auch nicht aus dem Gedächtniß entschwunden zu sein! Wenn du hörst, wie vortrefflich dein Herr Sohn in den Künsten der Diplomatie bewandert ist, wie fein er sie zu meinem Besten angewendet hat, so wirst du dich ohne Zweifel nicht mehr über die seltsame Bewillkommnung wundern, die ich ihm habe angedeihen lassen!“

„Herr Rector, ich bitte Sie um Gottes willen — machen Sie mich nicht unglücklich!“ flehte der falsche Bekenner des Halbmondes. „Ihre Antonie hat mein Herz —.“ — „Wer den Türken spielt, wird wie ein Türke behandelt!“ warf Rüdiger rachedürstend hin. — „Ich bin wirklich sehr neugierig, wann diese orientalische Bildersprache endlich einmal einem vernünftigen Deutsch weichen wird!“ rief Hellmann halb ärgerlich und halb lachend. — „Du sollst gleich gutes, klares Deutsch hören,“ versetzte der Rector, „und zwar aus Hamburg — aus einem Austernkeller!“ Und darauf erzählte er seinem Jugendfreunde mit wenigen Worten, was dort vorgefallen war und fügte diesem Bericht die nöthigen Erklärungen in Betreff seiner Besorgniß vor Dieben hinzu, welche ihn bewogen, Ferdinand so unceremoniös anzupacken.

Hellmann runzelte die Stirn und warf seinem Sohn finstere Blicke zu; dieser aber wandte sich zu Rüdiger und sagte mit beklommenem Herzen: „Hören Sie mich einige Minuten ruhig an, Herr Rector — Sie werden

dann wenigstens gestehen müssen, daß ich nicht so schuldig bin, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Ich hielt mich dazumal in Hamburg auf, um mit mehreren dortigen angesehenen Häusern Verbindungen für mein demnächst in der Residenz zu eröffnendes Geschäft anzuknüpfen. Dies gelang mir über Erwarten gut, und da ich mehrere Jugendfreunde dort wiederfand, mit denen ich früher manche vergnügte Stunde verlebt hatte, so gerieth ich allgemach in eine an Uebermuth grenzende fröhliche Stimmung hinein, durch welche ich mich zu verschiedenen tadelnswerthen Streichen verleiten ließ. An dem Abend, wo Sie sich im Austernkeller befanden, kam ich in Begleitung aller meiner Freunde dorthin, um den Geburtstag eines derselben zu feiern. Als wir schon eine ziemliche Zeit gezecht hatten und über Gebühr lustig waren, hörten wir auf einmal den Wortwechsel zwischen Ihnen und dem kleinen alten Herrn. Nachdem wir eine Weile aufmerksam gelauscht hatten, machte einer meiner Freunde die Bemerkung, daß Sie ein „äußerst unschuldiger Landbewohner“ sein müßten und gewiß sehr leicht ins Bockshorn zu jagen seien, wenn man einmal „türkisch“ mit ihnen rede.

„Auf diese Bemerkung hin schlug ein anderer meiner Freunde sogleich vor, einen solchen Versuch einmal zu machen, und da alle wußten, daß ich auf Liebhabertheatern manche schwierige Rolle mit Beifall gespielt hatte, so bestürmten sie mich sämmtlich so lange, bis ich mich dazu bequemte, als Gesandter des Sultans Genugthuung von Ihnen zu verlangen. Als Sie den Keller verlassen hatten und ich den Fez, den einer meiner Freunde rasch aus einem rothen Tuch geformt, vom Kopfe nahm, erklärten meine jubelnden Genossen den lachenden Gästen den Zusammenhang der Sache — mir aber war Ihre Bestürzung so zu Herzen gegangen, daß ich mich laut meines Leichtsinns wegen anklagte. Hätten mich meine Freunde nicht mit Gewalt zurückgehalten, so würde ich Ihnen nachgeeilt sein und Sie um Verzeihung gebeten haben. Sie werden es mir vielleicht nicht glauben, Herr Rector — aber ich kann Ihnen die feierliche Versicherung geben, daß ich meinen Uebermuth im Stillen täglich bereut habe. Jetzt, nachdem ich Ihre liebenswürdige Tochter gesehen, deren Besitz mein heißester Wunsch ist, fühle ich mich wahrhaft unglücklich, daß ich mich zu jenem unbesonnenen Streich habe hinreißen lassen. Sie können sich nun auf ausgesuchte Weise an mir rächen, wenn Sie mir die Hand Ihrer Tochter verweigern,“ schloß Ferdinand seine Rede; „aber ich hege die feste Zuversicht, daß Ihr edles Herz einer solchen Rache nicht fähig ist.“

„Mein edles Herz!" wiederholte Rüdiger spöttisch lachend. „Zuerst redet man mit dem „äußerst unschuldigen Landbewohner" in einem Austernkeller „türkisch" und wenn man in Folge dieser türkischen Redensarten in eine böse Klemme gerathen ist, appellirt man an das edle Herz jenes „äußerst unschuldigen Landbewohners!"

Hellmann vereinigte seine Bitten mit denen seines Sohnes und suchte alle möglichen Gründe hervor, um den Letzteren zu entschuldigen und ihm Verzeihung vom Rector zu erwirken — es blieb vergebens. Rüdiger erwiderte, er werde später seinen Entschluß kund thun, erklärte indessen, daß er Hellmann und Ferdinand als zwei liebe Gäste betrachten und alles aufbieten werde, um ihnen das Leben in seinem Hause so angenehm als möglich zu machen. Nach diesen Worten wünschte er Beiden auf's freundlichste gute Nacht und eilte rasch davon.

Jede der beiden Parteien befand sich in einer eigenthümlichen Situation. Ferdinand war viel zu aufgeregt, um schlafen zu können, und obgleich sein Vater sofort das weiche Lager wieder aufsuchte, von welchem ihn das Geschrei Rüdigers aufgescheucht hatte, so vermochte er doch kein Auge zu schließen, da der arg bestrafte „türkische Gesandte" fortwährend auf eine höchst komische Art lamentirte. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, schlug sich mit der geballten Faust vor den einst mit dem Fez gezierten Kopf, verwünschte seine tollen Freunde und den Austernkeller und pries dazwischen die Tochter des „äußerst unschuldigen Landbewohners" mit begeisterten Worten als die herrlichste Blume zwischen Weser und Elbe, ohne welche er nicht leben könne. „Es geschieht mir aber ganz recht!" rief er aus; „ich habe doppeltes Unrecht begangen und dafür trifft mich doppelte Strafe! Bis heute hab' ich die Heirath mit der „armen Rectorstochter" als ein Werk der Barmherzigkeit von meiner Seite betrachtet — und nun hat mich die einst Geringgeachtete so bezaubert, daß ich nicht weiß, was aus mir werden soll, wenn sie mich nicht liebt! Und die Hoffnung, sie die Meine nennen zu können, hab' ich mir selbst durch meinen frevelhaften Uebermuth vernichtet!"

Hellmann, welcher die große Empfindlichkeit des Rektors kannte, vermochte seinem Sohn keinen besondern Trost zu spenden; er betrachtete es im Gegentheil als seine Pflicht, dem Letzteren eine moralische Vorlesung zu halten, welche indessen gegen das Ende hin äußerst unverständlich und seltsam wurde, da der Schlaf ihn überwältigte. „Wer heißt dich in Austern

— Austernkeller gehen?" stieß er nach langen Ermahnungen mit halbgeschlossenen Augen hervor. „Austern sind ein — eine schwer verdauliche Speise — man kann gar nicht — gar nicht wissen, ob man nicht seinen zukünftigen Schwiegervater drin — drin findet! Mit unschuldigen — — unschuldigen Türken soll man nicht seinen Scherz treiben — denn die herrlichsten Blumen zwischen Austern — zwischen Türken und Austern und — und Gesandten —". Hier fielen dem müden väterlichen Prediger die Augen zu, und obgleich sich Ferdinand eben nicht in einer rosigen Stimmung befand, so mußte er doch über die drolligen Combinationen seines Vaters laut auflachen.

Nach einigen Monologen über „meertiefe Liebe," „unglückliche Austernkeller," „felsenherzige Väter" und die Schrecknisse eines im Anzuge befindlichen „Korbes" suchte auch der „bejammernswerthe Pechvogel" — wie der hoffnungslose Liebhaber sich am Schlusse des letzten Monologes titulirte — die Ruhe, deren er nach allen den Aufregungen so sehr bedurfte.

Aber noch jemand hatte bis dahin keine Ruhe gefunden — der „felsenherzige Vater", der „äußerst unschuldige Landbewohner." Die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit zogen fort und fort vor seinem Geist vorüber, und namentlich das im Austernkeller. Die Scene mit dem „Gesandten des Sultans" wurmte ihn unbeschreiblich, und trotz aller seiner Bemühungen, andere und freundlichere Bilder heraufzubeschwören, tauchte der leuchtend rothe Fez immer wieder aus dem Chaos bunter Gestalten empor, welches ihn umwogte. Sollte er seinem Beleidiger so ohne weiteres verzeihen und ihm Antonie gleichsam als Belohnung für seine gut gespielte Rolle geben? Nein — er mußte Genugthuung für den ihm gespielten Streich haben — die flehentlichen Bitten seines Beleidigers konnten dessen Vergehen nicht sühnen! Aber welcher Art sollte dieselbe sein und wie sollte er sie sich verschaffen?

Nach langem Grübeln, als der „bejammernswerthe Pechvogel" schon geraume Zeit seinen letzten Monolog beendet hatte und träumte, wie der „felsenherzige Vater" ihm mit höllischer Freude im Namen Antoniens einen „Korb" überreichte, schoß dem Rector ein glücklicher Gedanke durch den Kopf. „Ja — so soll's sein!" sprach er mit innerlicher Freude bei sich. „Das ist eine raffinirte Strafe — eine bessere Genugthuung kann ich nicht erhalten!"

Als er seinen Strafplan, den er sorgfältig geheim zu halten beschloß,

genau erwogen und dessen Ausführung überdacht hatte, schlief er ruhig ein. Daß einige verdächtige Gestalten mit rothem Fez und Diebsschlüsseln durch seinen Traum zogen, war ganz natürlich; er sah sie aber schließlich besiegt zu seinen Füßen um Gnade flehen.

4.

Am folgenden Morgen trat Ferdinand mit Zittern und Zagen vor Rüdigers Angesicht, allein dieser war die Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit selbst und stellte sich, als ob nicht das Geringste vorgefallen sei. Hellmann ließ sich durch diese äußere Freundlichkeit täuschen und glaubte, daß sein Jugendfreund in Berücksichtigung der Vortheile, welche Antonien aus der Verbindung mit Ferdinand erwachsen würden, seinem Groll entsagt habe. Der Letztere sah indessen schärfer und erkannte nur zu wohl, daß der „Landbewohner" durchaus nicht so unschuldig sei, als die lustige Gesellschaft im Hamburger Austernkeller geglaubt.

Als sich der kleine Kreis um den Frühstückstisch in dem hübschen Gartenzimmer versammelt hatte, ward die komische Diebsgeschichte vom Abend zuvor natürlicherweise ausführlich erzählt und von der Rectorin und Antonien herzlich belacht. Daß sich Ferdinand und sein Vater sorgfältig hüteten, der Scene im Austernkeller Erwähnung zu thun, versteht sich von selbst; auch Rüdiger berührte sie direkt mit keiner Silbe, spielte aber mit boshaftem Lächeln hin und wider auf dieselbe an, indem er Ferdinand, den „Herrn aus der Residenz" bat, sich nicht über die „Unschuld und Einfalt" der „Provinzbewohner" zu moquiren, oder Antonien mit einem leichten Anflug von Ironie lobpreisend erzählte, welch ein gewandter Schauspieler der Sohn seines Jugendfreundes sei; derselbe spiele auf Privattheatern nicht allein meisterhaft Liebhaberrollen — was in Ferdinands Alter am Ende so schwer nicht sein könne — sondern er wisse auch „Charakterrollen" mit großer Virtuosität durchzuführen. Jemand habe ihn vor einiger Zeit in der Rolle eines „Diplomaten" gesehen und sei noch entzückt, wenn er an den Abend denke.

Der unglückliche „Diplomat" ward bei diesen und ähnlichen Anspielungen heiß und kalt und warf dem Rector flehende Blicke zu — allein dieser beachtete Ferdinands Angst und stummes Flehen nicht, sondern fuhr fort, mit der unschuldigsten Miene von der Welt und mit solcher Fröhlichkeit

zu erzählen und zu plaudern, daß seine Frau und Antonie sich schier darob verwunderten — so heiter und lustig hatten sie ihn seit Jahren nicht gesehen.

Und als man dann später in dem hübschen Garten lustwandelte, welcher das Haus des Rectors auf drei Seiten umschloß, und die beiden Gäste von dem idyllischen Leben, welches man in Elmenau führe, ganz entzückt waren, ließ sich Rüdiger von ihnen das Versprechen geben, so lange in seinem Hause zu bleiben, als es ihnen irgend möglich sei. Ferdinand versprach dies mit einer Bereitwilligkeit und Hast, welche selbst der sonst nicht besonders scharfblickenden Rectorin auffielen, und zu seiner unbegrenzten Freude glaubte er zu bemerken, daß Antonie, an deren Seite er zwischen den blumenreichen, duftenden Beeten dahinschritt, über ein längeres Verweilen der beiden Gäste durchaus nicht ungehalten sei.

Das unbefangene, kindlich heitere Wesen, die feine Bildung und das poetische Gemüth Antoniens fesselten ihn mit jedem Augenblicke mehr; im traulichen Gespräche mit ihr vergaß er selbst ihres Vaters gerechten Zorn und dessen unheilverkündende Anspielungen. Er wandelte mit ihr durch die schattigen Baumgänge des Gartens, er fuhr mit ihr auf dem klaren Flusse, welcher am äußersten Ende desselben vorüberströmte, in der kleinen hübschen Gondel zwischen den weiten grünen Wiesen hin und her, er saß mit ihr unter den schlanken italienischen Pappeln auf der hohen Terrasse an der Gartenmauer, von der man weit über die erlenumhegten Wiesen und die wogenden Kornfelder nach den dunklen Hügeln der Heide hinüberschauen konnte, und ließ sich all ihre Lieblingspunkte in der Umgegend zeigen: hier ein uraltes Kloster, das mit seinem kleinen Glockenthürmchen anmuthig aus einem Eichengehölz hervorschimmerte, und dort eine einsame Mühle in einem tiefen Thal; da ein stattliches Herrenhaus inmitten eines freundlichen großen Dorfes, dort einen moosbewachsenen Wartthurm, den vielbesuchten Vergnügungsort der Honoratioren des Städtchens, und drüben am äußersten Horizont auf der Höhe eines Berges, an der weißschimmernden breiten Landstraße, welche nach der Residenz führte, ein kleines Zollhäuschen, wo Antonie manchmal vorübergefahren war und sehnsüchtig in die glänzende Ferne geschaut hatte. Und während sie ihrem Begleiter all diese Punkte zeigte, wußte sie von jedem irgend eine anziehende Sage oder eine alte Geschichte zu erzählen, durch welche selbst das scheinbar Unbedeutende und Gewöhnliche einen poetischen Reiz gewann.

War Ferdinand in Antoniens Gesellschaft überglücklich, so fühlte er sich dagegen im Beisein ihres Vaters desto beklommener, da er bemerkte, daß dieser ihn oft mit einem „diabolischen Lächeln“ anblickte, gleich als ob er sagen wolle: „Verliebe dich nur recht tüchtig in meine Tochter — hernach werd' ich dich mit dem wonnigen Gefühl, meinen Rachedurst stillen zu können, von ihrer Seite reißen!“ In seiner Angst machte Ferdinand mehrmals den Versuch, ein Gespräch mit dem Rector allein anzuknüpfen, um ihn versöhnlicher zu stimmen, aber der Letztere wich ihm jedesmal geflissentlich aus und schien sich dann heimlich darüber zu freuen, daß er die Absicht seines Beleidigers errathen und vereitelt habe.

Hellmann, welcher Rüdigers Zorn verraucht glaubte, spielte im Zwiegespräch mit ihm mehrmals auf die Heirath ihrer Kinder an, allein sein Jugendfreund stellte sich, als verstehe er die Andeutungen nicht und lenkte die Rede geschickt auf andere Dinge. Ferdinand gab sich nun der Hoffnung hin, daß der Rector nach Beendigung des Abendessens mit ihm und seinem Vater noch ein Stündchen allein plaudern werde und daß es dann vielleicht zu einer Aussöhnung komme — doch auch diese Hoffnung ward vernichtet. Rüdiger geleitete seine Gäste bis vor die Thür ihres Zimmers und verschwand darauf mit wunderbarer Schnelligkeit, so daß jene kaum Zeit fanden, ihm eine gute Nacht zu wünschen. —

Der zweite Tag verlief in ähnlicher Weise wie der erste. Ferdinand und Antonie wurden immer vertrauter, der „felsenherzige Vater“ aber vermied, unbeschadet seiner Liebenswürdigkeit als Wirth, noch vorsichtiger ein Tête-à-Tête mit dem von tausend Qualen gepeinigten Liebhaber und wußte am Abend kurz vor dem Schlafengehen seinen Gästen sogar durch eine List zu entkommen, indem er sich nach dem Postgebäude rufen ließ, wo er von einem abreisenden Collegen Abschied nehmen wollte.

Auch der dritte Tag brachte bis zum Abend ähnliche Scenen, wie die beiden vorhergegangenen, und der Rector schien beim Souper mit schlauem, malitiösem Lächeln wieder über einen Plan zu brüten, wie er einem Gespräch „unter sechs Augen“ ausweichen könne.

Doch der Wirth hatte die Rechnung ohne den verzweifelnden Gast gemacht. Dieser hatte sich mit seinem Vater zu einem entscheidenden Angriff verbündet; denn als Rüdiger einen günstigen Augenblick erspähte und in aller Stille abmarschiren wollte, ward er plötzlich von jenen Beiden am Arm ergriffen und nach dem „Fremdenzimmer“ entführt, wo Ferdinand

ihn mit dem Muth der Verzweiflung packte und ihm zurief: „Herr Rector! Erbarmen Sie sich meiner Angst und sagen Sie, was Sie über mich beschlossen haben! Heben Sie mich durch ein allversöhnendes „Ja!“ in den Himmel, oder schmettern Sie mich durch ein vernichtendes „Nein!“ zu Boden — diese schreckliche Ungewißheit vermag ich nicht länger zu ertragen!“ — „Ja, alter Freund,“ fügte Hellmann lachend hinzu, „erbarme dich dieses unglücklichen Subjektes und sprich, was hast du beschlossen? Ich muß sonst wieder die halbe Nacht die gotteslästerlichsten Monologe hören und möchte doch gern unter deinem Dache sanft schlummern!“

Der Rector weidete sich einige Sekunden an den wilden Geberden des verzweifelnden Liebhabers — dann versetzte er mit einem triumphirenden Lächeln: „Ihr Hangen und Bangen in schwebender Pein — das hatt' ich Ihnen gerade als raffinirte Strafe für ihre Vertretung und Vertheidigung des Sultans zugedacht, und ich bemerke, daß ich keine bessere hätte ersinnen können. Vergeben hatt' ich Ihnen schon am Abend Ihrer Ankunft, nachdem ich Ihre aufrichtige Reue und Zerknirschung, sowie Ihre Angst vor der nächsten Zukunft gesehen. Außerdem ward mein Zorn bedeutend durch einen Umstand gemildert, welcher mir so wichtig erschien, daß ich mir fast als Ihr Schuldner vorkam. Als ich nämlich in der Stille der Nacht schlaflos in meinem Bette lag und der ärgerliche Auftritt im Austernkeller mit allen seinen Einzelnheiten wieder vor meine Seele trat, fielen mir auch die Worte ein, welche Sie in Ihrem Erstaunen, daß ich als Lehrer der Jugend so unduldsame Reden geführt, mir mit ernster Miene zuriefen. „Sie sollen Versöhnlichkeit, Toleranz und Liebe lehren,“ sagten Sie, „und sind ein Apostel der Intoleranz und des Hasses!“ Ich mußte mir gestehen, daß Sie mir in diesen Worten eine Lehre gegeben, welche ich nicht genug beherzigen konnte. Durch mein rechthaberisches und unduldsames Wesen hatte ich mir bis dahin die meisten Bewohner dieses Städtchens zu Feinden gemacht und mir dadurch selbst das Leben verbittert. So nahm ich mir denn vor, von nun an ein anderer Mensch zu werden und meinen Vorsatz gleich dadurch zu bethätigen, daß ich Ihnen volle Verzeihung angedeihen ließ, wenn auch erst nach Verlauf von einigen Tagen — eine kleine Genugthuung mußte ich mir doch verschaffen! Ihrer Liebe konnte überdies eine kleine Feuerprobe nicht schaden!“ Der Rector hatte Mühe, sich nach diesen Worten vor den stürmischen Danksagungen und Umarmungen des jubelnden Liebhabers zu retten, dessen Qual plötzlich in Wonne verwandelt war.

Hellmann war nicht minder erfreut über diese unerwartete Wendung und drückte seinem alten Freunde herzlich dankend die Hand, bemerkte aber in seiner neckischen Laune mit komischer Angst: „Hätt' ich Thor mich doch nur nicht dazu hergegeben, dies Generalversöhnungsstück kurz vor Schlafengehen mit aufzuführen! Das wird eine schöne Nacht werden! Gestern Monologe voll von Gift und Dolch und Pistolen und Stricken und Meeresschlünden, bis die Hähne den hellen lichten Tag ankrähten — und heute wird's Legionen von Liebesliedern voll von Ringlein und Aeuglein und Wänglein, von Rosen und Nelken und Myrthen, von Mondschein, Nachtigallen und Balsamduft, von Wonnen und Sonnen und Bronnen geben, bis die prosaische Sonne der vernünftigen Menschen ins Zimmer scheint!"

Ferdinand gelobte lachend, mäuschenstill sein zu wollen, und nachdem man noch übereingekommen war, die Rectorin nicht eher in das Geheimniß einzuweihen, als bis der Erstere Antonien seine Liebe gestanden und sich selbst das Jawort geholt habe, trennte man sich frohen Herzens. —

Der folgende Tag gestaltete sich ganz anders als die vorigen. Ferdinand wich fast nicht von Antoniens Seite, sprach in seinem Entzücken fortwährend in gebundener Rede und drückte dem Rector mit stummem Dank die Hand, so oft er mit ihm zusammentraf und Zeit zu dieser Aeußerung seiner Erkenntlichkeit übrig hatte.

Dies veränderte Wesen Ferdinands und sein Benehmen gegen Rüdiger fielen der Rectorin auf und es ahnte ihr, als ob „etwas vorgehe." Indessen äußerte sie sich während des Tages mit keiner Silbe hierüber — sie glaubte, erst genauere Beobachtungen anstellen zu müssen, und that dies auch, so viel sie vermochte.

Als sich der kleine Kreis am Abend unter den Akazienbäumen vor dem Gartensaal zur Theekollation versammeln sollte, waren Ferdinand und Antonie nicht zu finden. Die Rectorin meinte hier eine passende Gelegenheit zu haben, um die Gedanken Hellmanns und ihres Gatten auszuforschen, und bemerkte mit eigenthümlichem, vielsagendem Lächeln: „Es kommt mir so vor, als ob Ferdinand und Antonie einander gut leiden könnten! Die gäben auch wirklich ein schönes Paar!" — „Und das fällt dir jetzt erst ein?", rief Rüdiger mit lautem Gelächter, in welches Hellmann mit der gehörigen Mäßigung einstimmte. — Die Rectorin blickte die beiden Männer etwas piquirt an und wollte fragen, was das „jetzt erst" zu bedeuten habe, ward aber durch Hellmann gestört, welcher aufsprang und in den

Hintergrund des Gartens zeigend, fröhlich ausrief: „Da kommen Verlobte!“ —

„Wer — Verlobte?“ stieß die gute Rectorin fast erschrocken hervor, indem sie bald ihren Gatten und bald Hellmann anblickte. — „Ja, Verlobte!“ wiederholte Rüdiger lachend. „Nicht wahr, Ferdinand?“

Dieser hatte sich indessen mit der erröthenden Antonie dem kleinen Kreise genähert, wandte sich mit bittender Geberde zu der Rectorin und setzte ihr mit begeisterten Worten auseinander, daß sein Schicksal in ihren Händen ruhe, indem ihm zu seiner Verbindung mit Antonien nichts als die Einwilligung der Mutter fehle. Da diese aber gleich ihrem Gatten oft mit stiller Besorgniß an das künftige Geschick der Tochter gedacht und da sie Ferdinand während der drei Tage außerordentlich lieb gewonnen hatte, so brauchte derselbe nicht lange zu flehen.

Ein lauter Jubel folgte den glückwünschenden, segnenden Worten der freudig gerührten guten Dame und es ward sogleich ein kleines Verlobungssouper veranstaltet, bei welchem Rüdiger nach dem Toast auf das Brautpaar seiner Frau und Tochter offenherzig die ganze Scene im Austernkeller erzählte und die Gründe hinzufügte, die ihn bewogen, seinem Beleidiger zu vergeben. —

Auf der Hochzeit des jungen Paares, welche einige Monate später stattfand, war Rüdiger schon ein ganz anderer Mensch als früher. Von seinem rechthaberischen, intoleranten Wesen war kaum noch eine Spur zu entdecken, und die Elmenauer Honoratioren, welche sich sämmtlich mit ihm ausgesöhnt hatten, erschöpften sich in Vermuthungen über die Ursache dieser erfreulichen Umwandlung. Erst mehrere Jahre später jedoch erfuhren sie, auf welche eigenthümliche Art ihm der „Gesandte des Sultans“ sein böses Wesen ausgetrieben hatte.

Walachische Volkssagen.

Mitgetheilt

von

Arthur Schott.

2.

Wie die Fische rothes Blut bekommen.

Der heilige Todor von Tyran (Theodor von Tyrus) war unter dem Römerkaiser Diokletian ein Kirchenoberhaupt der Christen, welche der Herrscher außerordentlich haßte und verfolgte. Um die Anhänger dieser neuen verachteten Religion recht zu quälen, ließ er einmal mit dem Blut christlicher Kinder, die er seinen heidnischen Göttern hatte opfern lassen, Mehl anteigen und Brod daraus backen. Dieses ließ er alsdann zu Markte bringen. Da dieser Tyrann sich den Brodverkauf allein vorbehalten hatte, so waren die armen Christen beinahe gezwungen, es zu nehmen und zu essen.

Als Todor dies hörte, versammelte er die Seinen und verbot ihnen streng davon zu nehmen, hieß sie aber gewaschenen Weizen in Mörsern stoßen, kochen und ihn statt Brod genießen. Da die Christen ihrem heiligen Vorsteher gehorchten, so verdarb das abscheuliche Brod, welches der Kaiser hatte backen lassen, worauf Todor hinging und es ins Wasser warf, wo es die Fische alsdann auffraßen. Seither ist es, daß alle Fische rothes Blut haben, so färbte es sich von dem gräulichen Brode.

Ehestandsbriefe meines dummen Vetters an seine weise Base.

Mitgetheilt

von

Leopold Gildemeister.

4.

Die große Strafrede, liebe Base, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe halten, hat mir recht weh gethan, da sie meine Sünden und Schwächen in ein so grelles Licht rückt und mir beweist, daß ich wirklich ein gar nichts=nutziger Mensch bin, der neben seiner geringen Einsicht in die menschlichen und geselligen Verhältnisse auch noch eine solche Portion Eigendünkel, Eigensinn und Gott weiß, was noch alles hat, wie Sie mir vorwerfen! Ja, ja, liebe Base, Sie müssen wohl recht haben — ich werde wirklich nicht viel taugen, wenigstens was die Leitung und Ordnung meines häuslichen und ehelichen Lebens betrifft. Beides sehe ich in nicht geringem Verfall, und Philippine ist, wie ich bemerke, leider nichts weniger als befriedigt an meiner Seite. Und wenn ich nun neben der unsern andere Ehen betrachte, wie glücklich, ruhig und ordentlich, wie einträchtig und verständig da alles zugeht, wie vertrauensvoll die Frau auf den Mann, der Mann auf die Frau schaut, der eine sich nach dem andern richtet, jeder an seiner Stelle herrscht oder gehorcht, und Beide an ihrem Glück und Frieden bauen — und wenn ich dazu nun erwäge, daß Philippine ja doch nach dem Urtheil aller Ihrigen ein ganz vortreffliches Wesen ist, dessen Besitz mehr ist als ich eigentlich verdiene — dann, liebe Base, könnte ich wohl auf den Gedanken kommen, daß die größte Schuld mein und daß ich ein rechter Nichtsnutz bin. Philippine läßt mich auch oft genug merken, daß ich doch gar zu unbedeu=tend, schwach, langweilig — ich weiß nicht, was noch alles bin.

Das betrübt mich sehr, liebste Base! Nur gegen Eins protestire ich entschieden — am Willen liegt das nicht, sondern an meiner ganzen Begabung. Sie können versichert sein, daß ich mir nichts besseres wünsche, als mich so zu ändern, daß ich meiner Frau und aller Welt recht bin, daß ich mich gern zu dem gescheutesten Menschen machen möchte, stets nur auf einen Fingerzeig warte, wie das anzufangen, jede, ein wenig freundliche Hülfe dankbar annehme. Ich würde überglücklich sein, wenn ich Philippine froh und zufrieden an meiner Seite sehn könnte. Denn mein Herz ist ehrlich und liebt sie wahr und treu, es sehnt sich darnach, sie glücklich zu machen und durch sie glücklich zu werden. Das ist freilich schwierig oder vielleicht gar nicht möglich, wenn es so fortgeht wie bisher und ich ein so armseliger Mensch bin, wie ich es sein soll.

Es ist aber ganz kurios, liebe Base, daß ich das nur Philippinen gegenüber und in meinen eigenen vier Wänden sein muß, denn, wohin ich sonst komme, mit wem ich sonst verkehre, macht es sich ganz gut. Man mag mich nicht nur, sondern — ich habe das freilich lange nicht glauben wollen — sucht sogar meinen Umgang. Ich sehe freilich ein, daß sich dies hauptsächlich auf das bischen Ruf gründen wird, welchen mir meine Arbeiten auf dem Felde der Publicistik erworben, oder auf die Kenntnisse etwa, die ich durch ehrliche Studien erlangt. Allein dergleichen wird man doch auch bei andern und sicher in höherem Maße finden — und schließlich würde das auch nur die Zuneigung und Achtung von Männern erklären.

Sagen Sie mir nun, liebe Base, Sie, die Sie so welterfahren sind, so einsichtig und klug — wie kommt es nun, daß man mich — ich wiederhole es — mag, mich hervorzieht, mit mir gern lebt, mich sogar um Rath fragt, kurz mich für eine Persönlichkeit gelten läßt, die — darin kann ich mich nicht täuschen — allerwärts willkommen ist? Und nicht allein die Männer treiben's so, sondern auch die Damen, die in unsern Kreisen sind, scheinen mir ihre freundliche Achtung zu gönnen, gern mit mir zu plaudern, obgleich Philippine behauptet, daß ich dies letztere gar nicht kann.

Nicht wahr, liebe Base, — ein schlimmer, dunkler Casus, für einen Menschen, der so unsicher und unerfahren ist, wie ich, — der so gern wüßte, woran er wäre und es doch nie weiß oder erfährt! Soll ich nun hochmüthig den gütigen, nachsichtigen Freunden glauben, oder demüthig den strengen Meinen und zumal meiner vortrefflichen Frau?

Dabei fällt mir ein, liebste Base, wonach ich Sie schon immer einmal

habe fragen wollen. Halten Sie es übrigens nicht für ungehörige Neugier, sondern nur für wirkliche Theilnahme! — Sagen Sie mir: da ich nun doch einmal bin, wie ich bin, und da ich all den Meinen schon längst als ein Solcher bekannt, wie und wodurch ist es mir eigentlich möglich geworden, meiner Philippine Neigung zu erringen und sie zur Frau zu erhalten? (Sie wissen wohl, daß das wirklich zweierlei in unserer Familie!) Und wie und wodurch wurde es möglich, daß ich Philippinchen noch frei fand, obgleich sie doch aus so guter Familie, im Besitz einer guten Aussteuer, von imponirendem Aeußern, geschmückt mit solcher Klugheit, solchem Verstand und Geist, von solcher Vortrefflichkeit war? Sagen Sie mir, wie konnte sie dreißig Jahre alt werden, ohne unter den nach ihr Begehrenden einen Würdigen zu finden? Denn es haben doch unzweifelhaft viele und nur die Besten nach dieser Perle begehrt?

Sehn Sie, meine theure Base, das alles ist mir durchaus unklar und ich möchte gern das Genauere — die Vorgeschichte meiner Liebe! — wissen. — Neulich traf mich ein Jugendbekannter, Richard W., gab mir die Hand und sagte lachend: „bist doch ein braver Kerl, Amandus, daß du die alte Stachelkerze, die Philippine erlöst hast. Hätte dir den Muth nicht zugetraut. Weiß von keinem sonst, der ihn gehabt. Nun dankt sie's dir aber auch wohl, — sie hätte wenigstens Ursache dazu!" — „Was heißt das?" fragte ich barsch, denn ich ärgerte mich über diese nur halbverständlichen Andeutungen; „Philippine hat mich durch ihre endliche Einwilligung beglückt und liebt mich." — „Hoffentlich!" versetzte der frivole Mensch lachend. „Sie wird doch den lieben, der sie von einer alten Jungfer zur Frau machte und ihr Gelegenheit gibt zu herrschen!" Ich wandte ihm den Rücken zu und ließ ihn stehn, den schlechten Menschen. So etwas läßt mich gänzlich kalt. Aber neugierig bin ich doch, wie sich eigentlich das alles verhält, und wie ich dazu kam, diesen Schatz heben zu dürfen!

Wie ich die letzte Briefseite, nachdem ich ein paar Stunden zu andern Geschäften verwenden mußte, noch einmal durchlese, sehe ich, daß ich oben von Philippinens „dreißig" Jahren geschrieben habe. Ja, denken Sie, liebste Base, sie ist wirklich dreißig, oder jetzt vielmehr einunddreißig Jahre alt, — drei älter als ich — und nicht, wie sie selbst und Ihr alle sagtet, erst fünfundzwanzig. Das muß wohl eine Verwechslung mit der Cousine Agnes sein, die ja auch am 3. Januar geboren. Philippinchens Alter habe ich aus dem Trauschein erfahren; dort steht's, daß sie 1823 geboren ist.

Sie selbst freilich behauptet sehr heftig, das wäre nicht wahr. Aber Grund zum Aerger sehe ich nicht. Im Gegentheil sollte sie stolz darauf sein, daß sie sich gut genug konservirt, um für fünf Jahre jünger zu gelten. Mir ist dies ganz gleichgültig, so sehr es mich auch anfänglich überraschte und dann zu lachen machte, als sie, nach beliebter Damenweise, sich jünger machen und nun auch gar ihren Mann täuschen wollte!

Sie fragen mich, liebe Base, ob ich mich mit meinem Sorgen, Ausstellen und Mäkeln, wie Sie's heißen, nicht vor mir selbst schäme? Ob ich nicht vielmehr alle meine Gefühle und Gedanken zur rechten Würdigung meiner Frau und des Glücks und der Ehre erheben müßte, welche mir mit Philippinens Hand zu theil geworden? Ob ich nicht mit aller Kraft dahin streben müßte, jeden Wunsch einer solchen Frau zu erfüllen und ihr das Leben angenehm zu machen? Und Sie sagen mir endlich, daß ich mich nur ruhig in Philippinens Weise schicken solle — sie treffe stets das Rechte und wisse besser als ich, was sich für uns und überhaupt schicke und gehöre.

Das ist — zum Theil — ganz richtig. Ich thue aber auch, was ich kann, doch über mein Können kann ich nicht hinaus. Es ist zwar ein etwas ordinäres Sprichwort, allein es trifft genau bei unsern Verhältnissen zu: „der Knüppel liegt beim Hunde." Meine Einnahmen lassen sich mit keiner Gewalt um etwas Namhaftes vermehren und müssen daher genügen, wenn wir nicht demnächst einmal als Bettler aus dem Thore wollen. Es ist doch mehr als kurios, liebe Base, wenn Philippine für ihre persönlichen Ausgaben den Grundsatz befolgen will, keine Schulden zu machen, und ich eben diesem Grundsatz bei den größern Ausgaben gradezu Hohn sprechen soll. Leider aber hält sie selbst sich nicht mehr daran und zwingt auch mich davon ab. Ihre Wünsche — oder vielmehr Einfälle — nehmen nicht nur nicht ab, sondern zu, und wo es damit endlich hinauskommen wird, soll mich wundern. Ich kann nur sagen: Philippine hätte nicht als Bürgermeisterstochter, sondern als Prinzessin geboren werden sollen, — das spüre ich doch, wie unerfahren ich sonst auch sein mag.

Sie sagen: ich soll das Glück und die Ehre schätzen. Halten Sie mir den Ernst zu gut, Frau Base, mit dem ich Ihnen erwidere: um das zu können, muß ich das Glück und die Ehre doch auch sehn, muß mich selbst glücklich, geehrt fühlen. Das habe ich lange genug versucht, vermag es aber von Tag zu Tag immer weniger. Philippine macht mich nicht glücklich und — sie macht ihrem Hause wenigstens auch keine Ehre, sondern sich selbst und

natürlich auch mich lächerlich, — sich durch ihre Narrheiten, — deutsch heraus! — mich, weil ich das dulde.

Es ist hier kein Widerspruch mit dem, was ich oben gesagt. Ich halte noch heut meine Frau für vortrefflich und mich selbst für unbedeutend. Ich glaube, daß ich zu schwach, wo ich stark und entschieden sein sollte; ich sehe, daß ich von hunderterlei Dingen zu wenig verstehe, wo es doch auf meinen Willen, meine Entscheidung ankommen müßte. Das ist alles wahr. Es betrübt mich. Ich will mich bessern! Aber ich sehe auch, daß Philippine auf ihrer Seite nicht nur in ihren speziellen Angelegenheiten, sondern auch in den allgemeinen, unser häusliches Leben betreffenden noch viel weniger versteht — gar nichts, liebe Base. Sie versteht alle die freien Künste, von denen ich in einem frühern Briefe geredet; sie kann außerdem knausern oder verschwenden, schmeicheln oder keifen und schmollen, und — damit wird's so ziemlich zu Ende sein. Ihr größter Fehler ist, daß sie niemals in ihrem Thun ein Unrecht finden will, sondern stets das Recht für sich hat; und daß sie daher auch niemals an sich arbeiten, bessern mag, weil sie vollendet, durchaus gut ist. Ich mag zwar, wie Ihr mich heißt, ein ‚dummer' Mensch sein, aber zu der Einsicht reicht meine Klugheit doch noch aus, daß man mit solchen Eigenschaften und — Kenntnissen (!) und mit solchen Mängeln, wie Philippine sie hat, kein Hauswesen auf dem rechten Fuße erhalten und keinen Mann glücklich machen kann. Sie hat es gewußt, wie ich bin; sie hat es gewußt, in welche Stellung sie an meiner Seite kommen würde; sie hat es gewußt, daß sie nicht durchaus die Hände in den Schooß legen dürfe, daß es Grenzen und Schranken für ihre Wünsche in der Welt und in ihrem besondern Lebenskreise geben werde — das alles hat sie gewußt und hat mich dennoch gewählt und weiß sich dennoch nicht in dies gegebene, vorausbestimmte Leben zu fügen? Wer ist da der Thor, und wer der Weise? Gott behüte mich wenigstens vor solcher Weisheit!

Ich kann es mir denken, meine liebe Base, daß Ihnen mein Brief, der in so ganz verschiedenen Stimmungen geschrieben wurde, auffallen wird. Es ist, wie gesagt, dennoch kein Widerspruch zwischen Anfang und Ende. Ich bin ein einfacher, gutmüthiger Mensch, nicht blind gegen meine Fehler, willig, ihnen abzuhelfen, gerecht gegen Andere, und natürlich zumeist gegen die, welche mir als Gattin nahe und in mancher Beziehung auch in meinen Augen sehr hoch steht. Aber es hat alles seine Grenzen, auch meine Geduld, meine Nachsicht. Gott weiß es, daß ich nicht nach der Einsicht in all

die häuslichen und ehelichen Mißlichkeiten verlangt habe. Aber man zwingt sie mir auf! Wir sind kaum acht Monate verheirathet, und schon sehe ich, trotz meines ehrlichen Willens, trotz meines unermüdeten Ringens, daß es mit uns und unserm Glück zurück geht. Das, meine gute Base, möchte auch im Mannesauge eine Thräne des Zornes und zugleich des Schmerzes entschuldigen und seine Hand stählen zu einem festen Durchgreifen — mag man dann über Schonungslosigkeit und „unnoble Gesinnung" schreien oder nicht.

Ich habe mit Philippinen ein ernstes Wort zu reden gehabt. Sie warf mir vorhin eine Rechnung hin, mit finsterer Stirn und herben Worten: „bezahl's endlich! Ich mag mich nicht mahnen lassen!" — Es war eine mir gänzlich unbekannte und unerwartete Rechnung über 98 Thaler für — Putzgegenstände. Das ist ein Zwölftel meines Einkommens, und seit vier Monaten — freilich Gesellschaftsmonaten — aufgelaufen. — Meinen Sie, daß sie das Unrecht einsieht? Daß sie ein begütigendes, entschuldigendes Wort hat?

Ueberhaupt — überhaupt, Frau Base — damit ist es im Hause vorbei! Draußen, in der Geselligkeit, soll sie immer heiter sein können, wenn sie es nicht vorzieht, stolz zu sein. Ich sehe das kaum, da meine Stellung mich oft grade in den ersten Nachtstunden zur Arbeit zwingt; aber ich kann es hin und wider auch im eigenen Hause beobachten, wenn wir einmal ein paar Leute bei uns haben und Philippine einen meiner freien Abende dazu gewählt hat. Im Hause aber, im Umgang mit mir finde ich an ihr, einige wenige Schmeichelstunden abgerechnet, welche dann stets leider ihren besondern Zweck zu haben scheinen — selten mehr etwas Anderes als Trotz oder Herbigkeit, Schmollen oder unverhehlte Verdrossenheit und Langeweile. Das hat sich sehr geändert! Früher hat sie manche Stunde mir erheitert, manches Ernste mich leicht nehmen, manche kleine Inconvenienz und manches Unrecht mich fröhlich und muthig übersehn lassen durch ein freundliches, heiteres und liebenswürdiges Zusammenleben. Sie zeigte sich froh und glücklich und ließ es auch mich werden. — Meine Hand, mein Herz sind heut noch offen, wie damals und tragen sich ihr oft genug an — aber tempi passati! Und wie bald!

Nein, nein, Frau Base! Ich liege nicht auf Rosen, wie Sie mir vorhalten. Meine Frau könnte mein Lager so blumig machen, aber sie will's nicht, oder versteht's nicht. Unsere modernen Modedamen tragen nur

noch die Blumen im Haar; ihr Herz hegt aber keine mehr und sie können daher auch keine mehr ausstreuen.

Adieu, meine gute Base!

5.

Diesmal, meine gute Base, hat mich Ihr Brief, den ich vor vierzehn Tagen erhielt, durchaus kalt gelassen. Ich traue Ihnen alles mögliche zu; aber daß Sie hundert Meilen weit durch die Ferne sehn, unsere hiesigen Zustände vor sich haben und in kleinen Streitpunkten den Schiedsrichter spielen wollen, von denen Sie nur etwas ahnen, aber nichts wissen — das ist zu viel verlangt, und ich kann mich leider nach so vorgetragenen Wünschen und Ermahnungen nicht richten.

In einem Punkt gehn unsere Meinungen indessen wirklich nicht sehr auseinander, wenn wir auch verschiedene Gründe für dieselben haben und überhaupt auf verschiedene Weise zu ihnen gelangt sind. Sie sagen: ich möchte doch lieber auf Philippinens Urtheil geben, da sie mich am besten kenne, und nicht den Leuten glauben, die mich anscheinend gern haben. Ich möge glauben, daß das nur der Schein, Heuchelei sei — sie hätten mich zum besten und amusirten sich über mich. — Ich, meine gute Base, fürchte das auch. Aber ich denke immer, daß sie nur über meine stadtbekannte Schwäche gegen meine Frau, und über deren ebenso allbekannte Excentricitäten und — Narrheiten spotten. Rümpfen Sie nicht die Nase, es ist nicht anders!

Neulich hatte mich der Minister N. zur Soiree eingeladen — der wackere alte Herr verzehrt seine Pension hier, weil er selbst und seine Frau aus dieser Stadt stammen und auch eine Tochter hier verheirathet haben. Das Haus ist eins der ersten und angenehmsten, und Philippine ward, als ich sie im vorigen Herbst dort einführte, mit derselben Güte aufgenommen, die man mir selber vom ersten Tage meines hiesigen Aufenthalts an bewiesen hat. Und da Sie von Ihrer Nichte wissen, wie sehr dieselbe für „standesgemäßen" Umgang schwärmt, so können Sie sich denken, daß sie über dies Haus sehr zufrieden war und mich für ihre Einführung daselbst ganz besonders lieb hatte. Wir sind dann einmal dagewesen, und Philippine spielte eine schlechte Figur. Sie trat mit hoher Miene auf — sie mochte das für

„vornehm" halten — und verstieß also sogleich gegen den dort herrschenden durchaus unbefangenen, muntern und behaglichen Ton. Der Alte, der überhaupt wegen seiner Offenheit ein wenig gefürchtet ist, hatte sie das auch merken lassen — zu ihrem um so größern Aerger, da man sich doch gegen einen „Minister" und „Baron" nicht wohl opponiren, oder sein Urtheil verachten durfte. Dann kam der Winter mit seinen Festivitäten, Toiletten und andern Dingen und Zuständen, welche der Menschen Aufmerksamkeit leider in nicht gar erfreulicher Weise auf Philippine und unser Haus lenkten, und nun ward ich zur Soiree gebeten ohne sie — sie hat geweint vor Zorn und Schmerz, liebe Base, und Pläne über Pläne gemacht, bald — dennoch hinzukommen, bald — sich zu rächen. Hingehn sollte ich nicht und absagen — was ich natürlich gleich anfänglich gethan — sollte ich auch nicht.

Nach ein paar Tagen begegnete mir der Alte auf der Straße und ging plaudernd mit mir weiter. „Apropos," sagte er nach einer Weile, „Ihre Absage neulich hat uns recht leid gethan, lieber Assessor. Aber da wir Sie ohne Ihre Frau bitten mußten, haben wir's uns halb und halb gedacht. Es ließ sich nicht ändern. Ich bin ein alter Mann," fuhr er fort, „und mein' es gut mit Ihnen. Sehn Sie — Sie sind uns immer willkommen, aber auf Ihre Frau müssen wir verzichten, bis sie anders wird. Teufel auch, mein Lieber, was macht die junge Frau von sich zu reden! Sie muß sich besinnen, sag' ich Ihnen! Greifen Sie fest durch!" Und so ging das noch eine Weile fort, meine gute Base, und ich zog nebenher wie ein — wie ein unglücklicher Mann, will ich sagen. Dem alten Herrn gegenüber hatte ich nicht den Muth Einwendungen zu machen, an deren Wahrheit und Stichhaltigkeit ich selbst am wenigsten glauben konnte. Er hatte wirklich nur gar zu sehr recht!

Worauf er besonders hinzielt, ist mir leider keineswegs verborgen. Auch will ich Ihnen kein Geheimniß daraus machen; nur werde ich erst nachher darauf kommen, wenn mich die Schilderung unseres täglichen Lebens dahin führt. Denn Sie sagen in Ihrem Briefe ja — zur Beantwortung jener Stelle in meinem vorigen, wo ich darüber klagte, daß alles Zusammenleben ein Ende nähme — daß man auch nicht ewig bei einander hocken könne. Das läßt sich am besten beantworten, indem ich Ihnen einmal einen unserer Tage zu zeichnen versuche, dem leider Gotts alle übrigen mehr oder minder gleichen.

Also ich stehe Winter und Sommer um sechs Uhr früh auf, um ein paar ganz ruhige Arbeitsstunden zu gewinnen und später, gegen acht Uhr für Philippine und die Kaffeestunde frei zu sein. Ich habe mir früher meinen Kaffee immer selber gemacht, denn ich kann, zumal im Winter, nicht so lange ganz nüchtern und in der Kälte sitzen, und er war stets gut und bildete eigentlich den einzigen Luxus, den ich mir gestattete. In meiner Junggesellenwohnung erschien dann auch das Mädchen um sechs Uhr zum Einheizen; doch gab es natürlich manche verdrießliche Ausnahme in dieser angenehmen Ordnung, und ich freute mich nicht wenig auf die Zeit, wenn ich einmal in der eigenen Wohnung, mit der eigenen Dienerin das alles auf's vollkommenste haben würde. Nun ist es damit aber anders geworden. Das Mädchen hat jetzt nie Zeit, zeigt sich nie vor sieben oder 1/2 8 Uhr, weil sie so spät ins Bett kommt, und will ich nicht frieren, so muß ich selber einheizen, NB. wenn ich zum Holz kommen kann, denn in mein Zimmer erhalte ich keins, trotz meines vielen Bittens, und Philippine erklärt derartige Wünsche für unausstehliche Prätensionen, sie müsse dann drei Mädchen haben. Kaffee habe ich dann in den ersten Monaten unserer Ehe auf ihr Schmeicheln mit ihr getrunken. Aber erstens mußte ich dann bis acht Uhr nüchtern bleiben und fühlte mich in Folge dessen elend; und zweitens wurde der Kaffee bald so schlecht, daß ich ihn nicht genießen konnte. So bin ich denn wieder zu meiner alten Gewohnheit zurückgekehrt — einer der wenigen Punkte, die ich durchgesetzt — spüle mir das Kaffeegeschirr, Tasse, Maschine ꝛc. selber, und bin um acht Uhr für Philippine frei.

Allein sie steht erst bald gegen neun Uhr, bald noch später auf, wo ich bereits wieder bei der Arbeit sein muß, denn um diese Zeit kommt Post und Druckerei u. s. w., kurz Sachen, die keinen Aufschub leiden. Da ist dann jede Störung mißlich; trotzdem aber stört meine Frau mich niemals häufiger und niemals unnöthiger als grade dann — nicht, um mir etwa ein gutes, zärtliches Wort zu sagen, mir einmal ihre Liebe zu zeigen, sondern um mir dies oder jenes zu bringen, zu fragen, wozu jede andere Zeit passender wäre. Ich bin daher jetzt auch schon seit einigen Wochen nach dem Redactionsbureau übergesiedelt. Meine Arbeiten ernähren uns und lassen sich nicht aufschieben; Philippine aber läßt mich absolut nicht fertig werden.

So wird es zwölf Uhr. Sie hat bis Eins oder halb Zwei Besuch, oder geht dazu aus. Wenn sie frei oder wieder daheim ist, essen wir —

zwischen Eins und Drei, wie es grade paßt. Das Essen ist schlecht und fesselt uns nicht an den Tisch; sie selbst ist verdrießlich oder zerstreut, jedenfalls aber mit meiner Unterhaltung nicht zufrieden, da dieselbe ihr zu simpel ist nach all den geistvollen, Morgens gehaltenen Reden und Redensarten, — und noch weniger dazu aufgelegt, selbst eine Unterhaltung zu versuchen. Sie ist matt und — interessant, heißt man das, glaub' ich. —

Dann schläft sie und ich muß von drei bis sechs Uhr auf's Bureau; ob ich mag oder nicht, gleichviel — ich muß. Wenn ich nach Hause komme, hätte ich Zeit; sie aber macht Toilette, ist aus, oder hat Gäste bei sich. Will ich essen, so muß ich in eine Restauration gehn oder mich auf einem der gestickten Sessel mit einer Tasse Thee und einem winzigen Brodstückchen begnügen. Vier Tage in der Woche kommt die Post Abends um neun Uhr und ich habe dann bis Mitternacht zu thun. Die andern Tage wäre ich frei — aber sie ist es dann sicher nicht. Und so wird's Mitternacht, wir gehn zu Bett, ohne eine einzige Stunde für uns gehabt zu haben.

Nun, meine liebe Base, nennen Sie das noch ein Zusammenleben? Eine Häuslichkeit? Soll der Mann seine Stellung aufgeben, um dann für seine Frau eine freie Stunde zu haben, wenn es ihr gefällig ist? Oder soll die Frau ihre Zeiteintheilung, die durch nichts bedingt ist, nach der des Mannes regeln? — Ich kann nicht; sie will nicht — also bleiben wir auseinander, obgleich ich die bösen Folgen eines solchen traurigen Lebens nicht einen Augenblick verkenne, sondern sie leider, leider in unserer Ehe bereits wuchern sehe!

Und für wen opfert meine Frau das Glück ihrer friedensvollen Häuslichkeit auf? — Nicht für eine wirklich angenehme, bildende Geselligkeit, sondern für den Verkehr mit ein paar Weibern von altem Namen und mindestens zweideutigem Ruf; mit einigen Männern, die sich durch Gott weiß was eine gewisse Art von Ansehn in solchen Kreisen erworben haben. Jede anständige Frau weicht ihnen aus, da sie weiß, daß diese Bursche gewissenlos genug sind, um an alles eher zu denken, als an den Ruf einer ehrbaren Frau, und daß sie durch den auch nur oberflächlichen Umgang mit ihnen schwerlich Gewinn und Ehre, ziemlich sicher aber das Achselzucken der Verständigen und das Zurückziehn derselben zu gewärtigen habe. Daß unter diesen Herren auch ein paar Uniformen sind und ein Mensch mit einem polnischen Namen und einem kleinen schwarzen Bart — das versteht sich von selbst.

Meine Frau ist zu ihnen durch die Bekanntschaft mit jenen Frauen gekommen, die ihr als Surrogat der „Vornehmheit" dienen müssen, da sie den wirklich vornehmen Leuten nicht beikommen kann. Nun sitzen sie aber fest bei uns, mit jenen oder allein, halten sich im Geheim über die kleine „Bürgerliche" auf, möchte ich wetten, — und verdrehen ihr durch ein lächerlich übertriebenes Courmachen den Kopf.

Eifersüchtig bin ich nicht, meine gute Base, obgleich mich Philippine so nennt, wenn ich sie einmal auf das Gerede der Leute aufmerksam mache, welche diese Gesellen, bald einzeln, bald zu mehreren täglich und zu allen möglichen Stunden unser Haus besuchen sehn, — wenn ich sie traurig und innig auf die Folgen hinzuführen suche, die dieser Umgang für sie hat. Die guten angenehmen Häuser, — wie auch das des Ministers — werden ihr, wenn nicht grade geschlossen, so doch nicht mehr bereitwillig geöffnet. Die wahrhaft liebenswürdigen und geachteten Frauen verschwinden immer mehr aus unsern kleinen Gesellschaften, aus ihrem Umgang.

Ich bin nicht eifersüchtig, wiederhole ich. Ich habe eine zu gute Meinung von Philippinens Charakter und Klugheit — von ihrer Liebe zu mir nicht, meine gute Base. Angenehm aber kann es mir nicht sein, wenn ich zu jeder Stunde solch einen Herrn bei meiner Frau finde, wenn ich bei meinem Eintritt die Unterhaltung plötzlich lahm werden höre, den Herrn bald aufbrechen sehe. Heißt das den Schein wahren? Heißt das auf die Reinheit des Rufs bedacht sein — des Rufs, der fein und empfindlich wie Spinnweb und so leicht zu beflecken wie Schnee? — Philippine klagt zwar gegen mich und — können Sie das glauben? — gegen Andere, daß ich sie mit diesen Herren allein lasse und ihr nicht zu Hülfe komme! — Aber ich habe ihr gesagt und spreche es auch hier aus: wehe der Frau, die in solchen Fällen einer Hülfe Anderer zu bedürfen glaubt, die sich nicht selbst ihre Freiheit und Ruhe zu bewahren weiß! Wissen Sie, was man von einer solchen Frau denkt? Sie will sich nicht helfen! Sie will zu Grunde gehn! Denn jedermann weiß, daß es unsern Sitten und dem Herkommen gemäß, niemand leichter wird als einer Frau, ihren Umgang ganz nach ihrem Willen zu wählen.

Der Kuriosität wegen will ich Ihnen doch Philippinens letzten Einfall mittheilen. Als wir vor einigen Tagen eine kleine Erörterung über diese Besuche und ihre Folgen hatten und sie mich wie üblich mit Thränen — das ist auch etwas Neues, aber Natürliches: ich mache sie so nervös! —

der schrecklichsten Eifersucht beschuldigte, da fügte sie hinzu: „und doch könnte ich es mit mehr Recht sein. Du bist mir nicht treu! Meinst du, als wenn ich deinen Verkehr mit der und der nicht merkte, daß ihr immer zusammensteckt, daß ihr euch so besonders ansehst? So angelegentlich mit einander redet — sie die Gans, und du, der sonst den Mund nicht aufthun kann? O ich merke das wohl, ich armes Weib! Und du willst nun nur den Krieg auf mein Gebiet spielen mit deinen Redensarten und Beschuldigungen, um meinen Blick von euch abzulenken. Aber ich bin nicht so dumm!"

Ja, ja, liebe Base! So spielt man den Krieg auf ein fremdes Gebiet! — Aber nun adieu, und wundern Sie sich nicht, wenn ich lange schweige. Meine Arbeit ist durch den orientalischen Krieg übermäßig vermehrt. —

Ihr

treuer Neffe.

Aus der Vergangenheit.

Von

Johannes Müller.

---

2. Episode aus einem Fürstenleben.

Durchläuft man das große Buch der Weltgeschichte im Ueberblicke, bemerkt ein neuerer Geschichtschreiber, so möchten sich wenige Zeiten finden, in welchen die Fürsten mit regerem Ernste und feurigerem Eifer das geistige Heil und die ganze innere Gedanken= und Gemüthswelt ihrer Völker in bestimmten Richtungen zu leiten und zu fördern und in der allgemeinen Aufgeregtheit der Geister, die keinen unberührt und ohne Theilnahme ließ, diese Richtungen des geistigen Lebens in ihrem Fortschwunge zu bestimmten Zielen festzuhalten bemüht gewesen wären, als dies im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts in unserm deutschen Vaterlande geschah. — Gewiß, dies ganze Zeitalter trägt das tiefste Gepräge ernsten Ringens, und die neuere Zeit in ihren Hauptrichtungen ist eine Frucht desselben, somit der thatsächliche Beweis von der Energie, mit der die neuen Bahnen eröffnet, eingeschlagen und fortgeführt wurden. Auf der andern Seite erwachten aber in Folge der allgewaltigen Regung aller Leidenschaften auch die unlautern Triebe, die als Schattenseiten neben der Lichtseite eines löblichen Strebens einer ganzen Zeit gemeiniglich um so greller hervortreten. Die Leidenschaften entfalteten sich düsterer, die egoistischen Zielpunkte verdrängten die allgemeinnützigen, und im Kämpfen darum ging ein großer Theil des angestrebten Bessern zu Grunde. Für ein solches Chaos, wo der sittliche Schwerpunkt hin= und herschwankte, seinen Einfluß auf die gährenden Zustände verlor, war der dreißigjährige Krieg ein beklagenswerther, aber entsprechender Ausgang.

Der Fürst, den wir auf einer Reise begleiten wollen, gehörte nicht zu den bessern jener Zeit. Im 21. Lebensjahre trat Herzog Heinrich von Liegnitz 1559 seine Herrschaft an. Der Vater, Friedrich III., hatte ihm ein nichts weniger als nachahmungswürdiges Beispiel gegeben. Das verschwenderische Leben desselben, welches das Land in eine unerträgliche Schuldenlast stürzte, ja wahrhaft liederlich zu nennen war, zog ihm die Ungnade des Kaisers in dem Grade zu, daß er am Ende entsetzt und für den Rest seines Lebens, von 1559 bis 1570, auf dem Schlosse zu Liegnitz in Haft gethan wurde. Durch diesen bedauernswerthen, aber auch verdienten Ausgang des Vaters wurde der Sohn nicht gewarnt. Das Leben Heinrichs ist ein würdiges Seitenstück zu dem abenteuerlichen seines Vorgängers, dem es an charakteristischen Zügen, besonders in Rücksicht auf die allgemeine Verderbniß durch Trunk- und Spielsucht, nicht nachsteht. Wie es uns durch die Feder seines Begleiters, des Ritters Hans von Schweinichen, der seine abenteuerlichen, die Würde eines Fürsten entehrenden Fahrten theilte, lebendig entgegentritt, wirft es auf die sittliche Verkommenheit so vieler Spitzen der Gesellschaft ein erschreckendes und um so grelleres Licht, als die bis zur Mitte des Jahrhunderts aufflutende Bewegung den seit langen Zeiten abgelagerten moralischen Schmutz in seiner Stagnation nur noch widerwärtiger und abscheulicher zeigt. Das Folgende sei ein kleiner Beleg dafür.

Die schweren Irrungen, worin der Herzog Heinrich mit seiner Landschaft, besonders wegen des Schuldenwesens verwickelt ward, waren vor den Kaiser gekommen. Es sollte den Parteien ein Tag anberaumt werden, um die verdrießliche Angelegenheit zu schlichten. Nun suchte der Herzog die Fürsten zu seinem Beistande zu gewinnen und machte sich selbst, um dies zu bewerkstelligen, von dem Hoflager des Kaisers zu Prag auf den Weg. Es war im Jahr 1575. Der erste Besuch galt dem Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich III. Der Herzog ward hier wohl aufgenommen, der Churfürst sagte ihm wider seine Unterthanen seinen Beistand zu, verehrte ihm auch beim Abzuge ein Kreuz mit einem Kleinod, welches zweihundert Kronen werth war. Ebenso erhielten Schweinichen und die andern Junker jeder einen Kranz von Gold und Silber und einen Ring daran über 30 Thaler werth. Der Kurfürst von Mainz war nicht minder freigebig; auch er sicherte dem Herzog seine Hülfe zu und schenkte ihm ein Diamantenkreuz, das zu Prag auf 400 Kronen geschätzt ward. Schweinichen erhielt einen

Ring, 8 Thaler werth. In Speier hielten die Reisenden mit einigen gelehrten Doktoren ihrer Sache wegen ein Consilium, wofür diese ein Honorar von 100 Gulden empfingen. Sie besuchten dann den Herzog Wilhelm von Baiern und darauf den alten Herzog, der zu Pfaffenhofen war. Auch von diesem ward der gebetene Beistand zugesagt; das Geschenk, welches die Herzogin übersandte, war ein schönes Kleinod, auf 500 Thaler zu schätzen. Hier bekam auch Schweinichen wiederum einen Ring, dessen Werth er auf 10 Fl. anschlägt. Der Pfalzgraf von Neuburg, der nächste Besuch, empfing sie nicht minder stattlich; nebst der Zusicherung des Beistandes erhielten sie von der Pfalzgräfin schöne Geschenke, der Herr einen Ring zu 100, der Diener einen zu 7 Thaler. Der Pfalzgraf führte die Reisenden dann auf seinem Donauschiffe gen Ingolstadt, wo sie wiederum den alten Herzog von Baiern antrafen. Dies nochmalige Zusammentreffen, sowie die gereichte vortreffliche Bewirthung machten dem Herzog Muth, bei jenem um ein Darlehn von „tausend goldenen Thalern" anzuhalten. Dies ward ihm wirklich bewilligt. Der Rückweg führte nun über Regensburg wieder nach Prag, wo die Liegnitzischen Deputirten der Landschaft zum Austrage der Sache bereits ein Verhör erwarteten und an die Ankunft ihres Landesherrn, den sie nach Frankreich entronnen meinten, kaum glauben wollten. Diese Reise aber, sagt Schweinichen, „hat J. F. Gnaden über 1500 Thaler gestanden, und haben wir in der kurzen Zeit, als in $2\frac{1}{2}$ Wochen, über 209 Meilen gereiset und dabei auch viele Tage stille gelegen und nichts weniger auch sehr getrunken."

Allein die Streitigkeiten zwischen dem Herzoge und seinem Lande wurden diesmal noch nicht zu ihrem Ende geführt, sondern der Kaiser versprach sie später durch eine Kommission schlichten zu lassen. Der Herzog ließ es sich also eine Weile am Hoflager noch wohl sein, besonders da zu dieser Zeit auch die Krönung des römischen Königs Rudolf II. mit großen Festen gefeiert ward. Doch „letzlich so ging dem frommen Herrn auch das Geld ab, daß es also fast schwer werden wollte; mußte also die Hebräer mit Pfand suchen." Nach 5 Wochen lustigen Lebens endlich trat der Herzog, statt sein Land zu suchen, seine zweite abenteuerliche Fahrt ins Reich an, die in ihrem Verlaufe sehr merkwürdig ist.

Am 10. September 1575 brach er mit drei Junkern, die er neu und stattlich hatte kleiden lassen, nebst einem übrigen entsprechenden Gefolge, mit vier reisigen Rossen, einer Kutsche mit 6 Rossen und einer Miethskutsche

mit 3 Rossen, aus Prag auf. In seiner Kasse waren nicht mehr als 335 Thlr., die Ritter Schweinichen zu verwalten hatte. „Kann leicht erachtet werden," meint dieser, „daß ein Fürst mit solchem Gelde nicht weit zu zehren hatte. Doch nichts weniger machten J. F. Gnaden sich ein Herz, sie wollten unterwegs wohl Geld bei den Herren und Freunden auftreiben." — Der angebliche Zielpunkt der Reise war Venedig, Welschland, auf die Armada. Wir übergehen die ersten Tage und Abenteuer des Zuges und versetzen uns mit den Reisenden gleich nach Nürnberg. Allda lagen J. F. Gnaden beim Ochsenfelten in der Herberge zehn Tage still, Willens, vom Rathe der Stadt 4000 Fl. zu leihen; sein Ansuchen ward aber vom Rathe gänzlich abgeschlagen. Darnach hatte der Herzog einen andern Anschlag. Es befanden sich seine beiden Töchter zu der Zeit beim Markgrafen von Ansbach, welcher ihr Oheim war. Wegen eines Zwistes mit seiner Gemahlin, worin der Herzog ihr sogar eine Maulschelle gegeben hatte, mochte er nun nicht geradewegs zu dem erzürnten Markgrafen ziehen, um nicht über die üble Behandlung der Schwester von demselben Vorwürfe zu hören. Die Kinder sollten die Aussöhnung vorbereiten. Mit einer stattlichen Begleitung wurde also Schweinichen zum Markgrafen hingesandt, um sie abzuholen. Allein auch dieser Anschlag mißlang; der Markgraf ließ die Kinder nicht fort, sondern dem Herzog spitzig sagen, er sollte vorerst seine Schwester, die Herzogin, besser ehren und halten. „Mit dieser Antwort mußte ich," sagt Schweinichen, „von Ansbach abziehen und ward von den Thoren geblasen, da ich wegzog:

Hat dich der Schimpf berauen,
So zeuch nun wieder heim!

und wie etwa das Lied weiter geht."

Obwohl nun also auch dieser Anschlag fehlgeschlagen und dem Herzog Geld mangelte, lebte er nichtsdestoweniger lustig und in Freuden. Trunk und Spiel brachten ihm die Zeit hin und am Ende hatte er zu Nürnberg im Spiel 255 Thlr. gewonnen, woraus er silberne Schüsseln machen ließ. Verzehrt hatte er 270 Thlr., und als der Wirth nicht mit baarem Gelde konnte befriedigt werden, bekam er zum Unterpfand ein Kleinod, welches auf 250 Thlr. geschätzt war. Beim Abzuge erhielt der Herzog vom Rath einen schönen Gaul und 100 Fl. zur Verehrung.

Wir treffen unsern Reisenden wieder in Augsburg. Es war hier ein

köstliches Leben. „Es war J. F. Gnaden und unser Thun nur dieses, daß wir spazieren gingen, in die Kirche, Zeug- und Proviantháuser, uns nach schönen Jungfern umsahen, soffen, spielten, lustig und guter Dinge waren. Wie denn zu Augsburg solches wohl sein kann und Gesellschaft genug vorhanden." Der Herzog spielte täglich mit den Geschlechtern und hatte am Ende (in $3^1/_2$ Wochen) an 170 Thlr. gewonnen. Dazu kamen manche Festlichkeiten, Hochzeiten und Gastmähler, daß es dem Schweinichen manchmal vorkam, er wäre „mehr im Himmelreich, oder im rechten Paradiese." Auch bei dem reichen Fugger waren sie, der sie wohl tractirte und dann in seinem gewaltigen Hause herumführte. Dies war so groß, daß der römische Kaiser auf dem Reichstage mit dem ganzen Hofe Raum darin gehabt. „Da hat der Herr Fugger J. F. Gnaden in ein Thürmlein geführt, darin hat er von Ketten, Kleinodien und Edelgesteinen, auch von seltsamer Münze und Stücken Goldes, als wie Köpfe groß, einen Schatz gewiesen, über eine Million Goldes werth. Hernach schloß er einen Kasten auf, voll von Dukaten und Kronen, eine Summe von 200,000 Gulden, die er in Wechseln dem König von Spanien lieh. Darauf führte er den Herzog auf dasselbe Thürmlein, welches von der Spitze an bis in die Hälfte hinunter mit lauter guten Thalern gedeckt war. Sagt: es wären ungefähr 17,000 Thlr. Damit bewies er J. F. Gnaden große Ehre und beineben auch seine Macht und sein Vermögen."

Da nun in der Herberge täglich viel aufging, so daß außer den 250 Thalern, die bereits gezahlt waren, der Wirth noch 1300 Thlr. zu fordern hatte, so suchte der Herzog ein Anlehen zu machen. Aber Herr Fugger lehnte die Bitte um 4000 Thlr. ab, verehrte jedoch dem Fürsten 200 Kronen und einen schönen Becher im Werthe von 80 Thalern, dazu ein stattliches Roß, mit einer schwarzsammtenen Decke behangen. Auch der Rath ließ sich auf 4000 Thlr. nicht ein, zeigte sich jedoch willig, auf ein Jahr dem Herzoge gegen Revers 1000 Goldthaler ohne Interessen vorzustrecken; außerdem schenkte er ihm gleichfalls ein treffliches Pferd. Hiermit war dieser wohlzufrieden. Es erhielt nun der Wirth die vom Rathe erhaltene Summe auf Abschlag, das Uebrige (im Ganzen waren 1470 Thlr. verzehrt) mußte er gegen Revers auf zwei Monate borgen. Um Reisegeld zur fernern Fahrt zu erhalten, wurde bei einem Kaufmann das Silbergeschirr versetzt, das zum Theil erst bei nürnbergischen und augsburgischen Künstlern gemacht war; sie erhielten darauf 800 Thlr., obwohl es einen

Werth von über 1200 Thlr. hatte. Nach einem stattlichen Bankett, das der Wirth noch auf Rechnung lieferte, ging die Reise weiter.

Beim Abte von Kaisersheim blieben die Reisenden 3 Tage; dieser, obwohl er ein Anlehen abwies, schenkte ihnen 50 Kronen. Vom Abte von Elchingen war auch nichts zu borgen, doch verehrte er dem Herzoge gleichfalls 30 Kronen. Im Kloster Marchthal dagegen waren sie nicht gern gesehen. Der Abt von Zwiefalten gab 50 Thlr. Hier blieb das Gefolge einstweilen liegen, während der Herzog nach Heidelberg zum Kurfürsten ging. Nach einiger Zeit, nachdem ein Gesuch im Auftrage des Herzogs an den Grafen von Hohenlohe um 5000 Gulden für Schweinichen fruchtlos abgelaufen war, kam endlich von Heidelberg an die mittellose Dienerschaft nebst 100 Fl. die Aufforderung nachzukommen. Schweinichen stellte nun dem Abte, nach der Anweisung des Herzogs, die entlehnten 50 Thlr. zurück und erhielt als Verehrung 20 Gulden. „Und zog also folgenden Tages, da ich mich den Abend zuvor mit dem Herrn Abt durch einen starken Rausch geletzet hatte, im Namen Gottes mit J. F. Gnaden Gesindlein nach Heidelberg fort."

Mittlerweile hatte der Herzog sich an dem Zuge betheiligt, den di deutschen Protestanten unter Pfalzgraf Johann Kasimir zur Unterstützung der Hugenotten nach Frankreich unternommen hatten. Die Einzelnheiten dieses Intermezzos übergehen wir. Für den Herzog war es von besonderer Wichtigkeit, daß er nach dem ziemlich erfolglosen Zuge eine Bestallung für einen s. g. Nachzug annahm. Demgemäß sollte er allemal nach empfangener Aufforderung in 4 Wochen mit 3000 reisigen Pferden und 4000 Knechten nach Frankreich zum Prinzen Condé ziehen; für seine Person bekam er dafür nach geschehener Aufforderung einen Monatssold von 2500 Kronen, inmittelst aber ein Wartegeld von monatlich 2000 Kronen. Die folgende Zeit ging die Reise von einem Orte zum andern, unter beständigem Saus und Braus, wozu theils das Wartegeld verwendet wurde, theils aber die Mittel auch durch Borgen, Betteln und Versetzen werthvoller Kleinode aufgebracht werden mußten. In Frankfurt a. M. ruhten sie drei Wochen; der Versuch, bei dem Rathe die Summe von 4000 Thalern zu borgen, schlug fehl, und auch bei den Kaufleuten war der Kredit des Herzogs so schlecht, daß ihm keiner etwas vorstrecken mochte. „Aber auf mein Brief und Siegel," erzählt Schweinichen, „ward mir angeboten, 1000 Kronen und auch mehr zu leihen, durfte es aber J. F. Gnaden nicht anmelden,

denn wenn ich es angezeigt, hätte ich es aufnehmen müssen und mich davor anheischig machen; darunter wäre ich in merklichen Schaden gerathen. Derowegen hielt ich das Maul übereinander und bitt' was ich konnte."

Dessenungeachtet wollte der Herzog nicht wieder in sein Land zurück, sondern beschloß nach Köln am Rhein zu ziehen. In Mainz lagen sie einen Tag still und wurden wohl aufgenommen. Es schickte der Herzog seinen Hans von Schweinichen zum Kurfürsten und ließ um ein Darlehen von 500 Thlrn. bitten, aber der Kurfürst entschuldigte sich, daß es ihm nicht gebühren wollte J. F. Gnaden Geld zu leihen, weil er wider den Papst und den König von Frankreich diene. Damit er ihrer aber los ward, verehrte er ihm auf Schweinichens Bitte 50 Kronen. Auch der Pfalzgraf von Simmern sollte von den Durchziehenden heimgesucht werden. Indem dieser den Vater Schweinichens recht gut kannte, suchte Herzog Heinrich diesen Umstand zu benutzen. Erst sollte Schweinichen für sich 200 Thlr. borgen, aber dieser weigerte sich, weil er das Geld nicht wieder bezahlen könnte; das Ansuchen im Namen des Herzogs darauf lehnte der Pfalzgraf ab, obwohl er dem unterhandelnden Schweinichen 100 Kronen für sich zu leihen erbot, ihm auch, zu einem Nothpfennig, da er das Anerbieten nicht annahm, 20 Kronen schenkte. „Wie ich nun J. F. Gnaden berichtete, daß ich beim Pfalzgrafen nichts ausgerichtet hätte, wären J. F. Gnaden lieber unmuthig gewesen, denn die Noth drang J. F. Gnaden, weil sie über 2 Thlr. nicht hatten; derowegen lernet es die Katze mausen, wenn sie nichts mehr zu fressen hat, und heißt recht: Katze, fange die Mäuse. Darum sprachen J. F. Gnaden den Pfalzgrafen selbst an." Endlich schenkte dieser dem Herzoge 100 Thlr. — Nun ging die Reise gen Köln. Hier kamen sie den 20. Febr. 1576 an mit großer Pracht und 8 Trompetern, welche in dem Schiffe allezeit bliesen. Das Volk lief herbei, „vermeinte nichts anders, denn daß wir reiche Leute wären und hätten Geld und Gut genugsam und könnte bei uns kein Mangel sein; kann aber mit Bestand sagen, daß J. F. Gnaden in ihrem Beutel nicht mehr als 1½ Thaler hatten (und waren noch auf 2 Nachtlager schuldig geblieben), die J. F. Gnaden doch vor arme Leute austheilet, bis sie ins Losament gekommen. Haben also nicht mehr als 14 Albus, das ist ungefähr 11 Weißgroschen, ins Losament gebracht, das also den Sergeanten, so das Zeug aus den Schiffen trugen, nicht zu lachen war."

Das Erste also war, daß Schweinichen seine eigene goldene Kette

sofort für den Herzog um 65 Thlr. bei einem Juden versetzen mußte. Dabe wurden ihm selbst nicht einmal 6 Thlr. zugestanden, die er von dem Gelde für sich haben wollte. Doch tröstete er sich, indem er einen Nothpfennig von 50 Goldstücken in seinen Hosenlatz genähet hatte. In Bonn war als Pfand für das unbezahlte Nachtlager ein Knecht mit einem Rosse liegen geblieben, dieser mußte mit 31 Thlr. ausgelöst werden. Ferner war den ersten Abend Musik und ein stattliches Bankett, was auf 82 Thlr. kam. Der Herzog hatte ein Gefolge von 45 Personen und 32 Pferden, so daß nicht abzusehen war, wie das lustige, liederliche Leben fortzuführen sei — also Schwierigkeiten über Schwierigkeiten! Doch gab der Herzog auf alle Vorstellungen nicht viele gute Worte, sondern meinte, wenn er nur zwei Tage hinkomme, daß er bekannt würde, so wollte er sich schon Geld verschaffen. Schweinichen mußte also mit dem Wirthe einen Akkord schließen. Als nun aber der Sonnabend kam und der Wirth seine Rechnung von 578 Thalern bezahlt haben wollte, wußte man keinen Rath; der Sekretär des Herzogs, hieß es in der Verlegenheit, sei mit der Kasse noch zurückgeblieben, wenn er ankomme, solle gezahlt werden. Der Wirth ließ sich damit gutwillig noch eine Woche hinhalten. Um nun doch wenigstens Geld zu den gemeinen und täglichen Ausgaben zu haben, mußten wieder einige Kleinode, goldene Rosen und Ringe, versetzt werden — Tropfen nur auf einen glühenden Stein, oder hier vielmehr in den Schlund unersättlicher Schlemmer! „Es wollten sich aber J. F. Gnaden sehen lassen, ließen täglich zu Tisch mit acht Trompeten blasen und die Kesseltrommel schlagen und hielten sich ganz fürstlich. Wenn die Trompeten gingen, so ritt es auf allen Gassen zu, als ob ein König allda läge, und war ein groß Gefresse und Gesäufte."

Als am folgenden Sonnabend der Wirth Geld haben wollte, war natürlich nichts da. Glücklicherweise kommt endlich ein Brief vom Sekretarius an, er werde sich binnen 8 Tagen mit einem Stück Geld einfinden. Es ließ sich darum der Wirth noch einmal beschwichtigen, obwohl er allein für diese Woche 643 Thlr. bekam. Nun war jedoch die Noth groß, indem der Wirth allerdings nicht länger mehr als 8 Tage noch borgen konnte. Der in Folge dessen gehaltene große Rath beschloß, sich an die Verwaltung der Stadt zu wenden und sie um 10,000 Thlr. ansprechen zu lassen. Es ward also an den Rath eine großartige Gesandtschaft geschickt, die auch von ihm mit allem Glanze aufgenommen ward. Nach dem Vortrag der Sache ward sie von 30 Stadttrabanten wieder in das herzogliche Losament begleitet.

Die Erwiderung auf den Antrag selbst sollte schriftlich erfolgen. Der Herzog lebte in guter Hoffnung. Endlich „so kommen drei alte Leute, haben vor sich einen gehen, so roth und weiß gekleidet, der hatte einen großen Pergamentbrief mit einem großen Insiegel in den Händen.“ Und darin war eine abschlägliche Antwort enthalten. Das überreichte Geschenk, 200 Reichsgulden, war für diesen harten Schlag nur eine sehr geringe Beruhigung. Alle weiteren Schritte blieben fruchtlos, auch die Kaufleute, ferner die umwohnenden Grafen und Herren ließen sich zu nichts bewegen. Endlich kam gar die böse Nachricht, S. Kaiserl. Majestät habe den 17. April bis auf fernern Bescheid den Herzog Friedrich IV. in Liegnitz zum regierenden Herrn eingesetzt und den Herzog Heinrich also seiner Macht verlustig erklärt.

Nun kam das Unheil unaufhaltsam. Der Wirth drang auf Abrechnung; als diese stattgefunden hatte, forderte er ein Bekenntniß der Schuld im Betrage von 2354 Thlr.; als er dieses empfangen hatte, klagte er bei dem kurfürstl. Hofgerichte und legte auf sämmtliche Rosse und Fahrnisse des Herzogs Arrest. Die Einrede des Herzogs, er sei ein Fürst des Reiches, stände nicht unter dem Hofgerichte, sondern lege Berufung gen Speier an das Kammergericht ein, ward verworfen. Wenn nicht binnen 8 Tagen die Forderung des Wirthes erledigt sei, so sollte sofort alles geschätzt und verkauft werden. Eine Gesandtschaft an den Kurfürsten selbst richtete nichts aus. Der Herzog zog sich in seiner Noth zum Herzog von Kleve zurück und ließ sein Gesinde dahinten. Nach 8 Tagen wurden also die Pferde und die Kutschen, und zwar auf 2926 Thlr. geschätzt. Nur durch ein energisches Auftreten erlangte Schweinichen, daß die Pferde nicht an der schimpflichen Staubsäule, sondern im Stalle taxirt wurden, sowie daß der Wirth im ordentlichen Wege sein Recht geltend machen mußte. Während des Prozesses hatte dieser auch die 23 Pferde zu füttern und 6 sie bedienende Knechte zu unterhalten; die Uebrigen vom Gefolge, 34 Personen, zogen während dessen in eine andere Herberge. Dies Wesen dauerte 18 Wochen lang.

Einen Theil des Unterhaltes zu Köln trugen auch die 2000 Kronen Wartegeld, welche der Herzog bezog, aber das meiste blieb an den Rittmeistern und Hauptleuten hängen, die er unterhalten mußte. Auch 1000 Goldgulden, die er vom Herzog von Kleve bekommen hatte und womit er wieder nach Deutz kam, wurden verausgabt, ohne daß seine mißliche Lage sich im geringsten geändert hätte. Beinahe hätte er von Utrecht eine bedeutende Summe wegen einer vorgeblichen Beleidigung erpreßt, und zwar durch

die Vorspiegelung seiner großen Macht, wenn nicht im entscheidenden Momente die Stadt durch die Spanier eingenommen worden wäre. In seiner Verzweiflung kam der Herzog endlich auf den wunderlichen Gedanken, nach England zu schicken und um die Königin zu werben — „und um sie beineben um 50,000 Kronen zu leihen anzusprechen.“ Den Einwand, er sei ja schon verheirathet, wollte er nicht gelten lassen, sondern berief sich auf den Landgrafen von Hessen, der auch zwei Gemahlinnen gehabt habe. Doch ließ er sich endlich von seiner Narrheit noch abbringen. In dieser Zeit traf den Schweinichen das Unglück, daß ihm der Hosenlatz, der wie oben erwähnt, seinen ganzen Schatz barg, diebischer Weise von der Kammer genommen ward. Dieser Verlust, da er nun ohne Mittel war, traf ihn sehr hart, noch härter aber, wiewohl die Folgen erst später kamen, ein Streich, den ihm der Herzog selbst spielte. Es erbot sich nämlich Christoph Braun, ein Landsknechthauptmann, diesem 1600 Gulden zu leihen, dafern Schweinichen Bürge für die Summe werde. Schweinichen weigerte sich, er habe kein Eigen, zudem auch kein Siegel; er bat darum den Braun, er wolle ihn dem Herzoge nicht zum Bürgen vorschlagen. Als dieser aber darauf besteht, schickt der Herzog heimlich zu einem Steinschneider, läßt Schweinichens Wappen stechen und siegelt damit. Braun zahlte darauf die Summe. Späterhin ließ sich Schweinichen auch bereden, seinen Namen als Bürge unter die Schuldverschreibung zu setzen, wiewohl er im Beisein des Herzogs dem Braun offen sagte, daß er seine Bürgschaft nicht zu halten vermöge.

Dies Geld bildete den Stock zu einem kleinen Kapitale, das sich endlich in der Hand des Herzogs ansammelte. Dazu borgte der Sekretär des Herzogs von Kleve ihm 1375 Thlr. Obwohl wegen eines Friedensschlusses dem Herzoge die französische Bestallung aufgekündigt war, so erhielt er schließlich wenigstens noch 1000 Kronen. So konnte denn der kölnische Wirth endlich bezahlt werden, was denn mit 2355 Thlr. — aber nicht ohne mehrfache schließliche Plackereien und Possen — geschah. Im Ganzen hatte der Herzog zu Köln 9000 Rthlr. gelassen. „Neben einem tapfern Ansehen zog er aus der Stadt Köln, mit 6 Trompetern und einer Kesseltrommel, neben 54 reisigen Rossen durch die ganze Stadt und hat sich vor jedermann sehen lassen, daß also die Ehre gleich groß war, als die Schande wegen des Arrestes gewesen.“ — —

Wir schließen hier unsern Auszug. Die Fortsetzung der Reise war wie der Beginn. Während der Herzog, seiner Regentenpflichten und seiner

Ehre uneingedenk, schmachvoll im Reiche herumzog, von einem der kleinen Höfe zum andern sich fortbettelnd, bei Juden und Christen borgend und geschenkten Schmuck versetzend, wurde zu Liegnitz eine Kommission gehalten, um von des Herzogs Schulden einen Ueberschlag zu machen. Es fanden sich an Schulden 163,443 Rthlr. und 123,945 Rthlr. Schäden und Zins; ferner 28,053 Rthlr. gemeine Schulden, Besoldung der Diener und Pferde und anderes, daß also die ganze Summe sich auch 485,466 Rthlr. 25 Weißgroschen belief. „Dies gab J. F. Gnaden, weil es bald durch alle Lande verschollen, einen großen Stoß." Außerdem brachten die Bürgschaften, wozu er so manchen seiner Unterthanen veranlaßt hatte, nicht wenige in Ungelegenheit, Schaden, ja ins Verderben. Schweinichens Vater war auch unter diesen, und eine Bürgschaft für 800 Fl. von Herzog Heinrichs Schulden war der spätere Anlaß von vielem Kummer für ihn und der Beginn des allmäligen Verfalls seiner Verhältnisse, der mit dem Verluste des Familiengutes Mertschütz endete. Unter seinem Kummer erlag der Alte, und der Sohn, unser Hans von Schweinichen, benutzte dies, von dem Herzoge sich einstweilen loszumachen; er kehrte den 20. März 1577 bei seiner Familie wieder ein. „Zog mit J. F. Gnaden auf 6 Tage weg und bin hernach 2½ Jahre außen gewesen und habe in solcher Zeit meinen lieben Herrn Vater verloren, mit dem ich mich dergestalt nicht gesegnet hatte, ihn nicht mehr zu sehen. Habe auch im Wegziehen nicht mehr als ein Kleid und 10 Rthlr. Zehrung gehabt, und wird solche Reise 833 Meilen anlaufen, dem Partikular nach, so ich gezogen habe."

Endlich ließ sich der Herzog im September 1577 durch seine Anhänger bewegen, wieder in sein Land zu kommen, das nach des Kaisers Beschluß der Bruder Friedrich IV. regierte. Er wurde von seinen Freunden feierlich empfangen und sein erstes Wort war: „Nun, hier habt ihr mich, was wollt ihr mir geben?" Mit seiner Rückkehr ging aber die Verwirrung im Lande recht an, beide Parteien neckten sich, und die armen Bewohner wußten am Ende nicht, zu wem sie sich halten sollten, um so weniger, da sie der Eine wie der Andere aussog. Herzog Heinrich gerieth nicht selten in die gemeinste Noth und lebte in seinem Lande mehr wie ein Freibeuter, als wie ein Fürst.

Auf diese Zustände kommen wir vielleicht später noch einmal zurück — sie geben ein nichts weniger als ansprechendes Bild jener Zeiten.

Litterarische Uebersichten.

L. Rellstab, Drei Jahre von Dreißigen. 5 Bde. Brockhaus. 1858. Seit wir vor einem halben Jahre die ersten beiden Halbbände des Buches kurz anzeigten und uns eine Besprechung bis zur Vollendung des Werks vorbehielten, ist der Roman nicht nur vollständig erschienen, sondern hat auch so großen Beifall gefunden, daß schon, nachdem erst etwa die Hälfte in den Händen des Publikums war, eine zweite Auflage nothwendig wurde. Das ist für Verfasser und Verleger ein Glücksfall, der Kritiker dagegen sieht sich dadurch in eine Art von Enge getrieben, der er gar nicht zu entgehn vermag. Muß er das Buch loben, so kommt er mit diesem Lobe zu spät; — muß er es tadeln, so steht seinen Aussetzungen das Urtheil des Publikums entgegen. Und wir dürfen es uns nicht verbergen: die Zeiten der souverainen Kritik sind bei Unterhaltungsschriften vollständig vorüber; bei ihnen bestimmt — mag das traurig sein oder erfreulich — die Stimme des Publikums oder vielmehr die Zahl der Leser den gegenwärtigen Werth. Ob dieser ein bleibender sein kann und wird, darnach fragt einstweilen niemand, wie sich auch niemand darum kümmert.

Rellstab hat sich seine gute Stelle in der Litteratur längst gesichert. Er hat manches Buch geschrieben, das von wirklichem Werthe ist, und in allem, was er producirte, finden wir ihn als gewandten, routinirten Schriftsteller, als angenehmen, geist- und gemüthvollen Erzähler; selbst in den unbedeutendsten Stücken ist er wenigstens ein unterhaltender Plauderer. Sein Roman 1812 ist eins der gelesensten Bücher und hat mehr Auflagen erlebt, als man in der Regel von einem belletristischen Buch erwarten darf. Jetzt gibt er diesem Buch in dem uns vorliegenden Werke einen Nachfolger, in welchem er die ersten drei Jahre des dreißigjährigen Krieges, den sogenannten böhmischen Krieg, zum Vorwurf genommen hat — ein Stoff oder, wenn man lieber will, eine Zeit, die mit den darin auftretenden Hauptpersonen schon oftmals als Grund und Rahmen für längere und kürzere belletristische Schöpfungen benützt wurde. Der Verfasser ist erst nach den gründlichsten Studien, nach Durchforschung der Archive an seine Arbeit gegangen; er hat die Gegenden bereist, alle Lokalitäten kennen gelernt, um uns auch das Aeußere richtig und womöglich zeitgemäß zeichnen zu können — mit einem Fleiß und einer Gewissenhaftigkeit, von denen nicht nur die zahlreichen Anmerkungen unter dem Text, sondern auch die Darstellung und Schilderung selbst überall und unwiderleglich Kunde geben und die wir desto rühmender anerkennen müssen, je seltener wir ihnen in Büchern ähnlichen Inhalts zu begegnen pflegen. Das herbeigeschaffte Material ist denn auch vortrefflich geordnet und benützt, und wir müssen gestehn, daß von dieser Seite aus betrachtet, das Buch sich würdig an die Dichtungen anreiht, in denen uns Walther Scott die Vorbilder des historischen Romans lieferte. — Aber — so leid es uns thut — in Bezug auf den Roman des Buchs können wir nicht das gleich günstige Urtheil fällen und müssen bekennen, daß darin auch Rellstab nicht den großen

Schotten erreicht hat. Trotz aller Fehler, die Walther Scott im Einzelnen haben mag, steht er nicht nur an unerschöpflicher Erfindungsgabe und glänzender Phantasie, sondern auch an Wärme des Gefühls, an Leben und Lebhaftigkeit in Schilderung, Darstellung und Charakterzeichnung himmelweit über allen seinen Nachfolgern.

Rellstabs Roman hat uns zum größten Theil eigentlich kalt gelassen — wir vermissen fast überall das selbständige Leben der auftretenden Personen, — so zu sagen, ihr selbständiges Handeln. Der Verfasser erzählt alles, selbst im Dialog ist er immer da, wenn er auch nur mit einer Note zuweilen um die Ecke blickt; und so vortrefflich die Erzählung auch ist, — es kann nicht ausbleiben, daß dabei Leben und Wärme und damit wieder der große Reiz der Natürlichkeit zu kurz kommen. Wir meinen fast, daß dies vorzüglich eine Folge der Fesseln ist, die der Verfasser selbst durch die Masse seiner Vorarbeiten seinem freien Schaffen angelegt hat, all der gar zu gewissenhaften Rücksichten, die er gegen das Material übt, welches ihm doch hauptsächlich nur das Aeußere seines Bildes und einzelne Züge des Innern liefern kann und soll. Wo er sich einmal davon frei gemacht, erscheint er dann auch sogleich als der alte treffliche Erzähler, der uns den Menschen und sein Herz auf das schärfste und sicherste zu schildern weiß, hier heiter und anmuthig, dort schrecklich und ergreifend. Es sind ganz musterhafte Schilderungen und Zeichnungen in dem Buch, — und wir bedauern wahrhaft, daß uns die Ausdehnung des Romans und unser beschränkter Raum das Eingehn auf Einzelheiten unmöglich machen. Wir laden dafür aber unser Publikum ein, selbst zu lesen, sich selbst der Schönheiten zu erfreuen, die ihm überall entgegenspringen werden. Wenn auch der Roman uns gegen das Historische ein wenig zu kurz gekommen scheint — das Buch bleibt immer ein höchst fleißiges, interessantes, werthvolles und, wie man bereits gesehn, von-vollster Anziehungskraft für das Publikum.

Album. Prag. Kober. 1858. Bd. 4 — 19. Je länger wir mit dieser Sammlung bekannt sind und je mehr wir von ihr erhalten, einen desto angenehmern Eindruck macht sie auf uns. Als zwar leichte, aber dennoch meistens recht gute Unterhaltungslecture wüßten wir keine ähnliche Sammlung so zu empfehlen wie diese. Denn es ist vor allem ihr großer Vorzug, daß bisher fast alle einzelnen Stücke durchaus einfach und schlicht, ohne jegliche Prätension uns entgegentraten — sie sollen und wollen unterhalten, und das erreichen sie. Dies können wir auch der jetzt vorliegenden Reihe von Erzählungen nachrühmen. — In Bd. 4 — 7 erzählt uns Arming unter dem Titel: Van Hoboken, eine Geschichte aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, welche uns nach Nord-Amerika führt, und zwar in die damalige Provinz Neu-Niederland, in die Nähe der Stadt Neu-Amsterdam, des jetzigen Neu-York, wo Mynheer van Hoboken, der Patron von Bergen, seinen Sitz hat. Es ist eine brav geschriebene Erzählung mit all den romantischen Ingredienzien, die wir aus Cooper und Washington Irving kennen und liebgewonnen haben, und die hier geschickt und spannend in Anwendung gebracht wurden. — Bd. 8. 9. Julie Burow, Lebensbilder. Die beiden Bändchen enthalten die Erzählungen: Nenuphar; Der Sohn einer Amme; Ein weißes Kätzchen; Der Geist des Martin Grunewald — von denen die zweite und dritte vordem unsere Hausblätter zierten. Preußen und die Mark liefern die Schauplätze für diese kleinen anmuthigen Geschichten. Wir begegnen der Verfasserin auf diesem Felde lieber als auf dem der größern Erzählung oder des Romans. Die „Geschichte" hat ihren Namen bekannt gemacht und sie hat ein höchst bedeutendes Talent für dieselbe. Man kann kaum etwas Einfacheres und doch auch wieder Anmuthigeres und Liebenswürdigeres lesen als diese kleinen Stücke. — Bd. 10. 11. Vorwärts von Ernst Fritze. Eine Novelle aus dem Bürgerleben Magdeburgs von den achtziger Jahren des vorigen Jahrhun-

derts bis zu den Freiheitskriegen. Wir können die Arbeit unserm Publikum mit bestem Gewissen warm empfehlen; sie ist so brav geschrieben, so interessant und so maßvoll, wie wir sie vom Verfasser der Novelle „Charitas" im vorigen Jahrgang des Albums zu erwarten berechtigt waren. — Bd. 12. 13. Aus eigner Kraft, von Bernd von Guseck. Der treffliche Erzähler führt uns diesmal in das Mittelalter, auf Ritterburgen, an Fürstenhöfe, in Bürgerhäuser. Der Held ist Lienhard, das geraubte Kind eines Wiener Bürgers, von dem alten Herrn von Wolfenegg als sein eigenes erzogen, und nach dessen Tode auf sich allein und seine Kraft angewiesen. Durch alle Fährlichkeiten und Schicksale ringt er sich tapfer durch, bis er endlich die Geliebte und eine hervorragende Stellung in der Nähe Maximilians I. erlangt. Trotz ihrer Kürze enthält die Novelle ganz vortreffliche Schilderungen, und die Charaktere sind theilweise wirklich musterhaft gezeichnet. — Bd. 14—16. Neue Stadtgeschichten, von Max Ring. Die Geschiedene, der Waisenknabe, die Erben — heißen die drei Geschichten, in denen uns der bekannte Verfasser diesmal wieder von den Schicksalen und Ereignissen in dieser oder jener Berliner Familie unterhält. Sie sind, wie man es von dem Verf. gewohnt ist, recht brav geschrieben, leiden daneben aber auch wiederum an der Art von Trockenheit, welche dieser Autor niemals ganz überwinden kann. Sollen wir einer Geschichte den Vorzug geben, so würde es „die Geschiedene" sein, an der wir den erwähnten Mangel noch am wenigsten gefunden. — Bd. 17. Cagliostro in Petersburg, von Theodor Mundt, eine Episode aus dem Leben des Abenteurers, mit dem Geschick und der sprachlichen Meisterschaft erzählt, die wir an dem renommirten Verfasser stets zu rühmen haben. — Bd. 18. 19. Im Wald und Schloß, von St. Graf Grabowski. Das ist die schwächste Geschichte des diesjährigen Jahrgangs. So wohlgemeint sie ist, leidet sie doch an ein wenig Confusion, an mancherlei Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten. Dem Leser aber, der nur unterhalten sein will, wird auch dies Stück genügen, denn es ist voll von bewegtem, buntem und wildem Leben.

A. Th. v. Grimm, Die Fürstin der siebenten Werst. 2 Bde. Leipzig. Weber. 1858. Wir wissen nicht, ob der Verfasser das Publikum schon früher mit andern Romanen und Novellen beschenkt hat, oder ob das vorliegende Buch ein Erstlings- — vielleicht auch ein Schluß-? — versuch auf diesem Felde ist. So oder so aber — das Werk eines Dichters ist dieser Roman nicht, sondern nur das eines, allerdings sehr gebildeten, Dilettanten, der entschieden besser gethan haben würde, dem Gelüsten nach der Abfassung eines Romans zu entsagen und dafür einfach „Schilderungen," „Skizzen" oder dergleichen aus dem russischen Volks- und Gesellschaftsleben zu bringen. Der pikante, mysteriöse Titel, anziehende Schilderungen, Charakteristiken von Mitgliedern der höhern Gesellschaft, eine fehlerlose Darstellung, eine gewandte Sprache — das alles ist recht schön und gut und auch nothwendig; aber daraus allein wird noch nicht ohne Weiteres auch ein Roman. Der Verfasser kennt Rußland, wie es scheint, sehr genau, hat sich vermuthlich viel in den besten Kreisen bewegt, scharf beobachtet, viel erfahren, und weiß, nicht ohne Glück, uns von dort vielerlei zu erzählen und anschaulich zu machen. Von manchen Verhältnissen aber und von den untern Regionen weiß er augenscheinlich nur durch Hörensagen, denn da schildert und zeichnet er nicht was ist, sondern was er sich denkt, was er als freundlicher, humaner, hochgestellter Mann sich etwa darüber vorstellt. Zumal gilt dies von deutschen Verhältnissen, Zuständen und Menschen. Der Dorfpfarrer, der Sohn desselben, das Studentenleben, die Verhandlungen und der Verkehr der sich wiederfindenden Geschwister sind, abgesehn von allen dabei auftauchenden Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, mit einer — Naivetät geschildert, die uns — wir wissen nicht, ob mehr ver-

drießt oder zu lachen macht. Und wenn wir dem Verfasser auf seine Zusicherung auch glauben wollen, daß diese hochgestellten russischen Menschen allenfalls so leben können, wie er sie uns zeichnet — bei den deutschen Persönlichkeiten und ihren Zuständen helfen ihm alle seine schönen Worte nichts. Sie sind und bleiben Figuren eines ausgetuschten Bilderbogens, hinter deren Farben nichts ist als Papier. Als Roman verwerfen wir das Buch, als Schilderungen aus Rußland und dem dortigen Leben können wir es dagegen unserem Publikum wohl empfehlen.

Jacob Frey, Zwischen Jura und Alpen. 2 Bde. Leipzig. Weber. 1858. Das ist ein Buch, welches uns einmal wieder eine wirkliche, volle Freude gemacht hat. Die vierzehn Geschichten, welche die zwei Bände enthalten, sind meistens schon früher, aber nur in Schweizer Blättern abgedruckt gewesen und werden daher dem größeren deutschen Publikum ziemlich unbekannt geblieben sein. Wir haben es aber dem Verfasser und Verleger wahrhaft zu danken, daß sie uns nun zugänglich gemacht werden, denn wenn sie begreiflicherweise auch nicht alle von gleichem Werthe sind, so ist die Mehrzahl doch von einer solchen Trefflichkeit, daß wir sie unserm Publikum auf das wärmste ans Herz legen müssen. Eine leichte und glückliche Erfindung, eine wiederum leichte und doch fast überall höchst saubere Ausführung, scharfe Charakteristik, vorzügliche Schilderungen, eine gründliche Kenntniß des Volks und der Lokalität, endlich ein tiefes Gemüth und Gefühl und ein warmes Herz — das ist es, was diese kleinen Geschichten uns auf jeder Seite bieten. Das ist doch wieder einmal ein Dichter, der uns da entgegentritt! — Das Buch gehört zu den besten, die uns seit mancher Zeit vorgekommen. Wir wünschen ihm einen entsprechenden Erfolg.

L. Steub, Deutsche Träume. 3 Bde. Vieweg. 1858. Mit gespannter Erwartung und regem Interesse gingen wir an die Lecture dieses Buches, dessen Verfasser uns bisher bei allem, was wir von ihm lasen, stets bedeutender und anziehender erschien. Leider aber wurde unsern Erwartungen nicht entsprochen, schwand unser Interesse von Seite zu Seite. Wer Lust dazu hat, kann es im Buche nachlesen, was der Verfasser in diesen deutschen Träumen von seinen Helden uns alles vorträumt und vorträumen läßt. Wir erlauben uns nur die Bemerkung, daß uns dies Träumen doch ein wenig gar zu weit über das hinauszugehn scheint, was man sich allenfalls von irgend einem — Deutschen oder Nicht-Deutschen — als „geträumt" gefallen läßt. — Daß der Verfasser schreiben, erfinden, schildern, zeichnen kann, zeigt sich im Buch überall. Aber er umgibt und durchwebt alles mit einer Art von — sei es Humor, Ironie, Sarkasmus, sei es einfach nur Spaßhaftigkeit, die niemand zum ruhigen Genuß kommen läßt, weil sie in dieser Zeile negirt, verhöhnt und lächerlich macht, was in der vorigen uns vielleicht gut und schön nahen zu wollen schien. Ja, der Verfasser begnügt sich nicht einmal mit einer derartig gestalteten Darstellung, sondern dehnt diese Weise sogar auch auf die Namen seiner Personen aus! — Wir glauben gern, daß es genug Leute gibt, welche an dergleichen Gefallen finden; uns jedoch ließ es entweder kalt oder stieß uns auch gänzlich zurück. Wir können das Buch nicht einmal als eine Curiosität oder als etwas Neues empfehlen. Denn das alles ist schon dagewesen, und hat damals nicht mehr Lob verdient als jetzt.

Armand, Bis in die Wildniß. 4 Bde. Trewendt. 1858. Das ist ein seltsames Buch, wie wir uns noch nicht an viele ähnliche erinnern. Es schildert die Erlebnisse eines jungen deutschen Kaufmanns, der nach Nord-Amerika geht, sich dort etablirt, allerlei wundersame Schicksale und Liebesabenteuer zu erleben hat und endlich, enttäuscht, zuerst allein in die einsamen Landstriche am Rio Grande zieht, später sich einige Gefährten nachholt und mit ihnen dort eine Colonie gründet — wie man sieht: halb ein Abenteurer, halb ein Robinson. Die nothwendigen Requisiten: für den

Einen Pistole, Dolch, Kartenspiel, Blut und Liebe — für den Andern unermüdliche Pferde, furchtbare löwenartige Hunde, nie fehlende Waffen — sind alle bestens zur Hand. Nehme man dazu hier und da ein wenig Uebertreibung und überall viel Sentimentalität, so dürfte man die Hauptingredienzien bei einander haben. Wir wollen aber trotz alledem das Buch keineswegs als schlecht hinstellen, sondern wiederholen nur: es ist seltsam! — Eine größere Ungleichmäßigkeit haben wir noch nirgends gefunden. Schwören wir bei dieser Seite auf einen Verfasser, so möchten wir gleich hinterdrein an eine Verfasserin denken. Fühlen wir uns hier durch Schilderung, Darstellung und Zeichnung wirklich angezogen und befriedigt, so kommt uns bei der nächsten Stelle vielleicht fast ein Lachen an über die Unfertigkeit — nicht nur des Dargestellten, sondern auch des Stils und der Darstellungsweise. Wir müssen mit der Bemerkung schließen, daß das Buch einer genauern Sichtung und Bearbeitung bedurft und sie auch verdient hätte.

Paul Stein, Das Haus der Hofräthin. 2 Bde. Leipzig. Herbig. 1859. Wir begegnen unserm alten treuen Mitarbeiter stets gern, möge er uns eine seiner naturwahren Geschichten aus dem Volksleben bringen, möge er, wie hier, ein Familienleben aus der vornehmen, modernen Welt geben. Seine scharfe Auffassung, seine genaue und klare Schilderung, die liebevolle Ausführung finden wir hier wie dort wieder, und die Charaktere dieser Menschen aus höheren Gesellschaftsklassen sind meistens ebenso trefflich angelegt, wie durchgeführt. Wenn wir hie und da einige Stellen abrechnen, wo der Verfasser gar zu nah an die Grenzen der Schönheit und Wahrscheinlichkeit streift, wüßten wir von dem Buch nur Lobendes zu sagen und können es unsrem Publikum als eine unterhaltende und interessante Lecture nennen.

J. Gundling, Deutsche Hiebe. Soldatengeschichten. 2 Bde. Leipzig. Costenoble. 1858. Der erste Band enthält vier, der zweite drei kleinere Erzählungen aus der ältern und neuern Kriegsgeschichte Oesterreichs und Preußens. Einige davon erinnern wir uns früher bereits in Zeitschriften gelesen zu haben. Der Verfasser hat ein höchst beachtenswerthes Talent für dies Genre nicht nur, sondern überhaupt für die Geschichte. Er weiß einen hübschen Stoff auch hübsch und angemessen zu behandeln und den Lesern angenehm und interessant vorzuführen, das zeigt jede einzelne der Geschichten. Dagegen müssen wir den Verfasser darauf aufmerksam machen, daß man grade bei solchen kleineren Stücken sich auf das allerernstlichste vor Uebertreibungen zu hüten hat, wie sie uns hier nicht selten begegnen. Auch auf die Sprache könnte hie und da ein wenig mehr Aufmerksamkeit verwandt sein.

Fr. Gerstäcker, Gold. Ein californisches Lebensbild. 3 Bde. Costenoble. 1858. Mit wahrhafter Freude haben wir dies neue Buch des bekannten Autors in die Hand genommen und durch dasselbe alle unsere nicht geringen Erwartungen erfüllt gesehn. Mit einem Auswandererschiff landen wir in Californien zur Zeit des höchsten Goldfiebers, lernen das Leben in San Francisko kennen und ziehn dann in die Minen und das dortige wilde, gesetzlose, mühselige und wieder lustige Treiben hinaus, bis die meisten Ankömmlinge, welche wir bisher begleiteten, sich gesättigt oder angeekelt wieder der ruhigen, sichern Heimat, dem friedlichen heimischen Glücke zuwenden. Das Buch ist mit Gerstäckers voller Gewandtheit und Frische geschrieben, voll meisterlicher Schilderungen und Zeichnungen. Die Charaktere sind meistens mit nur wenigen Strichen angelegt, und dennoch leben sie vor uns. Andere, die mehr ausgeführt sind, zeigen sich vor uns in der liebenswürdigsten oder erschütterndsten Wahrheit. Am glänzendsten tritt uns jedoch aus dem Buche des Verfassers Erfindungsgabe und die Beherrschung des Stoffs entgegen, welche letztere oft nur eine spielende scheint und dennoch eine sichere und meisterhafte ist, wie wir sie bei wenig andern Autoren finden. — Zu

empfehlen brauchen wir das Buch nicht. Es öffnet sich selber seinen Weg.

An dies neue Buch des Verfassers schließen wir die Anzeige der beiden andern, welche ihm vordem zuerst einen Namen machten, — Die Regulatoren — und — Die Flußpiraten — welche uns, jedes dreibändig und in neuer, stereotypirter Auflage, Leipzig, Costenoble. 1858. — vorliegen. Wir können dieser Anzeige nichts hinzufügen, als daß die trefflichen Bücher nun auch immer mehr die Verbreitung finden mögen, die ihr Inhalt verdient und ihre jetzige Wohlfeilheit erleichtert.

Ebenso müssen wir uns auch mit einer einfachen Anzeige und einem guten Wunsch begnügen bei: K. v. Holtei, Christian Lammfell. 5 Bde. 2te Auflage. Trewendt. 1858. Das ist gleichfalls ein Buch, dessen Trefflichkeit und Liebenswürdigkeit längst anerkannt ist oder doch sein sollte, ein Buch, das uns wie kein zweites zeigt, welch ein Schatz von Innigkeit und Gemüth, Lust, Neckerei und Humor in dem alten Freunde Holtei steckt. Es ist eine kleine bequeme Ausgabe und der Preis sehr gering.

Schwerdt, Aus alter Zeit. — Aus neuer Zeit. 2 Bde. Schlicke. 1858. Wir begegnen dem Verfasser stets mit Vergnügen. Er will Volksschriftsteller sein und eignet sich dazu durch Wahl seiner Stoffe, nutürliche, einfache, anspruchslose Darstellung, durch ein warmes Herz und Gemüth vor vielen Andern. Aus der alten Zeit erzählt er uns zwei Wartburggeschichten — von der heiligen Elisabeth und von Martin Luther. Aus der neuen Zeit bringt er uns zwei recht brav geschriebene Handwerkergeschichten: „Die Wanderschaft im Morgenlande," und: „Handwerk hat einen güldenen Boden." Wir wünschen den beiden Bändchen zahlreiche Leser.

Der Eckmann. Eine Schwarzwaldsage von F. B. Tübingen. Riecker. 1858. Das Büchelchen erzählt uns eine romantische Geschichte aus der Zeit des 30jährigen Krieges anspruchslos und doch unterhaltend und recht gewandt. Besonders müssen wir die Charakterzeichnungen hervorheben, die trotz der großen Knappheit des Ganzen theilweise vortrefflich sind.

Schulmann, Norddütsche Stippstörken un Legendchen. 2te Auflage. Hildesheim. Fincke'sche Buchhandlung. 1858. Ein kleines lustiges Buch mit allerlei Schnurren und Possen, Räthseln und dergl. im Hildesheimer Dialekt. Nicht nur der Dialekt erregt unser Interesse, sondern auch die Bemerkung, daß die meisten dieser Räthsel 2c. auch weit davon, z. B. an der Ostsee, ebenso und fast wörtlich im Volk und bei den Kindern zu finden sind.

Dr. W. Herbst, Die deutsche Dichtung im Befreiungskriege. Ein Vortrag. Mainz. Kunze. 1859. Eine Behandlung dieses Stoffs wäre, selbst in dem knappen Umfang einer Vorlesung, um so dankenswerther, je weniger derselbe der jetzigen Generation in Wirklichkeit bekannt ist. Wer mit Ausnahme der Alten und besonderer Litteraturfreunde, weiß jetzt noch von diesen Dichtungen? — Der Verfasser gibt indessen nicht, was der Titel verheißt, sondern nach einer unverhältnißmäßig langen Einleitung nur eine Entwicklung der Dichtungsweise Schenkendorfs, welchen er sich zum Vertreter aller übrigen damaligen Dichter erwählt hat. Das, meinen wir, könnte man bei dem obigen Titel nur dann gelten lassen, wenn der Verfasser vergleichungsweise zu Werke gegangen wäre, und gegen Schenkendorfs Schwächen die Stärke und die Vorzüge anderer Dichter hervorgehoben hätte. Denn Schenkendorf mag so wacker tüchtig und — anziehend sein, wie er will, in die erste Reihe der damaligen Dichter rangirt er nicht, und was wir bei ihm finden, werden wir, mit sehr geringen Ausnahmen, bei Anderen meistens viel ausgeprägter, bedeutender treffen. —

Der Verfasser sagt in der Einleitung: „wie wir vergebens nach einem deutschen Nationalbewußtsein fragen, das fest und klar aus der Volksstimmung hervorträte, so fehlen auch im Volksmund, wie in der höfischen Dichtung die Lieder, deren Hintergrund das einige

vaterländische Leben wäre." — Wir suchen das weniger im fehlenden Nationalbewußtsein als in dem eigentlichen nothwendigen Charakter des Liedes, welches sich demgemäß stets mehr oder minder an etwas Einzelnes, sei es ein Mann, sei es eine That, anlehnt. Das ist von jeher sich ziemlich gleich geblieben, und wenn der Verfasser trotzdem sagt: mit dem Ende des 30jährigen Krieges ist das Reich zerfallen, Lust und Dichtung des Volks geknickt, so ist diese letztere Behauptung wenig verständlich. Das Allgemeine fehlt nach wie vor, das Einzelne ist aber da — wir erinnern nur an das unsterbliche Lied: Prinz Eugenius.

Ueber Schenkendorf selbst und seine Gedichte dagegen bringt der Verfasser viel Werthvolles und Anziehendes, und von dieser Seite betrachtet, können wir die Schrift wohl empfehlen.

Dr. E. Pilz, Bilder a. d. Mutterleben. — Leipzig und Heidelberg. Winter'sche Verlagshdlg. 1858. Ein nicht nur wohlgemeintes, sondern wirklich gutes, lehrreiches, anregendes Buch, welches an einzelne, meistens der Geschichte und Wirklichkeit entnommene Züge von Mutterliebe und Mutterwirken ernste innige und tiefempfundene Bemerkungen und Reflexionen über Erziehung und Behandlung des Kindes, über die Pflichten und Thätigkeit der Mutter anknüpft. Die Schrift zerfällt in die größeren Abschnitte: Die Mutter 1. als Schutzgeist des jungen Lebens; 2. als Seelsorgerin des Kindes; 3. als Lehrerin des Kindes; 4. als Priesterin der Religion; 5. als Beistand und Rathgeber in spätern Lebensverhältnissen. Das Buch ist so einfach und anspruchslos und dabei so warm und — treu geschrieben, daß wir es als eine gar werthvolle, erquickende und erhebende Lecture der Frauenwelt ans Herz legen dürfen.

G. Weigelt, Die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt. Hamburg. O. Meißner. 1858. Ein Büchlein, das von diesen interessanten und vom Schicksal hart geprüften Landstrichen und Menschen zunächst freilich nur für die zahlreichen Badegäste in Wyk auf Föhr, außerdem aber auch für jeden Gebildeten eine anziehende und lehrreiche Darstellung bringt. Zwei beigegebene Karten: der Insel Föhr und eine größere der gesammten nordfriesischen Uthlande, wie sie sonst waren und wie sie jetzt sind, bilden eine willkommene Zugabe.

Biffart, Geschichte der württ. Veste Hohenasperg. Mit 5 Holzschnitten. — Stuttg. K. Aue. 1858. Eine recht fleißig bearbeitete und anziehend geschriebene Geschichte der alten Landesfestung und des spätern Staatsgefängnisses. Nach der Darstellung früherer Schicksale der Festung und der Belagerung während des 30jährigen Krieges, gibt der Verfasser die Lebensbeschreibungen einiger Staatsgefangenen. Jud' Süß, Schubart, Rieger dürften die bekanntesten und auch für Leser im übrigen Deutschland von Interesse sein.

Von dem: Topographischen Universallexicon des Oesterreichischen Kaiserstaats. Olmütz 1857 ff. In Commission von Johann Neugebauer — liegen uns die ersten sechs Hefte vor und reichen von Aa — Einöderalpe. Das Buch enthält eine Zusammenstellung aller Städte, Märkte, Dörfer, Weiler, Gebirge, Seen und Flüsse der gesammten Monarchie und scheint seinen Zweck — ein Hand- und Nachschlagebuch zu werden — auf das fleißigste und tüchtigste erfüllen zu wollen. Doch dürfte es allerdings für Oesterreicher selbst von größerem Interesse sein als, — wenige Ausnahmsfälle abgerechnet — für die Bewohner des übrigen Deutschlands, da diese schwerlich häufig in die Lage kommen dürften, von einem so ausführlichen Werk Gebrauch machen zu müssen.

Olmütz im Jahre 1848. Druck von Halauska's Universitäts-Druckerei. Es werden uns die Ereignisse erzählt, welche jenes unglückselige Jahr für die Stadt Olmütz heraufführte. Und da sich Kaiser Ferdinand hieher zurückzog und hier zu Gunsten seines Neffen dem Thron entsagte, so bestehn diese Ereignisse allerdings aus mehr, als damals sonst in den meisten Provinzialstädten an der

Tagesordnung war. Die Darstellung ist schlicht und einfach; die beigegebenen Actenstücke sind werthvoll. Die Ausstattung des Buchs zeigt sich alles Lobes würdig.

David Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika. Uebers. v. H. Lotze. — Leipzig. Costenoble. 1858. 2 Bde. mit Holzschnitten, Ansichten in Tondruck, Karten und Porträt. Der Reihe von Reiseberichten, welche die genannte Verlagshandlung seither brachte, schließt sich das vorliegende Buch in würdigster Weise an. Der Verfasser, von dem uns die Zeitungen berichten, daß er eben auf einer neuen großen Entdeckungsreise begriffen ist, ging nach einer mühevoll und arbeitsam verlebten Jugend als Missionär nach Afrika und wirkte dort tief im Lande und ferne von jeder Civilisation sechzehn Jahre lang lehrend, heilend — er ist auch Arzt — reisend und handelnd unermüdlich zur weitern Erschließung des noch immer so geheimnißvollen Erdtheils. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Züge Livingstones zu verfolgen und auf seine Entdeckungen einzugehn. Aber wir können unsern Lesern die Versicherung geben, daß das Buch vor manchem andern einen Platz in der Hausbibliothek verdient. Es sind nicht allein die Erlebnisse und Fahrten, die Reisen und ihre Schrecken und Entdeckungen, die uns ein hohes Interesse einflößen — es ist auch der Charakter des Reisenden selbst, der uns aus diesen einfach geschriebenen und gehaltenen Darstellungen überall so wacker und liebenswürdig entgegentritt, — des Reisenden, der mit seinen wilden Begleitern unermeßliche Strecken durchzieht und sich die störrigen Köpfe und Herzen so verbindet, daß sie mit kindlicher Liebe an ihm hängen. Wir kennen kein ähnliches Buch, das wie dieses, uns neben dem Forscher und Wanderer den Menschen so liebenswürdig vor Augen brächte. — Die Ausstattung ist wie gewöhnlich vortrefflich; die künstlerischen Beilagen sind theilweise von wirklichem Kunstwerth, ohne Ausnahme aber von der saubersten Ausführung.

Aus dem Verlage von Schlicke in Leipzig liegen uns mehrere Kinderbücher vor, welche jetzt, wo das große Kinderfest, die Weihnacht, naht, Eltern und Erziehern willkommen sein werden. A. v. Großmann erzählt den Kleinen in dem Büchlein: Reich und Arm — mehrere lehrreiche und unterhaltende Geschichtchen. — J. v. Großmann bringt ein längeres Stück: die Waschfrau und ihr Pflegekind. Beide Verfasserinnen verstehn nicht nur den Stoff zu wählen, sondern wissen auch den Ton zu treffen, der für das jugendliche Alter angemessen ist. — Dagegen möchten wir die Geschichte: Zwei Jahre auf St. Domingo von M. v. Roskowska — nicht ganz billigen. Kinder vertragen eine tüchtige Dosis Unwahrscheinlichkeit und sogenannte Romantik, aber übertreiben muß man es damit um so weniger, je mehr die jungen Köpfe schon von sich selber zur Uebertreibung neigen. Ueberdies wissen wir das Buch für kein Alter besonders zu empfehlen. Dem Acht — Zehnjährigen dürfte es zu hoch, dem Aelteren doch ein wenig zu unbedeutend sein. — Gerstäcker, der vor drei Jahren ein Jugend-Werk begann: Die Welt im Kleinen für die kleine Welt — und jetzt in zwei Bändchen desselben Europa und Nordamerika schildert, versteht es trefflich, was die Kleinen wollen und was ihnen noth thut. Ueber Geographie und Topographie, über Menschen, Thiere, Pflanzen, Producte wird hier alles summarisch und klar dargestellt und so anziehend geschildert, wie wir es in keinem Buche ähnlicher Art besser gefunden haben. Diese Bücher sind ein wirklicher Schatz für Kinder.

Für diejenigen, welche an Rebus und Räthseln Vergnügen finden, liegt uns aus demselben Verlage vor: Mises, Räthselbüchlein. Die zweite Auflage spricht für seine Beliebtheit. Beim Durchblättern sind wir auf manche geistvoll und witzig versteckte und hübsch versificirte Piecen gestoßen, so daß wir das Bändchen zur Unterhaltung in müßigen Stunden wohl empfehlen können.

So eben erhalten wir noch: Gerstäcker, Der erste Christbaum. Ein Märchen. Leipzig. Costenoble. — und

beeilen uns, das kleine Buch allen Eltern als eine der hübschesten und anziehendsten Weihnachtsgaben zu empfehlen. Der Verfasser erzählt hier wie immer — man kommt nicht davon los; er schreibt hier für Kinder und weiß seinen Stoff demgemäß aufzufassen und durchzuführen; er schreibt auch hier mit glänzender Erfindungsgabe, aus voller, reicher Phantasie und weiß trotzdem den wirklichen, naturwahren, lehrreichen Kern überall festzuhalten. Die Kinder amusiren sich an dem Buch nicht allein, sie lernen auch daraus. — Die Ausstattung ist geschmackvoll und sehr sauber.

Die Deutschen Volksbücher von Gustav Schwab, welche in Stuttgart bei S. G. Liesching. 1858. erschienen sind und auf deren erste Lieferung wir vor einem halben Jahre unser Publikum aufmerksam machten, liegen jetzt vollendet vor uns. Was wir damals von den vortrefflichen Holzschnitten und der ganzen Ausstattung sagten, gilt nach der Vollendung, wo man das Ganze übersehn kann, in noch ausgedehnterem Maße — das Buch ehrt nicht nur die Verlagshandlung, sondern den gesammten deutschen Buchhandel, und ist eine wahre Zierde für jeden Büchertisch. Wir wünschen nur, daß sich auch viele Büchertische diese Zierde erwerben mögen.

Von dem Inhalt ist nicht weiter zu reden. Er besteht bekanntlich in jenen sogenannten Volksbüchern und schönen Geschichten von Fortunat und der Melusine, von den Schildbürgern und dem Doctor Faustus, von der geduldigen Griseldis und dem armen Heinrich, und wie sie sonst heißen, welche in unzähligen Auflagen im Volk verbreitet und ihm liebgeworden sind. Schwab hat sie für das mehr gebildete Publikum bearbeitet, — d. h. geglättet, wenn man so sagen darf. Er hat sich aber wohl gehütet, daran viel zu ändern, denn er begriff, wie das jeder Andere begreift, der sich in diese wundersamen Historien einmal versenkt, daß ihr höchster unvergänglicher Reiz grade in ihrer unendlich einfachen Darstellung und Erzählung besteht. Sie stehn in unserer Prosa auf derselben Stelle, wo die Volkslieder in unserer Poesie; sie sind von derselben Ursprünglichkeit und Unbefangenheit, von der gleichen Naivetät, von derselben ergreifenden Gewalt — ausgelassen und melancholisch, innig und erschütternd, wie Herz und Gemüth des Volkes, aus dem sie hervorgingen — wie die Poesie selbst, die sich in ihnen, so zu sagen, verkörpert hat. Daher besitzen sie noch heut die Anziehungskraft, wie zu den Zeiten unserer fernen Vorfahren, und es wäre ein gutes Zeichen der Zeit, wenn wir uns ihnen wieder mehr zuwendeten — ein Zeichen, daß unser Sinn für wahre Poesie und unser Verständniß derselben an den unzähligen neuen Schöpfungen unserer Prosa- und Verseschreiber noch nicht gänzlich zu Grunde gegangen sei.

Vor einigen Jahren hat sich in Würzburg ein deutscher Verein zur Unterstützung der Hinterbliebenen verdienter Künstler gebildet, an dem sich die höchstgestellten und tüchtigsten Männer von allen Seiten betheiligten. Zur Vermehrung des Fonds wurden in den Statuten mehrere litterarische und künstlerische Unternehmungen in Aussicht gestellt, und ein solches liegt vor uns: Album des deutschen Vereins u. s. w. Herausgegeben vom Central-Ausschuß. Würzburg. Selbstverlag des Vereins. 1858. Das ist ein starker, auf das sauberste ausgestatteter Band Gedichte. Den Reigen der Beitragenden eröffnen die Könige Maximilian und Ludwig von Baiern, und auf den folgenden Seiten finden wir die Dichter, welche jetzt in Deutschland genannt werden, in einer Vollständigkeit versammelt, wie in keinem andern ähnlichen Buch. Wir befassen uns in diesen litterarischen Uebersichten grundsätzlich nicht mit der Anzeige von Poesien; bei diesem Buch müssen wir jedoch eine Ausnahme machen — nicht allein des guten Zwecks wegen, sondern auch, weil es im scharfen Gegensatz gegen viele ähnliche Sammlungen, neben den guten Namen auch wirklich gute und theilweise vortreffliche Beiträge bringt, die ihren Schöpfern Ehre machen. Das Publikum wird bei der Anschaffung die-

ses Albums nicht fehlgreifen. Es gibt sein Geld nicht allein als Beisteuer; es erhält dafür auch eine Sammlung, die vom höchsten Interesse und bleibendem Werth ist.

Zum Schluß der diesmaligen Übersicht führen wir unsern Lesern an: Michelet, Das Insekt. — Vieweg. 1858. Unsere Leser erinnern sich vielleicht noch an das kuriose Buch desselben Verfassers: Aus den Lüften, welches wir vor Jahr und Tag anzeigten. Wir wissen eigentlich nichts anderes über das jetzt vorliegende Opus zu sagen, als was wir damals bemerkten. Es ist der Dilettantismus im schlimmsten Sinne des Worts, der hier seine Einfälle auskramt. Neben dem Benützen und Zusammenwürfeln von fremden Aussprüchen und Beobachtungen tritt der Verfasser selbst stets in der frühern sentimentalen Redseligkeit auf. Es hat mancher Mensch, der die Natur in seinen müßigen Stunden beobachtet, hin und wider darüber allerlei Gedanken und Einfälle, auch geistvolle, ohne Zweifel. Aber wenige möchten die Eitelkeit besitzen, dergleichen Einfälle nun gleich auch für ganz extraordinär zu halten und sie dem Publikum in einem Buch mitzutheilen. Findet man in Frankreich an dergleichen Geschmack — nun wohl, so mag man. In Deutschland, hoffen wir, wird das nicht der Fall sein. Die vorsichtig gehaltene Vorrede des Prof. Blasius in Braunschweig schließt: „Das Buch steht einzig in seiner Art da.“ Wir fügen dem wie vor dem Jahre hinzu: Gott sei Dank!

Seit der Satz dieser Uebersicht begonnen, sind uns noch so viel Bücher zur Besprechung zugegangen, daß wir damit eine gleiche Zahl von Spalten füllen könnten, wie sie dem Leser hier vorliegen. Da aber die Zeit, in der unsere Uebersichten erscheinen, und auch die betreffenden Hefte unserer Zeitschrift gegebene sind, so müssen wir, so leid es uns thut, die Anzeigen bis zum nächsten Quartal hinausschieben. Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen die Verfasser mancher trefflichen Bücher, welche sich dabei befinden, wollten wir nur, was wir jetzt einzig könnten, die Titel der Schriften nennen.

Für diesmal sind wir nur im Stande, noch drei populäre und Jugendschriften anzuzeigen, welche bei Spamer, Leipzig. 1858. erschienen sind. Zwei von ihnen bilden den Anfang eines neuen Unternehmens: Das Buch der Reisen und Entdeckungen. Bd. 1. Dr. Elisha Kent Kane, Arktische Fahrten und Entdeckungen. 2te Auflage, mit vielen Abbildungen ꝛc. Bd. 2. Livingstone's Erforschungsreisen im Innern Afrikas. Die sehr verständige Einrichtung beider Bücher ist von der Art, daß den ausführlichen Auszügen aus den eigenen Reiseberichten der genannten Reisenden, eine ziemlich eingehende allgemeine Schilderung der durchforschten Gegenden, ihrer Bewohner, des Thier-, Pflanzen- und Naturlebens vorausgeht, an welche sich ein kurzer Bericht über die früher in diese Gegenden gemachten Reisen und über das Leben der hier auftretenden Reisenden schließt. Das alles ist zwar kurz, aber klar und übersichtlich zusammengestellt und, wie es scheint, gar lehrreich und unterhaltend geschrieben. Die vielen beigefügten Illustrationen sind eine werthvolle und willkommene Zugabe; die Ausstattung der beiden Bücher überhaupt würdig und sogar splendid.

Das dritte Buch aus diesem Verlage ist der erste Band von: Hellas, Land und Volk d. alten Griechen. Bearbeitet von Dr. W. Wägner — mit Tonbildern und vielen in den Text gedruckten Abbildungen geziert. Das ist ein Buch, das uns sehr angesprochen und das wir nicht nur für die Jugend, sondern auch der großen Menge jener Erwachsenen warm empfehlen können, welche ihre Kenntnisse von der Geschichte des alten Griechenlands angenehm wieder auffrischen und erweitern wollen. Wir freuen uns auf den zweiten Band und werden dann genauer auf dies wohlgemeinte Werkchen eingehn.

Endlich liegt uns noch vor: Argo, Album für Kunst und Dichtung. Herausgegeben v. Eggers, Hosemann, B. v. Lepel. — Trewendt. 1859. Die Leser erinnern sich der frühern Jahrgänge dieses prächtig ausgestatteten Buchs, dessen Inhalt, auf das sorgfältigste ausgewählt, stets so Vortreffliches bringt. Wir müssen uns hier mit der vorläufigen Bemerkung begnügen, daß dieser Jahrgang seinen Vorgängern in keiner Weise nachsteht. Die Ausstattung ist prachtvoll, die Bilder und Initialen von und nach den besten Meistern, die einzelnen Dichtungen von unsern bekanntesten und tüchtigsten Autoren. Genauer auf dies alles eingehn können wir erst in der nächsten Uebersicht, wenn wir selber das Ganze zu übersehn vermögen. Das aber sehn wir schon jetzt, daß des Lobes viel sein wird und der Band die weiteste Verbreitung verdient.
